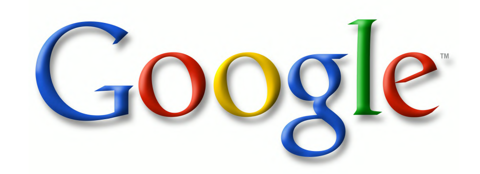
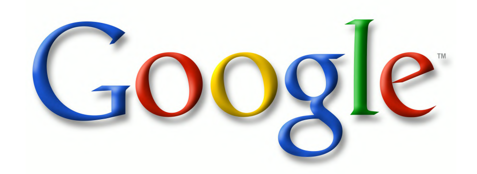
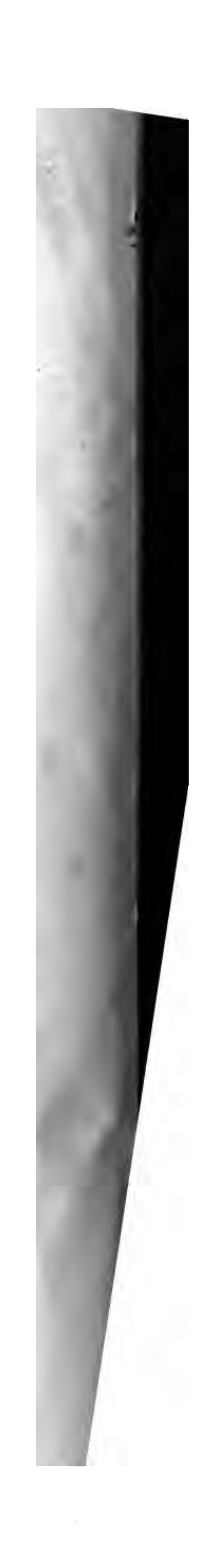




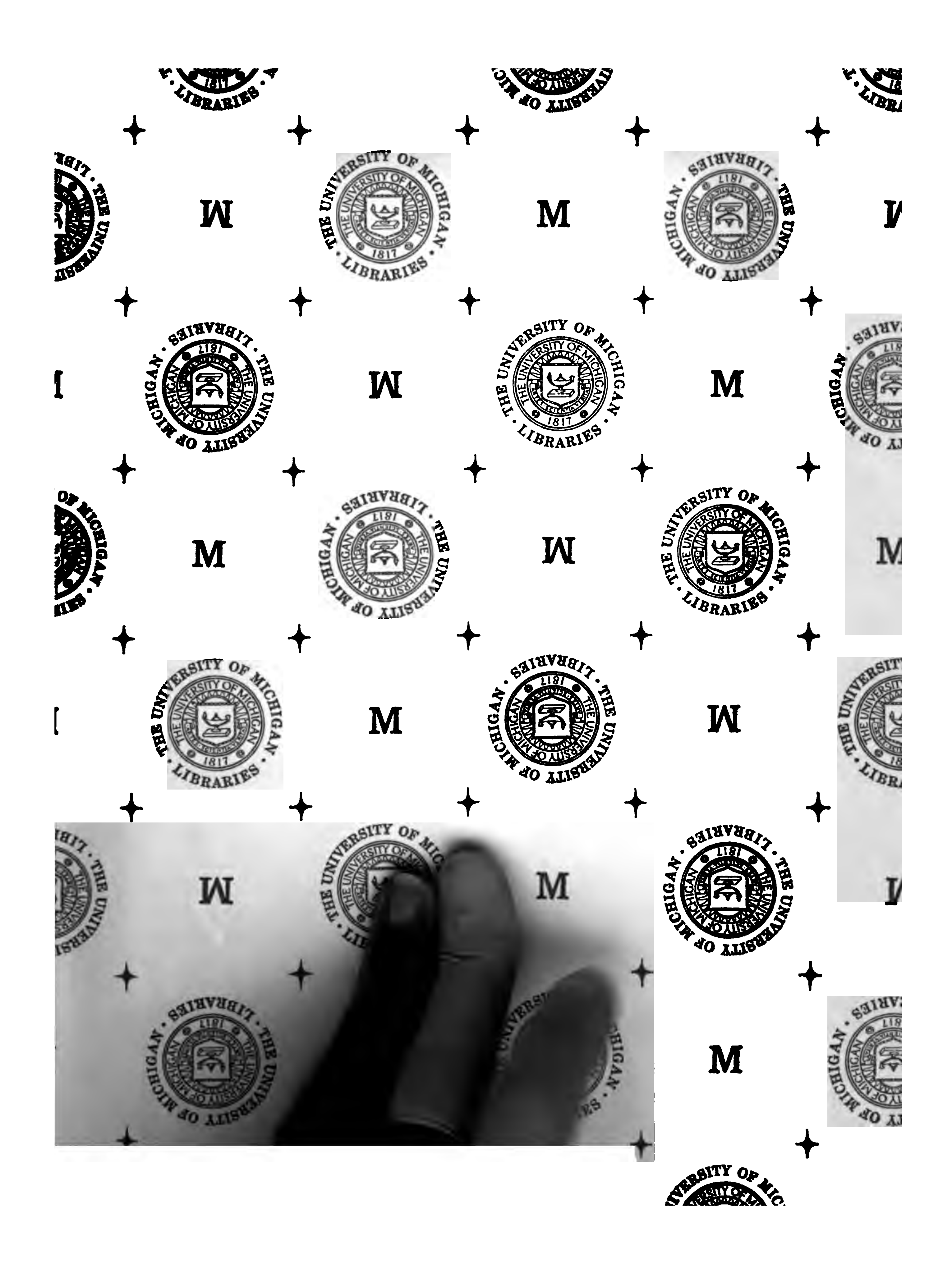


Mit 253 Abbildungen im Text und 52 Tafeln in Vierfarbendruck, Tiefdruck und Doppeltondruck, sämtlich nach französischen Gemälden, Kupferstichen, Ornamenten, Möbeln, Gefäßen und Geräten der Zeit. Der Einband nach einem Original von Derome aus dem Jahre 1772.

Zweite Auflage



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig
Klischees von Meisenbach, Riffarth & Co. in Berlin
Einband von C. Alb. Kindle in Berlin

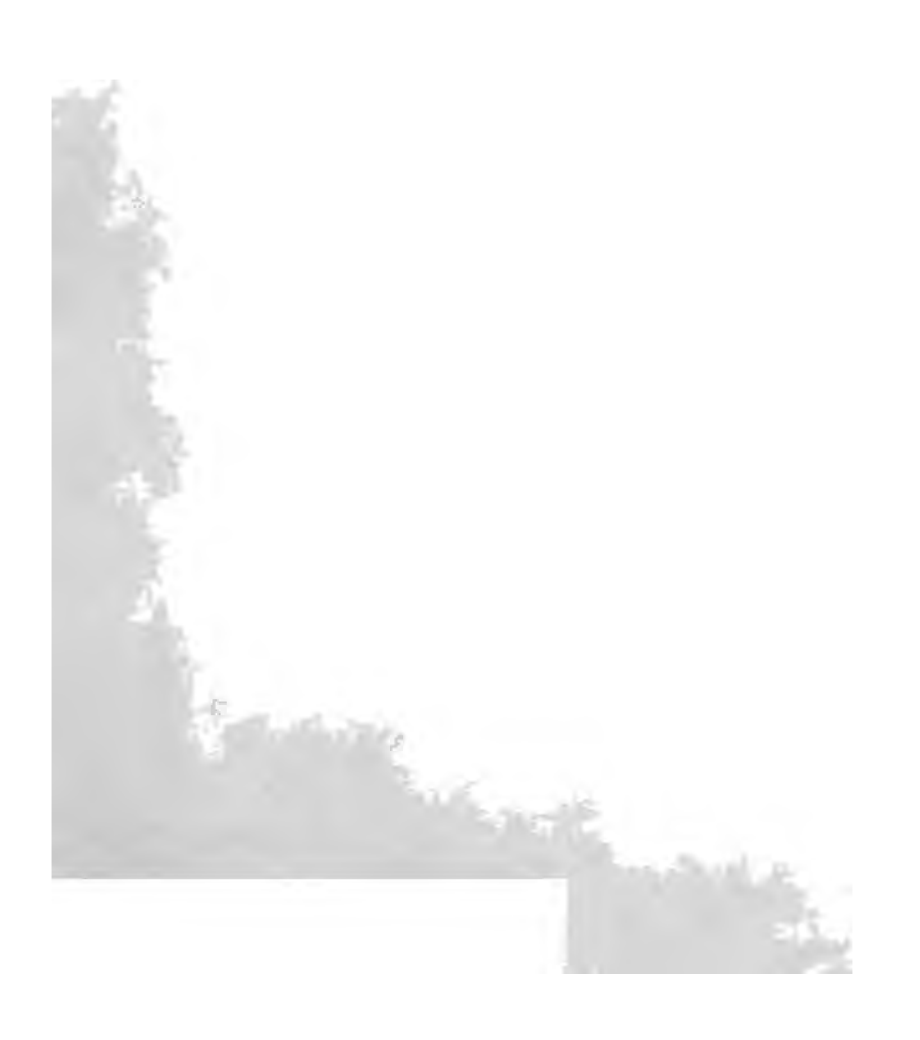




Ludwig XV. bei seiner Krönung 1722. Aus dem Krönungswerk.



Der Regent bei der Krönung Ludwig XV. 1722. Aus dem Krönungswerk.



ROKOKO



INHALTSVERZEICHNIS

Verzeichnis der Bilderbeilagen

Die Ornamentleisten der Kapitelanfänge sind nach Entwürfen von Salembier faksimiliert. Das Schlußstück auf S. 142 ist nach einer Radierung von Babel aus dem Werke, das die Stadt Paris 1745 über die Feste herausgab, die sie zur Hochzeit des Dauphin veranstaltet hatte. Aus demselben Werke stammt auch die Einfassung des Titelblattes.



MADAME DE MOUCHY





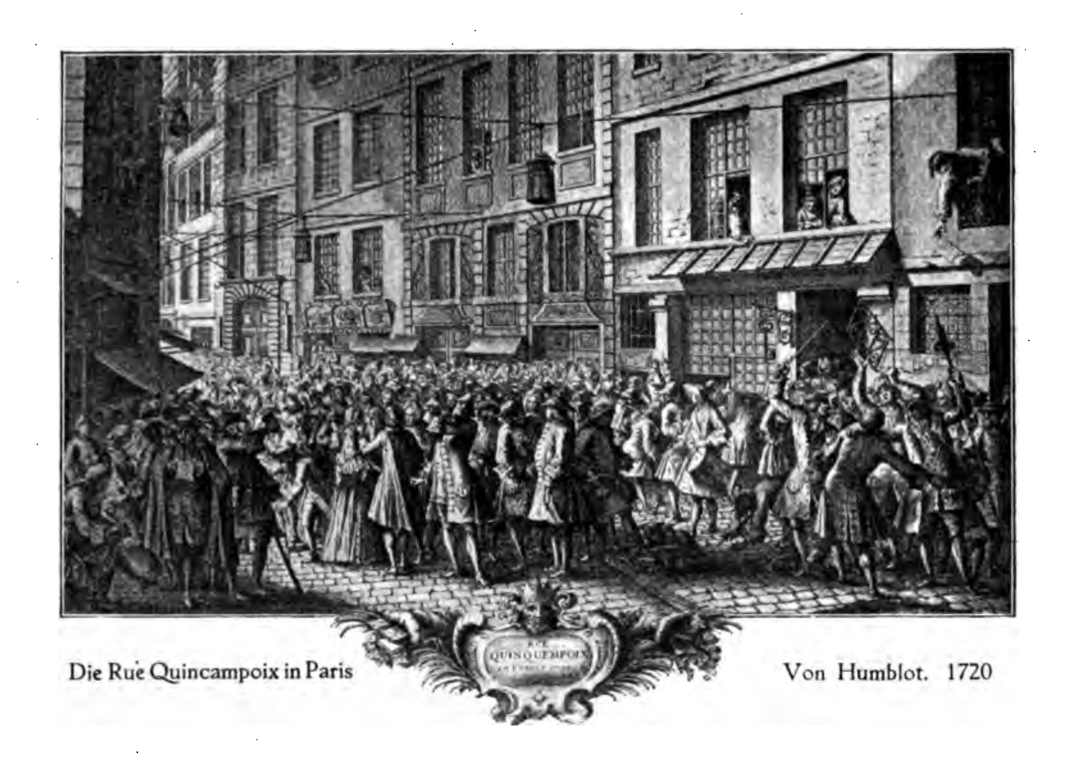
Erstes Kapitel

Die Regentschaft





Die Geschichte Frankreichs im 18. Jahrhundert verläuft zwischen zwei Revolutionen. Die erste setzt an dem Tage ein, an dem Ludwig XIV. die Augen schließt, die zweite an jenem, der den Zusammentritt der Generalstände in Versailles sah. Innerhalb dieses Zeitraums von 75 Jahren vollzieht sich die völlige Desorganisation der alten Monarchie. Die Herrschaft des Sonnenkönigs war eine einzige Gewaltmaßregel gewesen, die zum Besten des Königtums alle Äußerungen des öffentlichen Geistes einem Zwange unterwarf, der Religion, Politik, Wohlfahrt und Literatur einem Zwecke dienstbar machte, der Macht und dem Glanz des absoluten Herrschers. An dieses Ziel hatte der König sein Leben gesetzt und es unter Darangabe seiner persönlichen Freiheit auch erreicht. Hatte er im Anfang seiner Regierung das stolze Wort sprechen können: »Der Staat bin ich«, so konnte er am Ende derselben mit Befriedigung feststellen, daß er alle Widerstände überwunden, alle Gegner vernichtet und dieses Programm seinem ganzen Umfang nach verwirklicht hatte. Frankreich und sein König war eins geworden. Er hat die Rolle des unumschränkten Herrschers, an die er ein Leben gesetzt, bis zum letzten Atemzuge durchgeführt und nicht verraten, ob ihn auf dem Sterbebette nicht Zweifel über den Bestand seiner Schöpfung angewandelt haben. Als der 77jährige sich anschickte, diese Welt zu verlassen, die er mit dem Ruhme seiner Taten, dem Glanze seines Hofes und nicht zuletzt mit der Größe seines Mißgeschickes erfüllt hatte, da waren ihm alle vorangegangen, denen er sein Reich hätte als Erbe hinterlassen können. Sohn und Enkel und selbst der zum Thron geborene Urenkel waren vor ihm gestorben. Die Krone, der er größere Macht verliehen hatte, als je einer seiner Vorgänger auf dem französischen Thron, fiel einem Unmündigen zu, einem schwächlichen Knaben von fünf Jahren. Der Sohn seines Bruders, den er diesem als Vormund zu bestellen hatte, war der präsumtive Thronerbe im Falle, daß dies zarte Kind in unmündigem Alter sterben sollte. Eine Möglichkeit, die um so näher gerückt schien, als die höfische Clique, die den sterbenden Monarchen umgab, dem Prinzen, der zum Regenten während der Minderjährigkeit des neuen Königs bestimmt war, alles zutraute, oder wenig-



Die Rue Quincampoix in Paris — Von Humblot. 1720

im Oktober nochmals 50 Millionen und hatte das zweifelhafte Glück mit anzusehen, daß seine 500-Livres-Aktien im Monat November auf 18000 Francs gestiegen waren. Sie standen 10% höher als das bare Geld. Der kühne und unternehmende Schotte, den der Regent zum Generalkontrolleur der Finanzen ernannt hatte, befand sich auf dem Höhepunkte seiner Erfolge. Sein Unternehmen war weder schwindelhaft noch unsolide, denn in dieser selben Zeit, Herbst und Winter 1719 auf 1720, schwammen 18 große, seinen Gesellschaften gehörige Handelsschiffe mit einer Ladung im Werte von 25 Millionen nach Ostindien. 30 ebenso große waren nach Westindien unterwegs, im ganzen besaßen seine Compagnien damals 105 Schiffe auf allen Meeren. Der rapide Aufschwung der Geschäfte der Lawschen Bank, die damals in ganz Frankreich die einzige ihrer Art war, hatte nun allerdings in Paris ein Spekulationsfieber entzündet, wie es noch niemals in ähnlicher Weise beobachtet worden war, und die Rue Quincampoix, in der der Aktienhandel vor sich ging, zu sprichwörtlicher Berühmtheit brachte. Die Straße war vom Morgen bis zum Abend so von Menschen belagert, daß viele im Gedränge erdrückt wurden, kein Plätzchen vom Keller bis unter das Dach, das nicht von fliegenden



Robert de Cotte
von Drevet nach Rigaud

Bankiers besetzt gewesen wäre. Man erzählt, daß ein kleiner Buckliger, Bombario, der seinen Buckel als Schreibunterlage vermietete, sich dadurch in kürzester Zeit ein Vermögen von 150000 Francs machte. Law selbst wurde von Bittstellern, Aktionären und Handeltreibenden so überlaufen, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte und seine Ausgänge heimlich machen mußte. Im Oktober 1719 schreibt Liselotte ganz empört, daß eine Herzogin, um nur Aktien zu bekommen ihm die Hände geküßt habe.

Der Rückschlag ließ nicht auf sich warten, er trat im November 1719 ein, im Augenblick des höchsten Standes der Aktien. Die Baisse vollzog sich mit unheimlicher Schnelligkeit, unterstützt durch Maßregeln der Regierung, die viel-

leicht nicht hätten weniger glücklich sein können. Um die Aktien der Bank zu halten, verlieh sie dem Papiergeld derselben Zwangskurs, sie ging soweit im Februar 1720, den Gebrauch des baren Geldes überhaupt zu verbieten. Niemand sollte mehr als 500 Livres bar besitzen dürfen, selbst das Tragen von Schmuck und Diamanten wurde untersagt. Das alles konnte die Entwertung des Papiergeldes nicht hindern. Es fiel beinahe automatisch, erst auf $^{2}/_{3}$, dann auf $^{1}/_{10}$ seines Nennwertes und verlor jeden Wert, als die Regierung sich entschließen mußte, ihm einen Zwangskurs in der halben Höhe des Nennwertes zu verleihen. Dieses Dekret vom 21. Mai 1720 war der Todesstoß des Lawschen Systems. Die Empörung war so ungeheuer und so allgemein, daß der unglückliche Urheber ihr zum Opfer fiel. Er wurde am 29. Mai aller seiner Ämter entsetzt und einer Untersuchungskommission überantwortet. Sie fand alles in der schönsten Ordnung, alle Bücher in doppelter italienischer Art geführt. Damals hielt die doppelte italienische Buchführung ihren Einzug in Frankreich. Alle Versuche, die Angelegenheiten der Bank zu ordnen, scheiterten an dem Mißtrauen, das ihr nun in ebenso unvernünftiger Weise entgegengebracht wurde, wie noch kurz zuvor das Vertrauen. Die Compagnie des Indes erbot sich jeden Monat für 50 Millionen Bankbilletts aus dem Verkehr zu ziehen, vergebens. Am 10. Oktober 1720 erklärte die Regierung alle Bankbilletts für ungültig. Da für 2 Milliarden 696 Millionen Papiergeld ausgegeben worden war, war diese Riesensumme, die sich nach heutigem Geldwert auf etwa 8 Milliarden beziffern würde, verloren. Law selbst, dem auch nicht die geringste Unregelmäßigkeit oder Unredlichkeit nachgewiesen werden konnte, erhielt am 14. Dezember 1720 seine Pässe und verließ Frankreich arm, das er als Millionär betreten hatte. Peter der Große trug ihm an, nach Rußland zu kommen und die Finanzen seines Reiches zu verwalten. John Law aber zog sich nach Venedig zurück, wo er 1729 gestorben ist. Wie so viele andere Männer, deren Ideen ihrer Zeit voraus waren, erntete er Undank anstatt der Anerkennung, die ihm gebührt hätte. Er hatte es als seine Aufgabe betrachtet, die französische Marine wieder herzustellen, den Handel zu beleben, die Kolonien in einen fruchtbringenden Verkehr mit dem Mutterlande zu bringen, er wollte die Käuflichkeit der Beamtenstellen abschaffen, eine gleichmäßige Verteilung der Steuern vornehmen, lästige Vorrechte einzelner Klassen zum Besten des allgemeinen Wohles unterdrücken, kurz sein Unternehmen hätte eine Ära ökonomischer und sozial-politischer Verbesserungen eingeleitet, die, hätte man ihm Zeit gelassen sie durchzuführen Frankreich einen ungemeinen Vorsprung in dieser Beziehung vor anderen Ländern gesichert hätten. Statt dessen haben

Unverstand und Habgier aus dem Instrument, das zum Heilen bestimmt war, eine Waffe gemacht, welche die Wunde, die sie berührte, vergiftete, statt sie zu schließen. Bereits die Zeitgenossen bemerkten, daß die Lawsche Bank, so lange der Erfinder des Systems sie allein verwaltete, sich glänzend entwickelte und in ihrem allmählichen Aufschwung zu den größten Hoffnungen berechtigte. Erst als der große Erfolg die hochgestellten Profitjäger auf seine Spur hetzte und in dem finanz-politisch völlig ahnungslosen Lande ein wildes Spekulationsfieber entfesselte, wurde er auf Bahnen gelenkt, die ihn weiterführten, als er selbst gewollt hatte. Es war geradezu ein Verhängnis, daß das Lawsche System durch die Schuld törichter und besinnungsloser Spekulanten zu dem Mißerfolg verurteilt war, der es ereilte. Aber es war nur der erste Fall in einer langen Reihe, die sich das ganze Jahrhundert hindurch wiederholen sollten und immer wieder dazu führten, daß Projekte vernünftiger und sinnvoller Reformen, sobald sie zur Ausführung gebracht wurden, zu nichts anderem führten, als zu immer neuen Mißbräuchen. In der Finanzwirtschaft hat Law den Reigen eröffnet, den Turgot und Necker nach drei Menschenaltern beschlossen. Ein weiteres Unglück war es, daß die Unwissenden, deren Geldgier sie ruiniert hatte, die Schuld davon Law und seinem System zuschrieben. Sie sahen in dem geistreichen Schotten nichts als einen kühnen und gewissenlosen Schwindler, in seiner Bank nichts als ein geschicktes Werkzeug, um anderen das Geld aus den Taschen zu locken. Dieser Umstand war beinahe noch verhängnisvoller, als es der große Verlust an sich schon war; denn er verschob die gründliche Regelung der Finanzen Frankreichs ins Ungewisse. Lange Jahrzehnte hindurch blieb der Begriff einer Bank für das Volk eine Art Popanz, eine Schreckgespenst, bei dessen Erwähnung jedermann seinen Beutel zuhielt, statt ihn zu öffnen. Bis in die letzten Jahre der Regierung Ludwig XVI. blieben Kreditanstalten in Frankreich verboten. Ohne den beklagenswerten Mißerfolg des Systems würde sich auch in Frankreich das Kreditwesen den Platz errungen haben, den es damals bereits in Holland einnahm und eben in England zu gewinnen begann, Laws Zusammenbruch, der nur sehr bedingt dem Unternehmer persönlich zur Last gelegt werden darf, warf Frankreich finanz-politisch um Jahrzehnte in der Entwicklung zurück.

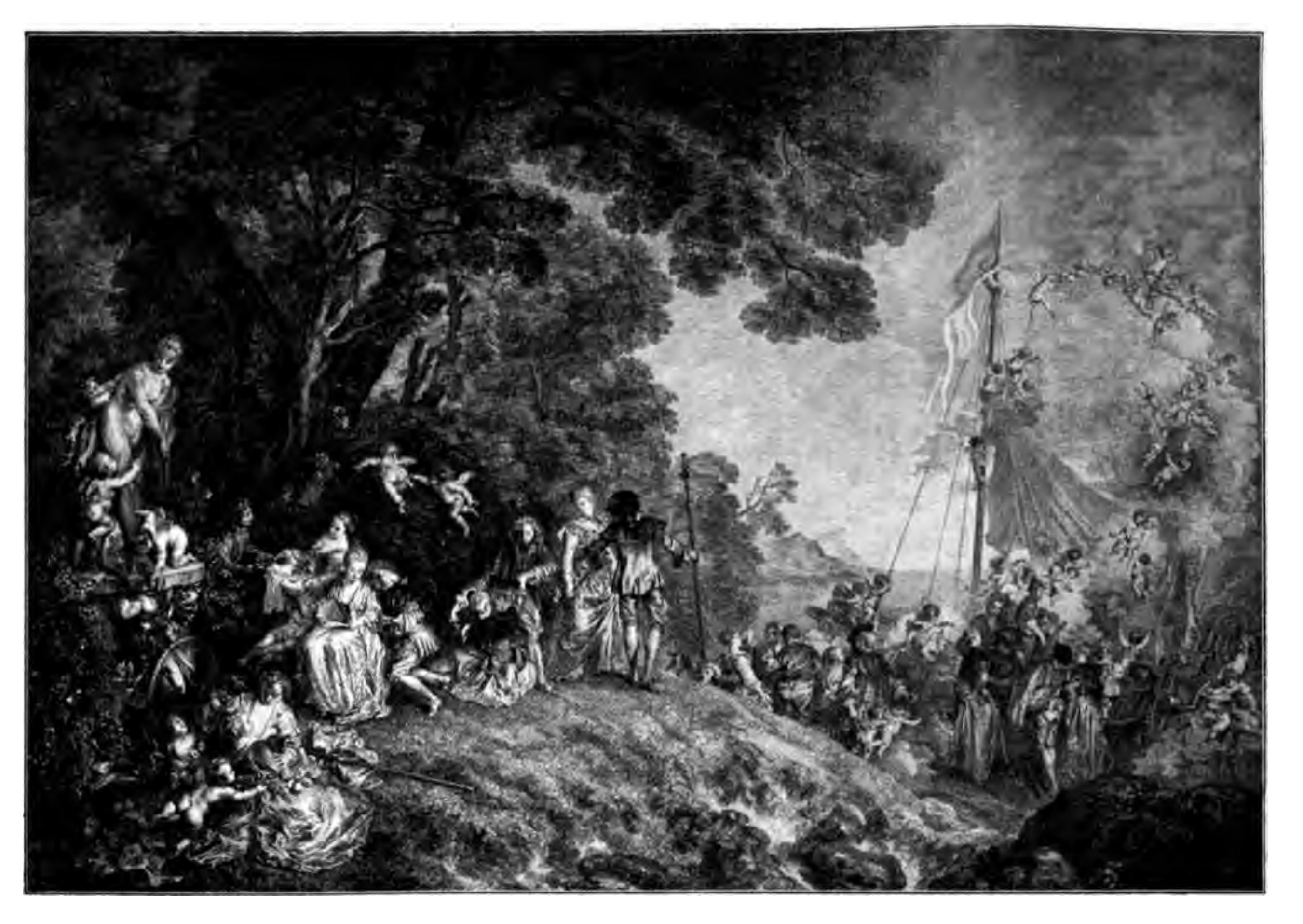
Zu diesem Unheil gesellte sich als Begleiterscheinung eine weitgehende Korruption der öffentlichen Sittlichkeit. Bis dahin war die Familie die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens gewesen, auf ihr beruhten Ehre, Ansehen und die moralische Kraft des Einzelnen wie der Gesamtheit. Das ändert sich mit dem Augenblick, in dem das Geld zu dem Faktor wird, der im Urteil der Gesell-

schaft alles andere überwiegt und dazu führt, daß ein wirklich reicher Mann in der Anschauung seiner Mitmenschen niemals ehrlos erscheinen wird. Dieser Umschwung vollzieht sich in einer so kurzen Spanne Zeit, wie es die Regentschaft der Minderjährigkeit Ludwigs XV. war. Bereits 1733 bemerkt der Pariser Advokat Barbier in sein Tagebuch: »In unseren Tagen wird nichts mehr geachtet als das Geld.« Insofern setzte schon Michelet den Beginn der Neuzeit mit Recht in diese Epoche, der vielleicht deswegen im Urteil der Geschichte etwas Anrüchiges und Unsauberes anhaftet.



Watteau. Selbstportrait

Die wilde Jagd nach dem Reichtum, der sich unterschiedslos alle Klassen hingaben, hat eine Verwischung der Standesunterschiede herbeigeführt, die vor dieser Zeit unbekannt war. Indem Edelleute, Geistliche, Magistrate, Handwerker der Fata Morgana schnellen und mühelosen Reichtums nachjagten, gerieten sie in eine Gemeinschaft der Interessen und der Anschauungen, die alle Schranken zwischen ihnen niederriß, um sie allerdings alle miteinander auf ein niedrigeres Niveau herabzudrücken, als sie vorher eingenommen hatten. Der höchste Adel der Monarchie hatte das allerschlechteste Beispiel gegeben. Es waren zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Bourbon und der Prinz Conti, die als erste versucht hatten, ihre Aktien zu realisieren und dadurch das Signal zu der großen Baisse gaben, die den Ruin des ganzen Systems herbeiführen sollte. Ein anderer der Prinzen aus königlichem Hause, der Prinz Condé, gewann dabei 45 Millionen, der Marquis de la Faye 20 Millionen, Herr von Saint Fargeau 28 Millionen, Frau von Chaumont 127 Millionen usw. In den Kreisen der Finanzwelt rechnete man Vincent Le Blanc einen Gewinn von



Die Einschiffung nach Cythere
Nach dem Gemälde von Watteau gestochen von Tardieu



Das Ladenschild des Gersaint
Nach dem Gemälde von Watteau gestochen von Aveline

19 Millionen, den Bankiers Bernard und Crozat je etwa 100 Millionen nach. Als der Überfluß des Papiergeldes in selbstverständlicher Folge ein Anziehen aller Preise veranlaßte, wußten drei der ersten Herren des Hofadels die Konjunktur auf das geschickteste auszunützen. Der Herzog von Antin kaufte alle Stoffe auf, der Herzog von Estrées die Vorräte an Kaffee und Schokolade, der Herzog de la Force alle Kerzen; alle drei verkauften dann mit Riesengewinnen. Die brave graddenkende Liselotte, die Mutter des Regenten, war vielleicht die einzige, die sich über den Handelsgeist der vornehmen Herren empörte und ihn ihrer Stellung unwürdig fand. Der Durst nach Gold, den der unglückliche Law durch seinen Aktienhandel geweckt hatte, führte noch weiter. Am 22. März 1720 lockte ein Offizier von hohem Adel, ein Graf Horn, einen Bankier in einen Hinterhalt und versuchte ihn zu berauben; es gelang nicht, aber er hatte sein Opfer doch tödlich verwundet, ehe er verhaftet werden konnte. Der Regent gab ein glänzendes und unerhörtes Beispiel von prompter Justiz. Der Missetäter wurde schon am 26. März auf öffentlichem Platze gerädert, ohne Rücksicht auf seinen Adel und unbekümmert um die Fürsprache seiner hochgestellten Freunde und Verwandten.

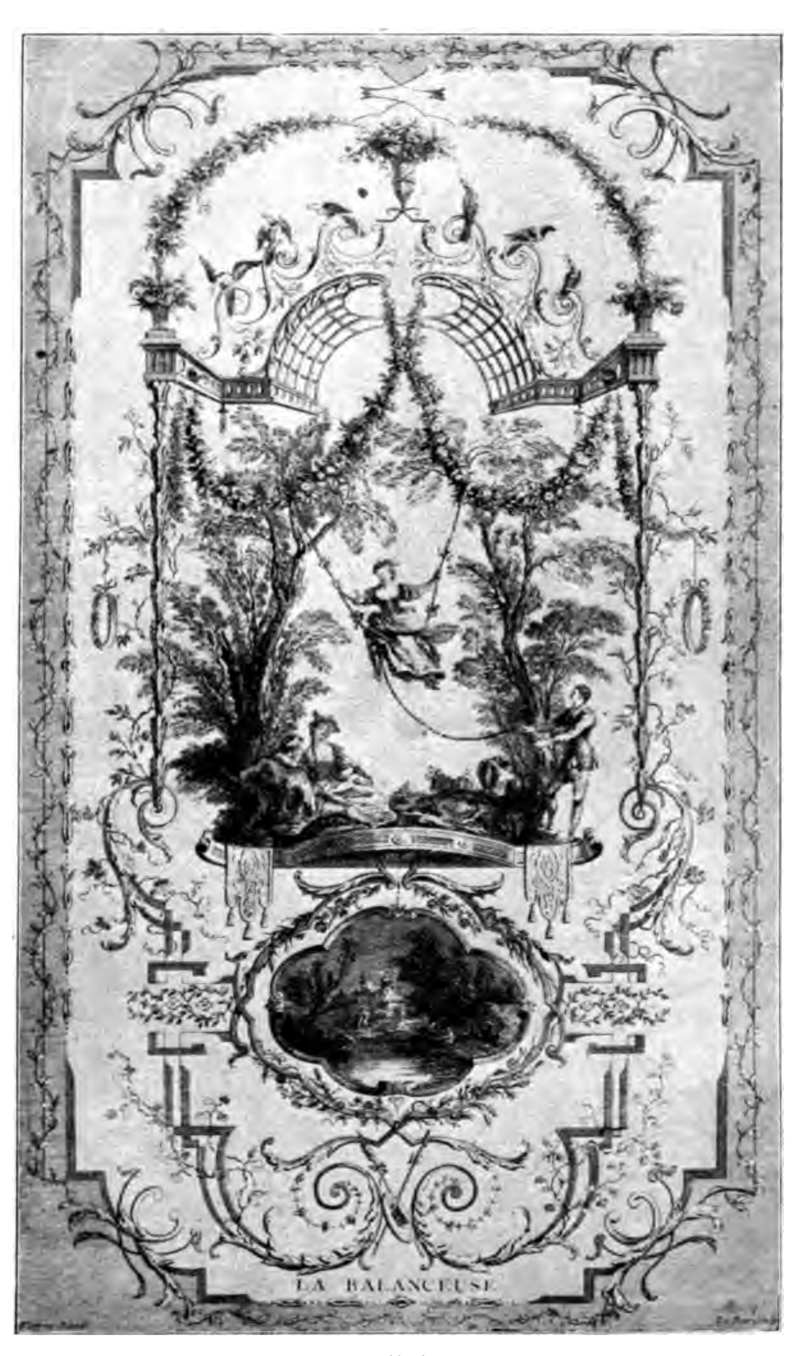
Mehr als das unwürdige Benehmen der Aristokratie fiel den Zeitgenossen auf, eine wie große Zahl von Parvenus durch das Spekulationsfieber zu plötzlichem Reichtum und dadurch zu Ansehen gelangte. Zu diesen plötzlich Reichgewordenen gehörte auch ein Barbiergehilfe aus Montpellier, ein gewisser Bragouze, den die Aktienspekulation zum Millionär machte. Er schwang sich sogar zum Generalsteuereinnehmer auf, aber das leicht gewonnene Geld zerrann ihm unter den Händen, er verarmte ebenso schnell und sah sich genötigt, mittellos ins Ausland zu fliehen. Man erzählt, daß ein witziger Lakai, den ein Vorübergehender nach dem Namen seiner Herrschaft fragte, die durch ihren Putz und ihre ordinäre Sprache auffiel, zur Antwort gab: »Die Dame ist eine Waschfrau, die eben, ohne sich Schaden zu tun, aus dem vierten Stockwerk in eine Equipage fiel.«

Nachdem der Versuch Laws, die Finanzen Frankreichs durch sein System in Ordnung zu bringen, so kläglich mißlungen war, gerieten sie in die Hände bloßer Plusmacher, die sich mit Listen und Kniffen weiterzuhelfen suchten, so gut es eben gehen wollte. Einer der drei Brüder Pâris, Pâris Duvernay, griff wieder einmal zu dem beliebten Mittel der Münzverschlechterung. Er setzte den Louisdor von 27 auf 17 Livres herab und glaubte der Teuerung des Brotgetreides dadurch abhelfen zu können, daß er, ohne Rücksicht auf Angebot und Nachfrage zu nehmen, Höchstpreise festsetzte. Ebenso gedachte er, ohne sich

um die Verhältnisse des Arbeitsmarkts zu kümmern, für die Löhne Mindestpreise einzuführen. Er erzielte aber mit beiden Maßregeln nur eine solche Unzufriedenheit der schon aufs höchste gereizten Bevölkerung, daß er von der Ausführung seiner Ideen wohl oder übel zurückkommen mußte. Nachdem der Druck auf die Finanzwelt einen so überraschenden Erfolg gehabt hatte, dachte er ihn auf den gesamten Kapitalbesitz auszudehnen und schlug vor, jeder, der sich im Besitze eines Vermögens befände, solle nachweisen, auf welchem Wege er dazu gelangt sei. Um darin auch ganz sicher zu gehen, plante er die Archive der Notare zu konfiszieren oder wenigstens mit Beschlag zu belegen, weil sich an diesen Stellen die Besitztitel zu befinden pflegten. Nur der Einspruch des Kanzler d'Aguesseau hat eine Maßnahme verhindert, deren Gehässigkeit unabsehbare Folgen hätte haben können.

Am 22. Februar 1723 wurde der dreizehnjährige König mündig, was er selbst in einem lit de justice aussprach. Ein halbes Jahr zuvor, im Oktober 1722, war er in Reims mit dem ganzen Pomp der alten Monarchie gesalbt und gekrönt worden. Er behielt den bisherigen Regenten als ersten Minister bei. Nicht lange allerdings, denn schon nach dreiviertel Jahren endete ein Schlaganfall am 2. Dezember 1723 das Leben dieses vielberufenen Mannes. Er starb in den Armen der Herzogin von Falari, einer seiner Maitressen und hinterließ seinem jugendlichen Monarchen ein Reich, in dem er alle Einrichtungen angetastet, manche geändert, aber keine verbessert hatte. Neun Jahre hatte die Regentschaft gedauert, eine verschwindend kurze Zeit im Verhältnis zu den langen Regierungen Ludwig XIV., die ihr vorausging und Ludwig XV., die ihr folgte, aber doch hinreichend, um die wichtigsten Veränderungen hervorzubringen.

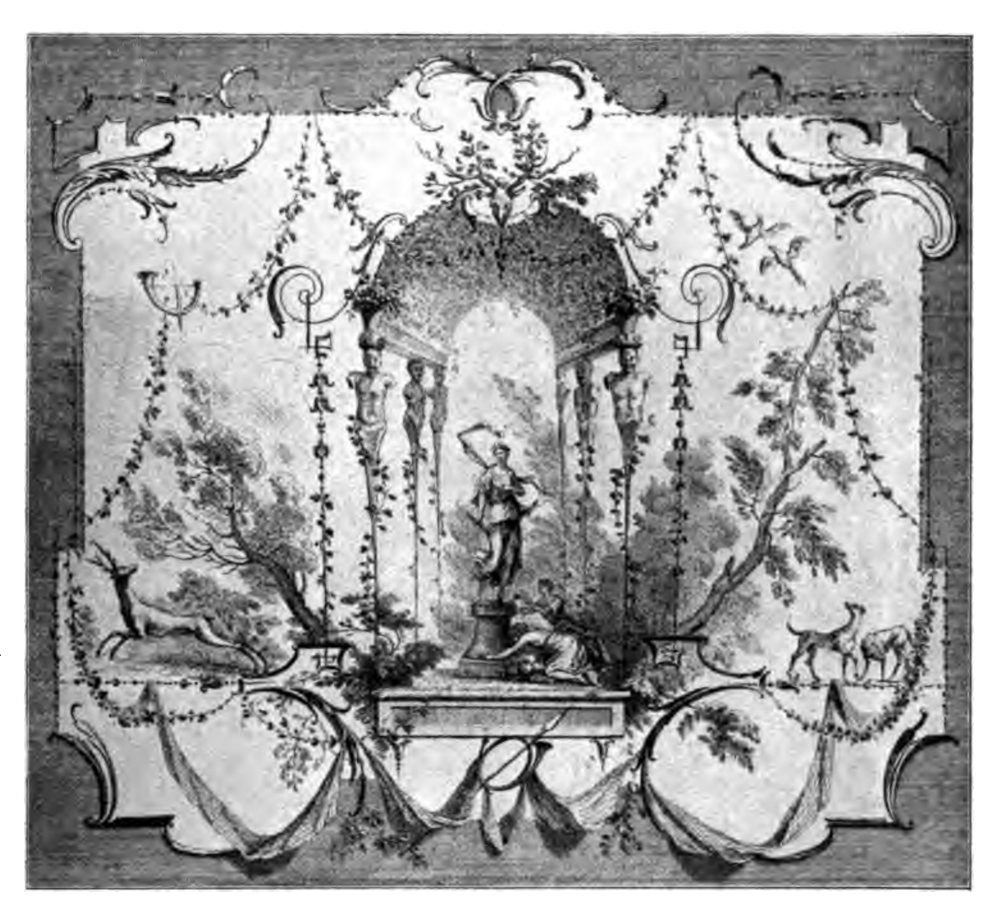
Der Tod Ludwig XIV. hatte den Hof aufgelöst, denn da sein im zartesten Kindesalter stehender Nachfolger keinen Hof halten konnte, sein regierender Stellvertreter aber keinen Hof halten wollte, so fehlte der natürliche Mittelpunkt, um den sich das Leben eines solchen hätte gruppieren können. »Es gibt in Frankreich keinen Hof mehr«, schreibt Liselotte 1720. Sie selbst hält keinen Cercle mehr, weil, wie sie bemerkt, es sehr selten ist, daß die Damen, die ein Recht auf das Tabouret haben, zu ihr kommen, da sie sich nicht entschließen können, anders auszugehen, als en robe battante (Négligé), was bei den Prinzessinnen nicht zulässig war. Dem Regenten, ihrem Sohn, vollends fiel es gar nicht ein, seine Bequemlichkeit irgendeiner Vorschrift des Zeremoniells zum Opfer zu bringen. Er bewegte sich am liebsten völlig ungeniert in einem selbst gewählten kleinen Kreise, in dem eine Zwanglosigkeit herrschte, wie sie allerdings mit irgendeiner Etikette nicht mehr in Einklang zu bringen war. »Die



Wandfüllung
von Watteau. Gestochen von Le Bas



Wandfüllung
von Watteau. Gestochen von Aveline



Wandfüllung
von Watteau, gestochen von Huquier

Soupers des Regenten«, schreibt der Herzog von Saint Simon, »fanden in sehr sonderbarer Gesellschaft statt. Da waren seine Maitressen, manchmal eine Sängerin der Oper, häufig die Herzogin von Berry und ein Dutzend Herren, bald die einen, bald die anderen, die er ohne weitere Umstände seine Roués zu nennen pflegte. Man sah Broglie, den älteren Bruder dessen, der als Herzog und Marschall von Frankreich gestorben ist, Nocé, vier oder fünf seiner Offiziere, aber nicht die höheren Chargen, den Herzog von Brancas, Biron, Canillac, einige junge Leute und mehrere Damen von zweifelhafter Tugend, aber der Gesellschaft angehörend, einige Unbekannte ohne Namen, die durch Geist oder Laster auffielen. Man trank, man erhitzte sich, man sagte um die Wette und aus voller Kehle Schmutzereien und Gottlosigkeiten, und wenn man

genug Lärm gemacht hatte und recht trunken war, ging man schlafen, um am anderen Tage von neuem zu beginnen. Von dem Augenblick an, da die Gäste eintrafen, war man nach außen hin völlig abgeschlossen, und um welche Angelegenheit es sich auch handeln mochte, der Versuch, zum Regenten vorzudringen, war ganz unnütz. Er war nicht zu haben, ob es sich um die Geschäfte von Privatleuten handelte oder um Dinge, die seine Person oder den Staat auf das Höchste interessierten, gleich viel.« So war es Dubois nach der Entdeckung der Cellamare-Verschwörung kaum möglich, den Regenten sprechen zu können.

Es ist so schrecklich viel von den Orgieen des Regenten gefabelt worden, weil diejenigen, die er von seinen Gesellschaften ausschloß, es sich eifrig angelegen sein ließen, den Regenten zu verleumden und Schauergeschichten über seine und seiner Genossen Sittenlosigkeit im Publikum verbreiteten. Im wesentlichen scheint es sich nur um Orgieen der freien Rede gehandelt zu haben. Man legte seiner Zunge keinen Zwang mehr auf, was man unter dem alten König so lange hatte tun müssen. Der ganze Unterschied mit dem früheren Hofe bestand in der Offenheit, mit der sich der Herzog von Orléans zu seinen Neigungen bekannte. Ludwig XIV. hatte auch Maitressen gehabt, aber nach außen immer den Anstand und die Form gewahrt. Der Regent dachte gar nicht daran, vielleicht machte es ihm Spaß, im Gegensatz zu der Prüderie des alten Hofes durch die Unbekümmertheit seiner Sitten aufzufallen und sich schlechter zu machen als er war. Ludwig XIV. hatte seinen Neffen wahrscheinlich ganz richtig beurteilt, als er sagte: Der Herzog ist ja nur ein Fanfaron des Lasters. Diese offenkundige Unsittlichkeit aber empörte. »Die Prinzen halten sich öffentlich Maitressen,« schreibt Matthieu Marais in seinem Journal, »Höflichkeit, Artigkeit, Anstand gibt es gar nicht mehr.« Gelegentlich, wenn auch sehr selten, gab der Herzog von Orléans in St. Cloud, das ihm gehörte, prachtvolle Feste. So am 30. Juli 1721 eine italienische Nacht, bei der der Park mit 20000 Kerzen erhellt war. Aber da seine Maitressen Gräfin Parabère, Gräfin Argentan, die Marquise von Sabran, die Herzogin von Falari u. a. bei diesen Festen die Hauptrollen spielten, so blieben die Damen fern, die etwas auf sich hielten.

Die Gattin des Regenten, die Herzogin von Orléans, eine der illegitimen Töchter Ludwig XIV., war viel zu bequem, um irgendeine höfische Pflicht auf sich zu nehmen. Sie rührte sich am liebsten nicht von ihrer Chaiselongue. Die übrigen Angehörigen der königlichen Familie waren ebensowenig geeignet, den Mangel eines Hofes zu ersetzen. Die älteste Tochter des Regenten, seit 1710 an den jüngsten Enkel Ludwig XIV., den Herzog von Berry verheiratet und schon 1714 Witwe geworden, residierte im Palais des Luxembourg, wo sie



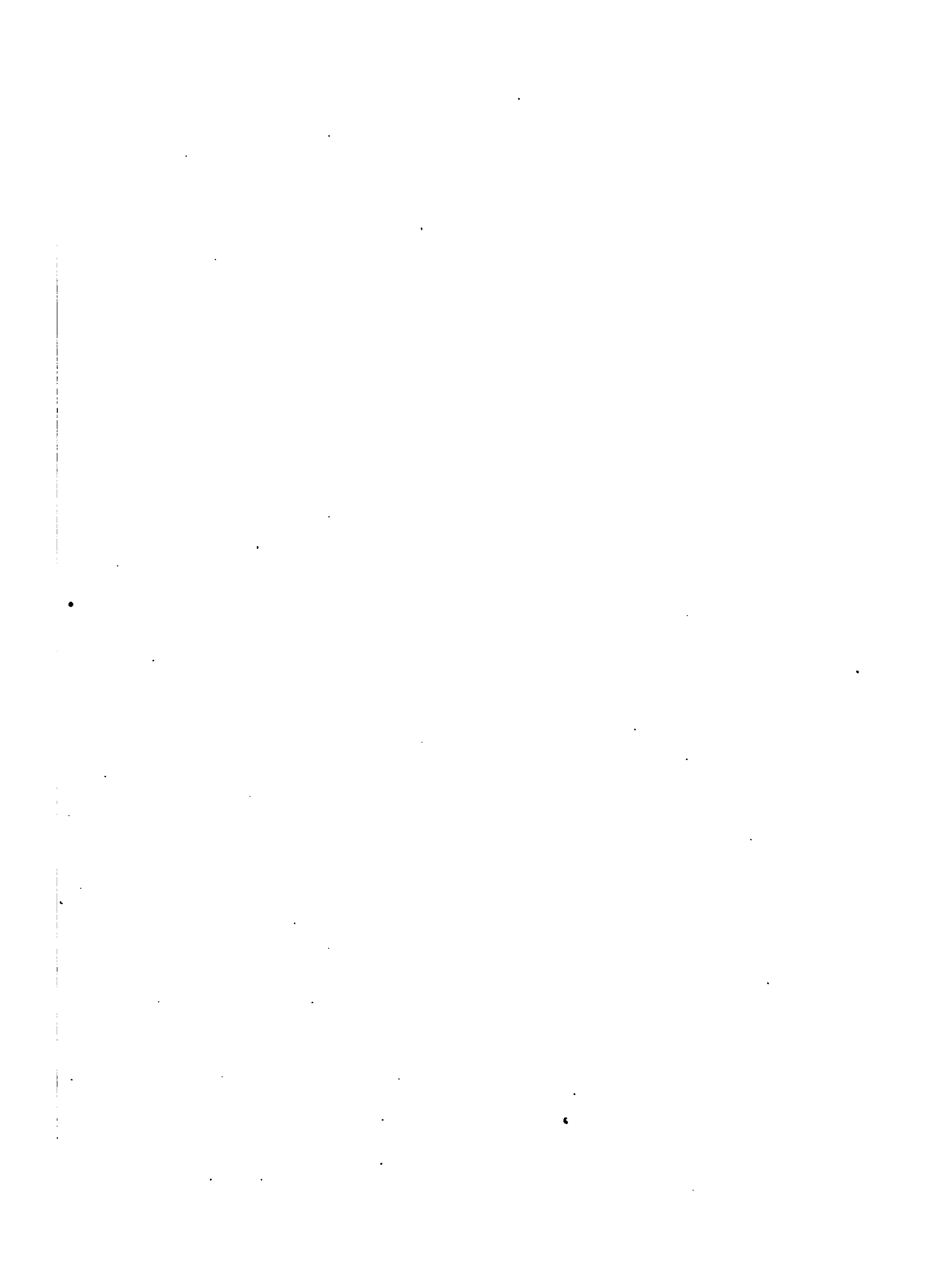
Gesellschaft im Freien
Nach dem Gemälde von Lancret im Stadtschloß zu Potsdam

einen beinahe königlichen Haushalt führte, ihre Dienerschaft zählte 800 Personen. Sie überließ sich einem völlig zügellosen Lebenswandel, liebte es, sich Abend für Abend sinnlos zu betrinken und nahm keinen Anstoß daran, in den Gesellschaften ihres Vaters mit den Maitressen desselben zusammenzukommen. Der Herzog seinerseits pokulierte bei seiner Tochter mit deren erklärten Liebhabern. Die Prinzessin war beinahe mannstoll. »In ihren Liebschaften«, sagt Saint Simon, »legte sie eine unglaubliche Hitze an den Tag, ein feuriges Temperament, das sie durch schlechte Lektüre noch anzustacheln liebte.« Ihr begünstigter Liebhaber war ein Herr von Riom, der sie furchtbar schlecht behandelte. Die Beschuldi-



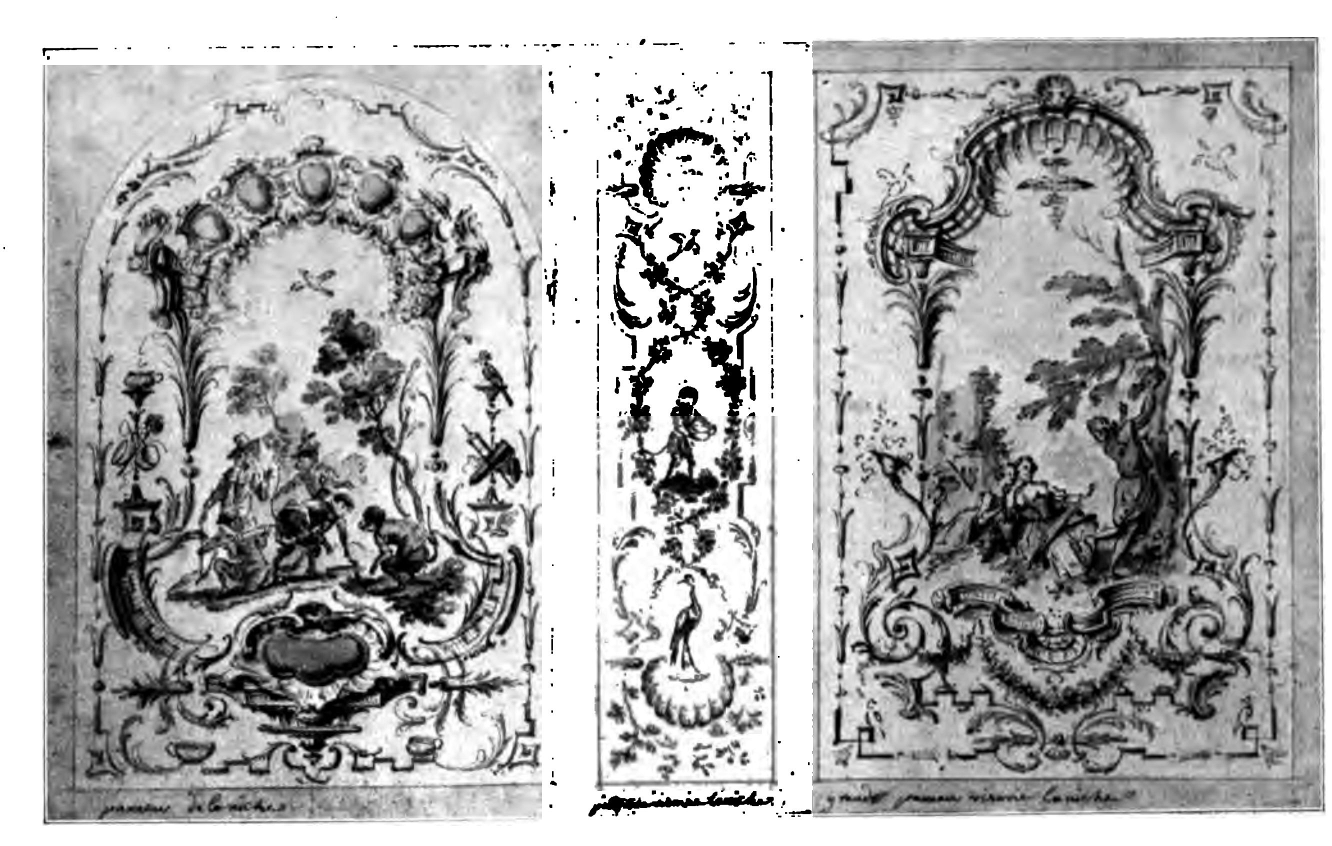
ROSALBA CARRIERA

COMTESSE DE TOULOUSE



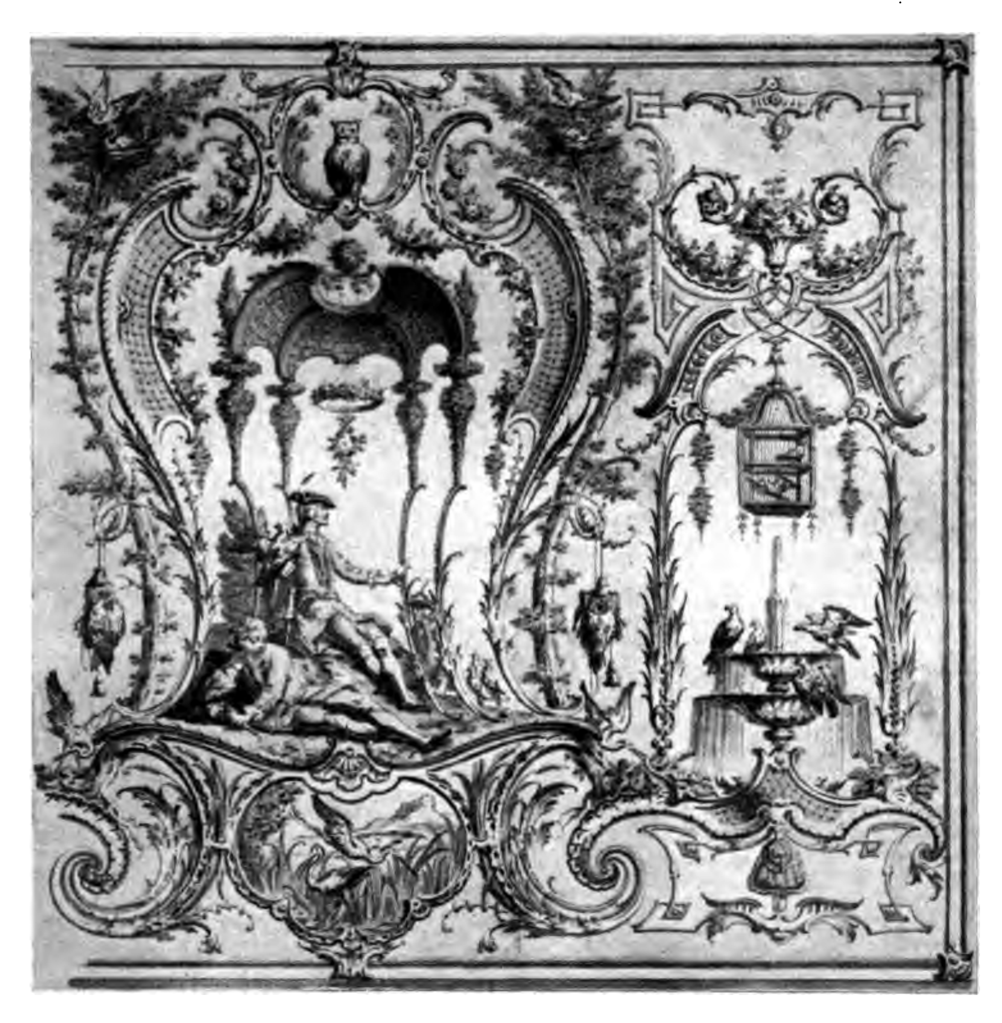
gung, sie habe mit ihrem Vater in einem blutschänderischen Verhältnis gelebt, gehört zu den Verleumdungen, mit denen die Höflinge sich an dem Regenten rächten, der seine Verachtung ihres Wesens und Treibens unverhohlen zur Schau trug. Solche Märchen wurden verbreitet und um so lieber geglaubt, als die Franzosen sich ja mit Vorliebe und nicht erst heute mit Schmutzgeschichten aus der Sphäre des Geschlechtslebens beschäftigen.

Die einzige Prinzessin von Geblüt, die wirklich einen Hof hielt, war die Herzogin von Maine, die Gattin des illegitimen Lieblingssohnes Ludwig XIV., eine geborene Condé. Sie war eine Zwergin »nicht größer als ein zehnjähriges Kind«, schreibt Liselotte, so daß man sie nur die Puppe von Geblüt nannte. Sie residierte in Sceaux, und wenn ihr kleiner Hof durch seine geschmackvollen Feste den feinen Ton, den er pflegte, und die schöngeistige Gesellschaft, die er versammelte, auch die Kreise der Orléans weit in den Schatten stellte, so war es doch ein Hof der Fronde. Die Herzogin hatte sich in die Verschwörung des spanischen Gesandten Cellamare eingelassen und sah nur Leute bei sich, die dem Regenten feindlich gesinnt waren. Als die Verschwörung an den Tag kam, wurde die Herzogin auf Festung geschickt. Vorher und nachher aber bildete Sceaux den Mittelpunkt eines geselligen Treibens, das ein Bindeglied vorstellte zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert. Hier ist noch viel von dem preziösen Spiel, das das Hotel Rambouillet berühmt machte, und doch klingt schon der Geist der neuen Zeit mit ihren Ausdrucksformen vor. Die Präsidenten de Mesmes und Hénault, Kardinal Polignac, Abbé de Chaulieu, Voltaire, Fontenelle sammelten sich um die Herzogin. »Es wäre unmöglich gewesen,« schreibt der Präsident Hénault in seinen Erinnerungen, »mehr Geist, mehr Beredsamkeit, mehr Witz, mehr wirkliche Höflichkeit zu besitzen, als die Herzogin von Maine, aber zu gleicher Zeit hätte man auch nicht leicht ungerechter, launischer und tyrannischer sein können.« Das Charakterbild, das die Kammerfrau der Herzogin Mme. de Staal von ihr entwirft, entspricht ganz und gar der Ansicht Hénaults, mit zwei Worten gesagt: Geistreich aber unausstehlich. Sie selbst kennzeichnete sich vortrefflich, als sie einmal zu der Marquise du Deffand sagte: »Ich liebe die Gesellschaft so sehr, mir hört jedermann zu und ich niemand.« »Die Herzogin«, erzählt Mme. de Staal in ihren reizenden Erinnerungen, »liebte es, lange aufzubleiben und brachte oft die ganze Nacht am Spieltisch zu. Dem Abbé de Vaubrun fiel es einmal ein, man solle eines Abends irgend jemand als Nacht, in Kreppschleier gekleidet, auftreten lassen, um der Prinzessin Dank dafür zu sagen, daß sie sie dem Tage vorzöge, und irgend jemand anders solle die Nacht begleiten und ein Lied über dasselbe Thema singen. Diese Idee fand



Entwurf zu einer Wanddekoration.

Nach dem Aquarell von Gillot in der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums in Berlin.



Entwurf zu einer Wanddekoration.
Nach dem Aquarell von Blondel in der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums in Berlin.

Beifall, und von da an datieren die prächtigen nächtlichen Feste, die man der Herzogin gab. Die »großen Nächte von Sceaux« haben in der Geschichte der gesellschaftlichen Zerstreuungen eine gewisse Berühmtheit erlangt, der Stil derselben blieb noch lange maßgebend, als es am Hofe von Sceaux schon recht still geworden war. Einmal erschien eine Gesandtschaft von Grönländern, die der Herzogin die Krone ihres Landes antrugen, weil sie gehört hätten, sie hasse die Sonne. Ein andermal wurde eine Aufführung von der Erfindung der Mme. de Staal veranstaltet. Der gute Geschmack hat sich nach Sceaux ge-

flüchtet und übt den Vorsitz bei allen Beschäftigungen der Herzogin. Zuerst führt er die Grazien ein, welche einen Tanz aufführen und dabei den Toilettentisch vorbereiten. Dann treten die personifizierten Spiele auf, die mit Tänzen und Gesängen die Spieltische herrichten, zuletzt erscheint das Lachen, das ein Theater aufschlägt, auf dem ein Lustspiel dargestellt wird, welches das Zauberviereck zum Gegenstand hat, das die Prinzessin erfunden haben wollte. Alle Vorführungen laufen auf Schmeicheleien für die Dame des Hauses hinaus, wie sich auch alle Gäste um die Wette bemühten, ihr feine Artigkeiten zu sagen. Fontenelle gab das Rätsel auf: Welches ist der Unterschied zwischen einer Uhr und der Herzogin von Maine? Die eine zeigt die Stunden an und die andere läßt sie vergessen. Auch die Ordensspielerei forderte in Sceaux ihre Opfer. Die Herzogin gründete den Orden der Honigbiene, dem sie als Bienenkönigin vorstand und in den sie die Herren und Damen ihres Kreises aufnahm.

In den Jahren, die dem Tode Ludwig XIV. unmittelbar folgen, war es der kleine Hof in Sceaux, der in Sitte und Geschmack ein Vorbild für die gute Gesellschaft abgab. Während die übrigen kleinen Höfe der Angehörigen der königlichen Familie entweder durch Sittenlosigkeit oder durch Langeweile abschreckten, unterhielt man in Sceaux den Geist, und wenn man heute dazu neigt, solche Spiele des Verstandes frostig und geziert zu finden, so liegt das vielleicht nur daran, daß wir es schon lange aufgegeben haben, den Geist zu unseren Festen einzuladen.



VANLOO

MARQUISE DE PRIE





Zweites Kapitel

Der König und der Hof



Das alte Frankreich glich einer Pyramide. Über der unterschiedlosen Masse des Volkes baute es sich abgestuft in Adel, Klerus und drittem Stand, d. h. dem Bürgertum auf. Die Spitze bildete der König. Er war, fügen wir gleich hinzu, der Theorie nach allmächtig und unumschränkt. Ganz Frankreich war sozusagen sein Privateigentum, über das er nach freiem Willen und eigenem Ermessen schalten konnte wie er wollte. Diese Anschauung rührte noch aus dem Mittelalter her; sie war im 16. und 17. Jahrhundert von den Rechtsgelehrten dahin ausgebaut worden, daß der König der alleinige Repräsentant des Volkes sei. Die Theologen sahen in ihm den von Gott Gesandten und mit übernatürlichen Gaben ausgestatteten Beauftragten des Himmels, den Herrn von Gottes Gnaden. Diese übernatürlichen Gaben des Königs kamen in der Zeremonie zur Geltung, mit der er den Kropf heilte. Nachdem der Monarch gebeichtet und die Kommunion empfangen hatte, berührte er die Kranken an der leidenden Stelle und sagte dabei: »Der König berührt dich, Gott heilt dich.« Die Leidenden strömten dazu von weither zusammen und es hat niemals an Fällen gemangelt, in denen die Ärzte die Heilung konstatieren konnten. Wie sehr das Volk davon durchdrungen war, in seinen Herrschern Mittelspersonen zwischen sich und dem Himmel zu sehen, geht auch daraus hervor, daß es bei der Erkrankung des Dauphin in Scharen auf den Pont neuf in Paris zog und vor der Statue Heinrichs IV. auf den Knieen um die Rettung des Thronerben betete. Daß die Monarchen selbst überzeugt waren, nicht nur über dem weltlichen Gesetz, sondern auch über dem der christlichen Moral zu stehen, geht aus einer Unterredung hervor, die Ludwig XV. einmal mit dem Herzog von Choiseul hatte. Der König sagte dem Minister, daß die Unregelmäßigkeit seines Lebenswandels ihn in Hinsicht auf sein ewiges Heil keineswegs beunruhige. Die Verdienste des Heiligen Ludwig erstreckten sich auf alle seine Nachkommen und kein König seiner Rasse könne jemals verdammt werden, außer er habe Ungerechtigkeit gegen die Untertanen geduldet oder Härte gegen das niedere Volk.

Richter und Beamte empfingen ihre Machtvollkommenheiten nur durch den König, und wenn Ludwig XV. dem Parlament am 3. März 1766 erklären konnte: auf meiner Person allein beruht die höchste Autorität, die gesetzgebende Gewalt ist mein, die öffentliche Ordnung geht von mir aus, ich bin ihr oberster Vertreter, nur mir allein verdanken die Parlamente ihre Existenz und die Autorität, die sie besitzen, so hatte er damit, nach den Anschauungen seiner Zeit, so vollkommen recht, daß eben diese Parlamente, die das ganze Jahrhundert mit der Regierung in Streit lagen, doch nie wagten, diesen Anspruch des Königs in Frage zu stellen. Die bloße Anwesenheit des Königs genügte, jeden Widerspruch zum Schweigen zu bringen. Wenn der König befahl, so gab es keinen Rechtstitel mehr, der irgendeinen seiner Untertanen in Stand gesetzt hätte, zu opponieren. Darum war das Lit de justice, die Thronsitzung, die der König vor versammeltem Parlament abhielt, das letzte Mittel, das die Regierung anwenden konnte, wenn sie berechtigten oder unberechtigten Widerspruch unterdrücken wollte. Es hat nie versagt, solange die alte Monarchie in ihrem Ansehen unangetastet war. Diese Stellung des Königs, hoch über dem Gesetz, eigentlich jenseits der Wirklichkeit, gab ihm dem Volke gegenüber einen Anschein der Allmacht, der seine rührenden und zugleich sehr gefährlichen Seiten hatte. Der König galt als die letzte Zuflucht auf Erden, seine Güte und seine Gnade sollten imstande sein, jede irdische Not und Sorge sofort zu beheben. Das Volk hielt in der Tat dafür, daß dem König alles möglich sei, eine Meinung, die selbst Argenson teilt, wenn er 1756 schreibt: »Der König könnte eine schöne Rolle spielen, wenn er sich an die Spitze der öffentlichen Meinung stellen und von sich selbst aus die Reformen durchführen wollte. Wenn Heinrich III. gezwungen war, sich an die Spitze der Ligue zu setzen, so müßte sich Ludwig XV. an die Spitze der Philosophie, der Gerechtigkeit und der Vernunft stellen, um seine Macht und seine Wohlfahrt wieder aufzurichten. Möge er sich kühnlich zum Haupt der Staatsreformatoren aufwerfen, um geschickter als sie die Verbesserungen herbeizuführen, welche die Lage Frankreichs fordert.« Das Volk fuhr fort, allen Enttäuschungen zum Trotze, alles von der Initiative des Königs zu erwarten, und mit ungeheurer Schwere fiel der Rückschlag der enttäuschten Hoffnungen auf diesen persönlich zurück, wenn der Gang der Ereignisse nicht den übertriebenen Erwartungen entsprach. Das hat Ludwig XVI. bitter empfinden müssen, der doch von den drei Monarchen, die im 18. Jahrhundert die Geschicke Frankreichs in Händen hielten, wenn auch nicht der bedeutendste, doch sicher der wohlmeinendste war.

Die ganz ungewöhnliche Stellung des Königs, die seinen Willen auch für

jeden einzelnen seiner Untertanen zum obersten Gesetz machte, die ihm gestattete, sich in die Geschicke jedes derselben einzumischen, brachte ihn auch zu jedem in ein ganz persönliches Verhältnis. Jeder Franzose sah in seinem König das Oberhaupt seiner eigenen Familie, das gefühlsmäßig mit ihm und seinem Herzen verbunden war. Unter dem Adel und der hohen Beamtenschaft durfte keine Ehe geschlossen werden, ohne die vorherige Zustimmung des Königs. Diesen Schritt zu versäumen, hätte so viel geheißen, als sich der Rebellion schuldig zu machen. Der König konnte sogar Ehen schließen, ohne und selbst gegen den Willen der Eltern. Sein Wille genügte in solchen Fällen, um jeden Widerstand unmöglich zu machen. »Jedermann«, schreibt Rétif de la Bretonne kurz vor der Revolution, »betrachtet den König wie eine ganz persönliche Bekanntschaft.« Daher rührte eine Anhänglichkeit, eine Liebe für den Monarchen, die uns in so ganz anderen Verhältnissen eigentümlich berührt. Als der 11jährige Ludwig XV. 1721 heftig erkrankt war, bemächtigte sich eine allgemeine Sorge seiner Untertanen. Um so größer war der Jubel nach seiner Genesung. Der Ausbruch der Freude, schreibt Duclos, war ganz spontan. Die Straßen wurden geschmückt und überall getanzt, die Bürgerfamilien schlugen ihre Tafeln vor den Häusern auf und luden die Vorübergehenden ein, mit ihnen zu essen und zu trinken. Als der König 1744 wieder krank wurde und man für sein Leben fürchtete, wurden allein in Notre Dame in Paris 6000 Messen für seine Genesung gestiftet. Selbst noch 1757, als man so ziemlich die Hoffnung auf eine Änderung in der Regierungsweise aufgegeben hatte, wurden nach dem Attentat von Damiens noch 600 Messen für ihn gelesen. Bei dem Ableben des Dauphin legten im Winter 1765 alle besseren Leute von selbst Trauer an. »Meine Frau hat Stoff gekauft,« schreibt Johann Georg Wille in sein Tagebuch, »um zwei schwarze Anzüge für mich und meinen Sohn machen zu lassen, damit wir Trauer anlegen, wie alle anständigen



Der Dauphin, Sohn Ludwig XV.
von Wille nach Klein



Die Dauphine von Spanien. Erste Gattin des Dauphin.
Von Wille nach Klein.

Leute es tun.« Noch beim Tode Ludwig XV. legte ganz Paris von selbst Trauer an. 1743 schrieb Argenson: »Wir können die Franzosen als dasjenige Volk ansehen, welches die meiste Liebe zu seinen Königen besitzt«, und noch 40 Jahre später bemerkt Sénac de Meilhan: »Das Volk in seinem Enthusiasmus betet seine Könige an.«

Daß dies Gefühl sich im Laufe der Jahrzehnte so ganz in sein Gegenteil umwandeln sollte, ist weit mehr Schuld der Umstände, als der Individuen gewesen. Es wäre nicht richtig, wenn man glauben wollte, Ludwig XV. habe etwa durch die Maitressenwirtschaft des Hofes diesen Schatz des Royalismus sozusagen vergeudet. Die Franzosen haben die Schwäche gegen das andere Geschlecht stets mit einem äußerst nachsichtigen Auge betrachtet, schreibt doch Barbier in seinem Tagebuch, als von der Pompadour die Rede ist: »Es genügt, daß der König sich an eine Frau hängt, um sie allen seinen Untertanen verehrungswürdig zu machen.« »Der Beruf des Königs«, hatte Ludwig XIV. geschrieben, »ist groß, edel und schmeichelhaft, wenn man sich würdig zeigt, alle Dinge, zu denen er verpflichtet, gut auszuführen, aber er ist durchaus nicht frei von Mühen, Anstrengungen und Sorgen. Wenn man den Staat im Auge hat, arbeitet man für sich, das Wohl des einen ist der Ruhm des anderen. Ist der erstere glücklich, angesehen und mächtig, so fällt dem, der die Ursache davon ist, der Ruhm zu und infolgedessen genießt er weit mehr als seine Untertanen alles, was es im Leben Angenehmes gibt. Hat man sich aber geirrt, so heißt es, seine Fehler so schnell wie möglich wieder gutmachen, davon darf keine Rücksicht abhalten, nicht einmal die Güte.« Er selbst hatte nach den Grundsätzen gehandelt, die er hier seinem Urenkel als Richtschnur aufstellte, nach seinem Tode aber war niemand da, der dem Königskind von Vorschriften gesprochen hätte. Nach Liselottens Zeugnis schweigsam und ungebärdig, »man hat Mühe, ein Wort aus ihm herauszubringen«, schreibt sie,

galt er außerdem als zart, so daß Erzieher und Lehrer sich um die Wette bemühten, alles aus seinem Wege zu räumen, was ihn etwa nicht freute. Sein Erzieher war der 73 Jahre alte Herzog von Villeroy, das Musterbild eines Höflings, der nur die Eitelkeit und den Stolz des Knaben zu nähren wußte. Er führte ihn an die Fenster der Tuilerien und zeigte ihm das Volk, das dem kleinen König zujubelte. »Sehen Sie die Leute,« sagte er, »alle gehören Ihnen, Sie sind ihr Herr.« Dem türkischen Gesandten stellte er den König vor und rühmte seine Schönheit, seine Gestalt, sein Haar, als sei er eine Puppe, die für die Lobsprüche, die ihr gespendet würden, unempfänglich sei. Sein Lehrer, der Bischof, spätere Kardinal Fleury, soll ihm anstatt des



Die Dauphine von Sachsen. Zweite Gattin des Dauphin.
Von Wille nach Klein.

Unterrichts Kartenkunststücke gezeigt haben, die den Knaben mehr unterhielten, als die lateinischen Klassiker. Wenigstens will Argenson gesehen haben, daß das aufgeschlagene Buch wochenlang die gleiche Seite zeigte. Wenn keiner der um das königliche Kind beschäftigten Männer Wert darauf legte, ihm Geschmack an ernsthaften Dingen beizubringen oder danach trachtete, wertvolle Eigenschaften des Charakters auszubilden oder zu entwickeln, wie Energie und Gewissenhaftigkeit, so verstand Fleury es jedenfalls, sich die Liebe des Knaben zu erwerben. Er hat sich in das Herz desselben geschmeichelt und sich ihm unentbehrlich gemacht. Man glaubte zu wissen, er sei der einzige Mensch gewesen, dem Ludwig XV. jemals wirklich zugetan war. Äußerlich war die Natur nicht karg gegen den jungen König gewesen. Der 12jährige sah bei der Salbung in Reims im weiß-silbernen Kleide des Neophyten schön wie der Liebesgott selbst aus. »Alle Augen«, schreibt d'Argenson, »wurden bei seinem Anblick vor Rührung naß.« Im Alter von 17 Jahren waren alle Glieder seines Körpers nach der Beschreibung des Herzogs von Richelieu ganz vollkommen, so daß man ihn als den schönsten Jüngling seines Königreiches betrachten konnte. Diese große Schönheit der Figur und der Züge blieb dem König bis

his Alter und machten ihn, verbunden mit einer natürlichen Majestät des Auftretens, zur Repräsentation in hervorragendem Maße geeignet. Neben den Leibesübungen — Ludwig XV. war ein brillanter Reiter, anmutiger Tänzer und unermüdlicher Jäger — war es allerdings auch die einzige Eigenschaft von Wert, die er für seinen Beruf mitbrachte. Das schweigsame Kind wurde ein melancholischer Mann, auf dem die Langeweile lastete, wie ein Gemütsleiden. Sein Geist, der keinerlei Ausbildung empfangen hatte, verschmähte in der Folgezeit alle Anregungen, die jenseits der plumpsten Reize der Sinnlichkeit lagen. Bei Hofe sagte man: der König denkt nicht und fühlt nicht, er gähnt zu allem, beklagte sich die Pompadour. Mit 13 Jahren mündig, mit 15 Jahren Ehemann, führte der Monarch den Hof nach Versailles zurück, wo er das Leben nach den Formeln aufnahm, die sein Urgroßvater festgesetzt hatte. Aus diesen Jahren stammt ein Charakterbild des Königs, das Matthieu Marais in seinem Tagebuch aufzeichnete. »Der König«, heißt es da, »ist groß, stark und bei Regen, Staub und Sonnenschein immer auf der Jagd, er kümmert sich nicht darum, ob es die Offiziere oder Höflinge anstrengt oder nicht. Die Damen begleiten ihn, aber er liebt sie nicht und schaut sie nicht an. Er sagt niemals was er vorhat. Es macht ihm Spaß, allen Leuten Schabernack zu spielen, er reißt ihnen die Krawatten ab oder schneidet in Hemden und Kleider, reißt ihnen die Perücken herunter und nimmt ihnen die Stöcke fort. Oft versetzt er auch den jungen Herren, die um ihn beschäftigt sind, ordentliche Püffe. Drei Bereitern und anderen Personen, die ihn auf der Jagd begleiten, hat er die Augenbrauen rasiert.« In dieser Zeit der Kindereien liebte er die handgreiflichen Späße, er hat einmal, als er in Fontainebleau mit Bogen und Pfeil nach der Scheibe schoß, Herrn von Sourches, der im Garten spazieren ging, aus Übermut einen Pfeil in den Leib geschossen, eine königliche Gunstbezeugung, die den damit Begnadeten auf ein langes Krankenlager warf. Wenn die albernen und dummen Streiche auch mit den Jahren aufhörten, die Beschäftigungen des Monarchen wurden weder ernster noch würdiger. Die Langeweile, die ihn immer und überall verfolgte, hat nicht vermocht ihn der Trägheit zu entreißen. Nie hat er auch nur den Versuch unternommen, sie durch eine wirkliche Tätigkeit zu bannen. Das einzige was er las war die Skandalchronik, die ihm der Polizeipräfekt von Paris überbrachte, und die Privatbriefe, die das schwarze Kabinett zu seiner Unterhaltung zu öffnen und zu unterschlagen pflegte. Konnte er ja einmal nicht auf die Jagd gehen, so stickte er oder kochte, wie er denn mit Vorliebe den Kaffee selbst bereitete und seinen Töchtern zu trinken brachte. Daß sein Charakter dabei nicht gewinnen konnte,

versteht sich von selbst, und viele Jahre, nachdem Marais sein Bild des jugendlichen Monarchen entworfen hatte, schreibt d'Argenson im Jahre 1739: »Seine Majestät ist zornig aus Schwäche, wie eine Frau oder ein Kind, aber er ist weder schlecht noch unmenschlich, ohne doch deswegen gut oder human zu sein. Er ist übelnehmerisch, aus seinen kleinen Launen entspringt dann ein ewiger Abscheu vor der gehaßten Person. Alle, welche sich für S. M. interessieren, kränkt eine Gewohnheit, die sie kürzlich angenommen hat, ein ärgerlicher Tic, sie spricht mit ausgelassener Freude vom Tode oder dem hoffnungslosen Zustand ihrer Diener.« Die Vorliebe, mit sehr alten oder kranken Leuten vom Tode zu sprechen, blieb ihm. So sagte er einmal zu Herrn von Souvré: »Aber Sie werden alt, wo werden Sie sich denn begraben lassen?« »Zu den Füßen Euer Majestät,« war die Antwort. Nicht einmal die kleinen Tugenden, die Fleury ihm anerzogen hatte, wie die Sparsamkeit, sollten seiner Regierung zunutze kommen. Ohne auch nur nachzudenken, sagte die Pompadour einmal, bewilligt der König Staatsausgaben von einer Million. Aber aus seiner Privatkasse 100 Louisdor zu erhalten, würde Mühe kosten. Dabei war Ludwig XV. durchaus nicht blind gegen seine Fehler, er dachte nur nicht daran, sie abzulegen und half sich damit, daß er, wie Mme. Campan sagt, eine gewisse Pikanterie darin empfand, Louis de Bourbon und den König von Frankreich auseinander zu halten, als seien sie zwei verschiedene Personen. Vergleiche mit Heinrich IV. waren ihm äußerst peinlich, und das kleine Stück von Collé, eine Jagdpartie Heinrich IV., das im Dezember 1764 zum ersten Male über die Bretter gegangen war, durfte bei seinen Lebzeiten nicht mehr gegeben werden.

Man kann nicht einmal sagen, daß Ludwig XV. in der Liebe temperamentvoll gewesen wäre, weit gefehlt. Er überließ sich auch hier wie in allen Dingen, die ihn persönlich oder seine Regierung betrafen, ganz der Gelegenheit und gab sich widerstandslos allen Einflüssen hin, denen es gelang, nahe genug an ihn heranzukommen. Es ist in der Tat nur ein Zufall, daß Jugendgespielen ihn kurz vor der Verheiratung nicht dauernd der Frauenliebe entfremdeten. 15jährig mit der 6 Jahre älteren Maria Leszczynska verheiratet, lebte er mit dieser in glücklicher Ehe, bis es seiner Umgebung einfach zu langweilig wurde und sie ihm mit Gewalt eine Maitresse, die Gräfin Mailly, aufdrängte. »Der König,« bemerkt Soulavie in den Memoiren des Herzogs von Richelieu, »damals noch unerfahren, zartfühlend und religiös, suchte keine Frau, wenn er nicht von ihnen gesucht wurde. Mme. de Mailly lag, den günstigen Augenblick erwartend, in wollüstiger Stellung auf einem Sopha, das hübscheste




Marie Antoinette.
von Boizot. 1775.



Ludwig XVI.
von Boizot. 1775.

Bein enthüllend, welches man bei Hofe sehen konnte. Diese Haltung stieß den jungen Monarchen ab. Bachelier wollte ihn auf ihre Reize aufmerksam machen, aber der König, schamhaft oder zerstreut, gab nicht auf ihn acht. Bachelier begriff, daß alles verloren war, ohne einen entscheidenden Schritt. So nahm er den König bei den Achseln und zwang ihn. Der König, der in seinen Zimmern mit Bachelier, Lebel und dem Kardinal spielte, ließ sich durch seinen Kammerdiener Frau von Mailly an den Hals werfen.« Auf die erste Maitresse folgten andere, aber sie alle mußten den König erobern, nicht daß er ihnen nachgestellt hätte. Die Marquise von Pompadour hat einen förmlichen Feldzug unternommen, um dem König aufzufallen, ihm bekannt zu werden und den beneideten Platz der Maitresse en titre einzunehmen. Er behielt sie aus Gewohnheit, nicht aus Liebe. Als nach dem Attentat von Damiens die Pompadour nicht wußte, ob sie Versailles verlassen sollte oder wollte, riet ihr Frau von Mirepoix ab: Der König liebt die Wendeltreppe, die aus seinen Zimmern in die Ihrigen führt, er ist gewöhnt, sie zu gehen. Fände er hier eine andere Frau, die er von seinen Angelegenheiten unterhalten könnte, so wäre ihm das nach drei Tagen ganz gleichgültig. Ludwig XV. war sogar geistig zu träge, sich seine Maitressen selber auszusuchen. Er zog es vor, sie sich zukuppeln

zu lassen, eine Mühe, der sich sein erster Kammerdiener Lebel und andere mit Eifer unterzogen. Den berüchtigten Hirschpark richtete die Pompadour ein und bevölkerte ihn je nach Bedarf. Wie er für seine Maitressen kein Gefühl zeigte, so auch nicht für seine unehelichen Kinder. Er hat die dreißig, die ihn Vater nennen durften, in bescheidenen Verhältnissen aufwachsen lassen, ohne für sie besondere Sorge zu tragen, wie es sein Vorgänger, Ludwig XIV., für die seinen getan hatte.

»Ich habe schlecht regiert und verwaltet,« bekannte er in seinem Testament, »das rührt von meinem geringen Talent her und davon, daß ich schlecht unterstützt wurde«. Nicht seiner mangelnden Befähigung, wohl aber seinem Mangel an gutem Willen muß man die Mißerfolge seiner Regierung zuschreiben, denn es hat ihm in einer Regierung von mehr als 60 Jahren nicht an fähigen und begabten Männern gemangelt. Er hat sie nur nie gesucht, und wenn sie ein glückliches Ungefähr auf die richtigen Stellen brachte, ohne weiteres den Intrigen seiner Maitressen zum Opfer gebracht. Das abschließende Fazit des Menschen und Königs zog einer seiner Zeitgenossen, Pidansat de Mairobert, der ihn folgendermaßen charakterisiert: »Ludwig XV. liebt die Ehrenmänner, und wenn er sie findet, so vernachlässigt er sie. Er möchte die Wahrheit hören, aber er entfernt die einzigen, die sie ihm sagen könnten und sogar das Recht dazu hätten. Er ist gerecht und doch ist ihm bekannt, daß in seinem Namen alle Arten von Ungerechtigkeiten begangen werden. Er ist gut, aber er will keine Verantwortung tragen. Diejenigen, welche seinen nächsten Umgang bilden, müssen sich an die Minister wenden, wenn sie eine Gnade von ihm wollen. Er ist ein Mann der Ordnung in seinen eigenen Angelegenheiten und sparsam. Das Gut des Staates vergeudet er in falsch angebrachten Wohltaten und überflüssigen Ausgaben, er weiß, daß er von allen Seiten bestohlen wird und hindert doch keine Veruntreuung. Und die Lösung des Rätsels? Er ist leichtherzig.«

Neben diesem König, der mit so wenig hinlänglichen Eigenschaften des Charakters und des Herzens lange Jahrzehnte hindurch das Haupt des Staates und der Mittelpunkt des Hofes war, stand eine Königin, die ihre Existenz vollkommen im Schatten geführt hat. Als die Tochter eines Scheinkönigs in dauerndem Exil und in Armut aufgewachsen, betrachteten sie und die Ihrigen die Erhebung auf den glänzenden Thron Frankreichs als ein Geschenk des Himmels, wofür Vater, Mutter und Tochter spontan auf den Knien dankten. Wenn Maria Leszczynska sich später dieser Szene entsann, so mag sie wohl ein bitteres Gefühl darüber beschlichen haben, daß dieses anscheinende Glück

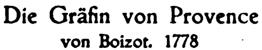
doch so gar nicht hatte zur Wahrheit werden wollen. Nicht hübsch, wenn auch von guter Figur, besaß sie nichts, als den natürlichen Reiz eines liebenswürdigen Gemüts. Sie war sanft und wohlwollend, gütig und freundlich, für den Hof allerdings, an dem sie hätte glänzen sollen, brachte sie nichts von dem mit, was ihr nötig gewesen wäre. Ihre an und für sich mäßigen geistigen Gaben waren durch die Erziehung mehr vernachlässigt als entwickelt worden. Ihr Herz war gut, ja ausgezeichnet, aber ihr Verstand reichte nicht hin, um sich in dem Gewirr der Intrigen, in das sie aus ihrem stillen Weißenburg versetzt wurde, zu behaupten. Bei dem Charakter ihres Mannes hätte sie diesen Platz täglich aufs neue erkämpfen müssen, statt dessen verlor sie ihn bei dem ersten Ansturm und wußte ihn niemals wiederzugewinnen, denn gerade die Mittel, deren sie sich bediente, Sanftmut und schweigendes Dulden, waren die einzigen, die zu diesem Zwecke nicht geeignet waren. König Stanislaus von Polen, ihr Vater, hat sich einmal zu der Marquise de la Ferté-Imbault geäußert, seine Frau und seine Tochter seien die beiden langweiligsten Königinnen, die ihm in seinem Leben vorgekommen seien. Für einen Ehemann, der unter dem Spleen litt, war dies eine verhängnisvolle Mitgift und trug sicher Schuld an der Entfremdung, die schon nach einigen Jahren zwischen dem königlichen Paar entstand. Zehn Kinder, die sie Ludwig XV. in rascher Folge schenkte, könnten als Beweis gegenseitiger Neigung aufgefaßt werden, und vielleicht hätte es von ihrer Seite nur einer geringen Dosis weiblicher Klugheit bedurft, um den König zu fesseln, um so mehr als Ludwig XV. jahrelang dem weiblichen Geschlecht gegenüber eine Kälte und Zurückhaltung an den Tag legte, die seinen Hof zur Verzweiflung brachte. Aber dieser natürliche Scharfsinn fehlte ihr. »Wenn der König in das Zimmer meiner Tochter kam,« erzählte Stanislaus, »so fand er einen so übellaunigen Empfang, daß seine einzige Unterhaltung darin bestand, an den Fensterscheiben Fliegen zu fangen.« Sie zierte sich, beklagte sich laut über die ewigen Wochenbetten, zu denen sie verurteilt sei, und ödete ihren Mann mit einer übel angebrachten Vorliebe für ihre Schoßhunde, die sie halbe Nächte lang suchte, wenn er im Bett auf sie wartete. Nachdem er den ersten Schritt der Untreue getan hatte, fand sich Ludwig XV. nie zu seiner Frau zurück. Er vernachlässigte sie vor den Augen der ganzen Welt und trug nicht einmal immer Sorge dafür, daß ihr die Rücksichten gegenüber gewahrt wurden, die sie als Königin von Frankreich beanspruchen konnte. Erst die Pompadour veranlaßte den König dazu, seiner Frau wenigstens mit Höflichkeit zu begegnen und seine Untreue nicht noch durch Unhöflichkeit zu verschlimmern. Die Königin hat der Maitresse dieses Zartgefühl gedankt und sich wiederholt

vollen. Nicht hübsch, wenn auch
lichen Reiz eines liebenswürdigen
itig und freundlich, für den Hof
brachte sie nichts von dem mit,
ür sich mäßigen geistigen Gaben
sigt als entwickelt worden. Ihr
erstand reichte nicht hin, um sich
ihrem stillen Weißenburg versetzt
res Mannes hätte sie diesen Platz
ssen verlor sie ihn bei dem ersten
winnen, denn gerade die Mittel,
endes Dulden, waren die einzigen,
König Stanislaus von Polen, ihr
la Ferté-Imbault geäußert, seine
gweiligsten Königinnen, die ihm
einen Ehemann, der unter dem
tgift und trug sicher Schuld an
n zwischen dem königlichen Paar
rascher Folge schenkte, könnten
den, und vielleicht hätte es von
Klugheit bedurft, um den König
lang dem weiblichen Geschlecht
len Tag legte, die seinen Hof
e Scharfsinn fehlte ihr. »Wenn
« erzählte Stanislaus, »so fand
einzige Unterhaltung darin be-
gen.« Sie zierte sich, beklagte
nen sie verurteilt sei, und ödete
be für ihre Schoßhunde, die sie
f sie wartete. Nachdem er den
Ludwig XV. nie zu seiner Frau
der ganzen Welt und trug nicht
hten gegenüber gewahrt wurden,
en konnte. Erst die Pompadour
nigstens mit Höflichkeit zu be-
Unhöflichkeit zu verschlimmern.
fühl gedankt und sich wiederholt

L A






Die Gräfin von Provence
von Boizot. 1778



Der Graf von Provence (später Ludwig XVIII.)
von Boizot. 1776

geäußert: »Wenn es schon Maitressen geben muß, ziehe ich Frau von Pompadour jeder anderen vor.« Maria Leszczynska vereinsamte vollständig an einem Hof, der für den belebtesten und glänzendsten Europas galt, und konnte schon 1732 an Kardinal Fleury schreiben: »Die Einsamkeit in Versailles ist furchtbar, lieber wäre ich in einem Kloster. Hätte ich nicht meine Bücher und meine Handarbeit, so könnte ich es nicht aushalten.« Vielleicht war auch daran wieder einer ihrer Vorzüge schuld. Sie besaß, wie Toussaint ihr nachrühmt, gerade genug Geist, um sich in nichts zu mischen und sich in keine Hofintrige einzulassen. Viel zu oft sich selbst überlassen, hatte sie die Gabe, nicht merken zu lassen, daß sie den Mangel an Aufmerksamkeit und Rücksicht gewahr werde. Mit solchen Eigenschaften aber übte sie natürlich nur wenig oder gar keinen Einfluß aus. Die Hofgesellschaft kümmerte sich nicht um sie, da sie durch ihre Vermittelung nichts zu erreichen hoffen konnte. Sie brachte, wie der Präsident Hénault berichtet, den größten Teil des Tages allein zu, aber so beschäftigt, daß sie gar nicht Zeit genug für alle ihre Liebhabereien fand. Sie dilettierte in allen Künsten, trieb Musik und Malerei und fertigte kunstvolle Stickereien für Kirchen und Klöster. Sie verstand fünf Sprachen und pflegte

eine eifrige Lektüre, über die sie gern zu sprechen liebte, wenn ihre Äußerungen auch nicht immer bewiesen, daß sie das, was sie gelesen, auch verstanden hatte. Sie hatte ihren kleinen, sehr kleinen Kreis für sich, zu dem der Herzog und die Herzogin von Luynes, der Kardinal von Luynes, Präsident Hénault, ihr Vorleser Moncrif u. a. gehörten. Überwältigend amüsant scheint es da nicht hergegangen zu sein, denn die Königin erwähnt selber in ihren Briefen an die Herzogin, daß der Kardinal bei diesen Unterhaltungen einzuschlafen und mit dem Schoßhund Tintamarre um die Wette zu schnarchen pflegte.

Maria Leszczynska war sehr wohltätig und sehr fromm. Die 96000 Francs, die sie als Nadelgeld empfing, gehörten von vornherein den Armen. Ihre Frömmigkeit scheint allerdings manchmal eigentümliche Formen angenommen zu haben, denn aus dem Jahre 1751 erzählt Argenson, daß die Königin sich alle Augenblicke zurückzuziehen pflege, um ihren »schönen Liebling« zu besuchen. Diese »belle Mignonne« war ein Totenkopf, den man mit einem Häubchen, mit Bändern und Spitzen aufzuputzen pflegte, um seine Andacht vor ihm zu verrichten. Die Königin schmeichelte sich, den Schädel Ninons de Lenclos zu besitzen.

So wenig wie die Königin spielten der Dauphin und seine Schwestern eine Rolle bei Hofe. Der Sohn Ludwig XV. war eine Persönlichkeit, über die die Zeitgenossen so wenig ins klare gekommen sind, daß die beiden Parteien, die sich damals um Geltung stritten, die Klerikalen und die Philosophen, ihn beide für sich in Anspruch genommen haben. Wenn das schon auf einen nicht geringen Grad der Klugheit hindeutet, so spricht auch für seinen Charakter, daß er an einem Hofe, der sich nur für Oberflächlichkeiten interessierte, ernsten Beschäftigungen huldigte. Von allen Regierungsgeschäften sorgsam ferngehalten, suchte er sich durch ein gewissenhaftes Studium auf seine künftige Regierung vorzubereiten. Er zog eine belehrende Unterhaltung jeder anderen vor und bewies dabei, daß er selbst unterrichtet und liebenswürdig war. Auch er war fromm, und gewisse Hofkliquen sprengten aus, er sei bigott und ein Anhänger der Jesuiten, was in jenen Jahren genügte, um ihn bei dem großen Publikum zu diskreditieren. Beglaubigt ist dagegen, daß er sich gegen die Verbannung von Rousseau aussprach und sagte, den Verfasser des Emil müsse man mehr beklagen als verfolgen. Voltaire und Diderot waren jedenfalls der Überzeugung, viel an ihm verloren zu haben. Als er 33 Jahre alt 1765 starb, war die Trauer allgemein. Man sargte große Hoffnungen mit ihm ein. Er hatte mit seiner zweiten Frau, der Kurprinzessin Maria Josepha von Sachsen, ein stilles und völlig zurückgezogenes Leben geführt.

Er liebte, unähnlich allen Bourbons, nicht einmal die Jagd. Die Dauphine teilte den Geschmack ihres Gatten an einer beinahe bürgerlichen Häuslichkeit. Sie widmete sich der Erziehung ihrer Kinder, die als Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X. alle drei den Thron Frankreichs besteigen sollten, mit einer Sorgfalt, die der bald darauf durch Rousseau in die Mode gebrachten Erziehungswut weit vorauseilte. Wie eine gewöhnliche Bügersfrau übte sie alle häuslichen Pflichten und ließ es sich nicht nehmen, den Dauphin selbst zu pflegen, als er 1752 an den Pocken erkrankte. In einfachster Kleidung waltete sie am Krankenbett mit solchem Geschick, daß der Arzt, der sie nicht kannte, befahl, man solle nur den Anordnungen dieser kleinen Frau folgen, sie verstünde sich vortrefflich auf alles was not täte. »Wie heißen Sie denn, meine Gute,« wandte er sich schließlich an die Prinzessin. Sie ist ihrem Gatten schon nach 5/4 Jahren in das Grab gefolgt.

Noch einflußloser, wenn es möglich gewesen wäre, waren die Töchter des Königs, die bei Hofe lebten, aber nur dann eine Rolle spielten, wenn sie sich in Intrigen gegen eine der Maitressen einließen. Ursprünglich acht an der Zahl, erreichten nur sechs von ihnen ein höheres Alter. Um die Kosten einer Erziehung so vieler Prinzessinnen zu sparen, wurden vier von ihnen auf Betreiben des Kardinal Fleury 1739 in das Kloster Fontevrault geschickt. Die jüngste, Madame Louise, war damals erst ein Jahr alt. Die armen kleinen Prinzessinnen müssen es hier schlecht genug gehabt haben, man ängstete sie, sperrte sie in den dunklen Keller, wenn sie nicht gut taten, und verschüchterte Madame Sophie so, daß sie ihr ganzes Leben lang niemand mehr gerade anzusehen wagte. »Ich habe Tante Sophie noch nie von vorn gesehen,« schrieb Marie Antoinette ihrer Mutter, als sie schon einige Jahre Dauphine war. Die Erziehung war so, daß Madame Louise mit 12 Jahren, als sie an den Hof zurückkam, noch nicht einmal lesen konnte. Nur die älteste heiratete. Man vermählte sie im Alter von 12 Jahren 1739 an den Infanten Don Philipp, den man den dümmsten Mann Spaniens nannte. Ihr Mann bekam schließlich das Herzogtum Parma, aber sie lag ihrem Vater beständig in den Ohren, ihr doch wenigstens ein Königreich zu verschaffen. Ob es nun der große Mißerfolg dieser Partie war, die Herzogin war häufiger und länger Gast in Versailles, als es ihren Verwandten lieb war, jedenfalls ist keine der anderen Töchter vermählt worden. Sie lebten beiseite, unbeachtet, wenn ihr Vater auch eine gewisse Zärtlichkeit für sie an den Tag legte. Diese Liebe äußerte sich allerdings meistenteils nur in den Kosenamen, die er ihnen beilegte, Namen, die für Prinzessinnen etwas befremdend klingen. Ludwig XV. nannte Madame




Der Graf von Artois (später Karl X.)
von Boizot. 1776



Die Gräfin von Artois
von Boizot. 1776

Victoire Schmutznickel, Madame Adelaide Fetzen, Madame Sophie Krähe und Madame Louise Lümpchen. Lümpchen ging schließlich in ein Karmeliterkloster, wo sie noch vor dem Ausbruch der Revolution die Augen schloß. Die beiden letzten von ihnen sind in der Emigration auf abenteuerlicher Flucht vor den französischen Armeen in Triest gestorben.

Als Ludwig XV. starb — er hatte sich im Umgang mit seiner letzten minderjährigen Maitresse an den Pocken angesteckt —, folgte ihm sein Enkel auf dem Thron. Ludwig XVI. war so ziemlich in allem das Gegenteil seines Großvaters, körperlich wie geistig. Ludwig XV. war ein schöner Mann, im Auftreten jeder Zoll ein König, von würdevoller Haltung und stets gleichbleibender Laune, der sich äußerlich nie etwas vergab. Sein Enkel war schwerfällig in seiner Erscheinung, plump und so verlegen, daß er meistens übellaunig erschien. Der sizilianische Gesandte Caraccioli schrieb an seinen Hof: der König ist wild und bäuerisch, als sei er in einem Walde aufgewachsen. Es war in der Tat erstaunlich, in wie geringem Grade er, der doch Versailles noch nie verlassen hatte, die Formen und die Ausdrucksweise des Hofes beherrschte. Er war ungewöhnlich schweigsam, in der Art des Auftretens und des Sprechens



NATTIER

MARQUISE DE MAILLY



wie gelähmt. Seine nähere Umgebung beklagte sich über die Ungleichmäßigkeit seiner Stimmungen. Er konnte seiner üblen Laune gelegentlich durch die gröbsten Ausfälle Luft machen. Schlecht erzogener grober Bursch, nannte ihn die Dubarry. Sein Äußeres war vernachlässigter als es sich für einen König schickt, noch dazu in einer Zeit, in der die Männer in der Sorgfalt ihrer Toilette mit den Damen wetteiferten. »Sein Gang war schwerfällig und ohne jede Vornehmheit,« schreibt Mme. Campan, »seine Person schon mehr wie vernachlässigt. Welche Mühe sein Friseur sich auch gegeben haben mochte, so waren seine Haare doch sofort wieder in Unordnung, weil er seiner Haltung gar keine Sorgfalt widmete.« In der Kapelle sang er mit dröhnender Stimme, aber so falsch, daß die Hofleute Mühe hatten, sich das Lachen zu verbeißen. Er besaß auf einzelnen Gebieten des Wissens hübsche Kenntnisse, wie er denn die fünf ersten Bücher von Gibbons römischer Geschichte in das Französische übersetzte und drucken ließ. Sein besonderes Interesse galt der Geographie; für die Entdeckungsreisen von La Pérouse hat er selbst die Instruktionen aufgesetzt. Am liebsten aber betätigte er sich in körperlicher Arbeit, die eine gewisse Kraftanstrengung erforderte. Mit dem Schlosser Gamain zusammen schlosserte er stundenlang und hat mit diesem und dem Schmiedegesellen Durey noch 1791 in den Tuilerien den eisernen Wandschrank angefertigt, der ihm so verhängnisvoll werden sollte. Mme. Campan erzählt, daß ihm die Königin wiederholt ernste Vorstellungen darüber machen mußte, doch nicht mit seinen von der Arbeit beschmutzten und geschwärzten Händen im Salon zu erscheinen.

Das waren Äußerlichkeiten, die nur zu geeignet waren, das Königtum in den Augen des Hofes herabzusetzen. Sie forderten zur Respektlosigkeit förmlich heraus. In der königlichen Familie nannte man Ludwig XVI. bald nur noch das große Schwein, oder den Schlosser, ja die Hofleute erlaubten sich der Königin gegenüber den Monarchen als Vulkan zu bezeichnen, eine Dreistigkeit, von der Graf Mercy nur bedauerte, daß Marie Antoinette sie nicht zurückwies. In diesen Eigenschaften stand der junge König hinter seinem Vorgänger weit zurück, und wenn er ihn dafür an anderen auch übertraf, so hat es das Unglück doch gewollt, daß eine gewisse Schwäche des Charakters auch die Vorzüge seines Wesens dem von ihm geleiteten Reiche nicht zugute kommen ließ. Er wäre dem Staate, an dessen Spitze ihn das Unglück stellte, ein ausgezeichneter Untertan geworden, denn er besaß alles, was einen solchen ausmacht und nichts, was zum Herrscher befähigt. Er war einfach und natürlich, ein Feind der Lüge und der Schmeichelei, ohne Eitelkeit oder Stolz, ein leidenschaftlicher Freund der Gerechtigkeit. Er besaß ein ganz ausgezeichnetes Herz

und war von dem redlichsten Streben beseelt, seine Untertanen zu beglücken, zumal das Los der Ärmsten unter ihnen zu erleichtern. Persönlich von der größten Sparsamkeit, führte er die Bücher seiner Kassette mit einer Gewissenhaftigkeit, die jedem Haushaltsvorstand Ehre gemacht hätte und doch war er ungeachtet des besten Willens nicht imstande, die Reformen durchführen zu lassen, die er als notwendig erkannt hatte, und für die ihm in Turgot, Malesherbes, Necker die befähigsten Männer zur Seite standen. Die Schwäche, die es verhinderte, daß der König der richtigen Erkenntnis auch die richtigen Taten folgen ließ, hing damit zusammen, daß er von Natur unentschlossen und leicht zu beeinflussen war. Als er, wie mehr oder weniger alle Thronfolger, zur Regierung kam, ohne eigentlich eine Ahnung von ihr zu haben, schrieb er an den früheren Minister Machault, um ihn als Mentor in dieser schwierigen Situation an seine Seite zu berufen. Eine Intrige seiner Tanten wußte es durchzusetzen, daß an Stelle des tüchtigen Machault der oberflächliche Maurepas an den Hof kam, ein unfähiger Mann, der alles getan zu haben glaubte, wenn er Menschen und Dinge mit einem guten Witz abgetan hatte. So war schon der Beginn der Regierung Ludwig XVI. durch einen verhängnisvollen Mißgriff bezeichnet, aber so, wie er hier einem törichten Ratschlag seiner Tanten folgte, so gab er später allen Wünschen der Königin nach, wider seine bessere Einsicht, aus Unentschlossenheit und Schwäche.

Marie Antoinette hatte vor ihrem Gatten eine glänzende äußere Erscheinung voraus. Horace Walpole, der sie 1775 sah, schreibt: »Ob sie steht oder sitzt, so ist sie immer die Statue der Schönheit. Wenn sie sich bewegt, ist sie die Grazie in Person. Man sagt, daß sie nicht im Takt tanzt, dann hat der Takt unrecht.« Andere ihrer Zeitgenossen sind weniger enthusiastisch in ihrem Urteil, aber alle, auch die, die sie nicht schön finden wollten, stimmen darin überein, daß sie einen großen Reiz besaß. Nach dem Urteil ihrer Kammerfrau stammt das beste Bild der Königin von Mme. Vigée Lebrun. Geben wir also dieser das Wort. Sie schildert die Monarchin folgendermaßen: »Marie Antoinette war groß, vorzüglich gewachsen, rund, ohne zu stark zu sein. Ihre Arme waren prachtvoll, ihre Hände klein, vollkommen geformt, ihre Füße reizend. Sie war die Frau in Frankreich, die am besten zu gehen verstand. Sie trug den Kopf hoch, mit einer Majestät, die sofort die Königin in der Mitte ihres Hofes erkennen ließ, ohne daß diese Majestät indessen ihrem Ausdruck von Sanftmut und Wohlwollen geschadet hätte. Es ist sehr schwer, dem, der die Königin nicht gesehen hat, eine Idee von der Vereinigung von so viel Grazie und Vornehmheit beizubringen. Ihre Züge waren nicht regel-

mäßig, sie besaß das lange und schmale Oval, das ihrer österreichischen Familie eigentümlich ist. Die Augen waren nicht groß, die Farbe fast blau, ihr Blick geistvoll und sanft. Die Nase war fein und hübsch, der Mund nicht zu groß, obgleich die Lippen ein wenig stark waren. Das auffallendste an ihrem Gesicht war der Glanz ihres Teints. Ich habe niemals etwas so Brillantes gesehen, brillant ist gerade das rechte Wort. Ihre Haut war durchsichtig, so als ließe sie gar keine Schatten zu. So konnte ich ihn auch nicht zu meiner Zufriedenheit wiedergeben. Die Farben fehlten mir, um diese Frische, diese feinen Töne herauszubringen, wie sie nur dieses reizende Gesicht aufwies und wie ich sie bei keiner anderen Frau wiedergefunden habe.«



Mme. Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI.
von Cathelin nach Ducreux. 1778

Mit diesen äußeren Vorzügen verband Marie Antoinette eine große Güte und Liebenswürdigkeit, die alle bezauberte, die in ihre Nähe kommen durften. Ihre Fehler beruhten auf der schlechten Erziehung, die sie empfangen, eine Erziehung, die weder ihren Charakter noch ihren Geist auszubilden gewußt hatte. Als sie nach Frankreich kam, sprach sie nicht einmal ordentlich französisch. Sie war eine abgesagte Feindin jeder ernsten Beschäftigung, die Lektüre war ihr verhaßt. »Oberflächlichen Geistes, unfähig zu irgendeiner geistigen Anstrengung,« schildert sie Baron Bézenval, einer ihrer Günstlinge. »Sie füllte die Leere ihrer Tage mit Spielereien aus,« fährt er fort »und machte eine ernste Unter-

haltung durch ihr sprunghaftes und unzusammenhängendes Wesen unmöglich.«
Mit 15 Jahren an einen Hof versetzt, an dem eine Person wie die Dubarry den Ton angab, besaß sie zwar Geschicklichkeit genug, um auffallende Verstöße zu meiden, aber doch nicht den Takt, der sie vor folgenschweren Mißgriffen bewahrt hätte. Jung, schön, leichtsinnig, sorglos und unbekümmert, suchte sie nur als Frau zu gefallen, wo sie als Königin hätte Ehrfurcht einflößen sollen. Der Kontrast, in dem diese junge elegante, vergnügungssüchtige Monarchin mit ihrer Vorgängerin stand, gefiel und amüsierte den Hof und das Publikum, aber gerade er war es, der Marie Antoinette binnen kürzester Zeit eine schrankenlose üble Nachrede eintrug. Sie versuchte ihr Leben der Etikette zum Trotz nach eigenem Gefallen einzurichten, mit einer Unklugheit und einer Ahnungslosigkeit, die zeigen, daß sie sich ihrer Verantwortlichkeit gar nicht bewußt war. Die Krone war für ihren Mann eine Verlegenheit, für sie ein Putz zur Verschönerung und Erheiterung des Lebens. Sie glaubte, sie könne in Versailles mit der gleichen Zwanglosigkeit auftreten, wie in Schönbrunn oder Laxenburg. Sie kannte die Franzosen zu wenig, um zu wissen, daß sie hinter der Ungeniertheit der Manieren nur die Unsittlichkeit witterten und ohne weiteres geneigt waren, einer jungen schönen Königin jeden Fehltritt zuzutrauen. Das um so mehr, als es ein öffentliches Geheimnis war, daß sie auch sieben Jahre nach der Hochzeit noch nicht die Gattin ihres Mannes geworden war. Ludwig XVI. hätte sich dazu einer ganz geringfügigen Operation unterziehen müssen, vor der er sich scheute und die er erst vornehmen ließ, als ihm sein Schwager Kaiser Joseph II. ins Gewissen redete. Dazu kam, daß die Alliance mit Österreich in Frankreich in weiten Kreisen unpopulär war, und da Marie Antoinette gewissermaßen das Unterpfand dieses Bundes war, so fiel die Abneigung gegen die Politik auf die Person der Königin zurück. Aus diesem Milieu stammt der Spitzname der »Österreicherin«, der zuerst von den boshaften alten Tanten des Königs gebraucht wurde. Er ging rasch in das Volk über und hat Marie Antoinette bis aufs Schaffott begleitet.

Die jugendliche Monarchin suchte unter der Hofgesellschaft nach Freundinnen, weil sie vergaß oder nicht wußte, daß Könige keine Freunde haben können. Den Instinkten des Herzens folgend, glaubte sie solche am ehesten unter den Genossinnen des eigenen Alters zu finden und ließ sich in ihrer Wahl durch ein liebenswürdiges Äußere bestechen. Zuerst fiel ihre Wahl auf die Prinzessin Lamballe, von der man sagte, sie vereinige in ihrer Person alle drei Grazien. Ihr zu Liebe ließ die Königin ein Hofamt wieder herstellen, das seit langen Jahren geruht hatte, nun aber der Freundin ihres Herzens eine Einnahme von

150000 Francs sicherte. Die Prinzessin war damit noch nicht zufrieden, und da sie nicht müde wurde, die Monarchin um immer neue Wohltaten anzugehen, so fiel sie bald lästig und die warme Freundschaft erkaltete rasch. Dann schloß sich Marie Antoinette an die Gräfin Gabrielle Jolande de Polignac, der sie die ganze herzliche Empfindung eines liebebedürftigen und unbeschäftigten Herzens entgegenbrachte. »Wenn ich mit ihr zusammen bin,« sagte sie, »bin ich nicht mehr Königin, dann bin ich nur noch ich selbst.« Gräfin Polignac muß in der Tat einen großen Zauber ausgeübt haben. »Sie hatte einen jener Köpfe,« schreibt der Herzog von Lévis in seinen Erinnerungen, »wie nur Raffael sie zu malen verstand. Sie vereinigte einen Ausdruck von Geist mit dem einer unendlichen Sanftmut. Mochten andere vielleicht überraschender wirken und stärkere Bewunderung erregen, so wurde man doch niemals müde, sie anzusehen.« Graf von der Marck sagt von ihr, daß niemals eine Haltung mehr wie die ihrige Bescheidenheit, Zurückhaltung und Anstand ausgedrückt hätten. Man schätzte diese Eigenschaften damals so überaus hoch, weil sie unter der Damenwelt des Hofes nur ausnahmsweise anzutreffen waren. Diese Freundschaft hat 15 Jahre gedauert, denn die Gräfin Polignac behielt auch der königlichen Freundin gegenüber die Bescheidenheit bei, durch die sie sich ihre Zuneigung erworben hatte. Sie konnte das allerdings auch um so eher, weil Marie Antoinette nicht müde wurde, Gnaden und Auszeichnungen auf sie und ihre Angehörigen zu häufen. Die Gräfin, bald Herzogin von Polignac, brauchte sich um diese gar nicht selbst zu bemühen, denn wenn die Königin in dieser Beziehung wirklich etwas versäumt hätte, so war die Schwägerin der Gräfin da, Diane de Polignac, die unablässig an die Bedürfnisse der Familie zu erinnern wußte. Sie war häßlich und verwachsen, aber geistreich und klug. Trotz ihres mehr als zweideutigen Rufes wußte sie es einzurichten, daß sie zur Ehrendame von Mme. Elisabeth, der Schwester des Königs, ernannt wurde. Intrigant und boshaft, beherrschte sie den ganzen Kreis, den die Königin um sich sammelte. Ihrer immer auf der Lauer liegenden Habgier verdankten es die Polignacs, die durch die Verschwendung der letzten Generation in sehr bedrängte Umstände geraten waren, daß sie bald eine Einnahme von 500000 Livres im Jahre genossen. Zu den Polignacs gesellten sich einige Günstlinge, der Schweizer Baron Bézenval, der Schwede Graf Fersen, der Ungar Graf Esterhazi, die Herren Adhémar, Vaudreuil, Polastron, alles Leute von zweifelhaftem Rufe und leichten Sitten, deren intimer Umgang mit der jugendlichen Königin berechtigten Anstoß erregen mußte. Die Bevorzugung dieser Vertrauten, mit denen die Königin in Trianon auf dem Fuß einer völligen Gleichheit verkehrte, zog einmal den



Der Dauphin und seine Schwester
von Blot nach Mme. Vigée le Brun. 1786

Übelstand nach sich, daß die großen Familien, die Rohan, Noailles, Montmorency u. a. sich vom Hof zurückzogen, teils aus Neid, weil andere als sie von den königlichen Gunstbezeugungen Vorteil zogen, teils aus Stolz. Diese gekränkten und zurückgesetzten Aristokraten vermehrten dann die Anzahl der Unzufriedenen, die der Königin aus politischen Gründen nicht wohlwollten. Die Koterie der Günstlinge und der fast ausschließliche Umgang mit ihnen hatte für Marie Antoinette aber noch einen anderen Übelstand im Gefolge. Sie hatten kein Interesse daran, Fehler oder Mißgriffe der Königin zu verhindern, denn je mehr sie sie vom übrigen Hofe isolierten, um so fester konnten sie hoffen, sich in ihrer Gunst zu behaupten. So bestärkten sie die Neigung der Monarchin für die Moquerie, für die Marie Antoinette eine ausgesprochene Vorliebe hatte. »Es ist ein Fehler, der bei so hohem Range zum Laster wird,« sagt der Herzog von Lévis, als er in seinen Erinnerungen auf diese Schwäche der Königin kommt. Sie besaß die ganz unbegreifliche Unklugheit, allen Angehörigen des Hofes Spitznamen zu geben. Necker nannte sie den kleinen Kommis, Turgot den negativen Minister, den Polizeileutnant Sartines den Advokat Pathelin, die Franzosen im allgemeinen Krämerseelen usw. Die weibliche Hofgesellschaft teilte sie ein in »Jahrhunderte«, »Steifleinene« und »Unförmige«. Diese Witzeleien blieben natürlich nicht unbekannt und vermehrten die Zahl der Feinde der Königin in einer so auffallenden Weise, daß die Empfänge bei Hofe darunter litten.

Als Marie Antoinette, die sich anfangs von allen Staatsgeschäften ganz zurückgehalten hatte, begann, sich in dieselben einzumischen, veranlaßt und gelockt von den Vertrauten, die ihre Hände darin zu haben wünschten, gab sie selbst den letzten Anstoß zu dem offenen Feldzug von Bosheit und Verleumdung, der mittels Flugschriften, Gedichten und Spottbildern gegen sie geführt wurde. Sie beschützte Unwürdige, wie den Grafen de Guines, ehemaligen französischen Gesandten in London, in einem schmutzigen Prozeß. Sie machte sich zum Werkzeug von Intrigen, durch die Minister von der Qualität eines Malesherbes, Turgot, Necker gestürzt wurden, und mischte sich mit solcher Ausdauer und so geringer Erfahrung in alle Geschäfte der Regierung, daß nicht nur der König und die Minister außer sich waren über die Rolle, die sie sich anmaßte, sondern auch ihre Mutter in Wien mit der größten Besorgnis davon hörte. Maria Theresia warnte ihre Tochter unausgesetzt. Der Besuch, den Kaiser Joseph II. 1777 als Graf von Falkenstein in Versailles machte, hatte keinen anderen Zweck, als die Schwester von dem Wege abzubringen, den sie eingeschlagen hatte. Seine Ratschläge waren zwar sehr gut, aber da sie ungebeten erteilt wurden, fruchteten sie nicht das geringste. Unter Ludwig XV. waren es die Maitressen gewesen, durch die man Stellen und Gnaden zu erlangen suchte, jetzt war es die Königin, die der Mittelpunkt aller Intrigen geworden war. So zog sie den Haß auf sich, der früher auf die Pompadour und die Dubarry fiel. Es ist bekannt, daß ein großer Teil der Schmutzschriften, in denen der Lebenswandel Marie Antoinettes auf geradezu ungeheuerliche Weise verleumdet wurde, aus den Zeiten der Pompadour stammt und nur unwesentlich umgearbeitet zu werden brauchte, um auf die Königin Anwendung zu finden. Es ist ihr niemals eine wirkliche Verfehlung nachgewiesen worden, denn wer der Geschichte der unglücklichen Monarchin nachgeht, muß die Erinnerungen des Herzogs von Lauzun, des Grafen Tilly, die Schriften Soulavies u. a. beiseite liegen lassen.

Es sollte verhängnisvoll für sie werden, daß sie in so hohem Grade den Geschmack ihrer Zeit an einem einfachen ländlichen Leben teilte. Daß sie in Trianon in kleinem Kreise nichts sein wollte, als die Landfrau unter gleichgestimmten Freunden, wurde ihr bei Hofe von denen zum Vorwurf gemacht, die sie von diesem Kreise ausschloß. Diese Eifersüchtigen waren es, welche die Gerüchte in Umlauf setzten, die die Ehre der Königin antasteten, Gerüchte, die in Paris einen nur zu geeigneten Boden fanden, denn diese Stadt hat in Schmutz und Skandal stets ihre liebste Unterhaltung gefunden. Trianon wurde in eine Beleuchtung gerückt, als sei es ein neuer Hirschpark, das verschwiegene Plätzchen der schlimmsten Orgien. Die Drachensaat der Verleumdung trug

nur zu reichliche Früchte. Was man der Königin alles zutraute, kam an den Tag, als der Halsband=Prozeß verhandelt wurde. Kardinal Rohan, einer der ersten Prälaten Frankreichs und einer der reichsten dazu, befand sich in dauernder Ungnade der Königin. Er wünschte von ihr wieder in Gnaden aufgenommen zu werden und wußte nur nicht, wie er das am besten anstellen könne. Da spiegelte ihm eine Dame der Lebewelt, die sich Gräfin Valois de la Motte zu nennen liebte, vor, sie sei bei Marie Antoinette außerordentlich gut angeschrieben und finde jederzeit bei ihr Zutritt. Die Königin wünsche sich ein Brillant=kollier, das 1 600 000 Francs kosten solle und von den Hofjuwelieren Boehmer & Bassange zum Kaufe angeboten wurde, wolle aber den König nicht darum bitten. Wenn der Kardinal ihr dasselbe verschaffe, so werde sie es ihm in Raten bezahlen und ihm immer Dank wissen. Gräfin Valois de la Motte ver=mittelte dem Kardinal auch ein nächtliches Rendezvous mit Marie Antoinette im Park von Versailles, bei dem eine kleine Kokotte Mlle. Oliva die Rolle der Königin spielte. Die Gräfin erhielt das Halsband, um es der Königin zu über=geben, statt dessen reiste der Graf damit nach London und machte es zu Gelde. Es dauerte nicht lange, so kam der Betrug an den Tag und alle Schuldigen hinter Schloß und Riegel. Unklugerweise gab die Regierung selbst dem Pro=zeß das Ansehen, als ginge er um die Ehre der Königin, die bei der Vor=eingenommenheit des Volkes geradezu als die eigentlich Beklagte erschien. Ein Broschürenkrieg von großer Erbitterung ging der Verhandlung voraus. Als der Kardinal dann freigesprochen wurde, schien es in der Tat, als sei die Königin verurteilt, denn der Freispruch machte diesen an und für sich wenig sympathischen Mann zum Gegenstand begeisterter Ovationen. In den Augen der Menge hatte die Königin vor Gericht gestanden und war verurteilt worden. Insofern war der Prozeß ein Verhängnis, das mit ungeheurer Wucht auf das Königtum als solches zurückfiel.

Unter den Gegnern der Königin standen neben den alten griesgrämigen Tanten des Königs die Brüder desselben obenan. Der ältere der beiden, da=mals Graf von Provence, später Ludwig XVIII. genannt, galt als der Tartuffe des Hofes. Er war immer in Opposition gegen alle Maßregeln der Regierung seines Bruders, der er heimlich und hinterrücks Schwierigkeiten bereitete, wo und wie er konnte, dabei außerordentlich habsüchtig und stets auf die Ver=mehrung seiner Einkünfte bedacht. Der jüngere, Graf von Artois, als Karl X. Nachfolger seiner Brüder auf dem französischen Thron, schadete seiner Schwägerin dadurch, daß er sich an allen unklugen und unbedachten Streichen derselben beteiligte. Er selbst führte mit einer Maitresse en titre und zahlreichen ephe=



Der Herzog von Orléans (später Philippe Egalité) und seine Familie
von St. Aubin und Helman nach Lepeintre. 1776

meren Liebschaften einen skandalösen Lebenswandel, der allgemein bekannt war, qualifizierte sich also als einen Menschen, den Marie Antoinette hätte von sich fernhalten müssen, statt ihm Einfluß zu gewähren.

Als Ludwig XV. majorenn geworden, den Hofhalt wieder nach Versailles verlegte und ihn in denselben Formen weiterführte, wie es sein Urgroßvater getan, kamen Zeremoniell und Etikette wieder zu ihrem Recht. Ludwig XIV. hatte sie über den Brauch des Hofes hinausgehoben und zu einer Einrichtung gemacht, die von der Regierung des Staates nicht mehr zu trennen war. Ein feierliches, ernstes und steifes Zeremonial trennte den Monarchen von seinen Mitmenschen. Auch die Höchstgestellten derselben, selbst die ihm durch Bande des Blutes am nächsten Verbundenen, konnten ihm nur in dienender Form nahen. Der König sollte ein Wesen für sich sein, und da man ihn nicht in die Wolken entrücken konnte, so richtete man als Scheidewand zwischen ihm und den übrigen die Etikette auf. Die Etikette ist, wie Mme. Campan sich ausdrückt, ja nur das Abbild des unwillkürlichen Respekts, welchen die Menschen dem Mut, dem Genie, dem Ruhm zubilligen. Sie schützte den Monarchen vor der Berührung durch die Alltäglichkeit, sie erhob ihn zum Halbgott, aber sie machte ihn auf der anderen Seite auch zum Sklaven, indem sie ihm jede Bewegung und jeden Schritt vorschrieb und ihm, der mehr hatte sein wollen als ein Mensch, auch nicht mehr erlaubte, es nach eigenem Gutdünken sein zu können. Von der Wiege bis zum Grabe waren die Prinzen und Prinzessinnen von der Etikette gegängelt. Vom Aufstehen bis zum Niederlegen gehörte ihnen kaum eine Minute des Tages und dem König noch weniger als den übrigen. So wurde ihr Leben zu einem beständigen Schauspiel, das sie anderen zu geben hatten. Aufstehen und Niederlegen des Monarchen waren Staatsakte, in eine Reihenfolge von Zeremonien aufgelöst, bei denen assistieren zu dürfen die höchste Ehre war. Dem König das Nachthemd zu reichen oder die Serviette beim Essen waren Dienste, die nur Edelleute vom ersten Range beanspruchen konnten. Ob man unter den Ersten war, die das königliche Schlafzimmer nach dem Erwachen des Monarchen betreten durften, oder erst an dritter oder vierter Stelle der Zugelassenen, war eine Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit und eine willkommene Gelegenheit für den König, seine Gunstbezeigungen einzuteilen und abzustufen. Wie Aufstehen und Niederlegen waren der Kirchgang, die Mahlzeiten, selbst das Kranksein genau geregelt. Alles vollzog sich in der Öffentlichkeit des Hofes, vieles vor den Augen des großen Publikums, wenn es Wert darauf legte, den Zuschauer zu spielen. An Sonn- und Feiertagen speiste der König vor allem Volk, es war für die Pariser und die Provinzialen ein beliebtes Vergnügen an diesen Tagen nach Versailles zu fahren und zuzusehen, wie König, Königin und die Prinzessinnen sich bei Tische benahmen. Ludwig XV. genoß einen besonderen

Ruf für die Geschicklichkeit, mit der er seine Eier öffnete, und so verfehlte er nie, an diesen Tagen Eier zu sich zu nehmen. Aufgepaßt, hieß es dann unter den Zuschauern, der König wird gleich sein Ei essen. Casanova hat eine Beschreibung von dem Diner hinterlassen, bei dem er Maria Leszczynska zusah. »Ich sah«, erzählt er, »die Königin von Frankreich, die kein Rot aufgelegt hatte, einfach gekleidet, auf dem Kopf eine große Haube, alt und fromm aussehend. Sobald sie an den Tisch kam, dankte sie auf das liebenswürdigste zwei Nonnen, welche eine Schüssel mit frischer Butter auf den Tisch stellten. Sie setzte sich und auf der Stelle nahmen auch die Höflinge, zehn Schritt von der Tafel, in einem Halbkreise Platz. Ich hielt mich in ihrer Nähe, ebenso schweigsam wie sie. Ihre Majestät begann zu essen, ohne irgend jemand anzusehen, die Augen immer auf ihrem Teller. Ein Gericht hatte ihr wohl geschmeckt, so nahm sie nochmals davon und musterte dabei den Halbkreis, der sie umgab, ohne Zweifel um zu sehen, ob nicht jemand darunter sei, mit dem sie über diesen Leckerbissen sprechen könne. Sie fand ihn und sagte: Herr von Löwendal. Bei Nennung dieses Namens erblickte ich einen prächtigen jungen Menschen, der mit gesenktem Kopfe vortrat und sagte: Madame? Ich glaube, daß dies Ragout ein Hühnerfrikassee ist. Ich bin ganz Ihrer Meinung, Madame. Nach dieser Antwort, die in ernstestem Ton abgegeben wurde, fuhr die Königin fort zu essen und der Marschall nahm rückwärtsschreitend seinen Platz wieder ein. Die Königin beendete ihr Diner, ohne weiter ein Wort zu sprechen.«

Der Dauphin war an der Lungenschwindsucht erkrankt, er mußte, wie sein Biograph, der Abbé Proyart sich ausdrückt, vor dem Publikum krank sein und vom frühen Morgen an seine Empfänge weiter abhalten, ohne sich schonen zu dürfen. Die Etikette existierte noch mit all den Formen, die Ludwig XIV. ihr gegeben hatte, aber, wie Mme. Campan sagt, es fehlte ihr die Würde. Wenn Ludwig XV. die Stiefel auszog, erwartete er den Besuch seiner Töchter. Die Prinzessinnen zogen dann, wie Mme. Campan erzählt, über ihren Anzug einen großen goldgestickten Reifrock, banden eine lange Hofschleppe um die Taille und verbargen den Rest ihrer Kleidung unter einem großen Taffetmantel, der sie bis zum Kinn einhüllte. Dann setzten sie sich mit Hofdamen, Kammerherren und fackeltragenden Lakaien in Trab, um nicht zu spät zu kommen und kehrten wie die wilde Jagd nach einer Viertelstunde zurück. Der Herzog von Luynes, der von 1735—58 ein so genaues Tagebuch über alle Ereignisse des Hofes geführt hat, beklagte wiederholt den Verfall der Etikette, der sich im Nachlassen der tiefen Verbeugungen und anderen Anzeichen bemerkbar



Die Herzogin von Orléans von Mme. Vigée le Brun.
Nach dem Gemälde in Versailles.

machte. Bei der Geburt einer kleinen Prinzessin am 26. August 1750 drängte sich, wer wollte, in das Zimmer der Wöchnerin, was Luynes lebhaft mißbilligt. Als die Dauphine am 13. September 1751 eines Prinzen genaß, rief der Dauphin Gardes du Corps, Schweizer, Portechaisenträger und wer sonst im Vorzimmer war in die Wochenstube seiner Frau, weil die Personen, die bei dem Akt hätten gegenwärtig sein müssen, nicht zu finden waren. Man fand all die Zeremonien langweilig, die Verpflichtungen auf die Etikette drückend lästig. Diese Stimmung war so allgemein, daß im Oktober 1754 ein Stück von Yon in Paris über die Bretter ging: Torheit und Liebe, in dem die Cercles der Königin und der Dauphine ganz offen lächerlich gemacht wurden. Ludwig XV. selbst ging mit üblem Beispiel voran. Er entzog sich der Etikette, die ihn in Versailles beengte, soweit er nur irgend konnte und hielt sich lieber auf einem der kleinen Lustschlösser auf, als in dem großen und weitläuftigen Schloß, das sein Vorgänger auf dem Thron erbaut hatte. In manchen Jahren war er nicht länger als 52 Tage in seiner eigentlichen Residenz. Nach den Aufzeichnungen des Herzogs von Luynes war er höchstens zwei oder drei Tage nacheinander in Versailles. Es war eine Seltenheit, wenn er vier oder fünf Tage ohne Unterbrechung dort blieb. Unter Ludwig XVI. machte diese Abneigung gegen den Zwang der höfischen Etikette rapide Fortschritte. »Man ging nur widerwillig zu Hofe und beklagte sich laut, wenn



NATTIER

MARQUISE DE MAILLY



man es mußte«, erzählt Gräfin Genlis. An Stelle einer Ordnung, die bis auf das kleinste vorgeschrieben war, trat eine Unordnung, die gelegentlich skandalöse Formen annahm. »Die Tochter des Königs« (die spätere Herzogin von Angoulême), erzählt Mme. Campan, »kam am 14. Dezember 1778 kurz vor Mittag zur Welt. Die Etikette, jeden ohne Unterschied eintreten zu lassen, der sich im Augenblick der Entbindung der Königin dazu drängte, wurde mit einer solchen Übertreibung innegehalten, daß im Augenblick, als der Accoucheur Vermond mit lauter Stimme ausrief: Die Königin entbindet, die Fluten der Neugierigen sich so zahlreich und so stürmisch in das Zimmer stürzten, daß man für das Leben der Königin fürchten mußte. Der König hatte die Vorsicht besessen, die großen Wandschirme, die das Bett der Königin umgaben, mit Stricken befestigen zu lassen, sie wären ohne diese Maßregel auf das Bett geworfen worden. Es war nicht mehr möglich, sich im Zimmer zu bewegen, das Publikum, das es füllte, war so gemischt, daß man sich auf einem öffentlichen Platze glauben konnte. Zwei Savoyarden kletterten auf die Möbel, um die Königin, die dem Spiegel gegenüberlag, bequemer sehen zu können.« Wer wollte es der Königin verübeln, daß ihr eine Etikette, die so widerwärtige Formen annehmen konnte, unleidlich erscheinen mußte und daß sie danach strebte, sich ihrer zu entledigen. Diese Vorschriften paßten nicht mehr in die Zeit und beanspruchten im Leben einer Königin doch noch immer den gleichen Platz wie hundert Jahre zuvor unter Ludwig XIV. Die Hofdame vom Dienst hatte das Recht, beim Ankleiden oder Auskleiden das Hemde zu reichen. Die Palastdame zog den Unterrock und das Kleid an. Kam aber zufällig eine Prinzessin der königlichen Familie dazu, so stand ihr das Recht zu, der Königin das Hemde überzuwerfen. Da ist dann einmal die köstliche Geschichte passiert, die Mme. Campan erzählt. Die Königin war eben von ihren Damen ganz ausgekleidet worden. Mme. Campan hielt das Hemde und hat es gerade der Hofdame präsentiert, als die Herzogin von Orléans eintritt. Die Hofdame gibt das Hemd der Campan zurück, die es der Herzogin übergeben will, als die ranghöhere Gräfin von Provence dazu kommt. Nun wandert das Hemde wieder an Mme. Campan und erst aus den Händen der Gräfin von Provence empfängt es endlich die Königin. Sie hat die ganze Zeit nackt, wie Gott sie geschaffen, dabeistehen und zusehen müssen, wie die Damen sich mit ihrem Hemde bekomplimentieren.

Das Recht aber, sich über die Vorschriften der Etikette hinwegzusetzen, das jedermann für sich in Anspruch nahm, wollte man der Königin nicht zugestehen, und daß sie es trotzdem durchführte, hat ihr mehr geschadet als die



Die Amme Ludwigs XV. inmitten ihrer Familie von Dumont.

offenkundigsten Verstöße gegen die Schicklichkeit nur immer hätten tun können. Man denke beispielsweise an das Taburett der Herzoginnen. Damit hatte es folgende Bewandtnis. Nur die Herzoginnen hatten das Recht, in der Gegenwart des Herrscherpaares zu sitzen, auf einem Taburett, d. h. einem Sessel ohne Rücken- und Armlehne. Wenn ein Herzog geheiratet hatte und seine Frau wurde bei Hofe vorgestellt, so forderte sie der König auf: »Madame, wenn es Ihnen beliebt, sich zu setzen.« Darauf blieb sie stehen, bis der König nach einer kleinen Pause wiederholte: »Madame, ich habe Sie schon gebeten, sich zu setzen.« Dann brachten zwei Lakaien das Sitzmöbel, die Dame nahm Platz und hatte damit die höchste Stufe des Glückes, der Ehre, der Auszeichnung erreicht, die ihr in diesem irdischen Jammertal zu erklimmen beschieden war. Wenn man die Memoiren Saint Simons liest, so wird man inne, was es mit dem Taburett auf sich hatte und daß bürgerlich Geborene in dem Recht des Taburetts bei Hofe so etwas wie den Vorgeschmack der ewigen Seligkeit witterten. Viele unpassende Ehen sind aus keinem anderen Grunde zustande gekommen, als weil der Bräutigam seiner Braut dieses Angebinde mitbrachte, oft genug das einzige, was er wirklich Verführerisches besaß. Mme. Bouchu, eine sehr reiche Witwe, heiratete 1731 den Herzog von Chatillon, einen jämmerlichen Krüppel, den sie sich für 100000 Taler erstanden hatte.

Weil sie es gar nicht abwarten konnte, ihr Taburett bei Hofe einzunehmen, so ließ sie sich mitten im Winter dem König vorstellen und zog sich dabei eine Erkältung zu, an der sie starb, ehe sie ihr Recht nur hatte zum zweiten Male ausüben können. Sieben Jahre war die Marquise von Pompadour bereits Maitresse des Königs, ehe ihr 1752 mit den Ehrenrechten einer Herzogin die Auszeichnung des Taburetts zuteil wurde. Höher hinaus ging es nun nicht mehr, der kleinen Antoinette Poisson muß vor Glück und Hochgefühl ganz schwindlig geworden sein, als sie sich zum erstenmal in Gegenwart der Majestäten setzen durfte. Es war der kühnste Traum, den ein weibliches Herz vor der Revolution träumen durfte. Und nun stelle man sich im Gegensatz dazu vor, daß Marie Antoinette in Trianon ihre Gesellschaft ohne Umstände zum Sitzen einlud. Dadurch stellte sie die ältesten Rechte in Frage. Wenn es keine Auszeichnung mehr war, bei der Königin sitzen zu dürfen, wenn außer den Herzoginnen auch etwa Gräfinnen Platz nehmen durften, so wurde dieser Gegenstand des Ehrgeizes ja mit einemmal völlig bedeutungslos und verlor jeden Reiz. So erregte die Königin, im Bestreben natürlich und liebenswürdig zu sein, den heftigsten Anstoß. Aus der Eifersucht, die sie durch die Mißachtung der Etikette schürte, ist ihr mehr Haß erwachsen, als Liebe und Zuneigung.

Um diese Etikette zu ermöglichen und aufrechtzuerhalten, benötigte der König einen großen Hof, und sicher hat es, nimmt man vielleicht die asiatischen Höfe aus, niemals einen Hofstaat gegeben, der so bis in die geringfügigste Kleinigkeit ausgebildet gewesen wäre. Der Haushalt des Monarchen alleim umfaßte 22 Ämter, mit gegen 6000 Chargen ohne die militärische Umgebung, die gegen 10000 Mann zählte. Da gab es in der Kammer des Königs einen Groß-Kammerherrn, vier Oberkammerherrn, 26 Kammerherrn, 4 Oberkammerdiener, 32 Kammerdiener, 6 Kammerlakaien, 16 Schweizer, 12 Mantelträger, 2 Arkebusiere, 8 Barbiere, 8 Tapeziere, 3 Uhrmacher usw. Ähnlich waren die übrigen Ämter eingerichtet, die sich mit der Garderobe, der Jagd, dem Stall, der Kapelle, Küche, Keller u. a. m. befaßten. Nun hatte aber nicht nur der König seinen Haushalt, die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen hatten die ihrigen, die nach dem gleichen Vorbild eingerichtet und nur nicht ganz so zahlreich waren. Unter Ludwig XVI. gab es 16 vollkommen eingerichtete Hofhaltungen mit hohen und niedren Chargen aller Art. Der Haushalt des Königs umfaßte 4000 Bedienstete, der der Königin 500, der des Grafen von Provence 420, der des Grafen von Artois 456, der der Gräfin von Provence 256, der der Gräfin von Artois 239, der der Tanten des Königs 220 Personen. Selbst die minderjährigen Herrschaften hatten ihre Hofstaaten.



Boucher: Marquise de Pompadour.

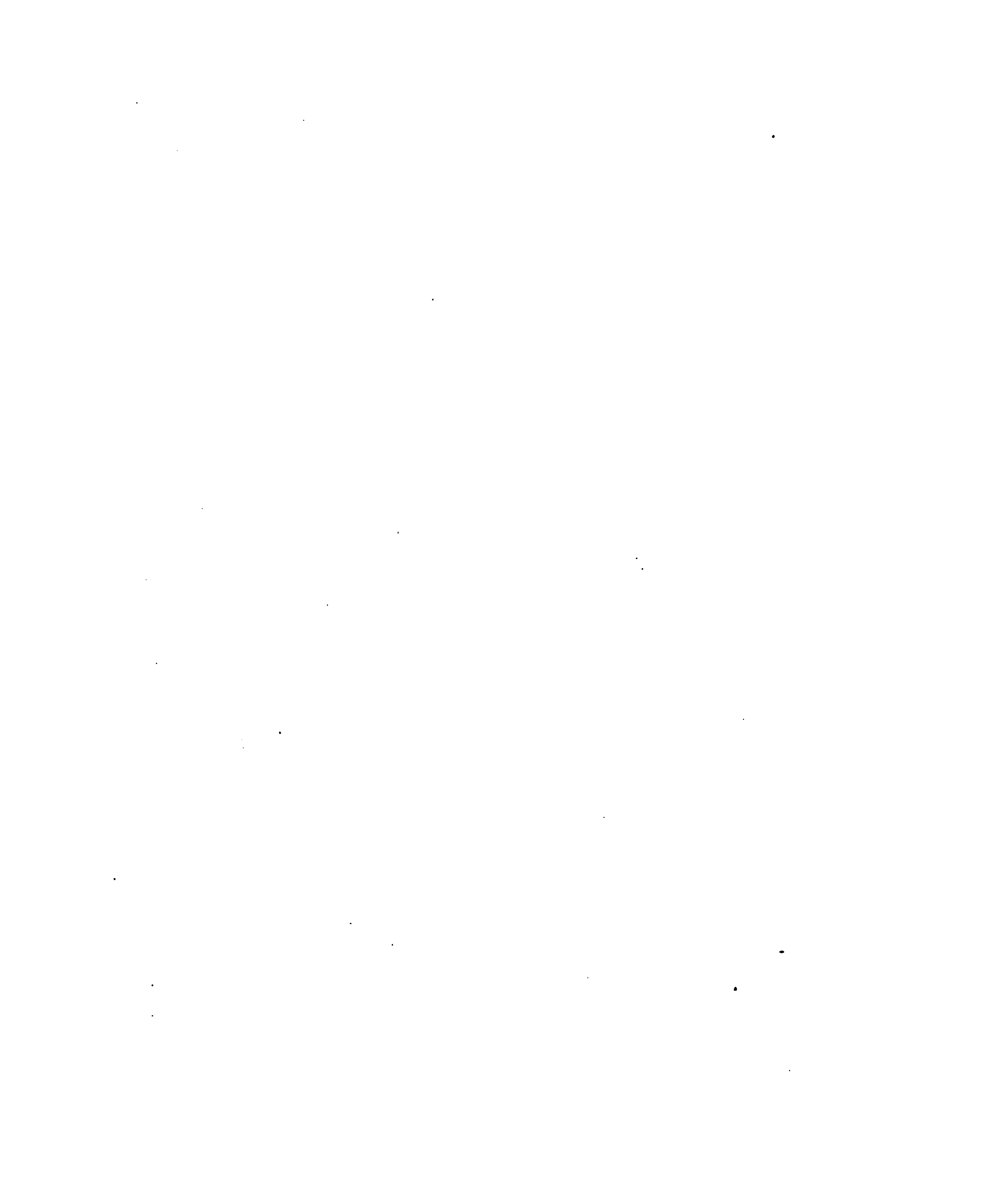
Als Marie Antoinette ihrer Tochter, die erst vier Wochen alt war, einen Haushalt einrichtete, da beabsichtigte sie, wie Graf Mercy an Maria Theresia berichtete, »eine schädliche Verweichlichung und einen unnützen Schwall von Dienstboten zu vermeiden und alles zu unterdrücken, was in der jungen Prinzessin den Stolz nähren könnte. Trotz dieser Einschränkung wird sich die Zahl der dem ausschließlichen Dienste der kleinen königlichen Person gewidmeten Leute auf 80 belaufen«.

Je zahlreicher die Dienerschaft war, je schlechter die Bedienung. Im Hofstaat Maria Leszczynskas befanden sich 572 Personen und doch konnte die Königin nicht einmal durchsetzen, daß ihr Schlafzimmer ordentlich reingemacht wurde. Am 15. Juli 1747 bemerkte die Königin, der Herzog von Luynes hat dies historisch wichtige Datum der Nachwelt aufbehalten, daß ihr Betthimmel ganz staubig sei. Sie ließ die Herzogin von Luynes rufen und zeigte es ihr. Die Herzogin ließ den Kammerdiener rufen, der Kammerdiener sagte, die Reinigung sei Pflicht der Tapeziere, die Tapeziere wehren sich dagegen und schieben es auf die Lakaien vom Garde meuble, kurz niemand will diese Arbeit auf sich nehmen. Jedermann hatte seinen engumschriebenen Kreis von Pflichten, über den er mit Eifersucht wachte, den er aber auch um keinen Preis zu überschreiten geneigt war. Der König hatte Leibgarden, Schweizer und Lakaien zu Hunderten und war doch so schlecht behütet, daß sich am 5. Januar 1757 der halbverrückte Damiens unter sein Gefolge mischen und ihm ein Taschenmesser zwischen die Rippen stechen konnte. Ein andermal, erzählt



NATTIER

DUCHESSE DE LAURAGUAIS



Mme. du Hausset, kam der König in sein Arbeitszimmer und sah sich dort einem wildfremden Menschen gegenüber. Der fiel vor dem König auf die Knie und zog sich, ehe sich Ludwig XV. nur von seinem Erstaunen erholt hatte, bis auf die Haut aus, um zu beweisen, daß er nichts genommen habe.

Der weitaus größte Teil dieser Hofchargen war dem Adel vorbehalten. Um als Hofpage aufgenommen zu werden, mußte man nachweisen, daß man einer Familie angehörte, die seit 1550 den Adel führte. »Die knechtischen Regeln der Etikette«, schreibt Mme. Campan in ihren Erinnerungen, »formten eine Art von Gesetzbuch. Sie veranlaßten einen Richelieu, einen La Rochefoucauld, einen Duras in der Ausübung ihrer bedientenhaften Funktionen die Gelegenheit zu Annäherungen zu sehen, die ihrem Vorteil nützlich waren. Um ihre Eitelkeit zu schonen, liebten sie Gebräuche, die aus dem Recht, ein Glas Wasser zu überreichen, ein Hemd überzuwerfen oder ein Nachtgeschirr wegzustellen, ein ehrenvolles Vorrecht machten. Prinzen, die gewohnt waren, wie Gottheiten bedient zu werden, kamen natürlich zu dem Glauben, daß sie Wesen höherer Gattung seien und von einer Wesensart viel reiner, als die der übrigen Menschen.« Darum führten sie auch ein, daß ein anderer Teil der Hofchargen, dem damit Betrauten den Adel verleihe, so daß die Umgebung des Monarchen ausschließlich aus Adligen bestand, wenn auch nicht immer aus Aristokraten. Das Ansehen, das diese Gesellschaft genoß, war nicht sehr groß. Der Regent machte aus seiner Verachtung der Höflinge gar keinen Hehl, sie rächten sich, indem sie seinem Ruf schadeten und ihm durch ihre Verleumdungen den üblen Namen schufen, den er in der Geschichte trägt. Montesquieu schrieb: »Der Ehrgeiz im Müßiggang, die Niedrigkeit im Stolz, der Wunsch, sich ohne Arbeit zu bereichern, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrat, die Niedertracht, der Verzicht auf seine Verpflichtungen, die Verachtung des Bürgers, die Furcht vor der Tugend des Prinzen, die Hoffnung auf seine Schwächen und mehr als alles das noch die Lächerlichkeit, die beständig auf die Tugend geworfen wird, bilden, wie ich glaube, den Charakter des größten Teils der Höflinge an allen Orten und zu allen Zeiten.« Das mag wohl sein und vielleicht erscheint der Hof von Versailles unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. aus keinem anderen Grunde als ein so besonders bevorzugter Tummelplatz der Verworfenheit, als aus der einfachen Erwägung, daß wir so gut über ihn unterrichtet sind. Gerade als ein Operationsfeld von Intrigen und Machinationen war er aber den Zeitgenossen doch so interessant, daß sie unendlich viel über ihn niedergeschrieben haben,



Gräfin Dubarry. Büste von Pajou.

angefangen von dem Tagebuch des Herzogs von Luynes, der uns nichts schenkt, was das äußere Leben desselben angeht, bis herunter zu den Erinnerungen der Mme. du Hausset, der Kammerfrau der Pompadour. Von den vielberufenen Maitressen selbst hat keine die Feder ergriffen, um uns hinter die Kulissen

sehen zu lassen und uns einen Blick zu gönnen auf die Enttäuschungen und Sorgen, die ihrer an dem beneideten Platze warteten.

Es ist schon gesagt worden, daß die Neigungen Ludwig XV. ursprünglich sehr solider Natur waren und daß es erst der Intrigen seiner Umgebung bedurfte, um ihn von dem Wege der Tugend abzulenken. Indessen bemühten sich so viele Personen darum, dem König Geschmack an einem irregulären Leben beizubringen, daß auch vielleicht ein stärkerer Charakter als der seine unterlegen wäre. Gerade die hochgestellten Damen seiner Blutsverwandten, die Herzogin von Bourbon, die Gräfin Toulouse, die Herzogin von Modena, die Prinzessin von Charolois intrigierten auf das eifrigste mit, und gegeneinander, um dem Monarchen eine Maitresse zuzukuppeln. Endlich glückte es ihnen, und Ludwig XV. schenkte gleichzeitig und nacheinander den vier Schwestern de Nesle seine Gunst, Mme. de Mailly, Mme. de Vintimille, der Herzogin von Chateauroux und Mme. de Lauraguais. Er zeigte auch darin die Schwäche seines Charakters. Er hatte die Damen bei ihrer älteren Schwester kennen gelernt und wählte nun eine nach der anderen, weil sie ihm so bequem zur Hand waren.

Die erste in der Reihenfolge war die Gräfin Mailly, von der oben erzählt wurde, in welch gewaltsamer Art und Weise sie dem König geradezu aufgenötigt wurde. Sie war 1710 geboren und seit 1729 Ehrendame der Königin. Sie hat Ludwig XV. aufrichtig und um seiner selbst willen geliebt und nichts von ihm verlangt als seine Zuneigung. Sie wurde 1736 die erste der erklärten Maitressen. Als eine ihrer jüngeren Schwestern, die sich damals noch im Kloster befand, von dem Glück hörte, das der Ältesten widerfahren war, beschloß sie an ihre Stelle zu treten. Sie begann ihre Intrigen zu diesem Zweck aus dem Kloster heraus zu spinnen und es gelang ihr auch, ihre Schwester von dem beneideten Platz zu verdrängen. Mme. de Mailly ließ sie unvorsichtigerweise zu sich kommen und sie war nicht sobald am Hofe, als Ludwig XV. unter den Augen der älteren Schwester auch noch ein Verhältnis mit der jüngeren begann. Als die Folgen nicht ausblieben, verheiratete er sie 1739 mit dem Neffen des Erzbischofs von Paris, dem Grafen de Vintimille du Luc, den Sprößling nannte man bei Hofe nur den halben Louis. Die Ehe dauerte nicht lange. Graf Vintimille trennte sich alsbald von seiner Frau, die nicht gerade besonders reizvoll gewesen zu sein scheint. »Diese große Stute stinkt wie der Teufel«, sagte der zärtliche Gatte und sprach nie anders von ihr, als »mein Bock«. Gräfin Vintimille starb 1741 im Wochenbett. Ihr Leichenbegängnis in Versailles wurde vom Pöbel in skandalöser Weise gestört.



Spiel in der Spiegelgallerie zu Versailles von Slodtz nach Cochin. 1745. (Ausschnitt.)

Auf diese beiden folgte die dritte Schwester, die Herzogin von Lauraguais, und die vierte, die damals bereits verwitwete Marquise de la Tournelle. Diese war nicht nur die schönste, sondern auch die energischeste und tatkräftigste von ihnen allen. Sie verlangte, daß ihre Schwester Mailly fortgeschickt würde und stellte dem König dann ihre Bedingungen. Sie erhielt den Titel einer Herzogin von Chateauroux und Einkünfte in einer Höhe von 85000 Francs im Jahre. Als sie das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht hatte, versuchte sie das Zweideutige ihrer Stellung durch einen günstigen Einfluß auf den Monarchen wieder gutzumachen. Sie unternahm es, den langweiligen und gelangweilten König energisch zu machen und spornte ihn beständig an, sich um die Regierung zu bekümmern, seinen Truppen ins Feld zu folgen, mit einem Worte, wirklich König zu sein und nicht nur so zu heißen. »Sie werden mich noch umbringen,« beklagte er sich einmal. »Um so besser,« gab sie ihm zur Antwort,

»ein König soll auferstehen, und ich werde Sie schon wecken.« Ehe es dazu kam, ist sie gestorben. Sie hatte Ludwig XV. bewogen, sich an die Spitze seiner Armee zu stellen und war ihm, was damals nicht weiter auffiel, in den Feldzug gefolgt. Auf dieser Reise erkrankte der König am 4. August 1744 in Metz an einem gastrisch-nervösen Fieber, und da unter den Händen der damaligen Ärzte auch ein Schnupfen leicht tödlich verlaufen konnte, so wurde sein Zustand für gefahrdrohend angesehen. Die Königin und der Dauphin eilten aus Versailles herbei. Es fand eine rührende Versöhnung zwischen dem Ehepaar statt und die Herzogin mußte weichen. Fluchtartig verließ sie Metz, und hätte ihr nicht der Marschall von Belle-Isle seine Equipage zur Verfügung gestellt, so wäre es leicht möglich gewesen, daß die Maitresse, der eben noch der ganze Hof huldigend zu Füßen lag, hätte zu Fuß fliehen müssen. Sie erreichte auf Umwegen Paris. Der laute Haß des Volkes hinderte sie daran, den nächsten und kürzesten Weg zu nehmen. Indessen stellte sich sehr bald heraus, daß die Befürchtungen für das Leben des Königs übertriebene gewesen waren. Ludwig XV. genas überraschend schnell und seine erste Sorge war, seine Geliebte wiederzusehen. Die Herzogin von Chateauroux hat ihren Triumph nicht lange genossen, denn sie starb ganz plötzlich am 8. Dezember 1744 in Paris, ehe sie nur an den Hof zurückgekehrt war. Ihr Tod erfolgte so rasch, daß man von Gift sprach. Bewiesen ist eine Vergiftung nicht, aber es gab in der Umgebung des Königs genug Leute, die die Rache der temperamentvollen Frau zu fürchten hatten und ein Interesse daran nahmen, sie verschwinden zu lassen.

Mme. de Mailly, die sie aus der Gunst des Königs verdrängt hatte, überlebte die Schwester noch sieben Jahre. Sie war, als sie den Hof verlassen mußte, völlig mittellos, so wenig hatte sie verstanden, ihre Stellung zum eigenen Vorteil auszunutzen. Der König setzte ihr schließlich eine Rente von 40000 Francs im Jahr aus, die sie beinahe ganz für Werke der Wohltätigkeit verbrauchte. Sie wendete sich einer exemplarischen Frömmigkeit zu, um die Vergehen ihrer Jugend wieder gutzumachen. Als sie einstmals nach dem Gottesdienst die Kirche St. Roche verlassen wollte und ihr Lakai ihr in rücksichtslosester Weise Platz zu machen suchte, rief ein Mann, den er unsanft beiseite gestoßen hatte: »Was für eine Wirtschaft für so eine Hure.« Da wandte sich Frau von Mailly an den Sprecher und sagte ruhig: »Mein Herr, da Sie mich zu kennen scheinen, so beten Sie für mich.«

Ludwig XV., der sich an die Familie de Nesle gewöhnt hatte, wollte nach dem Tode der Herzogin von Chateauroux seine Neigung der fünften,



Der Wagen der Ceres.
Aus dem Festzug der Stadt Paris bei der Vermählung des Dauphin. 1747

der Marquise de Flavacourt zuwenden, aber diese war die einzige der Schwestern, die ihm widerstand und ihrem Manne treu blieb. So war der Platz der Maitresse en titre frei geworden und es begann bei Hofe ein Wettlauf um diesen Posten, den aber zum höchsten Erstaunen und zur größten Mißbilligung aller Beteiligten und Unbeteiligten ein Außenseiter gewann.

Dem Monarchen die Maitresse zu stellen, betrachtete der Adel seit den Zeiten Ludwig XIV. als sein alleiniges und ausschließliches Vorrecht. So war denn die Empörung nicht gering, als eine Bürgerliche sich zu diesem Posten aufschwang. Seit langer Zeit hatte sie sich darauf vorbereitet und ihre Maßregeln getroffen. Bei allen Schritten, die sie dazu tat, war es Antoinette Poisson, verheirateter Lenormand d'Etioles, aber im Grunde mehr darum zu tun, die Nachfolgerschaft des Kardinals Fleury anzutreten, als die der Herzogin von Chateauroux. Sie handelte aus Ehrgeiz, nicht aus Liebe oder Sinnlichkeit. Die Seele dieser kleinen Frau erfüllte das Bedürfnis nach Herrschaft, und es ist eigentlich merkwürdig, daß sie, die einen so starken Willen und so ausdauernde Zähigkeit für ihre Rolle mitbrachte, im Grunde eine so geringe Begabung für dieselbe besaß. Sie hat alles erreicht, was sie wollte, sie hatte 19 Jahre lang die beneidete Stelle der anerkannten Maitresse inne und sie war



Festmahl, das die Stadt Paris 1782 dem König und der Königin gab
von Moreau le j. (Ausschnitt.)

fast eben so lange der dirigierende Premierminister Frankreichs. In dieser Zeit hat sie, die die Geschicke des Landes in ihren Händen hielt, Frankreich in der äußeren Politik von Mißerfolg zu Mißerfolg geführt und im Innern ohne Teilnahme für das Volk, dem sie doch schließlich selbst angehörte, nichts getan, um den immer unleidlicher werdenden Zustand der Verwaltung zu ändern oder zu bessern. Unter ihrer Herrschaft wurde die Vergeudung immer ärger. Für Mme. de Mailly hatte Ludwig XV. noch nichts getan, es ist ihm sogar oft zum Vorwurf gemacht worden, daß er ihr nichts geschenkt habe als ein paar silberne Leuchter für ihren Spieltisch. Der Herzogin von Chateauroux hatte er schon ein beträchtliches Vermögen sichern müssen. Mme. de Pompadour hat dem Staat Millionen gekostet. Im ganzen hat sie in den 19 Jahren ihrer »Herrschaft«, wie sich ihr Haushaltungsbuch ausdrückt, 36924140 Francs verausgabt, was nach heutigem Geldwert mindestens 100 Millionen gleichkommt. Davon rührte ein Teil aus Geschenken des Königs her, ein anderer aus den Geldern, die sie sich dafür zahlen ließ, daß sie Auszeichnungen oder Stellen vermittelte. Als Dupleix, der Eroberer Indiens, 1753 das Rote Band erhielt, ließ sie sich, wie Argenson berichtet, 500000 Francs dafür zahlen. Derselbe Gewährsmann schätzte das Vermögen der Marquise an Landgütern, Möbeln und Schmuck im Jahre 1751 auf etwa 20 Millionen. Als sie starb, hinterließ sie trotzdem fast 2 Millionen Schulden und hatte schon vor ihrem Tode, um sich bares Geld zu verschaffen, dazu schreiten müssen, ihre goldenen Dosen, Juwelen und sonstigen Kleinodien zu verkaufen. Für die Bauten — sie

richtete sich außer verschiedenen kleinen Lustschlössern ein Palais in Versailles ein und kaufte 1753 in Paris das Hotel d'Evreux, das heutige Palais de l'Elysée — verausgabte sie $7^1/_2$ Million. Die Feste, die sie dem Könige gab, haben ihr vier Millionen gekostet usw. Wenn man sich diese Verschwendung vor Augen hält und daran denkt, daß in diesen Jahren die französischen Besitzungen in Indien und Amerika verloren gingen, weil der Staat keine Mittel aufwandte, um sie mit Kriegsmaterial und Pulver zu versehen, so begreift man den Haß und die Verachtung, die sie sich zuzog. Der Architekt Hupeau hatte auf dem Wege nach Orléans eine neue Brücke errichtet, welche die Pompadour 1760 passieren mußte, um nach ihrem Lustschlosse in Ménars zu gelangen. Da er vorher wegen dieser Konstruktion heftig angegriffen worden war, sagte nun ein Spottvers, er sei an seinen Kritikern gerächt, denn wenn die Brücke die schwerste Last ausgehalten habe, die Frankreich drücke, so werde sie ja wohl richtig konstruiert sein. Nicht immer begnügte man sich mit Versen, um sein Mißfallen auszudrücken. Als die Pompadour 1750 nach Paris gekommen war, zurzeit einer ziemlichen Teuerung, entstand ein Aufruhr, der sie nötigte, unverzüglich nach Versailles zurückzukehren, ja die Unzufriedenheit wuchs zu einer so bedrohlichen Höhe, daß der Pariser Pöbel vorhatte, nach Versailles zu marschieren, um das Schloß zu zerstören. Man mußte bei Sèvres und Meudon Truppen aufstellen, um die Masse aufzuhalten und zum Umkehren zu bewegen.

Persönlich hatte die Marquise vor ihren aristokratischen Vorgängerinnen mancherlei voraus. Sie war vielleicht nicht gerade schön, aber sie besaß einen ganz außerordentlichen Reiz, den ihr sogar ein so ausgesprochener Gegner wie d'Argenson zuerkennen muß. Ferner hatte sie, was damals recht selten war, eine sehr sorgfältige Erziehung genossen. Alle ihre Talente waren von den besten Lehrern in Paris ausgebildet worden. Sie sang, spielte Klavier, tanzte, ritt, verstand sich auf Zeichnen, Radieren und Gemmen schneiden, mit einem Wort, es war nichts vernachlässigt worden, um die Anziehungskraft ihrer Person zu unterstützen. In den Kreisen der hohen Finanz, zu denen sie vor ihrer Erhebung gehört hatte, war sie sehr gern gesehen worden und sie gab sich, als sie das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht hatte, die größte Mühe, um sich in Versailles eine günstige Aufnahme zu sichern. »Es scheint,« schreibt der Herzog von Luynes, »daß alle Welt Frau von Pompadour außerordentlich höflich findet. Nicht nur, daß sie selbst nicht boshaft ist und von niemandem übel spricht, so duldet sie auch nicht, daß es bei ihr geschieht. Sie ist vergnügt und spricht gern. Bis jetzt ist sie von Hochmut noch weit entfernt.

Sie spricht sogar beständig von ihren Verwandten, selbst in Gegenwart des Königs. Vielleicht bringt sie sogar zu oft die Rede auf dieselben.« Je einfluß-reicher ihre Stellung war, um so mehr wurde sie beneidet, und man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Marquise trotz der langen Dauer ihres Verhältnisses zum König doch nur wenige Augenblicke gezählt haben wird, in denen sie glücklich war. Von allen Seiten wurden Intrigen gegen sie gesponnen. Bald wollte man eine Prinzessin von Robecq, eine Montmorency an ihre Stelle schieben, bald eine Gräfin Choiseul. Sie war keine Stunde sicher, nicht durch eine jüngere verdrängt zu werden und in das Nichts ihrer früheren Existenz zurückzusinken. »Mein Leben ist das des Christen,« sagte sie wohl zu ihren Vertrauten, »ein beständiger Kampf.« »Inmitten ihres Glanzes«, schreibt Mme. du Hausset, ihre Kammerfrau, »hatte sie viele Anfechtungen zu erleiden, zu denen beson-



Ansicht des Schlosses Choisy. Nach Rigaud

ders anonyme Drohbriefe gehörten und die Furcht, von einer anderen ersetzt zu werden.« In der königlichen Familie hatte sie ihre heftigsten Widersacher. Die königlichen Kinder belegten sie mit Schimpfworten, die sich in unseren Tagen gar nicht wiedergeben lassen. Selbst die gutmütige Marie Leszczynska ließ sie gelegentlich ihre Laune fühlen. Mme. Campan erzählt davon eine sehr bezeichnende Geschichte, die sich 1755 zwischen den beiden Damen zutrug: »Der Marquis de Marigny (Bruder der Pompadour) ließ öfter der Königin durch seine Schwester Blumen oder Früchte, die Erstlinge der Jahreszeit, überreichen, die aus den Gärten von Trianon und Choisy stammten. Eines Tages war die Marquise mit einem großen Korb voll Blumen zur Königin gekommen. Sie hielt ihn mit beiden Armen, die des Respekts wegen keine Handschuhe trugen. Ganz laut begann die Königin die Schönheit der Marquise zu bewundern, um durch die Lobsprüche, die sie ihr mehr wie einem Kunstwerk als wie einem lebenden Wesen erteilte, den Geschmack des Königs zu rechtfertigen. Der Teint, die Augen, die schönen Arme der Favorite, alles lobte sie der Reihe nach mit einer Überlegenheit, die diese Lobeserhebungen mehr zu einer Beleidigung als zu einer Schmeichelei machte. Schließlich bat sie die Marquise, in dieser Stellung doch etwas zu singen, sie wünsche ihre Stimme und ihr Talent zu bewundern, von dem der ganze Hof im Schauspiel so entzückt sei. Sie möchte das Vergnügen der Augen mit dem der Ohren verbinden. Die Marquise, immer ihren mächtig großen Korb in beiden Händen, fühlte wohl, daß diese Bitte auf ihre Demütigung abzielte und entschuldigte sich so gut sie konnte. Endlich, als die Königin es ihr befahl, ließ sie ihre Stimme hören und wählte die Arie aus Armide: Schließlich ist er in meiner Gewalt. Die Damen, die bei dieser Szene gegenwärtig waren, hatten alle Mühe ernst zu bleiben, wenn sie das Gesicht der Königin währenddessen ansahen.« Diese unter den Rosen verborgenen Dornen blieben niemand verborgen. Die Marquise de la Ferté-Imbault zieht sich von einem Besuch bei der Pompadour mit dem Bewußtsein zurück, daß das Elend, das mit dem Ehrgeiz verbunden sei, durch diesen Glanz nicht wettgemacht werde und Collé schreibt bei dem Tode der Marquise in sein Tagebuch: »Sie war nicht glücklich, ihr Ehrgeiz war ungezügelt. Der Ärger, den sie hatte, hat sie ohne Kummer auf ihr Leben verzichten lassen.«

Fünf Jahre nach dem Tode der Pompadour blieb der Hof ohne eine erklärte Maitresse des Königs. Ludwig XV. suchte und fand sein Vergnügen im Hirschpark bei kleinen Mädchen, die keine Rolle spielen konnten. Endlich gelang es den Bemühungen des Herzogs von Richelieu, ein taugliches Subjekt für diesen Platz aufzutreiben. Diesmal stieg der König noch tiefer herunter.



Schloß Petit Trianon.

Hatte er sich bei der Wahl von Mme. Lenormand d'Etioles zu einer Bürgerlichen herabgelassen, die immerhin noch den besseren Kreisen angehörte, so wurde ihm in der Gräfin Dubarry eine Person zugeführt, die aus der Hefe der Bevölkerung stammte und bis dahin den Lebenswandel der käuflichen Dirnen geführt hatte. Ihr Mann, ein richtiger Graf Dubarry aus Toulouse, hatte sie nur geheiratet, um sie dem Könige abtreten zu können. Eine Gräfin Béarn fand sich bereit, die neu gebackene Gräfin bei Hofe vorzustellen. Dafür empfing die vornehme Dame 100000 Livres in bar, man ließ sie einen Erbschaftsprozeß gewinnen, der schon ein Jahrhundert dauerte und ihr weitere 100000 Taler eintrug und gewährte ihrem Sohn das Recht, in die Karossen des Königs einsteigen zu dürfen. Ihre Erhebung enttäuschte viele Kreise des Hofes u. a. die Herzogin von Grammont, die Schwester des Premierministers Herzogs von Choiseul, die auf den Platz der Maitresse ein Recht zu haben glaubte. Diese Enttäuschung machte sich in einem Regen von Spottversen und Gedichten, Flugblättern und Skandalschriften Luft, der auf die Maitresse und ihren königlichen Gebieter niederging. Einen Augenblick spielte Ludwig XV. mit dem Gedanken, die Schwester Marie Antoinettes zu heiraten, die Erz-



Eines der Pferde aus Marly von Coustou.

herzogin Elisabeth, aber er gab die Idee auf, als er hörte, die Prinzessin sei durch die Pocken ziemlich entstellt worden. Als dies Projekt sich zerschlagen hatte, behielt er die Dubarry, wie er jede andere an ihrer Stelle auch geduldet haben würde. Sie war jedenfalls außerordentlich hübsch, von anmutigen Zügen und einem solchen Ebenmaß des Körpers, daß die Zeitgenossen sie geradezu als die Erfüllung des Ideals betrachteten, das man sich von einer schönen Französin gebildet hatte. Sprache und Umgangsformen waren so, wie man es von einer Person dieser Herkunft nicht anders erwarten konnte. Daß die Dubarry den König vor der ganzen Gesellschaft einen Lügner nannte, »den größten Lügner, den es auf der Welt gibt«, daß sie ihn mit dem Kosenamen Frankreich, den sie ihm gegeben hatte, nicht nur im Bett, sondern auch vor Zeugen bedachte, hat den Monarchen nicht weiter verdrossen. Ihre Herkunft, ihre Sprache und ihre Manieren haben, wie sie Ludwig XV. in seiner Zuneigung nicht abkühlten, auch die Hofgesellschaft nicht abgehalten, sich um die



NATTIER

MARQUISE DE FLAVACOURT



Gunst der Favoritin zu bewerben. Sie stürzte Minister und verteilte Auszeichnungen und Stellen, ganz wie vor ihr die Pompadour. Den weitgehenden politischen Einfluß wie diese hat sie nicht geübt, wohl auch nicht ausüben wollen. Sie liebte die Bequemlichkeit und den Luxus und hat den Pavillon von Louveciennes, den der König ihr 1769 schenkte, zu einem wahren Schmuckkästchen der Innendekoration gemacht, ohne jede Rücksicht auf die Kosten. Als sie auf der Guillotine endete, war sie noch große Summen dafür schuldig, die den unglücklichen Künstlern und Handwerkern nie bezahlt wurden. Der Prozeß, der sich um ihre Erbschaft entspann, dauerte gegen 30 Jahre und hörte erst auf, als die gesamte Erbschaftsmasse dabei aufgezehrt worden war. Die gewinnende Partei hatte das Nachsehen. Sie hatte eine besondere Leidenschaft für Brillanten. Der große Schmuck, den sie an Empfangstagen zu tragen pflegte, bestand aus 4480 Diamanten, die 965 größten derselben hatte ihr der König geschenkt. Die Fasson allein hatte 300000 Francs gekostet. Diese Passion war an ihrem vorzeitigen Ende schuld. Durch einen Einbruch wurden ihr ihre Schmucksachen gestohlen. Sie hörte, daß sie nach London gebracht worden seien, reiste, um sie wiederzuerhalten, nach England und wurde, als sie unverrichteter Dinge zurückkehrte, verhaftet, wegen Einverständnis mit dem Feinde vor Gericht gestellt, und da man damals für ein beschleunigtes Verfahren war, um einen Kopf kürzer gemacht. Dem König kostete sie im ganzen $12^1/_2$ Million Livres, nach heutigem Geldwert also gegen 40 Millionen Francs.

Wie groß auch immer die Summen scheinen mögen, die an die Maitressen vergeudet worden sind, so bilden sie doch nur einen bescheidenen Posten, verglichen mit den Ausgaben, die jahrein, jahraus erfolgten und im Laufe des 18. Jahrhunderts dauernd gestiegen sind. Der Hofhalt kostete im Durchschnitt 40—45 Millionen jährlich, ohne die Extraausgaben, d. h. er verschlang etwa den zehnten Teil der gesamten Staatseinnahmen. Davon entfielen unter Ludwig XVI. nach dem Berichte Neckers auf die Haushaltungen des Königs, der Königin, ihrer Kinder und der Tanten über 25 Millionen, auf die der beiden Brüder des Königs je 4 Millionen. Die Verschwendung mutet geradezu ungeheuerlich an, wenn man die Zahlen näher untersucht. Keine der Wachskerzen in den Zimmern der Herrschaften wurde zweimal angesteckt, und da der Verkauf der nicht abgebrannten Kerzen zu den Sporteln der Dienerschaft gehörte, kann man sich denken, welcher Mißbrauch mit derartigen Einrichtungen getrieben wurde. Mme. Campan und die anderen Kammerfrauen der Königin hatten allein aus dem Verkauf der Wachskerzen eine jährliche Nebeneinnahme von 50000 Francs.



Der Ratssaal im Schlosse zu Fontainebleau. Die Dekoration von Boucher.

Der Küchenchef hatte, abgesehen von seinem Gehalte, gegen 84000 Francs Sporteln im Jahre. Der Geheimsekretär Augeard machte gar kein Geheimnis daraus, daß, wenn sein Gehalt sich auch nur auf 900 Francs belaufe, er sich im ganzen doch auf 200000 Francs zu stehen käme. Die Prinzessin Lamballe bezog 6000 Francs offiziell, durch alles, was an Nebeneinnahmen dazu kam, stieg dies Gehalt auf 150000 Francs. Die gelegentlichen Einnahmen waren enorm. Nach dem Tode einer Prinzessin hatte ihre Palastdame den ganzen Nachlaß zu beanspruchen, dadurch fielen der Herzogin von Brancas nach dem Ableben der Dauphine 50000 Francs, einer anderen ihrer Hofdamen 82000 Francs zu. Wenn ein Hoffest stattgefunden hatte, z. B. ein Feuerwerk, so gehörten dem Kammerherrn vom Dienst alle Gerüste und andere Paraphernalien, die übrigblieben. Dem Herzog von Gesvres fielen auf diese Weise einmal 50000 Taler zu. Der Verbrauch, der in Rechnung gestellt wird, ist geradezu phantastisch. Den Tanten des Königs werden 205000 Francs jährlich für Wachskerzen angeschrieben. Die jugendliche Schwester des Königs soll für 70000 Francs Fleisch und für 30000 Francs Fische im Jahre verzehren. Die Küche des Königs beansprucht 2 Millionen. Das Kaffeefrühstück der Kammerfrauen soll für jede

derselben 2000 Francs jährlich kosten. Dazu kommen nun noch die Extraausgaben, die sich allein zwischen 1774 und 1789 auf ungefähr 228 Millionen Livres, d. h. 700 Millionen nach heutigem Geldwert belaufen haben. Davon erraffte der Graf von Provence allein 14, der Graf von Artois 11 Millionen. Jede der kleinen Reisen, die der Hof in eines der Lustschlösser unternahm, kostete 120000 Francs, alle zusammen belaufen sich im Jahr auf $^1/_2$ Million. Dabei haben die Herrschaften noch große Schulden gemacht. Die des Grafen von Artois beliefen sich auf Millionen, die, welche Marie Antoinette allein im Jahr 1776 kontrahiert hatte, auf eine halbe Million. Die Ansprüche des Hofes waren bei alledem so gewaltig, daß alle diese Summen gar nicht ausreichten, so daß der Hof zu den schlechtesten Zahlern gehörte. 1752 bemerkt Argenson: »Man zahlt im Haushalt des Königs gar keine Gehälter mehr, man hat erklärt, die Räte erst nach drei, die Büros erst nach fünf Jahren bezahlen zu wollen.« Wirklich war man im Jahr darauf der Dienerschaft schon seit drei Jahren den Lohn schuldig, man hört, daß die Stallbedienten in den Straßen von Versailles bettelten. Unter Ludwig XVI. wurde jede Lieferung für den Hof erst nach vier Jahren bezahlt. 1778 schuldete man dem Weinhändler 800000, dem Wildpretlieferanten $3^1/_2$ Million Francs. 1753 begann der Architekt Gabriel den Bau des Opernhauses, das zum Schlosse gehörte. Es war erst 1770 vollendet, aber noch 1789 reklamierten die Handwerker, die daran gearbeitet hatten, vergeblich ihre Löhne. Sie sind niemals bezahlt worden. Ein solcher Zustand gleicht natürlich einer Schraube ohne Ende. Die Lieferanten, die unpünktlich bezahlt werden, erhöhen bei dem Risiko, das sie eingehen müssen, ihre Preise in entsprechendem Maße. Eines Tages fuhr Ludwig XV. mit dem Herzog von Choiseul in einer neuen Kutsche aus. »Wieviel glauben Sie, daß mich der Wagen kostet?« fragte der König. »Nun,« antwortete Choiseul, »ich würde ungefähr 6000 Francs für ihn zu zahlen haben, Euer Majestät wird man ihn mit 8000 Francs berechnen.« »Nein,« sagte der König, »mit 30000.«

Es hat nicht an Reformversuchen gefehlt. Die Minister aber, die wirklich energisch darangingen, diesen Augiasstall auszumisten, Turgot und Necker, sind darüber gestürzt worden. 1780 zog man über 400 Stellen ein, in der Jägerei allein 1300, aber nur Unterbeamte wurden davon betroffen. Als Necker die großen Blutegel beseitigen wollte, wurde er entlassen. Sein Nachfolger Calonne hat dann in einem förmlichen Taumel unnützer Ausgaben die Sinnlosigkeit dieser verschwenderischen Wirtschaft auf die Spitze getrieben. Er kaufte dem König Rambouillet, der Königin Saint-Cloud, erstand von dem Prinzen Rohan Guémenée für 11 Millionen Lorient für die Krone usw. Ein Mann, der Geld



**Türflügel im Ratssaal des Schlosses Fontainebleau.
Die Dekoration von Boucher.**

braucht, pflegte er zu sagen, muß notwendigerweise reich erscheinen, und um reich zu erscheinen, muß man durch seine Ausgaben verblüffen. Lange hat das Verblüffen nicht gedauert, denn den Verblüfften gingen endlich die Augen auf und sie schlugen die ganze Wirtschaft in Trümmer. 1751 hatte Argenson schon prophezeit: »der Hof ist das Grab der Nation«.

Fragt man sich, ob die Ausgaben wenigstens im Verhältnis zu dem standen, was damit erreicht wurde, so muß man unterscheiden zwischen Glanz und Vergnügen. Der äußere Glanz muß wohl berückend gewesen sein. Chateaubriand, der 1787 bei Hofe vorgestellt wurde und erst 1848 starb, der also die Mög-



NATTIER

DUCHESSE DE CHATEAUROUX

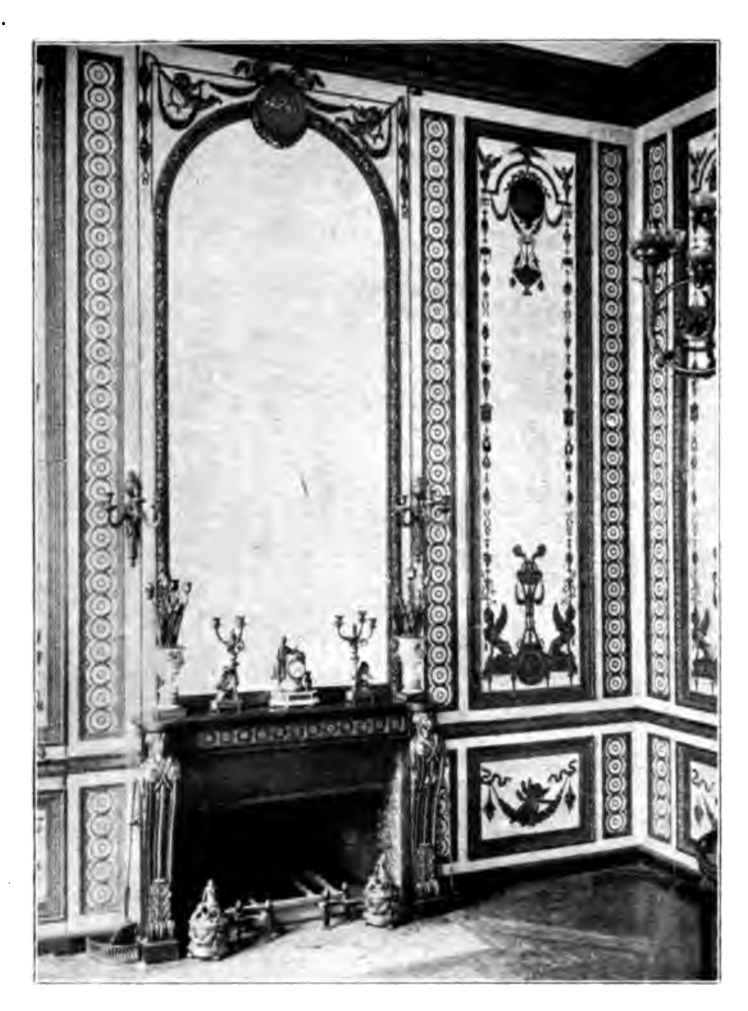


Ecke im Ratssaal des Schlosses in Fontainebleau.
Die Dekoration von Boucher.

lichkeit besaß, die alte Zeit mit der neuen zu vergleichen, schreibt in seinen Erinnerungen: »Wer den Prunk in Versailles nicht gesehen hat, hat gar nichts gesehen. Selbst nach der Reduzierung des Haushalts sah es noch immer à la Ludwig XIV. aus.« Dieser Pomp erstreckte sich auf das Milieu sowohl wie auf die Statisterie. Das ungeheure Schloß von Versailles, in dem der Hof seit dem Jahre 1682 residierte, hatte seinem Erbauer nach Ausweis der Rechnungen genau 116438892 Livres gekostet, also nach heutigem Geldwert gegen 500 Millionen. In dieser Summe figurieren nur die Baukosten; die Zwangsarbeiten der Bauern, die an den Gärten und sonstigen Anlagen oft jahrelang und zu Tausenden umsonst arbeiten mußten, sind gar nicht veranschlagt. Hätte man sie bezahlen müssen, würden die Kosten sich vielleicht auf die doppelte Höhe belaufen. So

wie Ludwig XIV. in den vier Jahrzehnten, in denen er Versailles bewohnte, ununterbrochen änderte, Bauen, Abreißen und Wiederbauen ließ, so haben auch seine beiden Nachfolger fortwährend an dem Schloß geändert und gebessert. Räume, die am Ende des 17. Jahrhunderts allem entsprachen, was ihre Bewohner an Prunk beanspruchten, Komfort kannte man nicht, genügten schon 50 Jahre später den Enkeln nicht mehr und schienen vollends hundert Jahre später unleidlich. So ist denn auch das ganze 18. Jahrhundert hindurch in Versailles gebaut worden. Als die Revolution ausbrach und der ganzen Herrlichkeit ein so jähes Ende bereitete, war man eben im Begriff, das ganze Schloß gründlich umzugestalten. Unverändert bestanden nur die große Spiegelgalerie mit den angrenzenden Salons fort. Alle anderen Säle und Zimmer haben mit ihrer Bestimmung auch ihre Gestalt und ihre Dekoration gewechselt. Wenn das heutige Schloß nur noch einen so schwachen Abglanz der einstigen Pracht bewahrt und seinen Charakter durch das Museum so ganz eingebüßt hat, so ist das nicht die Schuld der Revolution, die die Innenräume so gut wie gar nicht antastete, sondern die von Louis Philippe und seinen Beamten. Sie haben die feinsten und schönsten Teile der Innendekoration: Schnitzereien, Bronzen, Malereien, ganz zwecklos zerstört und beseitigt, und es ist erst in den letzten Jahren durch die Sorgfalt einiger für das Alte begeisterter Kustoden möglich gewesen, einiges wenigstens annähernd wieder so herzustellen, wie es in den letzten Jahren vor der großen Revolution war.

Als Ludwig XV. wieder von Paris nach Versailles übersiedelte, bezog er die Zimmer seines Urgroßvaters und die Königin die der Gemahlin Ludwig XIV. Diese Gemächer haben, solange sich der Hof in Versailles aufhielt, ihre Bestimmung nicht gewechselt. Alle anderen aber, mit Ausnahme der großen Spiegelgalerie und der Salons zu beiden Seiten, haben ihre Zwecke geändert. Sie dienten heute einer Prinzessin, wurden morgen einer Maitresse oder einem Höfling zugewiesen und jedesmal den Absichten der Bewohner entsprechend umgestaltet. Vor allen Dingen ließ sich Ludwig XV. von etwa 1738 an eine Reihe von Privatzimmern einrichten, die um einen der kleinen Innenhöfe, den Hirschhof, herumlagen und in ihren vier Etagen übereinander ein bequemes bürgerliches Haus darstellten, in dem der König leben konnte, wie er wollte. In diesen Räumen, in die ihn nur seine Vertrauten begleiten durften, entzog er sich der Etikette und dem Zeremonial. Hier lag auch die Wohnung der königlichen Maitressen, die zuerst 1736 für Mme. de Mailly instand gesetzt wurde, um dann der Reihe nach von allen ihren Nachfolgerinnen in der Gunst des Königs bewohnt zu werden. Ja es gab hier nicht nur eine



Salon Marie Antoinettes in den kleinen Zimmern des Schlosses von Versailles. Dekoration von Rousseau de la Rottière.

Wohnung für die offiziellen Maitressen, die bei Hofe vorgestellt waren, sondern auch eine etwas kleinere und bescheidenere für die vorübergehenden Passionen des Königs, die häufiger zu wechseln pflegten. Diese dauernden Umbauten und Neubauten, die natürlich auch stets kostspielige Neuausstattungen im Innern nach sich zogen, verschlangen ungeheure Summen. 1752 bemerkt Argenson, für die Schloßbauten habe man seit dem Jahre 1726 allein 350 Millionen ausgegeben. Die Inneneinrichtung, wie sie ursprünglich unter Ludwig XIV. hergestellt worden war, rührte von Mansart, Lepautre, Marot und Bérain her.



Boudoir Marie Antoinettes im Schlosse zu Fontainebleau. Dekoration wahrscheinlich von Rousseau de la Rottière.
Aus Emile Molinier: Le Mobilier Royal Français. Paris 1902.

Sie wich nach und nach bei allmählichem Wechsel des Geschmacks den Änderungen, die Robert de Cotte vornahm, um schließlich dem Stil der Boffrand, Oppenort, Lassurance u. a. Platz zu machen. Zuletzt betätigte sich Gabriel an den Umbauten und Neubauten, die für wünschenswert befunden wurden. So hat das Schloß von Versailles in seinem Innern und teilweise auch im Äußeren die Entwicklung des Geschmackes verfolgt, die in dieser Zeit vom Spätbarock über das Rokoko zum klassizistischen Stil Ludwig XVI. geführt hat. Die Einrichtung der Zimmer Marie Antoinettes gehört nach ihrem Geschmack, der Eleganz und Vollendung der Ausführung zu dem Hervorragendsten, was die dekorative Kunst Frankreichs im 18. Jahrhundert geschaffen hat. Man kennt nicht einmal den Namen des Künstlers, der sie angeordnet hat, und schwankt zwischen Salembier, Dugourc und Lalonde. Ein Teil der vergoldeten Bronzen an Tür- und Fenstergriffen, Beschlägen usw. rührt von dem Ziseleur Forestier her, der 1770 eine Zahlung von 40000 Francs für

seine Arbeit empfing. Die Schnitzereien der Lambris wurden von Rousseau ausgeführt. Natürlich war niemals etwas abgenützt oder verwohnt, man änderte, weil man die gewohnte Umgebung langweilig fand. Gewohnheitsmäßig empfing die Königin alle drei Jahre neue Möbelbezüge. Ludwig XIV. hatte schon dafür gesorgt, daß die Ausstattung der Räume auf das Kostbarste ausfiel. Er verwandte zur Wandbespannung einiger Säle venezianischen Goldbrokat, von dem die Elle nach heutigem Geld auf 400 Francs zu stehen kam Als Ludwig XV. im Dezember 1739 eines seiner Zimmer neu tapezieren ließ, verwandte man einen Stoff, von dem sich die Elle auf 1200 Francs stellte. Die Neueinrichtung der Gemächer des Dauphin, die 1747 stattfand, kostete nach den Angaben von Argenson 1 800 000 Francs, nach den bescheideneren des Herzogs von Luynes 100 000 Taler. Für das Zimmer der Dauphine wurden im selben Jahr 800 Ellen Gros de Tours gebraucht, die Elle zu 100 Francs. Die Einrichtung der Gräfin von Artois 1771 kostete 3 Millionen, ein Gemach, das Madame Adelaide sich einrichten ließ, 800 000 Francs. Nach unserem Geschmack fehlte in diesen Prachträumen, an deren Ausschmückung die ersten Künstler der Zeit ihr bestes Können setzten, die Bequemlichkeit. Erst 1747 wurden für die Königin, den Dauphin und die Dauphine Badezimmer eingerichtet. Das Mobiliar entsprach dem übrigen. Ludwig XIV. hatte die Prunkräume noch mit Möbeln aus massivem Silber ausstatten lassen, indessen hatten ihn schon die Wechselfälle der von ihm geführten Kriege dazu genötigt, im Dezember 1689 und im Mai 1690 die Sessel, Tische, Bänke, Taburetts, Ballustraden, Spiegelrahmen, Gueridons usw. einschmelzen zu lassen, um sich Geld zu verschaffen. Er hatte, wie Dangeau wissen will, gehofft, 6 Millionen daraus zu münzen, erzielte aber nur 3 Millionen. Diese schwerfällige Pracht wurde nicht wieder in dem gleichen kostbaren Material erneuert. Die neuen Möbel aber gaben den alten an Kostbarkeit nichts nach. Für eine einzige Girandole aus Bergkristall, die Ludwig XV. 1741 anschaffte, bezahlte er 40 000 Francs. Das Mobiliar wurde geschmackvoller und raffinierter in der Ausführung. Herr von Hézecques, einer der Hofpagen Ludwig XVI., sah in den Zimmern des Königs einen Schreibsekretär, dessen Schubladen sich nur dann öffnen ließen, wenn man ein in dem Schrank angebrachtes Spielwerk eine bestimmte Melodie spielen ließ.

Versailles glich einem Bienenstock, denn da jeder, der dem Hofe angehörte, den Ehrgeiz besaß, im Schlosse ein Quartier zu haben, wenn es auch nur wenige Zimmer waren, so war es buchstäblich vom Keller bis unter das Dach bewohnt. Im Jahre 1744 zählte man insgesamt 10 000 Personen, die im

Hauptgebäude des Schlosses untergebracht waren. Wenn das schon ein sehr reges Leben ergab, so wurde diese Betriebsamkeit noch dadurch unterstützt, daß jeder leidlich anständig Gekleidete ungehinderten Zutritt fand. Das Schloß stand offen wie ein Gasthof. Auf den Treppen und in den Vorzimmern hielten fliegende Händler ihre Waren feil, Bettler trieben sich umher. »Das ganze Palais ist jedermann zugänglich,« schreibt Arthur Young 1787, »die Menge, die sich darin umhertreibt, unbeschreiblich.« Sie setzte sich aus allen Arten Leuten zusammen, zum Teil sogar recht schlecht gekleideten. Bei einem Besuch, den der englische Reisende ein Jahr darauf in Versailles macht, amüsiert er sich über die Menge Strolche, die ungehindert aus- und eingehen dürfen und bis in die Schlafzimmer vordringen, »Menschen, deren zerlumpte Kleider den äußersten Grad der Not ankündigen.« Da im Schlosse keine Polizei existierte, half man sich, indem man ab und zu Razzias abhielt. Es wurde aber dennoch enorm gestohlen, einmal der Hut des Königs mit einem Kleinod, das 40 000 Francs wert war. Ein andermal fand sich, daß über Nacht alle echten Tressen von den Vorhängen und Möbeln abgetrennt worden waren. Bei einem Hofball stahl der Bruder des berühmten Cartouche dem Prinzen Soubise einen Degen mit Goldgriff, der 100 000 Francs gekostet hatte.

Bereits Ludwig XV. mied den Aufenthalt in Versailles, soweit er nur irgend konnte. Jedes der anderen Schlösser war ihm lieber. Das hat sich unter seinem Nachfolger nicht viel geändert, schon weil Versailles in der heißen Jahreszeit geradezu unbewohnbar gewesen sein muß. »Die Gärten in Versailles«, schreibt Marmontel in seinen Erinnerungen, »waren in der schönen Jahreszeit nicht zu benutzen, denn wenn die Hitze sich einstellte, hauchten die Wasserbassins und der große Kanal eine wahre Pestilenzluft aus.« Auch der Prinz de Ligne fand die Gärten nicht nur altmodisch und sehr schlecht unterhalten, das Ganze machte ihm den betrübenden Eindruck des Verfalls. In seiner guten Zeit aber war es ein prachtvoller Rahmen für eine prunkende Umgebung.

Und das Leben, das man inmitten dieser Herrlichkeit führte? Wenn man denen Glauben schenkt, die inmitten des Hofes zu leben genötigt waren, muß man annehmen, daß es ganz entsetzlich langweilig war. Die gute Liselotte, die man sich am Hofe des Sonnenkönigs so gar nicht recht vorstellen kann, schreibt an all ihre Korrespondentinnen, sie könnten sich nicht denken, wie langweilig es sei. Von Maria Leszczynska hörten wir schon dieselbe Klage, und die Aufführung Ludwig XV., der überall lieber war, als inmitten seines Hofes, spricht dafür, daß er die Auffassung seiner Gemahlin teilte. Niemand

leugnete, daß es prunkvoll herging. Man hat nicht mit Unrecht die äußere Aufmachung des Hofes und das Bild, das er dem Zuschauer bot, mit dem einer Oper verglichen, aber das Einerlei der Lebensweise muß tödlich langweilig gewesen sein. Man braucht nur einmal die langen Bändereihen des Tagebuches des Herzogs von Luynes durchzulesen (wenn man es fertig bringt), um sich einen Begriff davon zu machen, in welcher Monotonie das Leben des Hofes verlief. Zur immer gleichen Stunde die immer gleichen Zeremonien, morgens, mittags und abends, die immer gleichen Beschäftigungen und immer gleichen Vergnügungen. Wenn der Hof trotzdem nicht leer wurde und jeder, der nur entfernt das Recht hatte, bei Hofe zu erscheinen, sich dort auch einstellte, so hing das eben damit zusammen, daß hier der Platz war, wo Stellen, Pensionen, Geschenke, Auszeichnungen zu haben waren und erbettelt werden mußten. Erbettelt vielleicht nur dadurch, daß man nicht aufhörte, sich zu zeigen und den Monarchen dadurch immer wieder an seine Existenz und seine Ansprüche erinnerte. Die gewöhnliche Umgebung des Königs, die ihn auf der Jagd, auf dem Spaziergang begleitete, bei den Mahlzeiten um ihn herumstand, belief sich auf etwa 40 bis 50 Herren, zu denen sich je nach der Gelegenheit auch ebensoviel Damen gesellten. Ludwig XIV. und Ludwig XV. haben, wenn sie ihre Truppen ins Feld begleiteten, ja stets einen ganzen Schweif von Damen in ihrem Gefolge gehabt. Dieses Gefolge konnte freiwillig durch alle jene vermehrt werden, die bei Hofe vorgestellt waren. Um zu dieser Ehre zu gelangen, um am Spiel teilnehmen zu können, in die Karossen des Königs zu steigen, mußte man nachweisen, daß man einer Familie angehöre, die schon seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts adlig sei. 1760 war diese Vorschrift verschärft worden, indem man zum Beweis seiner Ansprüche für jede Generation seit 1400 mindestens drei gute Aktenstücke vorlegen mußte. Das hat den Andrang nicht gehindert. Im Durchschnitt wurden im Jahr gegen 100 Neuankömmlinge bei Hofe präsentiert. Am ersten Neujahrsempfang, den Marie Antoinette 1775 als Königin abhielt, wurden ihr 250 Damen vorgestellt. Alle diese Herren und Damen hatten nichts anderes zu tun, als in den Vorzimmern herumzustehen und auf den Zufall zu warten, der ihnen das Glück bringen sollte. Man sagte von einigen alten Höflingen der Zeit Ludwig XVI., daß sie von ihren 80 Jahren 45 in der Antichambre des Königs zugebracht hätten. Das waren solche, die Neulinge belehrten: Reden Sie von aller Welt Gutes, verlangen Sie alles was erledigt ist und setzen Sie sich nieder, wenn Sie Gelegenheit dazu haben. Die gesamte Hofgesellschaft wird sich im Mittel auf 2000—3000 Köpfe belaufen haben. Tausende von Menschen leben eng bei-



Cylinderbureau Ludwig XV. Von vorn.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

einander, haben nichts zu tun als den geputzten Müßiggang und belauern sich gegenseitig, weil keiner dem anderen den Raub gönnt, den jeder persönlich für sich und die Seinen davonzutragen wünscht. Da ist es kein Wunder, daß Intrigen im Gange sind und die Gesellschaft sich in Koterien spaltet, die in beständigem Krieg miteinander leben. Als Ludwig XV. noch jung war, gruppierten sich die beiden großen Hofparteien einerseits um den Herzog von Bourbon und seine Mutter, die eine der illegitimen Töchter Ludwig XIV. war, andererseits um den Grafen von Toulouse und seine Gattin, eine geborene Noailles. Die ersteren residierten in Chantilly, die anderen in Rambouillet. Später bildeten die Maitressen die Angelpunkte aller Hofintrigen. Zu den Zeiten der Pompadour bekämpfte ihre Partei auf das heftigste die des Herzogs von Richelieu, den Ludwig XV. mit der Bastille bedrohen mußte, um ihn zur Vernunft zu bringen. Unter Ludwig XVI. war es die Partei Polignac, welche die Ansprüche aller anderen zurückzudrängen wußte. Unter der glänzenden Außenseite des Luxus und des Wohllebens versteckten sich nur kümmerlich Neid und Bosheit.

Cylinderbureau Ludwig XV. Von hinten.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

Zu den regelmäßigen Veranstaltungen des Hofes gehörte das Spiel der Königin, zu dem sich Abend für Abend die Hofgesellschaft in den Zimmern der regierenden Königin versammelte. Es wurde sehr übel vermerkt, wenn die Beteiligung schwach war und die Salons leer blieben. Das hat sich aber oft genug ereignet. Unter Maria Leszczynska, weil man sich zu sehr langweilte, unter Marie

Antoinette aus Fronde gegen die Polignacs. 1738 schreibt Argenson: »Die Königin möchte Sonntags Landsknecht spielen, aber gewöhnlich kommt niemand, der die Bank halten will. Es ist wirklich lächerlich zu sehen, wie gering der Eifer der Hofleute ist. Man wird selbst bei Hofe Republikaner, man legt den Respekt vor dem Königtum ab und mißt die Achtung nach dem Bedürfnis und dem Einfluß ab. Die Königin ging erwartungsvoll auf und nieder. Es waren nur zwei Damen in ihrem Salon, außerdem Graf Noailles und ich. Das ist wieder eine Fahnenflucht ihrer Damen. Die Königin sagte: Man behauptet immer, ich wolle nicht Landsknecht spielen und nicht früh genug anfangen, nun sehen Sie, daß man leicht behaupten kann, ich wolle nicht, während man nicht will. Eben dachte ich daran und ich gestehe es sogar, während der Predigt. Das hat uns Unglück gebracht, sagte Mme. de Boufflers.« Etwas festlicher war es, wenn der König Appartement abhielt. Das waren die großen Abendempfänge, bei denen sich die Gäste in der Spiegelgalerie und den angrenzenden Salons versammelten, promenierten, herumstanden, sich unterhielten, oder sich um die Spieltische der Majestäten gruppierten. Der König spielte dabei mit den Prinzen und Prinzessinnen und einigen auserwählten Personen seiner näheren Umgebung. Falschspiel war dabei nichts ganz Ungewöhnliches, und unter Ludwig XIV. haben mehrere der Intimen sich durch geschicktes Nachhelfen ihrer Chancen große Vermögen an dem Spieltisch des Königs gemacht. Als Marie Antoinette Königin geworden war, huldigte sie, wie Graf Mercy an Maria Theresia schrieb, dem Spiel in unmäßiger Weise. Trotzdem der König Hasard verboten hatte, wurde Pharao gespielt. Die Königin verlor an einem Abend 500 Louisdors. In Fontainebleau wurde noch hitziger gejeut als in Versailles, einmal 36 Stunden hintereinander fort. Als Ludwig XVI. Vorwürfe machte, lachte ihn die Königin aus, er habe selbst erlaubt, daß man einmal spielen dürfe, aber die Zeitdauer nicht beschränkt, also habe man spielen können, solange wie man wollte.

Zu den großen Bällen erfolgten besonders Einladungen, gegen 500 bis 600. Es kam aber vor, daß die Eingeladenen sich erlaubten so viele Freunde mitzubringen, daß es an Raum zu fehlen begann. Einmal fand der König, als er den Ballsaal vor Beginn des Festes betrachtete, ihn bereits so überfüllt, daß er Befehl gab, ihn zu räumen. Die Lakaien wurden der Gäste aber nicht Herr, so daß der Oberkammerherr Soldaten der Leibgarde kommen ließ, die nicht viel Federlesens machten und die ungebetenen Gäste vor die Tür beförderten. Der Mercure de France vom Februar 1739 beschreibt den großen Ball, der am 26. Januar im Herkulessaal in Versailles stattfand: »Man hatte



Juste Aurèle Meissonnier:
Entwurf zu einem Leuchter für Ludwig XV.

in den Fensternischen Podien von vier Stufen gemacht, die mit roten Teppichen bedeckt und für die Damen aus der Stadt bestimmt waren. Ein anderes, ebensolches Podium von 30 Fuß Länge befand sich gegenüber dem Kamin und war für die Damen des Hofes reserviert, die nicht tanzten. Gegenüber an den Kamin gelehnt war die Tribüne der Musik mit 50 Solisten, alle in blauen Dominos. Der ausgesparte Platz für den Tanz war 18 Fuß breit und 30 lang. Die Sessel des Königs und der Königin, die Faltstühle des Dauphins neben dem König und die der Prinzessinnen neben der Königin bildeten die obere Linie der Musik gegenüber. Die Faltstühle der Prinzessinnen und der eingeladenen Damen, die tanzten, stellten die Seitenlinien vor. Das Viereck war geschlossen durch mehrere Reihen Bänke, die von den Hofkavalieren eingenommen wurden, die zum Tanzen bestimmt worden waren. Um 7 Uhr begab sich der König zur Königin, wo alle Damen seit 5 Uhr versammelt waren. Ihre Majestäten, der Dauphin, Mesdames, die Prinzessinnen von Geblüt und die Herren und Damen des Hofes, alle prächtig gekleidet und in einem wunderbaren Glanz von Edelsteinen strahlend, setzten sich unter dem Klang der Instrumente, die in allen Sälen verteilt waren, in Bewegung und nahmen in dem Salon Platz. Der Dauphin (10 Jahre alt) eröffnete den Ball mit seiner älteren Schwester Mme. Elisabeth (11 Jahre alt) durch ein Menuett. Er tanzte ein zweites mit Mme. Henriette (11 Jahre alt), seiner jüngeren Schwester. Alle drei entzückten diese illustre Versammlung und ließen in ihren Personen ebensoviel Grazie sehen als Vornehmheit. Mme. Henriette tanzte dann mit dem Herzog von Penthièvre, der sein zweites Menuett mit Mme. Elisabeth ausführte. Nach den Menuetts, welche die eingeladenen Damen und die Hofkavaliere tanzten, ging man zu den Kontertänzen über, in denen sich der Dauphin und Mesdames nicht weniger hervortaten. Die Herzogin von Luxemburg und der Herzog von La Trémouille zeichneten sich



Das Bett der Königin Marie Antoinette in Fontainebleau.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

in der Mariée aus, welche sie miteinander tanzten. Die Prinzessin von Rohan und der Marquis von Clermont tanzten ein Pas de deux, das sie selbst komponiert hatten und das sehr viel Beifall fand. Gräfin Rotenburg und mehrere andere Damen des Hofes, die an diesem prachtvollen Ball teilnahmen, taten sich ebenso hervor, wie der Herzog von Fitzjames. Um 9 Uhr betrat der Marquis de Livry, begleitet vom Haushofmeister und den Küchenoffizianten vom Dienst, den inneren Kreis. Sie trugen in silbervergoldeten Becken und prächtigen Körben Erfrischungen, die dem König, der Königin und dann dem Hofe präsentiert wurden. Dann zogen sich Ihre Majestäten zurück, der Ball hörte auf. Gegen 11 Uhr begann der Maskenball in allen Räumen. Man tanzte zum Klange von 300 Instrumenten bis um 8 Uhr morgens. Alle Musiker trugen Dominos von verschiedenen Farben. Der Anblick der Beleuchtung und der zahllosen Masken, die sich auf die Podien verteilt hatten oder tanzten, gewährte ein wunderbares Schauspiel und gab das vornehmste, mannigfaltigste und prächtigste Bild, das man sehen konnte.«

Die großen Hoffeste wurden indessen immer seltener, seit Ludwig XV. 1738 begonnen hatte, in seinen Privatgemächern eine intime Geselligkeit mit Damen zu pflegen, die ihn mehr unterhielt, als die offiziellen Veranstaltungen mit ihren abgekarteten Tänzen. Mit besonderem Glanze wurden die Hochzeiten des Dauphins gefeiert, besonders die erste 1745 mit der Infantin von Spanien. Der Herzog von Luynes hat sie beschrieben, ausführlich das Fest, das am 25. Februar in der Spiegelgalerie stattfand. Er schreibt: »Der König, der Dauphin, die Dauphine und Mesdames spielten Landsknecht, ihre Tafel war in der Mitte der Galerie. Die Königin spielte Cavagnole mehr nach der Seite ihrer Zimmer zu. Es gab noch andere runde Tische, die aber nicht besetzt waren, außer einem, wo mehrere Damen Cavagnole spielten. Überdies noch viele Spieltische und eine Unmasse Menschen. Der Anblick der Galerie war herrlich. Im Salon des Krieges war ein großer Tisch, lang und schmal, hinter dem ungefähr 50 Musiker mit den geräuschvollsten Instrumenten aufgestellt waren. Der Kapellmeister Rebel stand auf dem Tisch, um den Takt zu schlagen. Um 9 Uhr fand das große Souper des Königs statt. Der Maskenball begann um Mitternacht. Der Eintritt fand von der einen Seite nur durch den Herkulessaal, von der anderen durch das Oeil-de-Boeuf statt. Von jeder Gesellschaft mußte sich eine Person an der Tür demaskieren, ein Lakai notierte ihren Namen und die Anzahl der Masken, die sie einführte. Eine Zeitlang konnte diese Ordnung aufrechterhalten werden, aber auf die Länge wurde es unmöglich, durch die Zeit, die man gezwungen war, zu



NATTIER

DIE HERZOGIN VON CHATEAUROUX

NACH DEM GEMAELDE IM MUSEUM ZU MARSEILLE.



warten. Die Menge nahm zu, im Oeil-de-Boeuf saßen vielleicht 500 bis 600 Masken auf der Erde. Man drückte beinahe die Türen ein. Endlich wurden die Lakaien überrannt. Die Menge in der Galerie war so groß, daß man von einem Ende zum anderen getragen wurde, ohne den Fuß auf die Erde zu setzen. Man schätzte die Masken, die auf einmal in den Sälen waren, auf 1400 bis 1500 Menschen. Der König demaskierte sich nicht. Er und sieben andere Herren waren als »If« angezogen. Der Dauphin und die Dauphine als Schäfer und Schäferinnen. Die Königin ging lange Zeit maskiert umher. Es gab vier Tafeln mit Erfrischungen, nur mit Fastenspeisen. Es war eine unerhörte Menge von Fischen da und Wein von allen Sorten. Jedermann wurde im Augenblick bedient. Die Unbescheidenheit der Masken war außerordentlich. Man erzählt, daß die Orangen auf dem Markte wieder verkauft wurden. Der Ball dauerte bis 8 Uhr morgens.« Die Indiskretion der Masken wird durch ein kleines Abenteuer trefflich illustriert, das zwei Jahre später bei der Hochzeit des Dauphins mit Maria Josepha von Sachsen passierte. Auf dem Maskenball, der anläßlich dieser Feste stattfand, fiel es auf, daß ein gelber Domino am Büfett geradezu unmäßig viel aß und trank und trotzdem unmittelbar, nachdem er aufgestanden war, sofort wiederkehrte und Speisen und Getränken von neuem ganz gehörig zusetzte. Nachdem der Domino schon einige Male gekommen und gegangen war, wünschte der König zu wissen, wer denn einen so vorzüglichen Magen habe. Als der gelbe Domino genötigt wurde, sich zu demaskieren, stellte sich heraus, daß dies Kleidungsstück der Schweizer Wache gehörte, die einen ihrer Truppe nach dem anderen an das Büfett entsandte. Die Königin suchte zu den Unterhaltungen des Hofes beizutragen, indem sie im Salon des Friedens, der an die Spiegelgalerie anstieß, Konzerte veranstaltete. Die Hofkapellmeister Blamont, Destouches und Rebel dirigierten und brachten außer verschiedenen Symphonien viele Kompositionen geistlicher Musik zu Gehör, die Maria Leszczynska besonders liebte. Manchmal wurden auch Opern aufgeführt, wobei noch immer Lullys Werke



Schreibtisch von Riesener 1771 für Trianon gefertigt.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.



Arbeitstisch im Stil Louis XVI. von Weisweiler.
Geschenk Marie Antoinettes an die Herzogin von Polignac.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

Alceste, Armide, Theseus eine große Rolle spielten. Derartige Opernaufführungen in Konzerten beanspruchten drei Abende, nach denen Sänger und Sängerinnen der Königin vorgestellt wurden, um einige Komplimente in Empfang zu nehmen. Die Marquise von Pompadour nahm diese Veranstaltungen auf und ließ in der Osterwoche in ihren Gemächern geistliche Musik ausführen, bei der das Miserere Lalandes, das Magnus Dominus von Mondonville und andere Kompositionen gespielt wurden. Die ersten Kräfte der Oper, wie der berühmte Jélyotte, standen ihr zur Verfügung. Aber da sie selbst eine hübsche Stimme hatte, so wirkte sie mit und neben ihr andere Mitglieder der Hofgesellschaft, wie die Herren von Ayen, Clermont-Tonnerre, Rohan, die Damen de l'Hôpital, Marchais u. a. Der Beifall, den sie bei dieser Gelegenheit erntete und der ihr schon früher zuteil geworden war, als sie noch Mme. Lenormand d'Etioles hieß und auf den Privatbühnen der Finanz auftrat, ließ ihr keine Ruhe, und da sie es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, den

König zu unterhalten und zu zerstreuen, so richtete sie auch in Versailles ein Liebhabertheater ein. Selbstverständlich behielt sie sich die Hauptrollen vor. Unter den Mitwirkenden befanden sich die Herzöge von Ayen, von Nivernais, von Duras, von Luxemburg, die Herren von Meuse, von Croissy, de Gontaut, von Damen die Herzogin von Brancas, Frau von Pons, de Livry und de Sassenaye. Direktor wurde der Herzog von Lavallière, Souffleur der Abbé de la Garde. Wenn es schon eine außerordentliche Ehre war, in diese auserwählte Truppe eingereiht zu werden, so war es fast eine noch größere, zu den Zuschauern gehören zu dürfen, denn die Zahl derselben war sehr gering. Bei der ersten Aufführung, die am 16. Januar 1747 in der sogenannten kleinen Galerie stattfand, wurde Molières Tartuffe gegeben. Dabei waren mit dem König nur 14 Zuschauer zugelassen. Selbst die Musiker, die das Orchester bildeten, gehörten der Gesellschaft des Hofes an. Die vornehmsten Leute, selbst Prinzen von Geblüt, die um Plätze gebeten hatten, waren zurückgewiesen worden. Erst einer der letzten Aufführungen des Winters hat die Königin beiwohnen dürfen. Diese Liebhaberbühne gab ein neues Feld für Intrigen ab. Mitzuspielen oder zuzuhören war für die Höflinge von der äußersten Wichtigkeit. Mme. du Hausset, die Kammerfrau der Pompadour, wollte für einen Verwandten eine Stelle haben und erbat sie von dem Kriegsminister Grafen Argenson. Als erklärter Feind der königlichen Maitresse schlug dieser die Bitte rundweg ab. Da besuchte sein Sohn Mme. du Hausset und versprach ihr die Anstellung, wenn sie bewirke, daß er im Tartuffe die Rolle des Polizisten spielen dürfe. Er erhielt die Rolle und die Kammerfrau den Posten. Man begnügte sich bald nicht mehr mit Lustspielen, man ging zu kleinen Opern über und zu Balletten, in denen die Pompadour aber vorsichtigerweise von Damen allein tanzte. Auf Dekorationen und Kostüme wurde selbstverständlich großer Wert gelegt. Nach zwei Jahren besaß das Liebhabertheater schon 153 Damen- und 202 Herrenkostüme von der größten Pracht, alle in Seide und Atlas. Das Kostüm, das die reizende Marquise in der Titelrolle des Balletts Almasis trug, hatte 664 Livres (also etwa 2000 Francs) gekostet. Es bestand aus weiß und rosa Seide mit Silber gestickt. Die Pompadour riskierte sogar die Aufführung eines neuen Stückes von Voltaire und das hieß in der Tat viel wagen, denn dieser Schriftsteller war sozusagen die bête noire des gesamten Hofes. In dieser Abneigung waren sogar König und Königin eines Sinnes, unterstützt von der ganzen Hofgesellschaft, nicht nur der klerikal Gesinnten. Wenn die geringe Zahl der Zuhörer auch sehr viel Unzufriedene machte, so waren die Mitspielenden mit einer so stark beschränkten



Schmuckschrank Marie Antoinettes.
Geschenk der Stadt Paris an die Königin. 1787. Schloß Trianon.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

Öffentlichkeit aber doch selbst nicht einverstanden und so wurde vom Winter 1748 an in einem neuen Raum gespielt, der im ganzen etwa 100 Plätze faßte. Dieses Diminutiv-Theaterchen wurde auf der großen Feststiege, der Gesandten-Treppe, aufgeschlagen und mußte jedesmal wieder entfernt werden, wenn eine Staatszeremonie die Benutzung dieses Treppenhauses nötig machte. Zum Aufstellen brauchte man 24 Stunden, zum Abrüsten 14 Stunden. Dadurch wuchsen die Kosten allerdings beträchtlich. Der Fonds von 400 000 Francs, der dafür zur Verfügung stand, wurde im Winter 1749 um 2 700 000 Francs überschritten. Diese Kosten haben den Aufführungen in Versailles ein Ende bereitet. »Die Aufführungen in Versailles werden nicht wieder beginnen,« schreibt Frau vom Pompadour am 3. Januar 1751 an die Gräfin Lützelburg, »der König will seine Ausgaben einschränken und wenn diese auch nicht sehr bedeutend ist, so hält sie das Puklikum doch dafür und ich habe geglaubt, die Anschauungen schonen zu müssen und ein gutes Beispiel zu geben.«

Die Aufführungen der Pompadourschen Liebhabertruppe fanden von da an auf den kleinen Lustschlössern, besonders dem der Marquise gehörigen Bellevue statt. Sie waren und blieben ein Objekt von Neid und Ehrgeiz, schon weil sie ein neues Element in das öde Einerlei des Hoflebens brachten. Die Feste, wie sie oben beschrieben wurden, waren kostspielig und prunkvoll, aber doch kaum sehr unterhaltend, und wiederholten sich in immer gleichen Formen. Ein solches, das der Herzog von Orléans 1752 dem Dauphin in Saint-Cloud gab, kostete 600 000 Livres, ohne wesentlich andere Züge zu bieten. Die regelmäßigen Reisen nach Marly, Fontainebleau, Compiégne, die stets mit der Verlegung des ganzen Hoflagers verbunden waren, kosteten viel, ohne in dem Ablauf der täglichen Beschäftigungen etwas Wesentliches zu ändern. Der Schauplatz wechselte, sonst nichts. Ja es konnte vorkommen, daß es noch langweiliger war wie gewöhnlich. 1755 schreibt Argenson: »Der König ist allein in Fontainebleau, es gibt nichts von ihm zu erbitten.«

Von der Hauptbeschäftigung der Könige aus dem Hause Bourbon, der Jagd, wird noch an anderer Stelle die Rede sein.

An der Einförmigkeit des Lebens ließ sich nichts ändern, wenigstens hat es jahrzehntelang keine der Personen gewagt, die am meisten darunter litten. Eine der Hofdamen von Mme. Adelaide beklagte sich einmal über die Notwendigkeit, sich viermal am Tage umziehen zu müssen und auch nicht eine Viertelstunde Zeit für sich selbst zu haben. »Sie, Madame,« antwortete ihr die Prinzessin, »können sich doch immer eine Woche ausruhen, ich aber habe das ganze Jahr Dienst, erlauben Sie, daß ich mein ganzes Mitleid für mich



Kommode, 1784 von Beneman für Saint Cloud gefertigt.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

selbst behalte.« Die erste, die es wagte, eine Bresche in die Gewohnheiten des Hofes zu legen, in Bräuche, die ein Jahrhundert geheiligt hatte, war Marie Antoinette, und sie hat es schwer gebüßt. Der Brief, in dem sie noch als Dauphine ihrer Mutter das Leben beschreibt, das sie tagein, tagaus bei Hofe führt, gewährt ein anschauliches Bild. Sie schreibt am 12. Juli 1770 an Maria Theresia: »Eure Majestät sind so gut, sich für mich zu interessieren und wollen sogar wissen, wie ich meinen Tag zubringe. Ich erzähle Ihnen also, daß ich um 10 Uhr oder um 9 Uhr aufstehe, mich ankleide, meine Gebete verrichte, frühstücke und dann zu meinen Tanten gehe, wo ich gewöhnlich den König treffe. Das dauert etwa bis 10½. Um 11 Uhr lasse ich mich frisieren. Um 12 Uhr ruft man den Dienst und dann darf alle Welt eintreten, außer den gewöhnlichen Leuten. Ich lege Rot auf und wasche mir vor aller Augen die Hände. Dann gehen die Männer heraus, die Damen bleiben und ich kleide mich vor ihnen an. Um 12 Uhr ist die Messe. Befindet sich der König in Versailles, so gehe ich mit ihm, meinem Mann, und meinen Tanten hin, ist er nicht da, so gehe ich allein mit dem Dauphin, aber immer um dieselbe Zeit. Nach der Messe dinieren wir zu zweit vor aller Welt. Damit sind wir um ½2 Uhr fertig, denn wir essen alle beide sehr schnell. Dann gehe ich zum Dauphin, und wenn er zu tun hat, so kehre ich zu mir

zurück. Ich lese, ich schreibe, oder ich mache Handarbeiten. Ich sticke eine Weste für den König, die zwar nur geringe Fortschritte macht, aber ich hoffe mit Gottes Hilfe in einigen Jahren damit fertig zu werden. Um 3 Uhr gehe ich wieder zu meinen Tanten, wo sich um diese Zeit der König befindet. Um 4 Uhr kommt der Abbé (de Vermond, Vorleser Marie Antoinettes) zu mir. Alle Tage um 5 Uhr kommen der Klavier- oder der Gesanglehrer bis um 6 Uhr. Um 6 Uhr gehe ich stets zu meinen Tanten, wenn ich nicht einen Spaziergang mache. Mein Mann ist nämlich stets bei ihnen. Von 7—9 Uhr wird gespielt, aber wenn es schön ist, gehe ich lieber spazieren und dann wird nicht bei mir, sondern bei meinen Tanten gespielt. Um 9 Uhr essen wir zur Nacht und ist der König nicht da, so kommen meine Tanten, um mit uns zu speisen. Wenn der König da ist, so gehen wir alle nach dem Essen zu ihnen und erwarten den König, der gewöhnlich um $^{3}/_{4}$11 Uhr kommt. Ich setze mich meist auf ein großes Sofa und schlafe bis zu seiner Ankunft. Kommt er nicht, so gehen wir um 11 Uhr zu Bett. Das ist unser ganzer Tag. Wie wir die Sonn- und Festtage zubringen, behalte ich mir vor, Ihnen ein anderes Mal mitzuteilen.«

Man wird zugeben, daß diese Beschreibung nichts Beneidenswertes hat und sich wundern, welchen Raum im Leben der sehr jungen Dauphine, die damals erst 15 Jahre alt war, ihre Tanten einnehmen. Nach damaligen Begriffen waren diese zwischen 30 und 40 Jahre zählend, alte Damen, die, zur Ehelosigkeit verurteilt, ein ödes Leben führten. Der junge Ehemann ist in dem Leben der Prinzessin die Null. Marie Antoinette versuchte schon als Dauphine sich ein wenig Zerstreuung zu verschaffen, sie tat es wie ihre Vorgängerin auf dem Thron durch kleine Konzerte, die sie in ihren Zimmern veranstaltete. Graf Mercy schreibt darüber am 12. Juni 1772: »Seit die Dauphine wieder Geschmack an der Musik gewonnen hat, werden von Zeit zu Zeit kleine Konzerte bei ihr abgehalten, wo sich dann die junge königliche Familie versammelt. Mesdames erscheinen gewöhnlich nicht. Ich habe einem dieser Konzerte beigewohnt und ich kann gar nicht sagen, wie reizend sich die Dauphine dabei benimmt.« Auch von kleinen Bällen, die ihre Tochter in Versailles veranstaltet, erzählt Mercy Maria Theresia: »Die Dauphine hat es verstanden, durch die Güte, mit der sie alle erschienenen Damen überhäufte, diese Feste zu ganz reizenden zu machen. Der Dauphin seinerseits hat sich dabei ganz anders gezeigt, als man ihn bisher zu sehen gewöhnt war. Er fand großes Vergnügen am Tanz und hat mit aller Welt mit einer Liebenswürdigkeit gesprochen, die man bis zu diesem Augenblick gar nicht an ihm

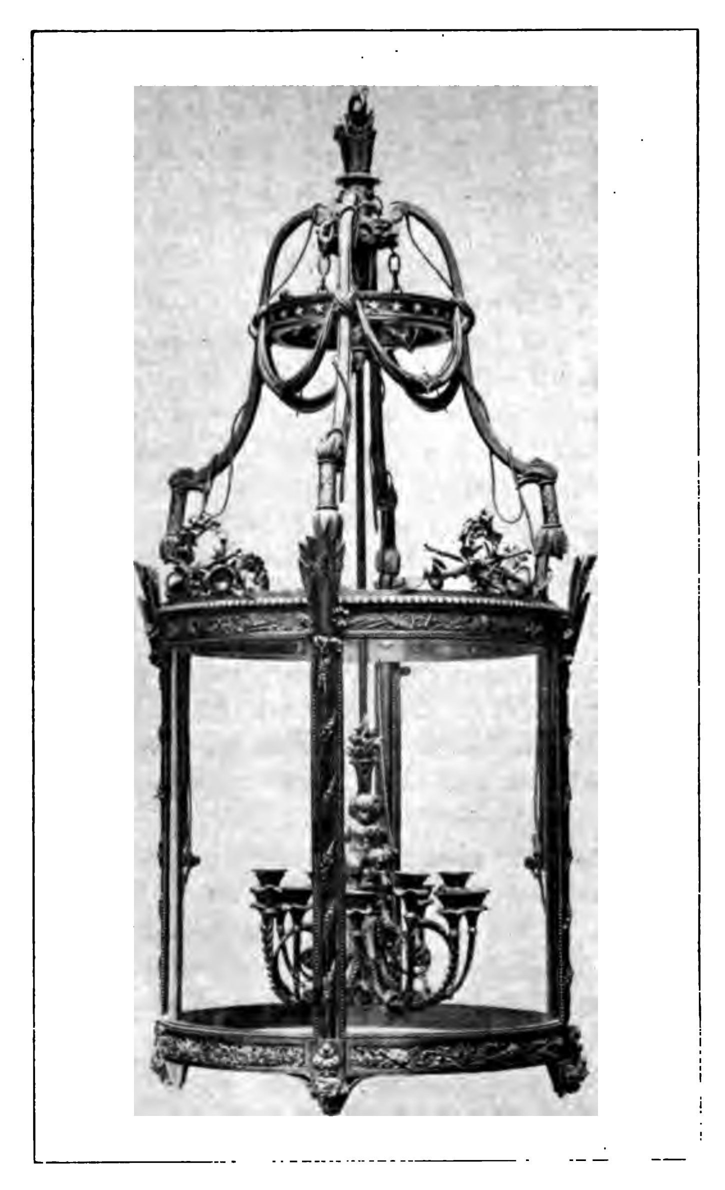
kannte«. Als Marie Antoinette in ihrer Langeweile begann Reitstunden zu nehmen, verbot es ihr die Mutter, und selbst an dem harmlosen Zeitvertreib, den sie in der Beschäftigung mit den Kindern von Mme. Campan fand, hatte der gestrenge Mercy allerlei auszusetzen. »Seit einigen Wochen«, schreibt er an die Kaiserin, »hat die Dauphine die Gewohnheit angenommen, mit Kindern zu spielen, da unglücklicherweise ihre erste Kammerfrau zwei Kinder hat, einen Knaben von 6—7 Jahren und ein Mädchen von 12, beide sehr laut, unsauber und mit allerlei Unzuträglichkeiten behaftet. Die Dauphine bringt einen großen Teil des Tages mit diesen Kindern zu, welche ihr die Kleider zerreißen und beschmutzen, die Möbel zerbrechen und die größte Unordnung in den Zimmern anrichten«. Solange Ludwig XV. lebte, mußte die Dauphine noch Rücksichten nehmen, die sie fallen ließ, sobald ihr Gatte zur Regierung gekommen war. »Die Jugend der Königin«, schreibt der Prinz von Montbarry, »und ihr Geschmack an den Vergnügungen ließen sie die Regeln der Etikette als Hindernisse betrachten, ebenso wie diejenigen Personen des Hofes, welche an ihnen festhielten. Man machte sie lächerlich und wünschte sich ihrer zu entledigen. Die Souverainin, die so viele seltene Eigenschaften besaß, und eigentlich nur die Fehler ihres Alters hatte, wollte oder mochte nicht einsehen, daß der Schein bei Hofe mehr Bedeutung hat, als die Wirklichkeit. Durch die natürliche Neigung, welche junge Personen haben, sich über die Schranken hinwegzusetzen, die ihren Launen und Wünschen entgegenstehen, vollendete die Königin ohne Absicht, ohne Nachdenken nur aus Kinderei die Desorganisation des Hofes. Die Personen von höherem Alter wurden unbequem und man ließ es sie fühlen. Diese Zersetzung des Hofes führte in unmerklicher Steigerung eine Leichtigkeit des Verkehrs mit den Mitgliedern der königlichen Familie herbei, welche sehr bald in Familiarität ausartete und dadurch die Achtung und Verehrung zerstörte, mit denen Ludwig XIV. für nötig gehalten hatte, seine Angehörigen zu umgeben.« Ludwig XVI. spielte bei alledem gar keine Rolle. Er ließ seine Frau stillschweigend gewähren und war froh, wenn sie ihm keine Szene machte. Derjenige, der die Königin in allem unterstützte was durch Gedankenlosigkeit und Leichtsinn Anstoß erregte, war der Graf von Artois, der jung, hübsch, eitel, oberflächlich und verschwenderisch, nur an das Vergnügen dachte und auf den Ruf seiner Schwägerin nicht die geringste Rücksicht nahm. Er war es, der die Königin veranlaßte, die Pariser Opernbälle inkognito zu besuchen, der sie zu Pferderennen mitnahm und der, wie Graf Mercy im Sommer 1777 mißbilligend nach Wien berichtet, eine neue Zerstreuung aufbrachte. Er veranstaltete an den schönen Abenden nach



Buffet von Beneman für Saint Cloud gefertigt.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

10 Uhr auf der Terrasse Konzerte durch die Kapellen der schweizer und der französischen Garde, die einen großen Zulauf hatten, da jedermann Eintritt fand. Die Königin und die Prinzessinnen mischten sich dabei unter das Publikum und wurden in ihrem Auftreten erst etwas zurückhaltender, als sie mehrmals von Herren wie die ersten Besten angesprochen worden waren. Ludwig XVI. half an der Verkümmerung der Etikette, indem er die Beschränkung aufhob, die bis dahin den Herren verboten hatte, mit den Prinzessinnen von Geblüt an einer Tafel zu speisen. Er dehnte damit eine Maßregel, die Ludwig XV. nur in der Stille seiner Privatgemächer geduldet hatte, auf das offizielle Leben des Hofes aus. Alle Zeremonien verloren an Feierlichkeit und Würde. Arthur Young fand das öffentliche Diner des Königs schon mehr sonderbar als prächtig. Auch die Bälle wurden lebhafter und amüsanter, als sie es unter den früheren Regierungen gewesen waren. »Die Königin«, schrieb Mercy 1775, »beschäftigt sich lebhaft mit den Bällen, bei denen es sich um immer neue Quadrillen und Maskeraden handelt. Die Kostüme, die Kontertänze, die Balletts mit den täglichen Proben, die sie fordern, alles das läßt ihr keinen Augenblick Zeit. Kaum genügt die Woche, um alle Projekte, die sie hervorbringt, auszuführen.« Indessen mochte Marie Antoinette sich auch noch so viel Mühe geben, der Anstoß, den sie durch die Bevorzugung ihrer jugendlichen Koterie gegeben hatte, wirkte fort und beeinflußte den Besuch der Hoffeste auf

das ungünstigste. »Die Bälle sind dieses Jahr wenig besucht,« schreibt Mercy im Winter 1778, »die Königin ist überrascht davon und ärgert sich, aber man hatte ihr schon zu lange vorgestellt, was passieren würde, wenn sich eine Gesellschaft in Versailles bildet, die alle Annehmlichkeiten des Hoflebens für sich in Anspruch nimmt und den hohen Adel von ihnen ausschließt. Die Prophezeiungen dieser Art haben sich leider nur zu sehr bewahrheitet, niemals war Versailles so leer, selbst am Neujahrstage, der hervorragendsten Gelegenheit, war in diesem Jahr noch nicht die Hälfte der Menschen da, die man sonst zu sehen gewöhnt war.« Diese Entfremdung nahm noch zu und in den folgenden Jahren muß derselbe Briefschreiber feststellen, daß sich immer weniger Mitglieder der Hofgesellschaft bei den Empfängen und an den Spielabenden der Königin sehen lassen. Dabei gab man sich bei Hofe alle Mühe, den Festlichkeiten einen zeitgemäßen Charakter zu geben. Es kommt etwas von der Empfindsamkeit und der Romantik hinein, die nunmehr so beliebt waren. Der Bruder des Königs, der Graf von Provence, gab der Königin ein derartiges Fest in Brunoy. Man führte Marie Antoinette in den Park, wo sie in einem Boskett 50 Ritter findet, die in tiefem Schlaf versunken sind. Die Abwesenheit der Schönheiten, welche die Ritter der Tafelrunde Karls des Großen zu so vielen Heldentaten begeisterten, habe diesen Schlaf verschuldet. Im Augenblick, in dem die Königin erscheint, erwachen die Ritter und greifen zu ihren Waffen. 50 Tänzer vom Ballettkorps in Pagenkostüm bringen die Pferde, 25 Schimmel und 25 Rappen. Es finden Lanzenrennen und Kämpfe statt, bei denen die Farbe der Königin siegt. Der Turnierplatz war mit den schönsten Damen garniert und wurde zum Schluß durch ein herrliches Feuerwerk beleuchtet. Ein ähnliches Fest mit Ball und Feuerwerk, das im September 1777 in Trianon gegeben wurde, kostete 400000 Francs. Über das Fest, das Marie Antoinette am 21. Juni 1784 in Trianon König Gustav III. von Schweden gab, hat sich dieser ganz begeistert in seinen Briefen ausgesprochen. Es gab Theater, Ballett, Souper im Grünen, große Illumination, alle Damen hatten in Weiß erscheinen müssen. Die Besuche, die mehrere der Brüder der Königin, Kaiser Joseph II., die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand, Großfürst Paul von Rußland und andere hohe Personen dem Hofe abstatteten, gaben zu großen Festen Veranlassung, erlaubten dem Kaiser aber auch, sich ein Bild von den Zuständen des Hofes zu machen, das für den König und die Königin nicht eben schmeichelhaft war. Der Ton, den die Königin in Trianon einführte, war der Würde ihrer Stellung noch weniger angemessen, als das Dulden der Familiarität in Versailles. »Die Königin wollte

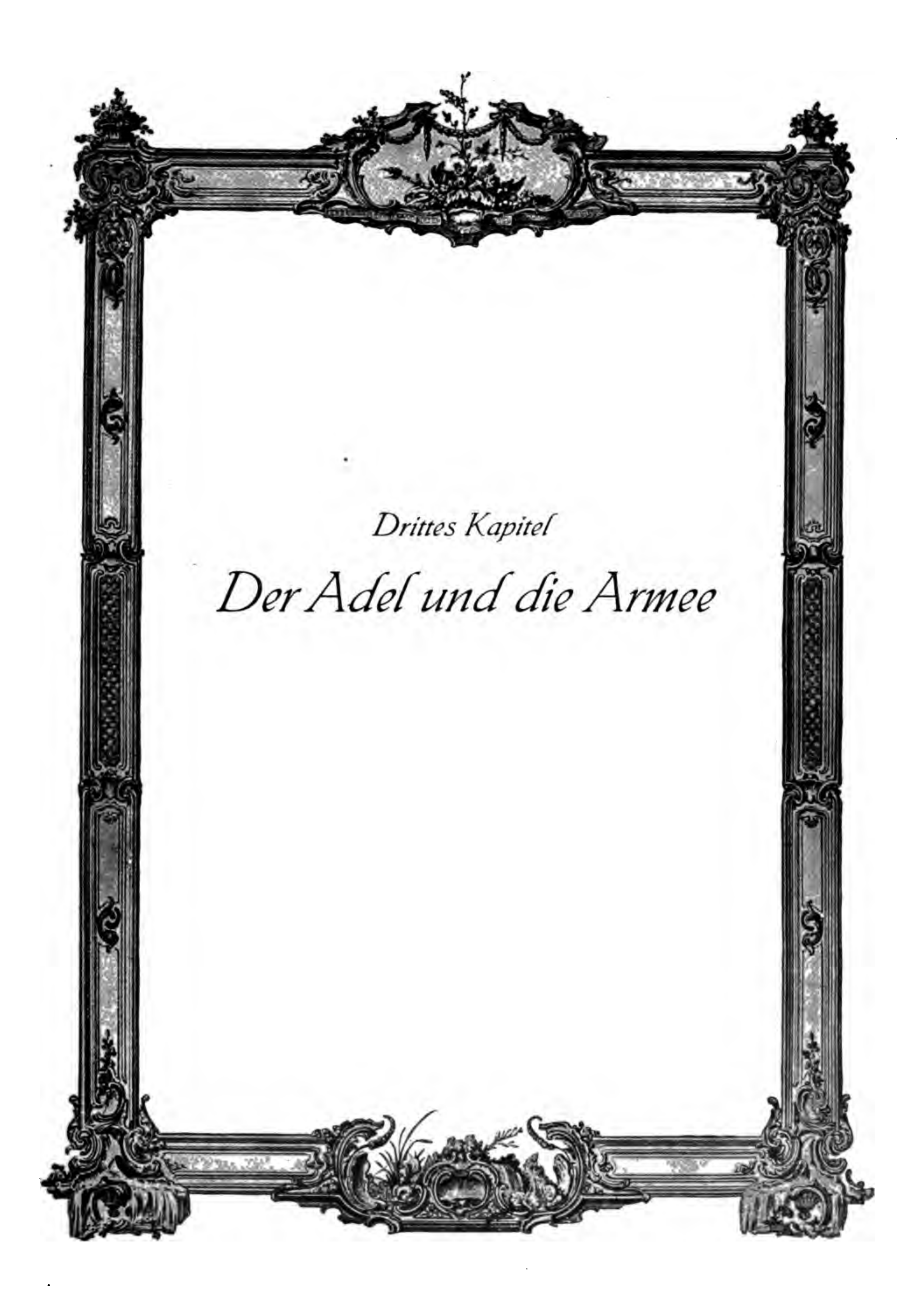


Laterne für Petit Trianon. Wahrscheinlich von Gouthière.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

hier nur Schloßfrau sein,« schreibt Mme. Campan, »sie betrat ihren Salon, ohne daß die Damen das Pianoforte oder ihren Stickrahmen verließen, ohne daß die Herren aufhörten, Billard oder Trictrac zu spielen. Das Vergnügen,

alle Anlagen des Meierhofes zu besichtigen, die Kühe melken zu sehen, im See zu fischen, entzückte die Königin, die jedes Jahr geringere Lust für die prunkvollen Reisen nach Marly zeigte.« »Sie arrangierte«, bemerkt Graf Vaublanc in seinen Erinnerungen, »im Sommer in Trianon jeden Sonntag einen Ball. Jeder anständig Gekleidete hatte Zutritt, besonders Bonnen und Kinder. Sie tanzte einen Kontertanz, um zu zeigen, daß sie an dem Vergnügen teilnähme. Sie ließ sich die Kinder vorstellen, sprach mit ihnen und überhäufte sie mit Güte.« Ein Hauptreiz des Aufenthaltes in Trianon war das Theaterspielen, dem Marie Antoinette mit Leidenschaft huldigte. Sie hatte sich ein besonderes kleines Theater erbauen lassen, in dem sie selbst als Schauspielerin und Sängerin aufgetreten ist, am liebsten als Soubrette in Gesellschaft des Grafen von Artois als Kammerdiener. Maria Theresia und Graf Mercy waren außer sich darüber, aber die Königin folgte ihrem Kopfe und ließ sich ihr Vergnügen nicht verleiden. Übrigens sah die kleine Bühne in Trianon auch Aufführungen von größerer künstlerischer Bedeutung, so 1781 bei der Anwesenheit Joseph II. Glucks Iphigenie auf Tauris. Die letzte Vorstellung, welche die königliche Liebhabertruppe hier veranstaltete, war die des Barbier von Sevilla am 19. August 1785. Die Königin spielte die Rosine, Graf Artois den Figaro, beide, wie Grimm wissen wollte, mit unnachahmlicher Wahrheit. Man hatte den Dichter dazu eingeladen, denselben Beaumarchais, dessen Hochzeit des Figaro eben die Laternen ansteckte, die der Revolution leuchten sollten.

Wie Maria Leszczynska es liebte, die Abende bei ihrer Oberhofmeisterin, der Herzogin von Luynes, zuzubringen, so versuchte Marie Antoinette ihre Freiheit in Besuchen bei der Herzogin von Polignac auszukosten. Nicht mit dauerndem Glück. Sie fand die Gesellschaft, die sie dort antraf, doch sehr gemischt und machte der Herzogin Vorstellungen darüber. »Weil Eure Majestät zu mir kommen,« gab ihr diese zur Antwort, »ist das doch noch kein Grund, meine Freunde auszuschließen«, und die Königin sah sich durch diese Impertinenz genötigt, die ihr lieb gewordenen Besuche einzustellen. Das Hofleben hatte sich völlig zersetzt. Zu Hofe zu gehen war Großmüttern und Müttern eine Ehre und ein Vorzug gewesen, es war den Töchtern zur ungern geübten Pflicht geworden, der sie sich möglichst entzogen. Vor Ludwig XIV. war man in Ehrfurcht erstorben, Ludwig XVI. begegnete man mit Unverschämtheit. Der alte Herzog von Richelieu sagte es einmal dem König rund heraus: »Unter Ludwig XIV. schwieg man, unter Ludwig XV. wagte man zu flüstern, unter Ihnen spricht man ganz laut.«



Drittes Kapitel

Der Adel und die Armee





Wille nach Lemoyne

Heliogr. Meisenbach Riffarth & Co.

LUDWIG XV.





Gewöhnlich teilt man die französische Gesellschaft unter dem Königtum in drei Klassen ein: Adel, Klerus, Bürgertum. Ob man nun dabei bleiben will, oder die Klassifikation richtiger in Adel, Bürgertum und Volk vornimmt, sicher ist, daß der Adel unter diesen drei Ständen die erste und bevorzugte Stelle behauptet. Er nimmt mehr Ehren und Vorrechte in Anspruch, als die übrigen Klassen zusammen. Fragt man aber, wodurch er sie verdiente oder womit er diese Ansprüche begründete, so wird man nicht leicht eine Antwort finden. Seine Zahl allein hätte ihm diese Bedeutung nicht sichern können. Die Statistik Frankreichs vor der großen Revolution liegt sehr im argen und man befindet sich bei allem, was sie beantworten müßte, Rätseln gegenüber. Man ist auf Schätzungswerte angewiesen. 1750 veranschlagte man die Zahl der adligen Familien auf ungefähr 180000 mit etwa 600000 Köpfen. Diese Zahlen scheinen aber viel zu hoch gegriffen zu sein, denn 40 Jahre später, beim Zusammentritt der Generalstände, wird ihre Anzahl weit geringer angenommen. Bouillé nimmt 80000 Familien an, Lavoisier 83000 Personen, beide nach willkürlicher Schätzung, ohne positive Unterlagen für ihre Berechnungen beizubringen. Taine hat, indem er die sicher überlieferten Zahlen einiger Provinzen des Südens zugrunde legte, für die ganze Monarchie das Vorhandensein von etwa 26000 bis 28000 Familien errechnet und indem er die Familie auf etwa fünf Personen schätzte, ungefähr 130000 bis 140000 Adlige in Frankreich herausgebracht. Gewiß ist, daß ihre Anzahl ein Prozent der Bevölkerung nicht überschritt. Dafür gehörte dem Adel aber ein Fünftel des gesamten Grund und Bodens, auf den gestützt er die erstaunlichsten Vorteile genoß. Der Adel besaß das alleinige Recht der hohen und niederen Jagd, nur er durfte Taubenschläge besitzen und Tauben halten. Der Bauer mußte sein Getreide auf den Mühlen der adligen Herrschaft mahlen und seinen Wein auf ihren Pressen keltern lassen. Der Grundherr erhob eine Steuer von allen Märkten, die auf seinem Territorium abgehalten wurden, und hatte



Graf Montsoreau
bei der Krönung Ludwig XV. 1722.

jedesmal eine Abgabe zu beanspruchen, wenn Grundstücke, die zu seiner Botmäßigkeit gehörten, gekauft oder verkauft wurden. Grundrenten und Bodenzins lasteten zu seinen Gunsten auf dem Besitztum der Bauern, die auf seinen Gütern angesessen waren, lasteten, denn es gab keine Möglichkeit, sie abzukaufen. Starb einer dieser Bauern, so hatte der Adlige das Recht, aus seinem Nachlaß das beste Stück für sich auszuwählen, es sei nun ein Stück Vieh, ein Möbel oder sonst ein Gegenstand von Wert oder Bedeutung. Der Adel war vom Militärdienst befreit und nicht nur der Träger des Titels für seine Person, sondern alle seine Angehörigen, Angestellten und Diener bis herunter auf alle Leute, die mit diesen zusammen oder von ihnen abhingen. Ebensowenig brauchte er oder einer von diesen an den Fronarbeiten mitzuwirken, die alle Bauern gehalten waren, für den Straßenbau oder andere öffentliche Arbeiten zu leisten. Diese Vorrechte waren gewiß nicht gering anzuschlagen, das wertvollste Privileg des Adels aber, allerdings auch das, was ihm von seiten der anderen Klassen den meisten Haß zuzog, war das der Steuerfreiheit. Adlige Güter waren von der Steuer befreit, die bürgerliche Besitzer zahlen mußten. Kopf- und Einkommensteuer aber zahlte der Adelige nur so viel, wie ihm beliebte, so daß Necker, dem die Sanierung der Staatsfinanzen am Herzen lag, einmal schreibt: »Die Kollektoren glauben die Privilegierten, selbst wenn sie im Rückstande bleiben, mit Nachsicht behandeln zu müssen, so daß ihre Kopf- und Einkommensteuern oft sehr lange nicht gezahlt werden und vielfach gar nicht mehr einzubringen sind.« Je höher die Stellung des adligen Steuerpflichtigen und je größer seine Einnahme, um so geringer war seine Steuerquote. Bei Taine liest man die Eingabe eines Adligen an den Intendanten der Provinz, der wörtlich schreibt: »Ihr empfindendes Herz wird nie zugeben, daß ein Mann von meinem Range Steuern zahlen soll wie ein Bürgerlicher.« Daher der starke Andrang zu dieser Kaste. »Infolge der Leichtigkeit Adelsbriefe zu kaufen,« bemerkt Turgot, »gibt es keinen Reichen,



LATOUR

MARQUISE DE POMPADOUR



der nicht sofort Edelmann wird.« Viele der hohen Ämter bei Hofe und in der Verwaltung brachten den Adel mit sich, Necker schlug ihre Anzahl auf 4070 an. Sie alle befreiten dadurch, daß sie ihre Inhaber in den Adelstand erhoben, von der lästigen Pflicht des Steuerzahlens oder ermäßigten diese wenigstens auf einen sehr bescheidenen Betrag. Wenn man daher auf der einen Seite in den beständigen Finanzverlegenheiten des Staates dauernd Adelstitel gegen bares Geld verkaufte und mit den Preisen für dieselben ständig in die Höhe ging — 1702 kosteten den 200 Personen, die Ludwig XIV. adelte, ihre Adelsbriefe nur jeder 3000 Francs, während die 500 Personen, die 1706 geadelt wurden, schon jede 6000 Francs zahlen mußten —, so wachte man doch andererseits mit Strenge darüber, daß kein Unberechtigter sich den Adel anmaßte und dadurch den Staat in seinen Einnahmen schädigte. Jeder, der überführt wurde, den Adel zu Unrecht geführt zu haben, wurde um 2000 Francs gebüßt. Die französischen Monarchen ließen sich sogar Maßregeln zuschulden kommen, wie sie kein anständiger Kaufmann jemals wagen dürfte. Ludwig XIV. und sein Nachfolger haben dem schwunghaften Handel mit Adelstiteln, den sie trieben, dadurch einen neuen Impuls gegeben, daß sie alle Adelsbriefe, die in den letzten 92 Jahren ausgestellt worden waren, für ungültig erklärten und die Besitzer nötigten, sie noch einmal zu kaufen.

Und was leistete diese in so hohem Maße bevorzugte Kaste für die Vorrechte, die ihr zuteil wurden? Eigentlich nicht mehr, als daß sie existierte und noch weitere Privilegien beanspruchte. Alle diese Rechte und Vergünstigungen rührten aus alten Zeiten her, als der Grundbesitzer noch wirklich der Feudalherr gewesen war, der seine Besitzungen verwaltete und seine Hintersassen schützte und schirmte. Diese Tätigkeit übte er schon lange nicht mehr aus. Bereits im 17. Jahrhundert hatten erst Richelieu, dann Ludwig XIV. dem Adel, dessen Macht zum letztenmal unter der Fronde hervortrat, allen Einfluß genommen. Der Sonnenkönig hatte die Aristokratie an seinen Hof gezogen, sie demoralisiert und verweichlicht und ihr jeden Geschmack an ernsthafter Beschäftigung genommen. Er lehrte ihr die Geschäfte der Verwaltung zu verachten, und als sie darauf einging, gab er die Regierung des Reiches und der Provinzen in die Hände bürgerlicher Beamten, die von der Krone abhingen und mit dem Adel nichts zu tun hatten. Dadurch, daß sie diese Ämter verachteten und in Stellungen nicht beschäftigt sein mochten, die sie mit der geringgeschätzten bürgerlichen Gesellschaft, der Roture, in so nahe Berührung gebracht, sie womöglich einem Mitglied derselben untergeordnet hätte, zogen sich die Adligen selbst aus einer Sphäre zurück, für die sie eigentlich



Der Herzog von Gesvres im Ornat des Ordens vom Hl. Geist. 1735.
Von Petit nach Vanloo.

geschaffen zu sein behaupteten und in der sie durch dauernde Berührung mit dem Verwaltungskörper in Fühlung mit der Zeit geblieben wären. Schon Saint-Simon schrieb mißmutig: »Die Sachen sind so weit gediehen, daß der vornehmste Herr niemand mehr nützen kann und in tausend Angelegenheiten von dem gewöhnlichsten Roturier abhängig ist.« Die tatsächliche Macht war



Graf Maurepas von Petit nach Vanloo. 1736.

dem Adel genommen. Er hatte als Stand nicht einmal die Geltung, die der Klerus sich gewahrt hatte, er durfte keine Versammlungen abhalten und besaß keine Vertretung. Wenn 20 Edelleute sich versammeln wollten, um über irgend etwas zu beraten, bedurften sie einer Erlaubnis des Königs. Man hat 1772 in der Normandie 25 Adligen den Prozeß gemacht, weil sie gemeinsam gegen eine Anordnung des Hofes protestiert hatten. Dem Adel blieb nichts

als der Dienst im Heer und das Recht auf glänzende Sinekuren, die er bei Hofe erbetteln mußte. Die Adligen sind Statthalter in den Provinzen, Stellungen von dem Glanze des Vizekönigtums umgeben, aber ohne reelle Macht, die von den Intendanten, den eigentlichen Verwaltungsbeamten ausgeübt wird. Sie müssen selbst für die offiziellen Diners, die sie geben wollen, vorher die Erlaubnis einholen. Der Adel der Bourgogne durfte zwar alljährlich ein Diner und eine Messe gemeinsam abhalten, aber nur in Anwesenheit des Intendanten. Solcher Ämter gab es im alten Frankreich Dutzende, alle hoch, zu hoch bezahlt, alle ohne eigentliche Tätigkeit, alle dem Adel vorbehalten. Gegen 20 Millionen sollen allein die Gehälter für diese rein dekorativen Stellungen jährlich betragen haben.

Indem Ludwig XIV. den Adel an seinen Hof zog, verfolgte er einen doppelten Zweck. Er machte die ehemaligen Feudalherren unschädlich, indem er sie ihrer Heimat entzog und zu unnützem Schranzendienst um seine Person verurteilte. Er machte sie dadurch gleichzeitig arm, indem er sie zu einem kostspieligen Leben weit über ihre Verhältnisse nötigte, und er machte sie schließlich vom König abhängig, indem er sie auf Geschenke und Pensionen anwies. Der Feudaladel wird zum Hofadel und wird wie schnell zum Betteladel. Die Väter haben noch den Thron des Monarchen ins Wanken gebracht, die Söhne sind glücklich, wenn sie demselben Herrscher das Nachthemd reichen dürfen. Die Enkel kriechen in den Vorzimmern vor den Lakaien der Minister. Der Kammerdiener Barjac des Kardinal Fleury konnte sich der hohen Herren gar nicht erwehren, die sich um seine Gunst bemühten, solange der Minister lebte. Marmontel erzählt recht drollig in seinen Erinnerungen, wie er einmal das Lever der Marquise von Pompadour besucht und von keinem der vornehmen Herren, die sich um den Toilettentisch der Maitresse drängen, beachtet wird. Kaum aber hat sie einige freundliche Worte mit ihm gewechselt, als sich das Blatt wendet. »Den Eindruck, den das machte,« schreibt er, »hätte ich mir nicht träumen lassen. Ich empfing für mindestens eine Woche Einladungen zum Mittagessen.« Der Marschall Herzog von Villeroy sagte ganz öffentlich: »Wer auch immer Finanzminister wird, ich erkläre, daß ich sein Freund und sogar ein wenig verwandt mit ihm bin.«

Die adligen Herren und Damen verstanden es immer, die Hand aufzuhalten und zu fordern. Der Prinz de Pons hatte eine Pension von 25 000 Francs bezogen. Nach seinem Tode wurde sie unter seinen Sohn und seine Tochter geteilt. Dem Minister Séchelles bewilligte der König bei seinem Abschied eine Rente von 40 000 Francs. Die reiche Herzogin von Chevreuse erhält einmal



Graf Saint Florentin von Wille nach Tocqué. 1749.

8000 Livres. Der Prinz Conti $1^1/_2$ Million, um seine Schulden zu bezahlen, die Herzogin von Polignac bekommt, um ihre Tochter auszusteuern, 800000 Francs, Herr von Sartines 200000, Herr von Angivilliers 100000, die Gräfin Maurepas 166000 Francs usw. Seit 1747 bezog der Herzog von Ayen eine Pension von 10000 Livres aus dem Fonds, der dem Großalmosenier des Hofes dazu dienen sollte, Bedürftigen Almosen zu geben. Lange vor 1789 wurden Stimmen laut, die diese unsinnige und zwecklose Verschleuderung der öffentlichen Gelder brandmarkten. 1764 schrieb das Parlament von Dijon in einer Beschwerde an den König: »Früher oder später wird das Volk erfahren, daß die Trümmer unserer Finanzen fortwährend verschwendet werden, und zwar als unverdiente

Geschenke, als übertriebene für ein und dieselben Empfänger vervielfachte Pensionen, als Mitgiften und Leibgedinge, als Bezahlung für unnütze Stellen. Früher oder später wird das Volk diese gierigen Hände zurückstoßen, die sich fortwährend öffnen und nie voll zu werden scheinen. Diese unersättlichen Leute, die ebenso unverschämt wie herzlos sind, scheinen nur geboren zu sein, um alles zu nehmen und nichts zu haben.« Trotzdem Bettel und Stellenjägerei die einzigen Aufgaben waren, denen sich der Adel bei Hofe zu widmen hatte, und trotzdem jährlich Millionen an diese Bittsteller verteilt wurden, ist gerade der Hofadel mehr und mehr verarmt. Das verschwenderische Leben, das er in Versailles und Paris zu führen hatte, die Ausgaben, die damals zu einem standesgemäßen Auftreten benötigt wurden, wozu unter allen Umständen Wagen und Pferde und zahlreiche Dienerschaft gehörten, haben es verhindert, daß er von den großen Einnahmen auch einen entsprechenden dauernden Vorteil zog. Prunk und Spiel verschlangen ungeheure Summen. Die Hoffnung, stets aufs neue aus der Staatskasse schöpfen zu können, hinderten daran, den Ruin zu sehen, dem man zusteuerte. Saint-Simon, der doch wirklich wie ein Aristokrat dachte und empfand und sich nicht als Hofschranze fühlte, schreibt, er habe sich nie um die Verwaltung seiner Güter gekümmert und ebensowenig um die Ausgaben seines Haushalts. Ludwig XVI. stellte den Erzbischof von Dillon zur Rede: »Herr Erzbischof, man sagt, daß Sie große Schulden haben?« »Sire,« erwiderte dieser, »ich werde meinen Intendanten danach fragen und Ihnen dann Bericht erstatten.« Solche Grundsätze führen mit Notwendigkeit zum Untergang und zur Bereicherung der Angestellten und Dienerschaft. Mehr und mehr verschuldete der Grundbesitz und ging in die Hände von Emporkömmlingen über. Der größte Teil der Besitzungen des hohen Adels war beim Ausbruch der Revolution nach den Aussagen Bouillés in die Hände des reichen Kaufmannstandes und der Erwerbtreibenden des Bürgerstandes übergegangen. Als die Gläubiger der Emigranten, deren Güter konfisziert waren, befriedigt werden sollten, schreibt Taine, stellte sich heraus, daß die meisten großen Besitzungen mit Hypotheken überlastet waren. Der Fürst von Rohan Guéménée machte 1782 einen Bankerott von 33 Millionen, bei dem lauter kleine Leute, die der Glanz des uralten Namens veranlaßt hatte, Geld darzuleihen, ihre Ersparnisse verloren. Ihrem Schuhmacher blieb die Fürstin allein 60 000 Francs schuldig. Der Herzog von Choiseul vergeudete die Mitgift seiner Frau im Betrage von 14 Millionen und hinterließ, als er starb, 10 Millionen Schulden. Auf dem Totenbette bat er seine Gattin, die Regelung seiner Angelegenheiten zu besorgen, was sie auch mit rührender Hingabe getan hat.

Der Herzog von Lauzun hatte im Alter von 26 Jahren bereits 2 Millionen vergeudet, der Marschall d'Estrées ebenso hohe Schulden. Mme. de Montmorin hat bei einer Mitgift von 200000 Francs eine Schneiderrechnung, die sich auf 180000 Francs beläuft. Die Prinzen des königlichen Hauses gehen mit dem schlechtesten Beispiel voran. Der Herzog von Bourbon, der eine Jahreseinnahme von einer Million hat, hinterläßt 6 Millionen Schulden, der Herzog von Orléans, der größte Grundbesitzer Frankreichs, stirbt insolvent als Schuldner von 74 Millionen. Als der Herzog von Croy im Jahre 1705 die geringe Summe von 2000 Francs leihen wollte, genoß er seiner üblen Wirtschaft wegen ein so geringes Vertrauen, daß er 18% Zinsen zahlen mußte.



Der Marschall von Sachsen von Liotard.
Nach dem Gemälde in der Dresdener Gallerie.

Dieser verschwenderische und üppige Adel, der immer in Versailles oder Paris lebte, war es, der seine Besitzungen vernachlässigte, die Schlösser, die er auf dem Lande und in den Provinzen besaß, verfallen, seine Felder unbestellt ließ. »Im ganzen Königreich«, schreibt der Marquis von Mirabeau 1756, »gibt es keinen einzigen einigermaßen bedeutenden Grundbesitz, der nicht von seinem Eigentümer, der in Paris lebt, vernachlässigt würde.« Arthur Young, der kurz vor der Revolution die meisten Provinzen Frankreichs bereiste, bemerkt, daß überall die brachliegenden oder ungenügend angebauten Güter dem Adel angehören. »Ein großer Herr mag Millionen von Rente haben,« schreibt er, »stets findet man sein Land brach. Die größten Besitzungen Frankreichs, die des Fürsten von Soubise und des Herzogs von Bouillon, beweisen ihre Größe nur durch Heideland, Einöden, Steppen und Farrnkraut.« »Nichts«,

bemerkt er einmal, »ist für das flache Land günstiger, als ein Exil ihrer Besitzer.« Die vom Hofe verbannten Herzöge von Choiseul und von Aiguillon führt er als Beispiele an, weil er, der die Sorgfalt anerkannte, mit der Chanteloup bewirtschaftet wurde, nicht wissen konnte, daß das nur ein Spiel der Laune war. Man muß in den Briefen, die Mme. du Deffand mit der Herzogin von Choiseul und dem Abbé Barthélemy wechselte, nachlesen, um zu erkennen, daß die landwirtschaftlichen Anstrengungen, die der Herzog machte, auf einen Zeitvertreib hinausliefen, der dem Besitzer viel Geld kostete und nichts einbrachte. Wenn die Damen Hammel und Lämmer in den Salon kommen ließen und sich darüber amüsierten, daß der Leithammel auf dem glatten Parkett gar so drollige Sprünge mache, so hatten sie das ihrige getan, um das Landleben zu genießen und den Ackerbau zu fördern. Das war die Klasse, die Montesquieu so witzig geschildert hat, als er seinen Perser einen Besuch bei einem von ihnen abstatten läßt. »Der Grandseigneur«, schreibt er, »läßt seine Überlegenheit jeden Augenblick alle empfinden, die ihm nahekommen. Ich sah einen kleinen, furchtbar stolzen Mann, der mit außerordentlicher Hoheit eine Prise Tabak nahm, sich unbarmherzig schnäuzte und mit Seelenruhe ausspuckte. Er liebkoste seine Hunde mit einer für die Menschen so beleidigenden Art, daß ich gar nicht aufhören konnte, ihn zu bewundern.« Im 18. Jahrhundert waren diese Adligen in der Tat fast ganz auf den Dünkel beschränkt, die Gewalt zu schaden, war ihnen etwas beschnitten worden. Man muß Fléchiers Memoiren über die großen Gerichtstage in der Auvergne nachlesen, um zu erfahren, welche Missetaten sich gewisse Grandseigneurs noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erlaubt hatten. Sie hatten sich nur langsam bekehren lassen und immer wieder kamen die alten feudalen Sitten zum Durchbruch. 1721 wurde der Herzog von Falari wegen Straßenraub zum Tode verurteilt. Bei der Überführung nach Pontarlier ließ man ihn entwischen, denn seine Frau war die Maitresse des Regenten. 1756 wurde dann Baron Plumartin, der den Reigen der feudalen Raubritter endgültig beschließt, gefangen, prozessiert und um einen Kopf kürzer gemacht. Ein seltenes Beispiel von Justiz gegen einen Adligen. Der Graf von Charolois sah einmal, als er von der Jagd nach Hause kam, in Anet einen Bürger vor seinem Hause stehen. Er war guter Laune, legte an und erschoß den Mann, nur so, zum Spaß. Der Regent begnadigte ihn, fügte allerdings, wie Barbier wissen will, hinzu: »Dem der Ihnen dasselbe täte, würde ich noch lieber Gnade angedeihen lassen.« 1732 erschoß der Baron Monplaisir einen Landmann Joseph Petit, den er auf dem Felde mit einem kleinen Hund antraf. Kurz darauf wollte ein Herr

von Floyon einen schönen neuen Karabiner probieren, den er gekauft hatte. Er ging ans Fenster, und da er kein anderes brauchbares Objekt sah, so schoß er den Dachdecker Delvaux von einem Hause herab, dessen Dach er gerade ausbesserte. Man hat nicht erfahren, daß die Herren bestraft worden wären. Schlimmstenfalls würden sie wohl auch mit ein paar Wochen in der Bastille davongekommen sein, wie der Herzog de la Meilleraye, der 1723 eine Obsthändlerin mit seinem Wagen überfahren und dann auch noch verprügelt hatte, ebenso wie einen Geistlichen, der der Verunglückten zu Hilfe eilte. Die Sitten wurden etwas milder und so ließ auch die Urwüchsigkeit in der Äußerung der aristokratischen Instinkte etwas nach. Die Anmaßung blieb dieselbe. Der Chevalier de Rohan, der Voltaire im Theater beleidigt hat und von dem Dichter gefordert wird, läßt ihn im Hause des Herzogs von Sully verprügeln, ohne daß der Herzog seinen Gast in Schutz nimmt. Graf Livry sagt zu Dancourt, bei einem Souper, als dieser die ganze Gesellschaft durch seinen Witz unterhält: »Dancourt, du bist reizend, aber wenn du von jetzt an mehr Geist zeigen wirst wie ich, lasse ich dir hundert Stockschläge geben.« Sie selbst waren dafür äußerst empfindlich. Wenn ein Bürgerlicher sie nur schief ansah, so war schon ihre Ehre in Gefahr. Die Herzogin von Noailles ließ 1726 einen Pariser Bürger, der ihrem Kutscher, der ihn beinahe überfahren hätte, eine Tracht Prügel verabfolgt hatte, in die Bastille sperren. Marmontel



Graf Argenson von Le Vasseur nach Nattier.

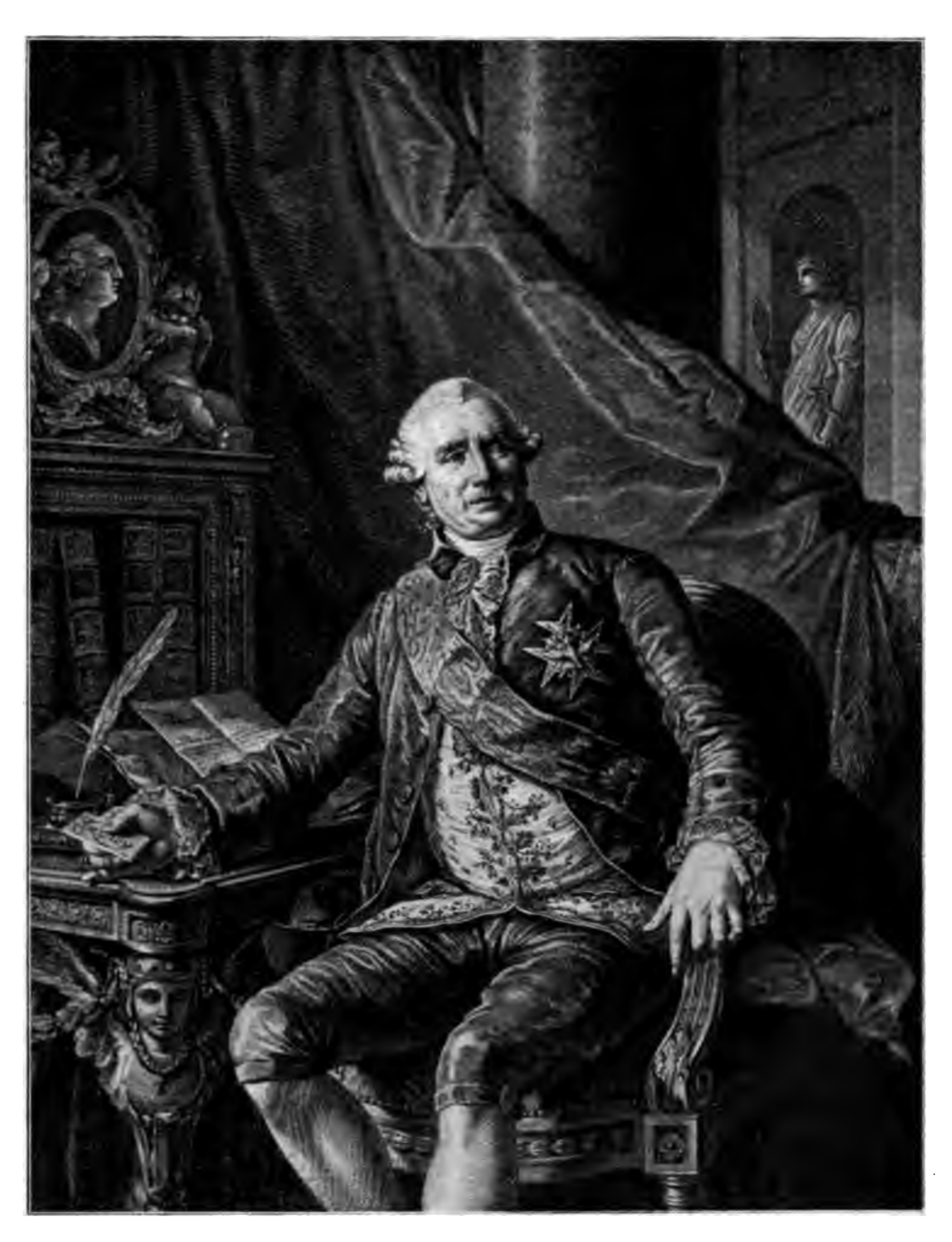


Der Herzog von Choiseul
von De Launay nach Vanloo.

kam in die Bastille, weil der Herzog von Aumont ihn im Verdacht hatte, Spottverse auf ihn gemacht zu haben. In allen Äußerungen, welche Bürgerliche dieses Zeitalters über ihr Leben hinterlassen haben, spielen die unerträgliche Anmaßung und der hochmütige Dünkel der Aristokratie eine hevorragende Rolle. Immer wieder notiert sich Collé in sein Tagebuch: »Nur mit seinesgleichen verkehren«, »sich von den Großen zurückziehen«, »die Standespersonen fliehen.« In Figaros Hochzeit kam dann der lang angesammelte Groll zum erstenmal zu öffentlichem Ausdruck von der Bühne: »Weil Sie ein Grandseigneur sind, glauben Sie ein großes Genie zu sein. Adel, Vermögen, Rang, Stellen, alles das macht so stolz. Was haben Sie dafür getan? Sie gaben sich die Mühe geboren zu werden, weiter nichts. Im übrigen sind Sie ein ganz gewöhnlicher Mensch.«

Dieses selbe Stück stellt außer der Einbildung und Anmaßung auch die Sittenlosigkeit der bevorrechtigten Kaste an den Pranger. Sie datiert nicht erst aus dem 18. Jahrhundert. Die Briefe Liselottes beweisen, welche Zustände schon unter Ludwig XIV. in der Aristokratie herrschend waren. Die völlige Trennung, in der in diesen Kreisen Mann und Frau lebten, die meist auch einen abgesonderten Haushalt zu führen pflegten, untergrub das Familienleben und löste es geradezu auf. »Von zwanzig Edelleuten des Hofes«, schreibt Barbier in der Zeit, in der in Paris über die Liebschaften des Königs arg skandaliert wurde, »leben fünfzehn nicht mit ihren Frauen, sondern halten sich Maitressen. Es ist lächerlich zu verlangen, daß der König, der doch der Herr ist, es schlechter haben soll als seine Untertanen.« Es war selbstverständlich, daß die Frauen diesem Beispiel folgten, und da sie sich von ihren Männern vernachlässigt sahen, sich Liebhaber nahmen, gingen ihnen doch die Prinzessinnen des königlichen Hauses, wie die Herzogin von Berry u. a. mit dem allerschlech-

testen Beispiel voran. Jedermann wußte, daß die unverehelichte Prinzessin von Charolois Jahr für Jahr in die Wochen kam und niemand nahm Anstoß daran. Eine Frau von Polignac sagte zu ihrem Mann: »Ich bin in andern Umständen, wie Sie wissen, nicht von Ihnen. Machen Sie keinen Skandal, denn jedes Kind gehört dem Ehemanne, dieses gehört Ihnen gewiß, denn ich mache es Ihnen zum Geschenk.« Die einst schöne Herzogin von Lavallière besuchte, alt geworden, ihren Jugendfreund, Herrn von Barbançon. Er gestand ihr, sie einst bis zum Tollwerden geliebt zu haben. »Wie dumm, daß Sie das nicht damals gesagt haben,« antwortete sie, »Sie hätten mich doch haben können, wie die anderen alle auch.« Die Herzogin von Boufflers, spätere Marschallin von Luxemburg, spielte trotz des stadtkundigen Lebenswandels, den sie in ihrer Jugend geführt hatte, im Alter die erste Rolle in der Pariser vornehmen Gesellschaft, in der sie den Ton angab. Die vornehmsten Damen rissen sich um die Gunst des Herzogs von Richelieu, für den sich zwei von ihnen sogar duellierten. Dieser Herzog war der Typus seines Zeitalters. »Er ist eine kleine Kröte, die ich nicht einmal nett finde,« schreibt Lieselotte über ihn. »Er ist impertinent, untreu, indiskret und spricht schlecht von allen seinen Maitressen.« Eine derselben, Mme. de Tencin, charakterisiert ihn: »Er ist ein frivoler Mensch, der hübsch ist und es weiß. Er liebt, aber sich selbst am meisten. Bei seinen Eroberungen sucht er weniger das Glück der Liebe, als die Befriedigung der Eitelkeit.« »Er war das Muster und der Held der ersten Epoche der Regierung Ludwig XV.,« bemerkt Mme. Campan in ihren Erinnerungen. »Sich lieben ohne Vergnügen, sich hingeben ohne Kampf, sich verlassen ohne Reue, die Pflicht als Schwäche, die Ehre als Vorurteil, das Zartgefühl als Albernheit betrachten, das waren die Sitten der Zeit. Die Verführung hatte ihr Gesetzbuch und die Unmoralität ihre Grundsätze, das Laster war ein Luxus der Eitelkeit.« Ein vortreffliches Gemälde der Anschauungen, die in der adligen Gesellschaft herrschten, hat Choderlos de la Clos in seinen berüchtigten Liaisons dangereuses gezeichnet. Daß ein Familienleben mit solchen Grundsätzen nicht zu vereinen war, ist ohne weiteres klar. Seine Bande lockern sich denn auch in der vornehmen Gesellschaft mit jedem Tage mehr, die Ehe büßt die Achtung ein, die väterliche Autorität ihr Ansehen. Da in diesen Kreisen fast kein Ehemann mehr sicher war, auch wirklich der Vater seiner Kinder zu sein, schwindet das Familiengefühl ganz und gar dahin. Jeder Besitzer verschwendet und verpraßt, warum soll er Hab und Gut Söhnen hinterlassen, die Gott weiß wem ihr Leben verdanken. Die Tugend gilt nichts mehr. Kardinal Fleury, der sparsam und haushälterisch ist, wird vom ganzen



Graf Vergennes von Vangelisti nach Callet.

Hofe verspottet. Argenson, einer der bedeutendsten Männer, die Frankreich im 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, wurde bei Hofe nur »das Biest« genannt, seiner ungeschickten Formen wegen. Ein Gerechter, sagte Voltaire von ihm, den die Gnade nicht berührt hat.



Die Herzogin von Polignac von Mme. Vigée le Brun.

Die Korruption des Adels, seine Verschwendung, seine Unsittlichkeit, die Verachtung aller Tugenden, die er prahlend zur Schau trug, wären an und für sich verhängnisvoll genug gewesen, indem sie den Staat einer nützlichen Klasse beraubten. Sie wirkten noch weit schlimmer durch die Ansteckung, mit der seine Laster die bürgerliche Gesellschaft verseuchten. Man suchte es ihm gleich zu tun, zumal die Jugend, und es dauerte nicht lange, so verstand man ihn zu übertreffen. Wie verheerend das Vorbild wirkte, das die Aristokratie gab, hat Crommelin an dem Beispiel Autuns gezeigt. »Seit der Prinz von Condé 1763 die Stände von Burgund in Autun statt in Dijon versammelte, waren Glück und Zufriedenheit der Bürger vorbei. Die Wohnungen wurden glänzend eingerichtet, die Bequemlichkeiten vervielfältigt, prächtige Gastmähler veranstaltet. Als die Sitzungen zu Ende waren, kehrten die Edelleute auf ihre Schlösser zurück, aber der Luxus blieb. Die Frauen der Reichen taten sich besonders hervor. Man machte ihnen nach. Tressen, Stickereien, Spitzen, verdrängten die Einfachheit. Man verlangte nach Silbergeschirr. Wenn die Einnahmen nicht genügten, so griff man die Kapitalien an. Da befanden sich auf einmal viele Bürger, die bis dahin ganz behaglich gelebt hatten, unter der Mittelmäßigkeit. Die Reichen nahmen einen Ton der Würde an, der Adel,



Die Jugend von Larmessin nach Lancret.

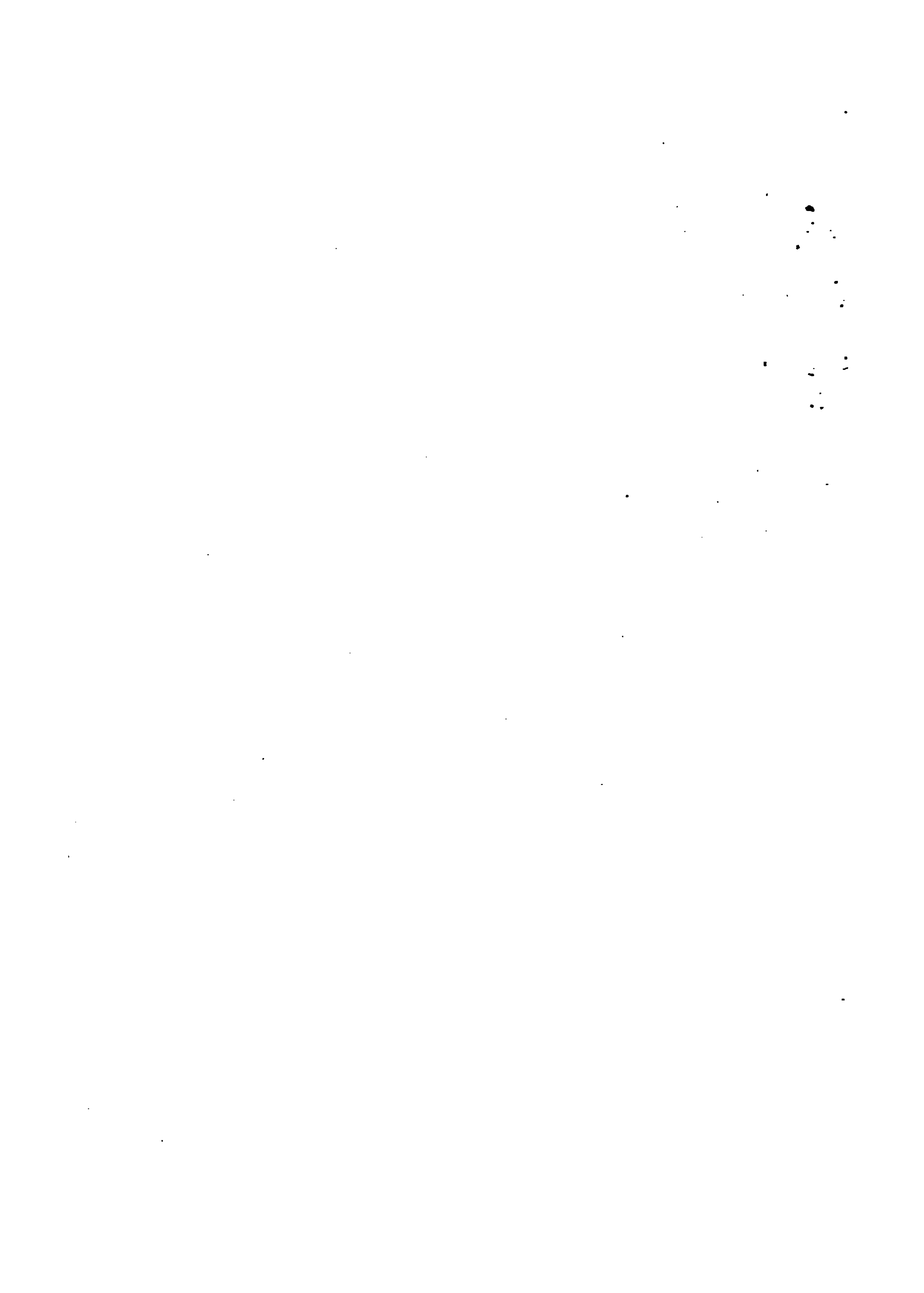
schon vorher stolz, wurde noch hochmütiger und die Gemütlichkeit verschwand.« Alles was an Haß und Geringschätzung in Jahrzehnten aufgespeichert worden war, kam dann in der Revolution zum Ausbruch. Sie hat mit der Klasse, die nur verstanden hatte, sich verächtlich zu machen, gründlich aufgeräumt. Freilich hat sie in den Advokaten und Bankiers, denen sie die freigewordenen Plätze überließ, nichts Besseres an die Stelle gebracht.

Neben dem Hofadel, der Schmarotzerpflanzen gleich vom Mark des Staates zehrte und ihm nichts dafür leistete, existierte in der Provinz und auf dem Lande eine zahlreiche Klasse Adliger, die arm dahinlebten, im Dunkel kümmerlich vegetierten. Labruyère hatte von ihm gesagt: »Der Adlige der Provinz ist weder seinem Vaterlande, noch seiner Familie, noch sich selbst etwas nutz.« Das ist nun so zu verstehen, daß diese Adligen, die zu arm waren, um an den Hof zu kommen, eigentlich so wenig besaßen, daß sie, wie man heute sagen würde, zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben hatten. Der Abbé Coyer hat 1756 ein wirklich ergreifendes Bild von dem traurigen Zu-



Nach dem Gemälde von Boucher.

MADAME DE POMPADOUR





Die doppelte Belohnung des Verdienstes von Avril nach Wille. 1780.



Die Frucht verbotener Liebe von Voyez jr. nach Baudouin.

stand entworfen, in dem ein großer Teil des Adels in der Provinz dahinlebte. Barbier schreibt um dieselbe Zeit, nur fünf Jahre früher: »Die verschiedenen Provinzen des Königreichs sind erfüllt von einer Unzahl armen mit Kindern gesegneten Adels, die von Vater und Mutter weder standesgemäß erzogen werden, noch in den Dienst eintreten können. Die Kinder dieses Adels verbringen ihre Jugend mit den Bauern in Unwissenheit und Roheit, oft dienen sie bei der Bewirtschaftung ihrer Güter und sie unterscheiden sich vom Bauern nur dadurch, daß sie einen Degen tragen und sich Edelleute nennen.« Die Armut war durch die Erbteilung mit der Zeit ganz von selbst entstanden. »Der Erstgeborene«, sagt Chateaubriand, »erhielt zwei Drittel, während sich



NATTIER

MARIA LECZYNSKA

NACH DEM GEMAELDE IM MUSEUM ZU DIJON



Opfer an Venus von Trinquesse.
Nach dem Gemälde im Museum in Dijon.

die übrigen in das letzte Drittel teilen mußten. Schließlich kam es dazu, daß die jüngsten Söhne der jüngeren Söhne sich in eine Taube, einen Hund, eine Flinte und ein Kaninchen zu teilen hatten. Das ganze Vermögen meines Großvaters belief sich auf etwa 5000 Livres Renten, davon erhielt der älteste Sohn 3334 Livres, so daß für die drei jüngeren nur 1664 Livres blieben.« Dieses bißchen Armut zwang den Adel, an seinen Vorrechten und Privilegien ängstlich und kleinlich festzuhalten. Er hätte ohne die Einnahmen, die ihm aus denselben zuflossen, einfach nicht existieren können. Eine nutzbringende Tätigkeit auszuüben, war ihm verboten. Er durfte weder dem Handel noch

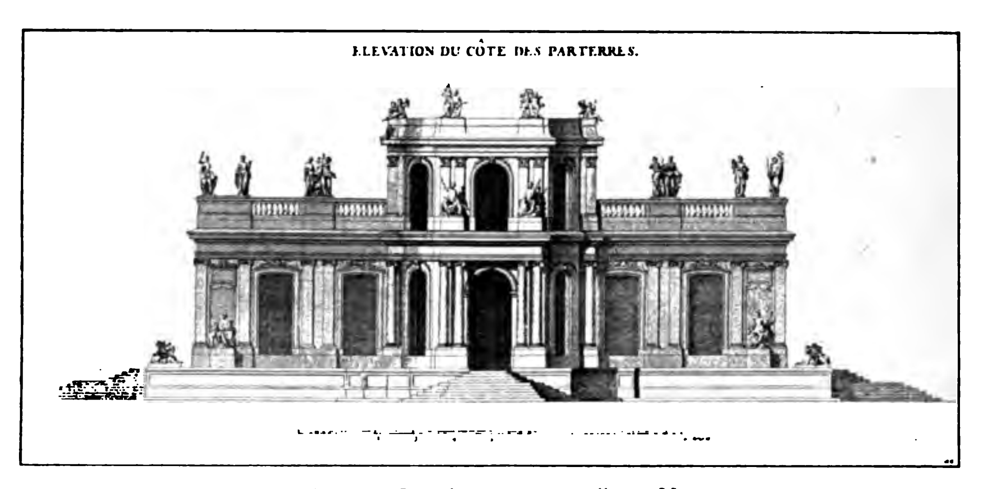


Der Liebesbrunnen von Fragonard.

der Industrie obliegen, denn sonst lief er Gefahr, seine Adelsrechte einzubüßen und samt Kindeskindern ruhmlos im Volk unterzugehen. So blieben in der Tat nur die Ärmsten auf ihren Besitzungen zurück, einfach, weil sie die Mittel nicht erschwingen konnten, um an den Hof zu gehen, wo ihnen vielleicht ein günstigeres Geschick gelächelt hätte. Aber auch in Armut und Not verharrten sie in einer Abgeschlossenheit von ihrer Umgebung, die ihnen ihre Abstammung wie ein Schicksal auferlegte. Sie lebten wie Bauern unter Bauern, aber sie trugen nicht die gleichen Lasten wie diese und unterlagen nicht den gleichen Lebensbedingungen. Das brachte, wie Tocqueville so hübsch sagt, eine Abwesenheit des Herzens bei ihnen hervor, die durch die bloße Anwesenheit der Körper nicht wettgemacht wurde. Der Intendant der Franche Comté berichtet 1750 dem Minister: »Der Adel dieses Landes ist sehr tüchtig, aber furchtbar arm und ebenso stolz wie er arm ist.« Der Hofadel war stolz und anmaßend durch seine Stellung und den Luxus, den er entfaltete. Der Landadel stolz und anmaßend durch seine Geburt. Beide hielten sich für sich und legten auf ihre bevorzugte Stellung den höchsten Wert. Sie waren weder besser noch kultivierter als die übrigen Klassen der Bevölkerung, aber anders, weil sie Vorrechte vor ihnen voraus hatten, die nur durch ihre Abstammung begründet waren.

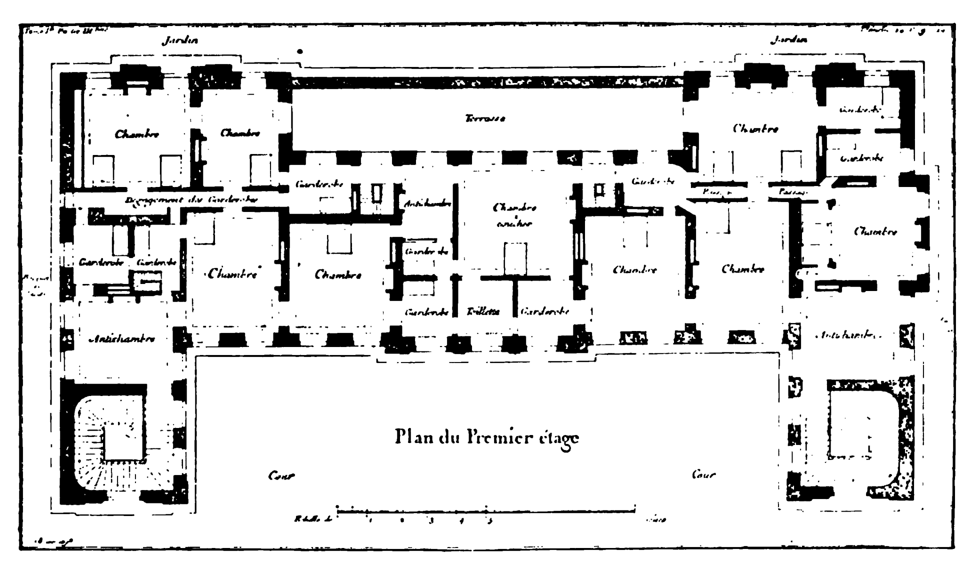
Natürlich waren die Verhältnisse in Frankreich verschieden, und wenn im Süden in der Provence unter einer mitleidigen Sonne adlige Familien, wie Arthur Young feststellte, von einer Jahreseinnahme von 25 bis 50 Louisdors

ganz bequem leben konnten, so lagen im Norden und Osten des Landes die Verhältnisse weitaus anders. »In der Bretagne«, bemerkt derselbe englische Reisende, »sind die Zustände der Landeskultur nicht weiter vorgeschritten, als bei den Huronen, die Leute sind ebenso wild wie ihr Land und die Stadt Combourg ist eines der ärgsten Schmutzlöcher, das man sehen kann. Wer ist doch der Besitzer dieser Herr von Chateaubriand, dessen Nerven einen Aufenthalt inmitten von solchen Elend und solchem Schmutz aushalten können?« Das war der Vater des berühmten Dichters, der arm und kümmerlich mit einigen Dienstboten, einem Jagdhund und elenden Pferden in einem Schlosse hauste, in dem für 100 Herrschaften samt Gefolge Raum gewesen wäre. Inmitten dieser allgemeinen Armut war das Paradies des Adels. Hier herrschten bei einer Unbildung und Unkultur, die Herren und Diener gemeinsam trugen, noch die patriarchalischen Verhältnisse, wie zu den Zeiten des Ursprungs der feudalen Staatsordnung. Mirabeaus Amtmann schrieb im Jahre 1760: »In der Nähe von Tréguier und Lannion (in der Btetagne) besteht der ganze Stab der Küstenwache aus Standespersonen tausendjähriger Rassen. Noch keinen von ihnen sah ich, der gegen seine bäuerlichen Soldaten heftig geworden wäre, weshalb diese auch voll kindlicher Erfurcht sind.« »Es ist ein irdisches Paradies für die wahre patriarchalische Größe und Einfachheit der Sitten,« fährt er an anderer Stelle fort, »die Haltung der Bauern gegen ihre Herren ist die von Söhnen gegen ihre Väter, während diese stets freundlich sind und ihre derbe Sprache mit ihnen reden.« In diesen Gegenden hatten sich als Ausnahme die Zustände erhalten, die einst allgemein gewesen waren, als der Adel noch, wie der Marquis von Mirabeau, der »Freund der Menschen«, schreibt, freiwillig ein heiteres, abgehärtetes Leben führte, dem Staate geringe Kosten verursachte und ihm dadurch, daß er zu Hause wohnte und sich mit seinem Dünger abgab, mehr einbrachte, als die Generation des Schreibers, wie er geringschätzig hinzufügt, »mit unserem Geschmack, unserer Wissenschaft, unserer Kolik und Migräne«. Der Vater dieses wunderlichen Menschenfreundes, der für das Wohl der Gesamtheit schwärmte, seine Frau ins Kloster, seinen Sohn ins Gefängnis steckte, war noch ein Grandseigneur im alten Stil gewesen, der seine Untertanen regierte wie ein strenger Vater, sie gegen jeden in Schutz nahm, vor allem gegen die Beamten des Königs, sie aber auch zu ihrem und seinem Besten zu Arbeiten zwang, ob sie wollten oder nicht. Diese Typen aber starben im 18. Jahrhundert aus. »Die Herren sind den Leuten zu nichts mehr nutz,« schreibt der Marquis, »und es ist ganz begreiflich, daß sie von ihnen vergessen werden, wie sie selbst sie vergessen haben.«



Ansicht eines Landhauses eines adligen Herrn.
Aus Blondel: De la distribution des maisons de plaisance. Paris 1737.

Im letzten Drittel des Jahrhunderts, als in Paris die philosophischen Ideen die Salons beherrschen, wird eine allgemeine Menschenliebe Mode, die nicht ohne Rückschlag auf das Verhältnis der Gutsbesitzer zu ihren Hintersassn bleiben kann, weil es sich eben um eine Modeströmung handelt und die Menschenliebe in Frankreich so gut Modesache war, wie kurz darauf der Menschenhaß. »Es ist mir nicht unbekannt,« schreibt Galiani 1774 an Mme. d'Epinay, »daß in Paris das höchste Verdienst darin besteht, Gefühl zu haben,« und dies Gefühl mußte sich wohl oder übel den nächsten Objekten des Mitleids zuwenden, die der Landedelmann vor Augen hatte, nämlich seinen Bauern. »Das lebhafteste Mitleid«, sagt Lacretelle, »erfüllte die Seelen, die Reichen fürchteten nichts so sehr, als für unempfindlich gehalten zu werden.« In dieser Epoche entdeckt man auf einmal den Landmann, der vorher in der Literatur überhaupt keine Rolle gespielt hat, aber man erblickt ihn immer nur im Spiegel des idealisierten Edelmannes. So sieht Marmontel den Adel in seinen einst so hochbeliebten moralischen Erzählungen, die uns heute so seicht und so wäßrig anmuten, und gibt von ihm ein ebenso falsch gesehenes Bild wie von den Bauern. Einige wenige Herren des hohen Adels, man nennt den Herzog von Harcourt, den Herzog von Larochefoucauld Liancourt, den Grafen von Brienne, gaben sich Mühe, die Verhältnisse auf ihren Besitzungen zu bessern, den Bauern hilfreich zu sein, aber sie hatten keinen Einfluß mehr als den, den man ihnen freiwillig einräumte. Zu sagen und anzuordnen hatten sie nichts, und wenn sie Gutes wirken wollten, konnten sie das nur dadurch



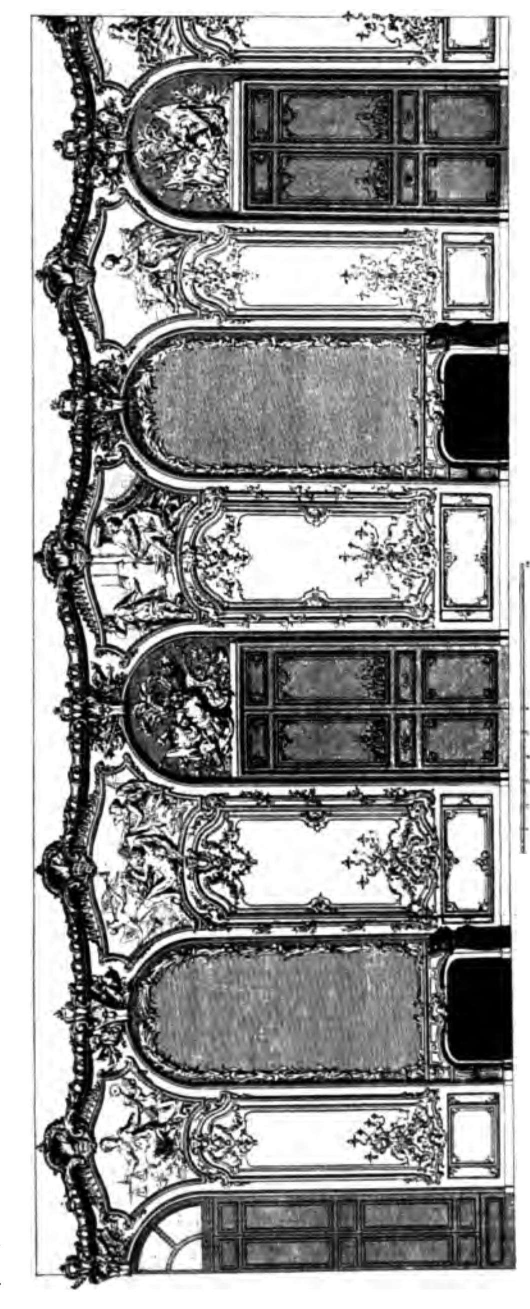
Grundriß zum Landhaus eines adligen Herrn.
Aus Blondel: De la distribution des maisons de plaisance. Paris 1737.

tun, daß sie selbst beim Intendanten baten, woran ihr Stolz sie hinderte. Der Adel hatte seine Aufgabe zu lange versäumt, er hatte sich von der Bürokratie des Staates von seinem Platze verdrängen lassen und gar nicht bemerkt, daß man ihm unter Zubilligung von allerhand Ehren die wirkliche Macht eskamotiert hatte. Als ihm die Einsicht kam, war es zu spät, selbst wenn diese Einsicht mehr gewesen wäre als die Befriedigung einer Modelaune. Die Revolution fand einen Adel, der so bis ins Mark faul war, daß ihn der erste Anstoß umwarf, und wenn noch ein Zug an diesem Bilde fehlt, so ist es die Rolle, die die Aristokratie spielte, nachdem die verdiente Katastrophe über sie hereingebrochen war. Der Adel, der am Hofe schmarotzt hatte, der seine müßige Existenz nur noch durch die Wohltaten des Königs fristete, ließ das Königtum im Stich, von dem er keinen Nutzen mehr hatte. Die ganze Gesellschaft floh ins Ausland, als die ersten Stürme losbrachen, und gefiel sich in sicherer Ruhe jenseits der Grenzen. Sie bettelten bei fremden Herrschern, wie sie es bis dahin bei ihren eigenen getan hatten, und sie, die jahrelang in den westlichen Residenzen am Rhein ihre Drohnenexistenz auf deutsche Kosten weiterführten, haben nichts anderes getan, als den Revolutionsmännern Sympathien zu erwerben. Wer diese Herren aus eigener Anschauung kennen lernte, der hat nur bedauert, daß sie der Guillotine entgangen waren, und begriffen, daß, welche Schrecken auch immer über Frankreich hinwegbrausten, sie doch nichts

anderes darstellten als ein reinigendes Gewitter nach stickend schwüler Atmosphäre. Dafür waren diese Aristokraten aber auch, als die Waffen anderer ihnen die Rückkehr nach Frankreich ermöglicht hatten, die ersten, die mit ihren Ansprüchen hervortraten, und die traurigen Monarchen, die im Exil nichts gelernt und nichts vergessen hatten, mit ihren Bitten und Vorstellungen umlagerten. Sie haben 1814 und 1815 den Parisern das jämmerliche Schauspiel dargeboten, das Gespenster aus ihren Gräbern beschwor, um den Franzosen zu beweisen, daß sie nur zu recht gehabt hatten, mit dieser Aristokratie ein für allemal aufzuräumen. Die Untersuchung, ob sie sich bessere Herren gegeben haben, gehört nicht hierher. Die Geschichte des letzten Jahrhunderts beantwortet diese Frage ohnehin zur Genüge. Für ihren König geblutet haben nur die armen Adligen der Provinz. Sie, die an dem reichen Segen der Versailler Tafeln keinen Teil gehabt haben, für die dort niemals gedeckt war, sind für das Königtum aufgestanden und haben ihm Leben und Eigentum bis zum letzten Blutstropfen geopfert. Sie haben nicht nach ihrer Sicherheit gefragt und nicht danach, ob das, was sie taten, opportun war oder nicht. Sie achteten den Monarchen nicht und verachteten die Königin, und doch haben sie für beide gekämpft, hoffnungslos gekämpft, weil sie in ihnen das Prinzip hochhielten, dem sie verpflichtet waren, in dem sie gelebt hatten und für das sie starben: die Treue, die Treue des Vasallen gegen seinen Lehnsherrn.

Zwei Einrichtungen des Staates waren im alten Frankreich dem Adel so gut wie ausschließlich vorbehalten, die Armee und die Kirche. Wenn die Armee zu seinen Prärogativen gehörte, so trafen dabei Vorrechte und Pflicht in merkwürdiger Weise zusammen. Schon Saint-Simon hatte mißmutig geschrieben: »Der Adel ist ein anderes Volk geworden, dem keine Wahl bleibt, als im Müssiggang zu verkommen oder durch die Insulten der Beamten und Intendanten hindurch in den Krieg zu ziehen, um sich töten zu lassen.« Der Edelmann war vom Militärdienst befreit, aber daß er als Offizier in der Armee diente, war eine Ehrenpflicht, der er sich kaum entziehen konnte. In der Mitte des Jahrhunderts bestand das französische Heer aus 122 Infanterieregimentern, 59 Kavallerie- und 15 Dragonerregimentern, dazu kam die Garde, die in Versailles in Garnison lag, die sogenannte Maison militaire du Roi. Die Armee rekrutierte sich hauptsächlich durch Werbung, bei der jede Art von Lug und Trug und Gewaltsamkeit vorkam. Es liefen ihr auf diese Weise alle jene Subjekte zu, die in anderen Berufen Schiffbruch erlitten hatten, oder sich vor

regelmäßiger Arbeit scheuten. Außerdem gab es die Miliz, in der der Mann 6 Jahre dienen mußte, und zwar bis zu seinem 40. Jahre, ohne daß er die Möglichkeit besessen hätte, sich loskaufen zu können oder einen Stellvertreter zu liefern. Alle höher Besteuerten waren von dem Dienst in der Miliz frei, sie lastete mit der ganzen Schwere ihrer Verpflichtung nur auf den unglücklichen Bauern. Noch die Ökonomisten haben das zu rechtfertigen gesucht. »Die geringfügige Löhnung,« schreibt einer von ihnen, »die Art, wie die Soldaten gekleidet, genährt und untergebracht werden, ihre ganze Abhängigkeit würde es zu einer Grausamkeit stempeln, andere Menschen zu diesem Stande zu nehmen, als das niedere Volk.« Die Zusammensetzung aus gepreßten und gezwungenen Mannschaften zeitigte den hohen Prozentsatz von Deserteuren. Argenson schrieb 1752, es seien in den letzten fünf Jahren 30000 Mann wegen Desertation verurteilt worden. Je niedriger der Durchschnitt des gemeinen Mannes war, je höher war der des Offizierkorps, das beinahe ausschließ-



Salonwand im Palais Rohan in Paris.
Aus Boffrand: Livre d'architecture. Paris 1745.



Der ovale Salon im Hotel Soubise in Paris.
Dekoriert von Germain Boffrand um 1735.

lich aus Edelleuten bestand. Man konnte die Armee eigentlich mehr oder minder als das Eigentum des Adels bezeichnen, die Inhaberschaft eines Regimentes oder einer Kompagnie gewährleistete eine sichere und nicht unbedeutende Einnahme, war also so gut wie der Besitz eines Weinbergs oder einer Mühle. 1747 kostete eine Kompagnie 10000 Livres, und wenn man die Summe mit rechnet, welche man als Bestechung aufwenden mußte, um dazu zu gelangen, kam sie auf 14000 Livres zu stehen. Unter Ludwig XIV. und XV. gab es noch zahlreiche bürgerliche Offiziere, wenn der Adel auch schon überwog und Ludwig XV. auf Veranlassung der Pompadour im Jahre 1751 die königliche Militärschule in Paris gründete, in der dauernd 500 junge Edelleute zu Offiziere erzogen werden sollten. Erst unter Ludwig XVI. drangen die Ansprüche des Adels auf alleinige Geltung so weit durch, daß ein königliches Dekret 1781 die Offizierstellen den Edelleuten allein vorbehielt. Um eine Kompagnie zu erhalten, mußte man von nun an vier Ahnen nachweisen können. Die Anordnung machte furchtbar böses Blut und wird von Mme. Campan mit unter den Ursachen genannt, die zur Revolution führten. Der Unterschied, der auch sonst zwischen dem Hofadel und dem Provinzadel bestand, machte sich auch im Heer geltend. Ein offizielles Aktenstück vom Jahre 1776 unterscheidet in der Armee drei Klassen Adliger: 1. Der Hofadel. Er führte eine Schwadron in der Kavallerie und dann ein Regiment, mehr der Form wegen, um seine Karriere in den höheren Graden zu machen. 2. Provinzadel, der ungefähr 10000 bis 15000 Livres Rente zu verzehren hat, tritt bei der Kavallerie ein. 3. Provinzadel mit nur 6000 bis 8000 Livres Einkommen, dient bei der Infanterie. Nun muß man wissen, daß um diese Zeit die 163 Regi-

menter sage und schreibe 900 Obersten hatten, von denen allerdings der größte Teil niemals das Parkett des Hofes in Versailles verließ. »Ein junger Mann von Adel«, schreibt der Marschall von Sachsen, »betrachtet es wie ein Zeichen der Geringschätzung von seiten des Hofes, wenn man ihm nicht mit 18 oder 20 Jahren ein Regiment übergibt.« Bei Hofe wurde man auch General, nicht im Felde, und da es viele Edelleute zu versorgen gab, so waren die Generäle ebenso zahlreich wie die Regimentsinhaber. Man zählte 1775 1026 Generale, sämtlich vom hohen Adel. Diese Marschälle, Generalleutnants und Brigadiers kosteten dem Staate jährlich 15 Millionen, während alle übrigen Offiziere zusammen nur 10 Millionen beanspruchten. Die Löhnung der Offiziere war nicht hoch. 1788 bezog ein Oberst der Infanterie 4000 Livres, ein Major 3100, ein Hauptmann 1700, ein Leutnant 720 Livres. Die Nebeneinnahmen, die sie sich aus der Verwaltung ihrer Kompagnie oder Regimenter machten, waren um so beträchtlicher.

Die hohen Offiziere, die sich im Frieden nicht aus Versailles wegrührten, gingen in den Krieg wie zum Spiel und schleppten ihren Luxus mit in das Lager. Der Marschall Herzog von Boufflers hatte, als er Kommandant des Lagers von Compiègne war, 340 Dienstboten bei sich, außer 72 Köchen, denn er hielt täglich offene Tafel zu 40 bis 50 Couverts. Man leerte bei diesen Mahlzeiten täglich 50 Dutzend, bei Besuchen hoher Herrschaften aber 80 Dutzend Flaschen Wein. Der Marschall von Sachsen nahm in sein Feldlager eine Truppe mit, die komische Opern aufführte. Im Theater pflegte er seine Befehle auszugeben, und es kam vor, daß am Schluß einer Vorstellung die erste Liebhaberin ankündigte: »Morgen keine Aufführung wegen der Schlacht, übermorgen: Der Hahn im Korbe.« »Die Launen seiner Maitressen, der Damen Favart und Beauménard,« schreibt Marmontel, »ihre Rivalität, ihre Eifersucht, machten ihm mehr zu schaffen als die Husaren der Königin von Ungarn.« Der Train, den die hochadligen Offiziere mit sich führten, war enorm. Bei der Belagerung von Prag belief sich die Anzahl der nicht dem Militär angehörigen Bedienten auf 2525. Herr von Gisors hatte für sich allein 20 Domestiken mit. Melchior Grimm, der den Marschall d'Estrées in den Krieg begleitete, als ein Sekretär von vierzig, schreibt 1757 aus dem Lager in Westfalen an Mme. d'Epinay: »Wir haben die große Bagage zurückgelassen, aber trotzdem dauert bei jeder Bewegung der Vorbeimarsch der Wagen, die uns das Unentbehrlichste nachführen, drei Stunden. Es ist ein Skandal.« Kein deutscher Schüler, der nicht von der Schlacht bei Roßbach gehört hätte und dem Gepäck und Gefolge des Marschalls Prinzen von Soubise. Hatten die

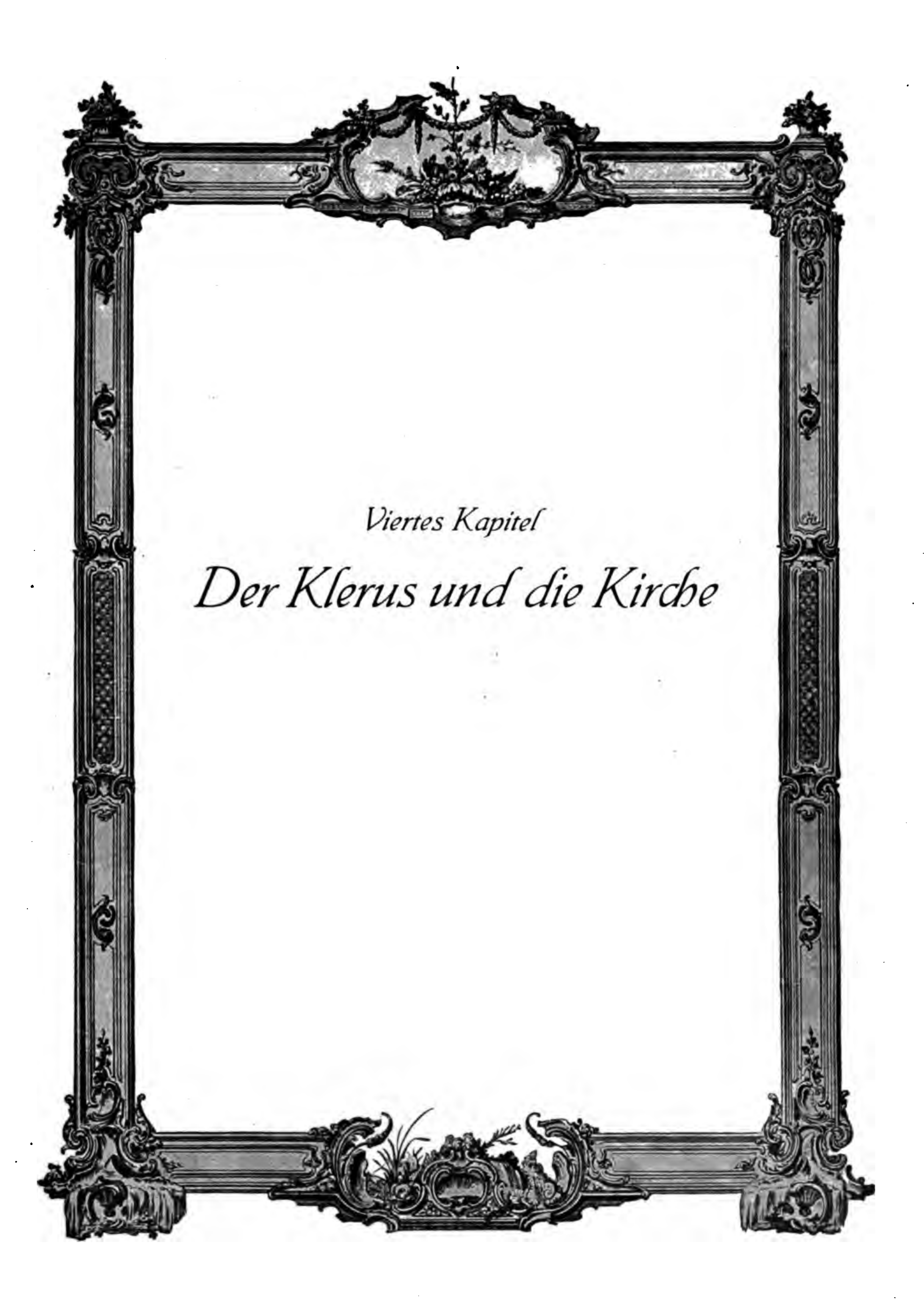


Relief am Pferdestall des Hotel Rohan von Le Lorrain.

Herren aber im Felde Glück, so machten sie sich in Feindesland für ihren Aufwand bezahlt und hielten sich an dem Eigentum der friedlichen Bewohner schadlos. Der Marschall von Richelieu kehrte von seinem Feldzug in Hannover mit solchen Schätzen beladen zurück, daß er sich in Paris ein Schloß erbauen konnte, das als Pavillon de Hanovre noch vor wenig Jahren jedem, der es sehen wollte, verkündete, wie skrupellos die Franzosen im Feindesland zu hausen pflegten. Der berühmte Abenteurer Bonneval ging zu den Österreichern über, weil er sich weigerte, über seine schamlosen Plünderungen in Oberitalien Rechenschaft abzulegen und es vorzog, seine Person und seinen Raub zu dem Feinde seines Königs in Sicherheit zu bringen. Auch hierbei hatte der Hofadel alle Vorteile vor dem Adel der Provinz voraus, die höheren Stellen, die größere Einnahme, den Ruhm und die Beute. Die kleinen Edelleute ohne Vermögen und ohne Verbindungen bei Hofe traten oft schon mit 14 und 15 Jahren in die Armee ein und führten in der Provinz ein bescheidenes Dasein. Da die größeren Städte wie Toulouse, Marseille, Bordeaux u. a. das Recht hatten, keine Garnisonen nehmen zu brauchen, so waren die Offiziere aus-

schließlich auf kleine Orte angewiesen und führten ein ziemlich leeres und hoffnungsarmes Leben. Das traf um so mehr zu, als die französischen Waffen in der Epoche, die wir behandeln, nicht gerade erfolgreich waren. Die Franzosen hatten schon im spanischen Erbfolgekriege kein Glück mehr und sie haben es auch unter dem langen Ministerium des Kardinal Fleury nicht zu greifen verstanden. Als man eine beschränkte Anzahl Truppen zur Unterstützung des Königs Stanislaus Leszczynski nach Danzig einschiffte, gab man jedem Mann nur 7 Kugeln mit, so daß Graf Plélo, der sie kommandierte, nach der unvermeidlichen Niederlage an Ludwig XV. schrieb: »Niemals, Sire, haben die Waffen Euer Majestät eine so schändliche Niederlage erlitten.« Zur selben Zeit überfiel Graf Königseck den Marschall Broglie an der Brücke von Quistello und hätte das ganze französische Hauptquartier gefangen, wenn es dem Marschall nicht gelungen wäre, im letzten Augenblick im Hemde zu entspringen. An Roßbach braucht man ja nur zu erinnern. Erfolge haben die französischen Waffen in dieser ganzen Epoche nur dann gehabt, wenn sie wie bei Fontenoy, Raucoux und Laffelt unter dem Oberbefehl eines Deutschen fochten. Der Marschall von Sachsen, ein Sohn August des Starken und der Gräfin Königsmark, hat die französische Armee zu glänzenden Siegen geführt, die die schwächliche Politik der Heimstrategen im Unterrock in Paris dann nicht einmal zu nutzen wußte. Als der Marschall, durch sein liederliches Leben geschwächt, vorzeitig starb, blieb das Kriegsglück den Franzosen nicht treu. Sie holten sich Niederlage auf Niederlage, so daß ein Engländer im Siebenjährigen Kriege ausrief: Es wird bald eine ebensolche Schande sein, den Franzosen zu schlagen wie eine Frau. Nicht als hätte es den Franzosen an Mut gefehlt. Die Offiziere schlugen sich glänzend, Graf Plélo opferte sich ohne Besinnen bei Danzig für die Ehre seines Herrn, aber die eleganten Kavaliere glaubten eben mit den Beweisen persönlichen Mutes sei alles getan. Ihnen fehlte die militärische Durchbildung, sie wollten weder gehorchen noch sich irgendeiner Regel fügen. Vom Parkett des Hofes weg, an die Spitze einer Armee gestellt, fehlte ihnen Einsicht und Erfahrung in gleicher Weise. Der Herzog von Grammont verschuldete den Verlust der Schlacht von Dettingen nur durch die Unbesonnenheit, mit der er gegen den ausdrücklichen Befehl seine Regimenter vorzeitig zum Angriff führte. Daß die Armee tüchtig war und nur auf die richtigen Führer wartete, um zu zeigen, was sie leisten konnte, haben die Feldzüge der Republik bewiesen, ehe noch das Jahrhundert zu Ende ging. Schließlich hat ja die Republik ihre Feldzüge mit den Heeren geführt, die ihr die Monarchie hinterlassen hatte. Sie hat nur den unfähigen und anmaßenden Adel daraus zu entfernen brauchen.





Viertes Kapitel

Der Klerus und die Kirche





Wille nach Tocqué 1761. Heliogr. Meisenbach Riffarth & Co.

MARQUIS DE MARIGNY





Die Armee war die eine Domäne des Adels, die Kirche war die andere. Man kann sie in gewissem Sinne in Parallele stellen, denn bei beiden nahm die Aristokratie nur den Teil in Anspruch, der, ohne persönliche Leistungen vorauszusetzen, große Einnahmen abwarf und überließ dafür die Stellen, die Leistungen forderten und nichts einbrachten, den anderen. Die Verdienste, die sich die Kirche in grauer Vorzeit um die Kultur erworben, in allen Ehren, im 18. Jahrhundert hatten sie keine Geltung mehr, denn längst hatte sich die katholische Kirche in Frankreich als das Hindernis erwiesen, an dem jeder Fortschritt zuschanden werden mußte. Sie war es gewesen, die die Renaissance zum Scheitern gebracht hatte und die Reformation und niemals hatte sie noch an Stelle der Bewegungen, die es ihr gelungen war zu unterdrücken, etwas Besseres zu setzen verstanden. Herrschen und unterdrücken war ihre Losung gewesen, ausbeuten und verdummen. Dem Klerus war es gelungen, sich zum ersten Stande im Staate aufzuschwingen. Alle Privilegien des Adels waren auch die seinen, aber unähnlich der Aristokratie hatte er sich den Einfluß auf die Bevölkerang nicht entwinden lassen. Die Handhabung der Religion, der Erziehung und der Wohltätigkeit waren die großen Hebel, mit denen er seinen Einfluß auszuüben wußte. Er hatte sich ferner das Recht der Selbstverwaltung gewahrt, er konnte sich versammeln, ohne dazu einer besonderen Erlaubnis zu bedürfen, er zahlte endlich Steuern nur nach eigenem Wohlgefallen. Die Regierung wurde niemals müde, von der Geistlichkeit eine genaue Aufstellung ihrer Anzahl und ihres Besitzes zu fordern, aber sie hat diese Forderung nicht durchgesetzt. So ist man bei der Abschätzung beider auf Vermutungen angewiesen. Bei dem Tode Ludwig XIV. soll sich die Anzahl der Geistlichen in Frankreich auf etwa 420000—450000 belaufen haben, davon etwa 80000 Mönche in 740 Klöstern. In der Mitte des Jahrhunderts schätzte der Abbé Expilly 1764 die Zahl der Klostergeistlichkeit beider Geschlechter auf ungefähr 160000 Köpfe und zählte 100000 Nonnen in 253 Frauenklöstern,

64 Prioraten und 24 Kapiteln von Stiftsdamen. Nachdem es das ganze Jahrhundert hindurch Aufgabe der Regierung gewesen war, den Klerus zu reformieren, d. h. seine Zahl und seinen Besitz zu vermindern, schlug man bei dem Zusammentritt der Generalstände seine Zahl noch immer auf 131400 Köpfe an. Auf die Weltgeistlichkeit entfielen davon 71400, auf die Klostergeistlichkeit 60000. Man zählte 20000 Mönche in 2489 Klöstern und 37000 Nonnen in gegen 1300 Anstalten. So wenig sicher die Nachrichten über die genaue Anzahl der Geistlichen sind, so sehr ist man auch über ihren Besitz im unklaren. 1750 notierte sich der Advokat Barbier: »Der Klerus besitzt gegenwärtig mehr als ein Drittel aller Güter des Königreichs«, eine Annahme, die damals der Regierung den Vorwand lieferte, um mittels der Gesetzgebung den Besitz der toten Hand tunlichst einzuschränken, jedenfalls seine weitere Ausdehnung zu verhindern. Die Schätzungen über das Einkommen und den Besitz des Klerus bei Ausbruch der Revolution gehen weit auseinander. Die einen nehmen seine Einkünfte zu 412, die anderen zu 224 Millionen an. Von den modernen Autoren veranschlagt Taine den Wert des Besitzes der Geistlichkeit auf 4 Milliarden 200 Millionen, der zusammen etwa 80—100 Millionen jährliche Einnahme abgeworfen hätte, Chassin die Einnahme alles in allem auf rund 272 Millionen. Die großen Ordensgenossenschaften der Benediktiner, Dominikaner, Kartäuser, Augustiner besaßen davon den größten Anteil. Die Prämonstratenser schätzten ihr Vermögen auf 45 Millionen, ihr Einkommen auf mehr als eine Million. Der Dominikaner Provinzial von Toulouse erklärte, daß die 236 Mönche seines Sprengels mehr als 200000 Livres Revenuen bezögen, abgesehen von dem, was ihre Besitzungen in den Kolonien abwarfen. Die 298 Benediktiner der Abtei Cluny teilten sich eine Jahreseinnahme von 1800000 Francs, die 1672 Benedektiner der Kongregation von Saint-Maur im Jahr 8 Millionen. Der Abt von Clairvaux allein verzehrte jährlich 400000 Francs. In manchen Provinzen, wie in Hochburgund, im Elsaß und im Roussillon besaß der Klerus die Hälfte des Grund und Bodens. Als nach Ausbruch der Revolution die der Geistlichkeit gehörigen Grundstücke und Häuser in Paris zum Verkauf gestellt wurden, schätzte man sie im Dezember 1789 auf 550 Millionen, zwei Jahre darauf wurde der Wert der Liegenschaften, derjenigen, die schon veräußert worden waren und derjenigen, die erst noch verkauft werden sollten, auf 3700 Millionen angenommen, ohne die Wälder mitzurechnen. Von den Männerklöstern warfen 33 nur dem Abte zwischen 25000 und 120000 Francs ab, von 27 Frauenklöstern zogen die Äbtissinnen 20000—100000 Francs im Jahr. Von den Prälaten hatten viele 100000,



GREUZE

DIE KUSSHAND





Kardinal Dubois von Drevet nach Rigaud. 1723.

manche aber weit mehr bis zu 800000 Francs jährliche Einnahme. Das Bistum Sens trug seinem Bischof 70000 Francs, Verdun 74000, Tours 82000, Beauvais, Toulouse, Bayeux je 90000, Rouen 100000, Auch, Metz, Albi je 120000, Paris, Cambrai je 200000 Francs.

Diese ungeheuren Einnahmen kamen so gut wie ausschließlich der Aristokratie zugute. Chassin rechnet, daß von den 272 Millionen, auf die er das Einkommen des Klerus veranschlagt, 270 Millionen dem Adel zufielen. Die Weltgeistlichkeit, die aus 71400 Köpfen bestand, zählte darunter 60000 Curés und Vikare, die aus dem Volke stammten, auf diese entfielen daher 2 Millionen, während sich der höhere Klerus in 270 Millionen teilte. Unter dem Vorwand, daß die Stiftungen in alter Zeit von seinen Vorfahren gemacht worden seien, forderte der Adel, daß die Einnahmen derselben seinen Angehörigen vorbehalten bleiben müßten. Auf diese Weise entfremdete er das Kirchengut seinem eigentlichen Zwecke und nützte es so schrankenlos für seine Standesbedürfnisse aus, daß für Zwecke der Wohltätigkeit nichts mehr übrigblieb. 19 Domkapitel konnten ausschließlich mit Adligen besetzt werden, 25 Damenstifte waren adligen Damen vorbehalten. Alle hohen Kirchenämter, Erzbistümer, Bistümer, Generalvikariate waren mit Adligen besetzt. 1789 befanden sich unter 18 Erzbischöfen und 121 Bischöfen nur drei Namen, die nicht dem alten Adel angehörten. Man nannte die Bistümer, die sie inne hatten, die der Lakaien. Die Abteien und Pfründen verlieh der König an seine Günstlinge, und da nur Aristokraten in die Nähe des Monarchen kamen, so waren sie selbstverständlich für diese allein bestimmt. So empfingen die reichsten Bischöfe oft noch die reichsten Abteien dazu. Der Kardinal de Brienne, Erzbischof von Toulouse, bezog auf diese Weise eine Jahreseinnahme von 678000 Francs. Die Herren brauchten nicht einmal die Weihen empfangen zu haben. Man konnte mit 14 Jahren Domherr, mit 25 Jahren Abt, mit 27 Jahren Bischof werden, ohne daß man nötig gehabt hätte, sich zu mehr als zum Verzehren der Einkünfte seiner Stelle zu verpflichten. Man erwartete nicht einmal mehr, daß die Kirchenfürsten die Religion, die sie lehrten, auch selbst glaubten. »Meinen Sie,« fragte man einen Geistlichen in Paris, »daß die Bischöfe, die immer die Religion für ihre Zwecke vorschieben, religiös sind?« »Nun,« antwortete er nach einigem Zögern, »vier oder fünf mögen wohl noch gläubig sein.« Als man nach dem Tode des Kardinal-Erzbischof von Paris Beaumont dem Könige vorschlug, den Erzbischof Brienne auf diesen Posten zu befördern, rief er ganz entsetzt aus: »Aber der Erzbischof von Paris muß doch wenigstens an Gott glauben.« Chamfort sagte: »Ein Curé muß etwas glauben, sonst hieße man ihn einen

Heuchler. Nicht zu viel, sonst fände man ihn intolerant. Im Gegensatz zu ihm darf ein Generalvikar, wenn etwas gegen die Religion vorgebracht wird, lächeln, ein Bischof von Herzen lachen und ein Kardinal zustimmen.« Nun würde ja an und für sich nichts im Wege gestanden haben, daß die Aristokratie die Plätze deren Einnahmen sie an sich zu bringen wußte, auch ausgefüllt hätte, aber darum war es den Herren gar nicht zu tun. Sie lebten am Hofe oder in Paris und überließen die Verwaltung ihrer hohen Kirchenämter Stellvertretern, so wie der Gutsbesitzer die Bewirtschaftung seiner Besitzungen Verwaltern überließ. Einmal über das andere wurde im 18. Jahrhundert den Bischöfen anbefohlen, sich in ihren Diözesen aufzuhalten, ihnen mindestens zugemutet, einen Teil des Jahres dort zuzubringen. Vergebens. Sie zogen den Aufenthalt in Versailles vor. Sie residierten nicht, wie man es nannte, und es kam so weit, daß Mercier in den 80er Jahren des Jahrhunderts schrieb, es sei ein Glück, wenn die Bischöfe ihren Diözesanen fern blieben. Diejenigen, die residierten, seien fanatisch und intolerant und stifteten doch nur Unfrieden. Vielleicht waren, vom Standpunkt der Kirche aus gesehen, die Toleranten noch schlimmer, denn sie führten ein Leben, das an Sittenlosigkeit dem der Höflinge nichts nachgab und es an Ungezwungenheit mit allen Laien aufnahm. Der Bischof von Nancy de la Tour du Pin gab fortwährend Bälle und Soupers im bischöflichen Palais und mußte schließlich vom Klerus seiner Diözese gebeten werden, diese Feste doch wenigstens in der österlichen Zeit einzustellen. Der Bischof von Saint Dié de la Galaizière glaubte seine Einführung nicht würdiger feiern zu können, als durch einen großen Ball, den er der ganzen Stadt gab. »In Dampierre«, erzählt die Marquise de la Ferté Imbault in ihren Memoiren, »tanzten wir mit den Kardinälen de la Rochefoucauld, Tavannes, de la Roche Aymon, dem Erzbischof von Narbonne und den Generalvikaren vom Morgen bis zum Abend. Der Kardinal de Tavannes verkleidete oft seine Lakaien als Priester und stellte sie als seine Vikare vor. Er wollte sich totlachen, wenn man sie demgemäß behandelte.« Der Bischof von Bordeaux Champion de Cicé ließ bei seinen Festen die Honneurs von seiner Maitresse machen, gerade wie Graf Clermont, der eine Tänzerin der großen Oper in seiner Abtei Berny installierte, um den Vorsitz an seiner Tafel zu führen. Der Bischof von Arras, Herr von Conzié, wird von einem Offizier nachts um 4 Uhr im Bett seiner Geliebten erwischt, erhebt sich, nimmt einen Degen und schlägt sich auf der Stelle mit seinem Rivalen. Auf den Lustschlössern der Kirchenfürsten geht es in Gesellschaft eleganter Damen so lustig zu wie irgend möglich, am großartigsten wohl in Zabern, der Residenz der Erzbischöfe von Straßburg, dessen

Sitz mehrere Generationen hintereinander von den Rohans eingenommen wurde. Man konnte auf einmal 200 Gäste mit ihrer Dienerschaft unterbringen und traf dort niemals weniger als 20—30 der liebenswürdigsten Damen der Provinz. Es ist bekannt, daß der letzte Rohan, der diesen Sitz einnahm, dadurch, daß er sich von einer Lebedame düpieren und das Brillanthalsband abschwindeln ließ, den Anlaß zu einem der größten Skandale des Jahrhunderts gab. Trug er einmal seine Amtskleidung, so war seine Alba durch ihren Spitzenbesatz allein 100000 Francs wert. Die Karossen, die er als Botschafter in Wien benutzte, kosteten 40000 Francs, jede der Livreen seiner Läufer 4000 Francs. Er hatte ein immenses Gefolge mitgebracht, darunter ein eigenes Orchester. Ebenso verschwenderisch repräsentierte in Rom Kardinal Bernis, den man seines großartigen Auftretens wegen nur den König von Rom nannte. »Ich halte ein Hotel zum französischen Hof auf einem Kreuzwege Europas,« pflegte er selbst zu äußern. Diejenigen, die ihre Einnahmen nicht verschwendeten, sammelten sie im Kasten. Argenson berichtet im Jahre 1756, daß man im Nachlaß des verstorbenen Kardinal Soubise 3 Millionen bares Geld gefunden habe.

Jedenfalls waren die Herren keine Freunde vom Hergeben. Von der Steuer waren sie sowieso befreit, aber sie ließen sich bereit finden, dem König ein freiwilliges Geschenk zu machen, das in der Regel 16 Millionen für einen Zeitraum von 5 Jahren ausmachte. Um diese Summe zu bezahlen, nahm die Geistlichkeit Anleihen auf, zu deren Zinsentilgung ihnen aus den königlichen Kassen eine Zubuße von $2^1/_2$ Millionen gewährt wurde, ihre freiwillige Steuer war also eine Komödie, bei der sie mit der Linken mehr nahmen, als sie mit der Rechten gegeben hatten. Außerdem aber verband der Klerus mit der Bewilligung seiner Steuerleistung politische Geschäfte. So forderte er 1755 als Gegengabe die Unterdrückung der Enzyklopädie und strenge Maßregeln gegen Protestanten, 1785 das Verbot der Werke Voltaires, die Beaumarchais in Kehl herausgab. Für die Armen hatten sie noch weniger übrig, als für den Staat. Jeder Besitzer einer Pfründe war stiftungsgemäß gehalten, den vierten Teil seines Einkommens den Armen zu geben, aber man hört nur das Gegenteil. Ein Pfarrer aus dem Berry berichtet 1789: »In meinem Sprengel gibt es sechs Pfründen, deren Inhaber stets abwesend sind und zusammen ein Einkommen von 9000 Francs haben. Voriges Jahr habe ich sie schriftlich in den rührendsten Ausdrücken eingeladen, die Not bei uns lindern zu helfen. Ein einziger sandte zwei Louisdors, die meisten antworteten gar nicht.« Derartige Klagen sind ganz allgemein und werden aus allen Teilen der Monarchie laut.

Gegenüber den Einnahmen der hohen Geistlichkeit führte der niedere



DE GHENDT NACH BAUDOUIN

DER ABEND





Kardinal Fleury von Drevet nach Rigaud. 1730.

Klerus ein erbärmliches Leben. Einige wenige unter ihnen besaßen ein Einkommen, das zu dem ihrer hohen Vorgesetzten in einem gewissen Verhältnis stand. So hatten einige der angeseheneren Curés in Paris bis zu 10000 Francs im Jahr, in der Landschaft Caux, wo die Pfarrer das Recht auf den Zehnten unverkümmert genossen, sollen sich mehrere auf etwa 20000 Francs jährlich gestanden haben, aber das waren Ausnahmen. Im Durchschnitt genossen die Curés im Jahre 1768 eine Jahreseinnahme von 500, die Vikare eine solche von 200 Francs. Davon ließ sich natürlich kaum leben, und als die öffentliche Aufmerksamkeit erst einmal auf diesen Zustand gelenkt war, hat niemand das Los der niederen Pfarrgeistlichkeit lauter bejammert, als Voltaire: »Ich beklage das Schicksal eines Curé auf dem Lande,« schreibt er in seinem philosophischen Wörterbuch, »der genötigt ist, seinem Gemeindemitglied eine Garbe Getreide streitig zu machen, gegen ihn zu klagen, den Zehnten zu fordern, gehaßt zu werden und zu hassen, sein elendes Leben in fortwährendem Streit hinzubringen, der die Seele verärgert und erniedrigt.« Dieser Zustand mußte zu einer Entfremdung des Geistlichen von seiner Gemeinde führen, was für beide ein großer Übelstand war. Dem Pfarrer fehlte der Wirkungskreis, der Gemeinde aber die Stütze, die sie an ihrem Seelsorger haben sollte. Die Armen wurden dadurch noch ärmer. Was sie an einem solchen haben konnten, schildert Rétif de la Brétonne sehr hübsch im Leben seines Vaters: »Es ist trostreich für unser Jahrhundert,« schreibt er, »daß sich noch von Zeit zu Zeit, hier und da würdige Geistliche finden, welche den Klerus durch ihr Beispiel den Gebrauch der Kirchengüter lehren. In Wahrheit finden sie sich nur unter den Curés, Leuten, die ebenso achtungswert wie nützlich und dabei mit irdischen Gütern schlecht versehen sind.« Es bedurfte des Eingreifens mehrerer Finanzminister, von denen der eine, Necker, noch dazu ein Protestant war, um das Los dieser Armen zu bessern, und dann waren ihre Einnahmen nicht höher gestiegen, als daß ein Curé 1786 700 Francs, ein Vikar 350 Francs im Jahr empfing. Was die hohe Geistlichkeit aber an freiwilligen Geschenken dem Staat zu zahlen für gut befand, mußte von den niederen aufgebracht werden. In mehreren Landesteilen verfiel das ganze Erbe eines verstorbenen Pfarrers seinem Bischof, wenn er sich nicht vorher für 200 Francs das Recht erkauft hatte, über seinen Nachlaß frei verfügen zu dürfen. Wie ungeheuerlich die Zustände waren, ergibt sich aus einzelnen Beispielen. In Bernay in der Normandie bezog der Abt von der Pfarrei eine Rente von 57000 Francs im Jahre, während der Pfarrer, der das geistliche Amt in einer ganz verfallenen Kirche versah, nur 1050 Francs jährlich einnahm. Das führte auf der einen

Seite zu einem ausgesprochenen Haß der niederen gegen die höhere Geistlichkeit, er trat in der Revolution so verhängnisvoll an den Tag und führte andererseits zu Manipulationen, die den niederen Klerus um die Achtung brachten. »Wenn die Mißbräuche des hohen Klerus die Kirche verhaßt gemacht haben,« schrieb Condorcet 1781, »so macht sich der niedere verächtlich.« Er spielt damit auf den Mißbrauch an, den die Pfarrer mit dem Aberglauben ihrer Bauern trieben, um ihre niedrigen Einnahmen zu erhöhen. Sie ernannten z. B. ihre Schäflein gegen Geldabgabe zu Ober- oder Unterleutnants im Himmel und stellten sie unter das Kommando irgendeines Heiligen. Wenn sie dafür bezahlt wurden, so ließen sie an gewissen Tagen z. B. in der Mittagsstunde des Johannistages die Glocken nicht läuten, denn während dieser Zeit sollten die Hexen auf dem Felde die Zauberkräuter für ihre Tränke suchen und pflücken. Sie ließen sich von den Hebammen schwören, bei der Entbindung keine Hexereien auszuüben usw. Zu diesen Quellen eines nicht ganz lauteren Gelderwerbes gehörte auch der Reliquienkultus. Die Zisterzienser des Hauptklosters machten zwei anderen Abteien ihres Ordens den Besitz der wahren Vorhaut Christi streitig, 5—6 Kirchen stritten darum, welche von ihnen den allein echten Schädel Johannes des Täufers besitze. Das war durchaus nicht ganz gleichgültig, denn eine solche Reliquie war eine Goldgrube. Die Träne Christi, die das Kloster von der Barmherzigkeit in Paris besaß und gelegentlich ausstellte, trug im Jahr 3—4000 Livres ein.

Mittellos und wehrlos war der niedere Klerus seinen Oberen ausgeliefert. Der Bischof von Saint-Dié ließ den Pfarrer von Trois-Vallois in seiner Diözese zwei Jahre einsperren, nur weil er sich der Rechte seiner Gemeinde in einer für den Bischof lästigen Weise angenommen hatte. Als es dem Pfarrer gelang, eine Beschwerde vor den König zu bringen, wurde er den Auspeitschern im Strafhaus zu Marseille überliefert. 1763 wurde die Abtei Clairvaux zu einer Buße von 40000 Talern verurteilt, weil sie einige ihrer Religiosen in unterirdischen Kerkern des Klosters hatte verschmachten lassen.

Das ganze 18. Jahrhundert hindurch war der Einfluß des Klerus groß und anerkannt. Die Geistlichkeit rekrutierte sich aus allen Ständen und hatte dadurch mit allen Schichten der Bevölkerung Fühlung. Als Ludwig XIV. starb, stand ihre Macht auf der Höhe, und wenn sie von diesem Zeitpunkt an dauernd nachgelassen hat, der Einfluß der Kirche immer mehr zurückging und sich auf immer kleinere Kreise beschränkte, so hing das mit den Streitigkeitenzusam, men die innerhalb der französischen Kirche ausgebrochen waren. Diese Streitigkeiten gingen auf den Haß zurück, den die Jesuiten gegen die Oratorianer hegten.



Der Abbé Terray von Cathelin nach Roslin. 1774.

Sie entdeckten in den Betrachtungen über die Moral des Evangeliums des Pater Quesnel, eines Oratorianers, die Grundsätze, die Jansenius in seinem Buche über den H. Augustinus aufgestellt hatte, und es gelang ihnen, die Verdammung der Maximen Quesnels in Rom zu bewirken. Die berühmte oder berüchtigte Bulle Unigenitus, die Clemens XI. am 8. September 1713 erließ, verurteilte diese Grundsätze als häretisch und gotteslästerlich. »Um die Kirche von der Häresie zu befreien,« sagt Edgar Quinet sehr hübsch, »löschte der Papst das Evangelium aus.« Wenigstens trafen die päpstlichen Blitze außer Quesnel auch alle evangelischen Tugenden. Der Eindruck war niederschmetternd. Der Erzbischof von Paris, Kardinal de Noailles, und sieben andere hohe Prälaten weigerten sich, die Bulle anzuerkennen und wollten eine Protestation in Rom erlassen, die Ludwig XIV. aber noch verhinderte. Die Gläubigen spalteten sich sofort in zwei Heerlager, die sich bitter befeindeten, die Jansenisten, die die Bulle nicht anerkennen wollten, und die Molinisten, die sich ihr unterwarfen. Die Erbitterung, mit der man sich bekämpfte, war unbeschreiblich. Die wesentlichen Punkte, die in der Bulle entschieden wurden, betrafen Spitzfindigkeiten dogmatischer Art, die wie die Frage von der Rechtfertigung und der Gnade jenseits des Horizontes der meisten von denen lagen, die sich für oder wider engagierten. Aber aller Haß, der sonst noch vorhanden war, ob er sich nun gegen die Jesuiten, gegen Rom, gegen die Regierung richtete, all das immanente Bedürfnis nach Zank und Streit, das der menschliche Geist in sich beschließt,

kamen bei dieser Gelegenheit zum Ausbruch. »Die gute Stadt Paris«, schreibt Barbier 1733, »ist von Kopf zu Fuß jansenistisch, nicht bloß die Magistrate, Advokaten, Professoren und die ganze Elite der Bourgeoisie, sondern wirklich ganz Paris. Männer, Frauen, Kinder huldigen dieser Lehre, ohne ihr Wesen zu kennen und ohne etwas davon zu verstehen. Sie tun es bloß, aus Haß gegen Rom und die Jesuiten. Die Frauen, Mädchen und Kammerfrauen würden sich dafür totschlagen lassen. Diese Partei hat sich um alle anständig denkenden Leute des Königreiches vermehrt, die die Verfolgungen und die Ungerechtigkeit hassen.« Der Jansenismus wurde die Losung des Tages, die allen Haß, alle Abneigung in sich aufnahm und um so vehementer ausbrechen ließ, als unter der Regierung Ludwig XIV. für öffentliche Diskussionen politischer oder religiöser Art gar kein Raum gewesen war. Nun platzten die Geister mit um so größerer Heftigkeit aufeinander und hielten sich für die lange Entbehrung schadlos. »Jeder Salon«, bemerkt Duclos, »wurde eine Schule der Theologie. Die Unterhaltungen wurden von der Wut des Dogmatisierens angesteckt, und dader Charakter der Nation niemals seine Rechte verliert, so unterbrach dann und wann ein Vaudeville den dogmatischen Streit.« Die Bewegung unter den Gegnern der Bulle war außerordentlich heftig, aber doch weit davon entfernt, etwa akatholische Formen anzunehmen. Im Gegenteil bewiesen die Jansenisten sehr bald, daß sie selbst in den Anschauungen der römischen Kirche ebenso befangen waren, wie ihre Widersacher. Sie hielten es für nötig, einen Heiligen und Wunder beizubringen, um Zeugen für die Güte ihrer Sache aufweisen zu können. Der Diakon François de Pâris, der 1727 starb und auf dem Kirchhofe St. Médard in Paris beigesetzt wurde, war ein ausgesprochener Jansenist gewesen, sehr fromm, sehr wohltätig und ein Freund aller Kasteiungen des Körpers. Er nährte sich nur von Gemüsen, schlief ohne Decken auf dem Fußboden und kam dadurch schon bei seinen Lebzeiten in den Geruch eines Heiligen. Er war nicht sobald beigesetzt, als sich auf seinem Grabe Wunder zu ereignen begannen, Gläubige, besonders Frauen und Mädchen, fielen auf demselben in Konvulsionen, es fanden wunderbare Heilungen statt und es entstand ein Aufruhr von religiösem Fanatismus, der es der Regierung geraten erscheinen ließ, den Kirchhof und damit den Zugang zu dem Grabe zu schließen. Ein Spaßvogel brachte die Inschrift an: Der König verbietet dem lieben Gott an diesem Orte Wunder zu tun, aber der Zweck wurde erreicht und auch das große Werk, das der Parlamentsrat Carré de Montgéron zur Beglaubigung der Wunder schrieb, hat den Heiligen nicht davor geschützt, in kurzer Frist vollkommen vergessen zu werden. Der Streit ging

dessenungeachtet weiter. Keine der beiden Parteien wollte Ruhe geben. Die Jesuiten hatten es fertig gebracht, daß auf dem Provinzialkonzil von Embrun 1727 der fromme Bischof Soanen als Jansenist verurteilt wurde. Sie ließen nicht nach, die Gegensätze durch immer neue Angriffe zu verschärfen. Der Erzbischof von Paris Christophe de Beaumont war ein hervorragender Rufer im Streit. Er verbot 1752 den Geistlichen seiner Diözese, den Sterbenden die letzten Tröstungen ihrer Religion zu erteilen, wenn sie nicht durch einen Beichtzettel nachwiesen, daß sie die Bulle Unigenitus anerkannt hatten. Dadurch wurden große Skandale herbeigeführt. So war ein jansenistisch gesinnter Priester Le Mère ohne das Sakrament gestorben, weil der Pfarrer von St. Etienne du Mont namens Bouettin ihm die Absolution verweigerte, da er sich der Bulle nicht unterworfen hatte. Als es bekannt wurde, entstand ein förmlicher Aufruhr. 10000 Personen begleiteten den Leichenzug, um gegen die Maßregel des Erbischofs zu protestieren. Das durchaus jansenistisch gesinnte Parlament ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, sich in diese innerkirchlichen Händel einzumischen. Es ordnete die Verhaftung des Pfarrers an, um ihm den Prozeß zu machen. Der Hof stellte sich auf seiten des Erzbischofs und kassierte den Verhaftsbefehl. Die Bewegung griff auf die Provinzen über, die Parlamente und die Regierung standen sich wie Totfeinde gegenüber, indem sie Befehle erließen, die einander widersprachen und sich gegenseitig aufhoben. Die »Grandes Rémontrances«, welche das Parlament 1753 herausgab, waren ein Manifest, das ebensowohl politischen wie religiösen Inhalts war und so recht deutlich zeigte, wie sich hinter dem Jansenismus allerlei politische Aspirationen versteckten. Sie stellten den Klerus und seine Übergriffe bloß, aber sie resümierten doch schon dahin, daß »wenn die Untertanen den Königen Gehorsam schulden, die Könige ihrerseits den Gesetzen zu gehorchen haben«. Das war eine nie erhörte Sprache, die zur Verbannung des Parlamentes führte. Der Erzbischof antwortete damit, daß er allen Geistlichen die Funktionen untersagte, wenn sie sich in seinem Sinne nicht eifrig genug zeigen würden, aber das Parlament trug doch den Sieg davon. Es wurde zurückgerufen und der Erzbischof nach Conflans verbannt. 1755 erklärte das Parlament von sich aus, die Bulle Unigenitus sei keine Glaubensregel und verbot den Geistlichen sie anders auszulegen. Es war die erste große Kraftprobe zwischen der Regierungsgewalt und der Kirche, bei der es sich darum handelte, nachzuweisen wie weit die Staatsgewalt es wagen könne, in den Machtbereich einzudringen, den die Kirche sich bis dahin allein vorbehalten hatte. Alle diese Streitigkeiten, bei der es keine der beiden hadernden Parteien an Fanatismus und an Übergriffen fehlen ließ, haben im

Grunde genommen zu nichts anderem geführt, als die Bahn für den Unglauben freizumachen und der Revolution den Weg zu ebnen. Der Streit über Subtilitäten des Dogmas konnte in einer Zeit, in der die denkenden Schichten der Bevölkerung bereits völlig ungläubig waren, in diesen Kreisen wenigstens niemand interessieren. Er war nur das Aushängeschild, hinter dem sich alle destruktiven Tendenzen überhaupt verbargen. Er konnte nur dazu beitragen, auch noch die äußere Ehrfurcht vor der Religion beiseite zu lassen. Er hat die niederen Schichten der Bevölkerung mit einem großen Haß gegen den Klerus erfüllt und dadurch ebenfalls der Kirche entfremdet, so daß



Frère Blaise Feuillant von Audran nach de Troy.

Argenson schon 1753 schreibt: »Man kann den Verlust der Religion in Frankreich nicht der englischen Philosophie zuschreiben, welche in Paris nur einige hundert Philosophen angesteckt hat, sondern dem Haß gegen die Priester, der seinen äußersten Grad erreicht hat.« Er selbst stellt fest, daß die Zahl der österlichen Kommunikanten in diesem Jahr um ein Drittel abgenommen hat. Die Heftigkeit der jansenistischen Opposition, die alles Maß überschritt und sich sofort vom kirchlichen Gebiet auch auf das weltliche erstreckte, die zu Schlußfolgerungen führte wie: »die Nation steht über dem König, wie die Kirche über dem Papste«, befreite die Geister von jeder Scheu vor Autorität und Tradition und führte zu immer kühneren Angriffen und immer gewagteren Theorien.

Wie der Jansenismus Laien und Priester gegen einander aufhetzte, so trennte er auch den Klerus unter sich, und wenn man den ganzen Einfluß überblickt, den die Bulle Unigenitus in Frankreich ausgeübt hat, so darf man mit dem alten deutschen Autor von den »fürchterlichen Folgen« sprechen, die sie in Staat und Kirche hatte.

Der Priesterhaß traf am stärksten diejenigen, die man als die Urheber der Bulle bezeichnen darf, die Jesuiten. Alle Leute von Geist und Bildung standen in Frankreich auf seiten der Jansenisten. Unter ihren Gegnern, den Molinisten, ragten durch ihre Macht und ihren Einfluß die Jesuiten hervor und so konnte es nicht fehlen, daß der Haupthaß sich auf sie konzentrierte. Zu allen Zeiten, seit die Jesuiten sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Frankreich niederließen, befanden sich in der Magistratur ihre Hauptgegner und so ergriff das Parlament gern eine Gelegenheit, die sich ihm darbot, um über den verhaßten Orden zu Gericht zu sitzen. Sie bot sich im Jahre 1755, als der jansenistische Streit seinen Höhepunkt erreicht hatte, ganz von selbst. Der französische Jesuitenpater Lavallette, Superior seines Ordens in Martinique, betrieb große Handelsgeschäfte, wurde aber das Opfer englischer Seeräuberei und fallierte mit 3 Millionen Passiva, wodurch mehrere große Häuser in Marseille geschädigt wurden. Er wurde verklagt und das Parlament entschied, daß der Ordensgeneral in Rom den Marseiller Kaufleuten ihren Schaden mit 1 500 000 Livres ersetzen müsse. Dieser weigerte sich, worauf das Parlament die ganze Gesellschaft Jesu vor seinen Richterstuhl zog. Es prüfte ihre Regeln und Grundsätze und fand sie unvereinbar mit der christlichen Moral und den Gesetzen des Staates. 1761 verurteilte es die Lehren Loyolas und erließ einen Befehl, die Häuser der Jesuiten auf französischem Boden zu schließen. 1762 legte es Beschlag auf ihren Besitz, 1764 unterdrückte es den Orden in Frankreich vollends und verbannte seine Mitglieder außer Landes. Trotzdem der König und der Hof, in den Händen jesuitischer Beichtväter, auf seiten der Gesellschaft waren, ließ sich Ludwig XV. doch dazu bestimmen, diese Dekrete auszuführen. Der Minister Herzog von Choiseul und die Marquise von Pompadour wußten ihn dadurch gegen die Jesuiten einzunehmen, daß sie dem König weismachten, sie hätten bei dem Attentat von Damiens ihre Hände im Spiele gehabt. 1773 hat dann Clemens XIV. durch die Bulle Redemptor noster den Orden aufgehoben.

In den jansenistischen Streitigkeiten, wie im Prozesse gegen die Jesuiten war das Parlament Partei und handelte als solches. Wie wenig es an Fanatismus und Bigotterie hinter denen zurückstand, die es bekämpfte, zeigen zwei

Prozesse, die gerade in diesen selben Jahren stattfanden und die Parlamente an der Spitze der Fanatiker erblicken lassen. Es sind die durch Voltaires Einmischung so bekannt gewordenen Fälle Sirven und de la Barre. Der Feldmesser Pierre Paul Sirven lebte mit Frau und drei Töchtern in Saint-Alby. Die jüngste Tochter war 1760 in ein Kloster eingetreten, kehrte aber gemütskrank nach Haus zurück und verschwand im Dezember 1761. Am 3. Januar 1762 wurde sie ertrunken in einem Brunnen gefunden. Die fanatisierte Bevölkerung beschuldigte sofort den Vater, seine Tochter umgebracht zu haben. Das Gericht in Mazamet verurteilte ihn auch ohne Beweis zum Tode. Der Familie war es gelungen, in die Schweiz zu flüchten, wo sich Voltaire ihrer annahm. 1769 wurde der Prozeß wieder aufgenommen, Sirven außer Verfolgung gesetzt, aber zu den Kosten verurteilt, da die Beschuldigung des Kindesmordes »nicht ehrenrührig« gewesen sei! Erst 1771 rehabilitierte das Parlament von Toulouse Sirven und die Seinen. Weit schrecklicher war die Angelegenheit de la Barre. Zwei junge Offiziere, die als begabt und hoffnungsvoll geschildert werden, der Chevalier Jean François Le Fèvre de la Barre und sein Freund d'Etallonde hatten 1765 in Abbéville eine Prozession nicht gegrüßt. Als kurz darauf am 9. August desselben Jahres das Kruzifix, das auf der großen Brücke von Abbéville stand, verstümmelt gefunden wurde, lenkte der Richter Duval de Saucourt, ein persönlicher Feind de la Barres, mit dem er in Gesellschaft allerlei unliebsame Händel gehabt hatte, den Verdacht auf die beiden Freunde, von denen er behauptete, sie pflegten gottlose Lieder zu singen. Er brachte falsche Zeugen bei und setzte es durch, daß beide verurteilt wurden. Es sollten ihnen erst die Zungen ausgerissen und die rechte Hand abgeschnitten werden, worauf sie lebendig zu verbrennen seien. d'Etallonde gelang es zu entfliehen und in preußische Dienste zu treten, den unglücklichen de la Barre aber ereilte sein Schicksal. Das Parlament in Paris, das als Berufungsinstanz zu urteilen hatte, stieß die Sentenz nicht etwa um, sondern milderte sie nur dahin, daß er enthauptet und sein Körper den Flammen zu überliefern sei. Dieses Bluturteil wurde 1766 vollzogen, der Unschuldige aber zuvor noch der Tortur unterworfen. Voltaires Bemühungen gelang es nicht, eine Revision des Prozesses zu erreichen. Das fanatische Parlament im Bunde mit einer ebenso fanatischen Kirche triumphierte.

Gleichzeitig mit dem Vorgehen des Parlamentes gegen den Jesuitenorden ging der Staat gegen die Klöster überhaupt vor. Bereits 1749 hatte der König seine Absicht kundgegeben, die Anzahl der Klöster zu beschränken und alle diejenigen Niederlassungen aufgehoben, die ohne behördliche Erlaubnis



Kapellengitter in Nancy nach dem Entwurf von Jean Lamour.
Aus Lamour: Ouvrages en serrurerie. Paris 1759.

stattgefunden hatten. Eine besondere Kommission, die 1766 niedergesetzt wurde, beschäftigte sich mit der Reform d. h. der Verminderung der Klöster und beschloß alle diejenigen zu unterdrücken, die weniger als 16 Insassen in der Stadt, weniger als 12 auf dem Lande zählten. Ferner durfte kein Mann unter 21, kein Mädchen unter 18 Jahren hinfort die bindenden Gelübde ablegen. 1500 Häuser wurden sofort geschlossen, 386 weitere folgten in den nächsten 20 Jahren. Ein Bericht aus dem Jahre 1776 stellt fest, daß die Kapuziner in acht Jahren 800 Mitglieder, Augustiner und Dominikaner 300 verloren

haben. Hierin befand sich die Regierung durchaus in Übereinstimmung mit der Mehrzahl ihrer Untertanen. Wie man in jener Zeit über die Klostergeistlichkeit dachte, das zeigen mit ganz überraschender Deutlichkeit gewisse Aktenstücke, in denen sich Kläger aus dem Laienstande eine Sprache von einer Heftigkeit erlauben, die sonst ohne Beispiel ist. In einem Prozeß gegen die Mönche von Hautmont werden sie kurzweg als »Diebe« bezeichnet; in einem Aktenstück aus dem Jahre 1765 heißt man die Patres von Ecuélin ganz einfach »Spitzbuben«. Kein Wunder, daß alle Schauergeschichten auf einen günstigen Boden fielen. Eine der handschriftlichen Pariser Zeitungen sprengte das Märchen aus, in Meaux habe ihr Gewährsmann gesehen, daß zu mitternächtlicher Stunde in der Kirche der Cordeliers vier Mönche ein Mädchen ermordet und begraben hätten und fand überall Glauben.

Daß die jansenistische Opposition innerhalb der katholischen Kirche nichts mit Ideen der Toleranz oder Aufklärung zu tun hatte, sondern lediglich dem Parteigeist entsprang, lehrt das Schicksal der französischen Protestanten. Grundsätzlich gab es für den Staat seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes keine Protestanten mehr auf französischem Boden. Sie existierten de facto, aber nicht de jure. Man duldete sie schweigend, aber ihnen fehlten die bürgerlichen Rechte. Da Eheschließung und Kindertaufe von der katholischen Staatskirche verwaltet wurden, so war es den Protestanten unmöglich gemacht, rechtsgültige Ehen zu schließen oder ihren Kindern den nötigen Zivilstand mitzuteilen. Das hat häufig zu den skandalösesten Prozessen geführt. 1772 machte ein Prozeß großes Aufsehen, in dem ein Herr von Bombelles die Annullierung der Ehe verlangte, die er mit einer Protestantin Mlle. Camp geschlossen hatte. Das Parlament bewilligte auch sein Verlangen und bestimmte, daß das Kind, das dieser Ehe entsprungen war, ein kleines Mädchen von 5 Jahren, seiner Mutter fortgenommen und in einem Kloster erzogen werden solle. Es war ein Verdienst Neckers, der, sobald er Minister geworden war, für seine Glaubensgenossen die bürgerlichen Freiheiten der übrigen Franzosen in Anspruch nahm, aber es dauerte noch ein ganzes Jahrzehnt, bis das sogenannte Toleranzedikt Ludwig XVI. vom November 1787 erlassen wurde. Erst dieses gab den Protestanten die Möglichkeit, einen Zivilstand zu erwerben, ihre Frauen hörten auf, als Konkubinen betrachtet zu werden, ihre Kinder waren nicht mehr Bastarde. Es war nicht länger möglich, sie den Eltern einfach wegzunehmen und in Klöster zu stecken. Der katholische Klerus wetterte gegen dieses Gesetz und erinnerte noch in seiner letzten Generalversammlung vom Mai 1788 daran, daß der Monarch in seinem Krönungseide geschworen habe,

die Ketzer auszurotten. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Gesetzgebung, die die protestantische Kirche betraf, mit Blut geschrieben und wurde auch dementsprechend gehandhabt. Die Generalversammlungen des Klerus, die alle fünf Jahre stattfanden, benutzten die ständige Geldverlegenheit des Staates dazu, um ihr freiwilliges Geschenk, d. h. ihren Steuerbeitrag davon abhängig zu machen, daß die Regierung schonungslos gegen die Protestanten vorgehe, findet sie sich dazu bereit, so erhält sie ein oder zwei Millionen mehr, als gewöhnlich. Der Regent, der notorisch irreligiös war, wäre zu Duldung und Toleranz durchaus bereit gewesen, und wenn er einen so wichtigen Schritt, wie die Wiedereinführung des Ediktes von Nantes gewesen wäre, nicht tat, ja während seiner Regierung die weiteren Verfolgungen nicht einmal zu hindern vermochte, so war daran die Rücksicht auf die Macht und den Einfluß der hohen Geistlichkeit schuld. So ungläubig, wie diese selbst war, so unduldsam war sie dafür gegen die Gläubigen eines anderen Bekenntnisses. Ein erklärter Freigeist und Religionsspötter, wie es der Erzbischof Loménie de Brienne war, sagte bei der Salbung Ludwig XVI. in Rheims zu dem König: »Verwerfen Sie das System einer schädlichen Toleranz. Vollenden Sie das Werk, das Ludwig der Große unternommen. Ihnen ist es vorbehalten, dem Calvinismus in Ihren Staaten den Todesstoß zu versetzen.«

So zieht sich eine einzige Kette grausamer Verfolgungen durch das ganze Jahrhundert. Als man 1717 eine Versammlung von Protestanten überraschte, schickte man 74 Männer auf die Galeeren und die Frauen ins Gefängnis. Die Edikte, die 1724 erneut wurden, waren gegen früher verschärft. Allen, die protestantischen Gottesdiensten beiwohnen würden oder denen ein Verkehr mit protestantischen Geistlichen nachgewiesen werden konnte, drohte Einziehung ihrer Güter. Den Männern drohten die Galeeren, den Frauen das Gefängnis. Diese Gesetze standen nicht bloß auf dem Papier. In den nächsten 40 Jahren sind acht Geistliche hingerichtet worden, nur weil sie ihren Glauben gelehrt, und 2000 Protestanten beider Geschlechter lebenslänglich auf die Galeeren oder ins Gefängnis geschickt worden. 1759 befand sich ein Greis von 83 Jahren schon seit 25 Jahren auf den Galeeren in Toulon, nur weil er einmal einen protestantischen Geistlichen in seinem Haus beherbergt hatte. 1753 brachte ein anderer Sträfling, den man mit 14 Jahren angeschmiedet hatte, schon 30 Jahre auf den Galeeren zu. 1769 wurde eines der letzten Opfer dieser großen Verfolgung 80jährig entlassen. Er hatte 27 Jahre auf den Galeeren zugebracht. Die Frauen wurden in den Turm von Aigues-Mortes gesperrt, wo sie in zwei Hallen ohne Luft und Licht vegetierten. Bei einer Revision



DE LAUNAY NACH BAUDOUIN

DER GELEERTE KOECHER



Delafosse nach Carmontelle. Die Familie Calas. 1765.

im Jahre 1754 fand man 14, die das 60. Lebensjahr überschritten hatten. Eine von ihnen war seit 35 Jahren im Gefängnis. Marie Durand, die man verhaftet hatte, als sie 15jährig mit ihrer Mutter einem hugenottischen Gottesdienste beiwohnte, büßte dies Verbrechen mit einer Gefängnisstrafe von 39 Jahren. Als der Gouverneur der Provence, Prinz von Beauvau, 1769 die letzten dieser Unglücklichen in Freiheit zu setzen wagte, wäre er fast in Ungnade gefallen und hatte es nur seinen Verbindungen am Hofe zu danken, daß ihm nicht selbst der Prozeß gemacht wurde.

Die Aufklärung, die sich allmählich ganz Frankreich mitteilte, hat kaum Einfluß auf das Verhalten gegen die Protestanten gewonnen. Jedenfalls nur gelegentlich und zufällig. 1756 hatte ein Protestant, dessen Vater wegen Ausübung seiner Religion zu den Galeeren verurteilt worden war, diese Strafe für ihn angetreten. Fenouillot de Falbaire schrieb über diesen Vorwurf ein Theaterstück: Der ehrliche Verbrecher, das solche Stimmung für den Bedauernswerten machte, daß ihm der Herzog von Choiseul 1762 seine Strafe erließ. Aber dieses selbe Jahr 1762 erlebte den entsetzlichen Justizmord an Calas, der durch Voltaire weltberühmt werden sollte. Jean Calas war ein 63 Jahre alter un-

bescholtener Kaufmann, der mit seiner Frau, vier Söhnen und zwei Töchtern in Toulouse lebte. Sein zweiter Sohn Louis war, um Jurist werden zu können, zur katholischen Kirche übergetreten, lebte aber im Hause des Vaters im besten Einvernehmen mit den Seinigen. Der älteste Sohn Marc Antoine wußte nicht recht, was mit sich anfangen, entschloß sich launisch bald zu diesem, bald zu jenem Beruf, wurde tiefsinnig und erhängte sich schließlich in einem Anfall von Schwermut am 13. Oktober 1761 im Laden seines Vaters. Die Familie machte Versuche, ihn ins Leben zurückzurufen und ließ es sich unklugerweise angelegen sein, als diese Versuche mißglückten, die Spuren des Selbstmordes zu verwischen, weil ein solcher für schimpflich angesehen wurde. Wer zuerst die Beschuldigung ausgesprochen hat, der alte Calas habe seinen Sohn erwürgt, weil derselbe katholisch werden wollte, ist nicht festgestellt worden, sicher ist, daß dieser Einflüsterung Gehör geschenkt und die ganze Familie in das Gefängnis geworfen wurde. Die Dominikaner in Toulouse hetzten die Stimmung des Volkes gegen die unglückliche Familie auf, indem sie dem Selbstmörder als Märtyrer des katholischen Glaubens ein prachtvolles Leichenbegängnis hielten. Allen inneren und äußeren Unwahrscheinlichkeiten zum Trotz wurde der alte Calas vor Gericht gestellt und weder sein tadelloser Ruf noch die Liebe, die er nachgewiesenermaßen seiner ganzen Familie, auch dem schon katholisch gewordenen Sohn gezeigt, noch die Unmöglichkeit, daß der schwächliche bejahrte Mann den jungen kräftigen habe erwürgen können, schützten ihn vor einer Verurteilung. Das Parlament von Toulouse verurteilte ihn am 9. März 1762 mit acht gegen fünf Stimmen zum Tode. Am 10. März wurde Calas gefoltert, gerädert und sein noch lebender Körper in die Flammen des Scheiterhaufens geworfen. Frau und Töchter wurden ins Kloster gesteckt. Die beiden noch lebenden Söhne waren in die Schweiz geflohen. Sobald Voltaire von der Angelegenheit hörte, machte er sie zu der seinen und man kann sagen, daß er ganz Europa für die unglückliche Familie Calas zu interessieren wußte. Nach dreijährigen Mühen setzte er es durch, daß der Prozeß revidiert wurde. Am 9. März 1765 erklärte das Parlament den Gemordeten für unschuldig und entschied, daß der Familie eine Entschädigung zuteil werden müsse. Der Hauptschuldige an der Verurteilung des Unschuldigen, der Capitoul David de Beaudrigue wurde wahnsinnig und brachte sich um. Die Witwe Calas ist erst 80 Jahre alt 1792 in Paris gestorben.

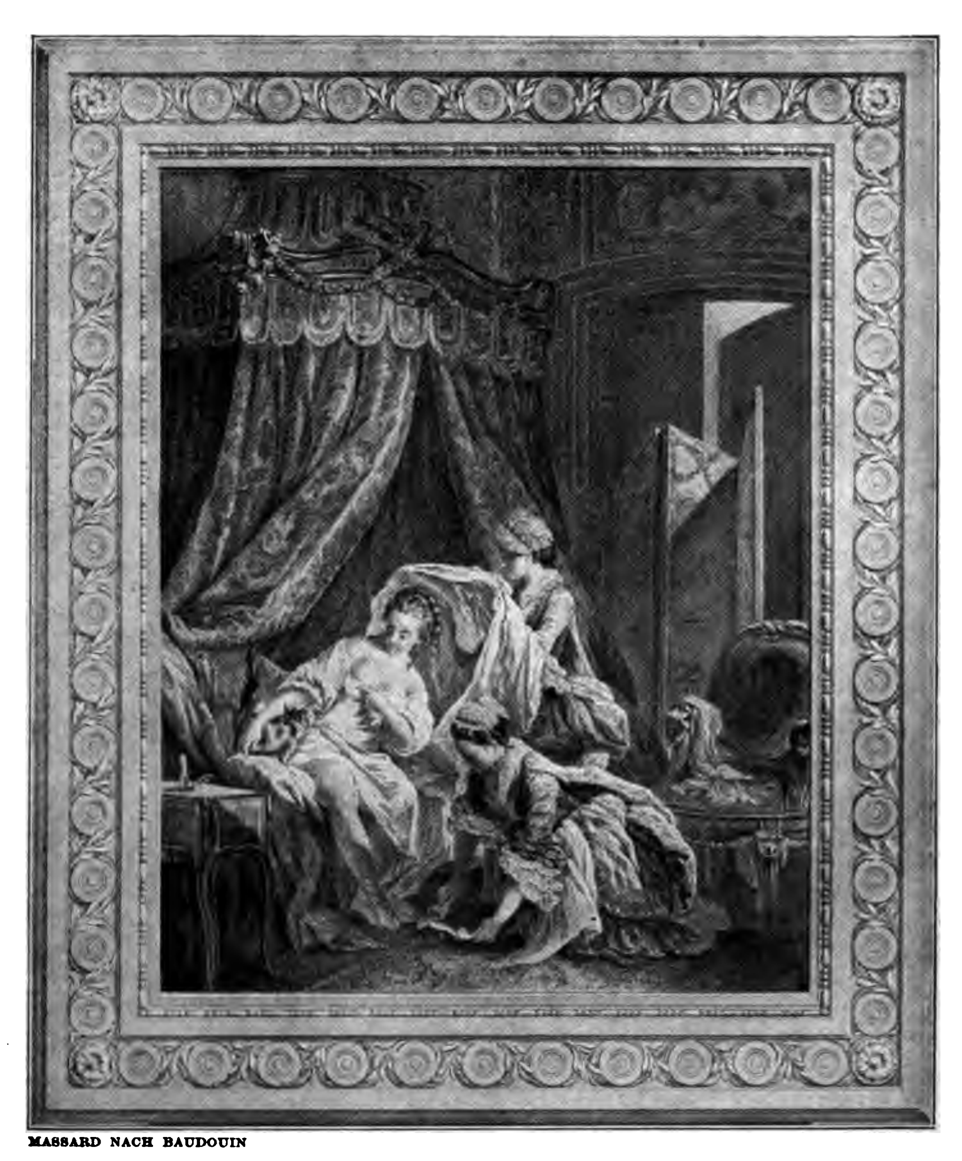
Der Fall Calas, die Verurteilung von 40 protestantischen Edelleuten zum Tode, die 1746 in Auch ausgesprochen wurde, weil sie überführt worden waren, eine protestantische Predigt gehört zu haben, waren die Beweise von



Greuze. Morgengebet.
Nach dem Gemälde im Musée Fabre in Montpellier.

der Gesinnung, die der katholische Klerus Andersgläubigen entgegenbrachte. Sie wäre bei Fanatikern, wenn nicht entschuldbar, doch erklärlich gewesen, sie war ein Verbrechen bei Leuten, die selbst notorisch ungläubig waren und sich damit brüsteten. Ein Hauptverfolger der Protestanten war der Bischof von Nantes Lavergne de Tressan, der sich in den Besitz von 66 Benefizien gesetzt hatte und gern Kardinal werden wollte. Ihm ebenbürtig war der Erzbischof von Paris Christophe de Beaumont, der 1754 den Kreuzzug gegen die Protestanten in den Cevennen predigte. Auch von den Bischöfen in Languedoc heißt es, daß sie fortwährend zu Dragonaden und Bekehrungen unter Hilfe von Flintenschüssen aufgelegt sind. Damals verließen 5000 Protestanten Nîmes und flohen

in das Ausland, wo Menschlichkeit und Vernunft herrschten. Die Generalversammlungen des französischen Klerus haben niemals aufgehört, Verfolgungen gegen die Protestanten zu verlangen. 1780 erklären sie, Thron und Altar seien gleichmäßig in Gefahr, wenn man der Ketzerei gestatten wolle, ihre Fesseln zu brechen. Noch 1789, als das Toleranzedikt den Protestanten schon zu ihrem großen Mißvergnügen die lange geforderte Duldung gewährt hat, wünschten die katholischen Geistlichen, daß man sie wenigstens von dem Richteramt ausschließen solle, ihnen verbiete, ihren Gottesdienst öffentlich abzuhalten und Mischehen einzugehen. Manchmal hat sich die Regierung erlaubt, die geistlichen Ermahnungen zu überhören, einmal sogar gleich, nachdem ihr das freiwillige Steuergeschenk zugesprochen war, den Protestanten des Südens erlaubt, sich 1756 einige neue Gotteshäuser zu errichten. Im allgemeinen hat sie doch lange Zeit gebraucht, ehe sie der Stimmung der Toleranz Rechnung trug. Dazu hat nichts mehr beigetragen, als das Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars in Rousseaus Emil, das den Hunderttausenden seiner Leser und Verehrer ein allgemeines Christentum ohne die Vorurteile der Konfession nahebrachte.



MASSARD NACH BAUDOUIN

BEIM AUFSTEHEN 1771



Fünftes Kapitel

Das Bürgertum



Nach Adel und Klerus rangierte der dritte Stand, der das Bürgertum umfaßte. Es war ein Stand, dessen gesellschaftliche Grenzen nach keiner Seite abgesteckt waren. Nach oben hing er auf das engste mit der Aristokratie wie mit der Geistlichkeit zusammen, nach unten verlor er sich im niederen Volke, welches das Standesbewußtsein nicht mit dazu rechnen wollte. Ohne daß diese Unterscheidungen jemals festgelegt worden wären, nahm man eine Teilung der Bürgerschaft in drei Klassen vor: Die hohe, zu der unter anderem der Briefadel gehörte, ferner alle, die durch ihr Amt einen Adelstitel führten, die Magistratur und die reichen Finanzleute; die mittlere, die den wohlhabenden Kaufmannsstand umfaßte und die niederen Chargen der Beamtenschaft, endlich die kleine, in die alle übrigen ganz von selbst gehörten. Als Stand fehlte ihnen im Vergleich zu den beiden anderen die Geschlossenheit. Die einzelnen Kategorien standen sich feindlich gegenüber, die niederen beneideten die höheren, die bürgerlichen haßten die geadelten und vertrugen sich doch deswegen auch untereinander nicht. In einer kleinen Stadt teilten sich z. B. die Notablen in 36 verschiedene Korps, die sich gegenseitig argwöhnisch und mißgünstig belauerten. Turgot hatte schon recht, als er mit Bezug darauf in einem Geheimbericht dem König schrieb: »Die Nation ist eine Gesellschaft, die sich aus verschiedenen uneinigen Elementen zusammensetzt und aus einem Volk besteht, dessen einzelne Glieder nur oberflächlich miteinander verbunden sind. Jeder ist nur mit seinem eigenen Interesse beschäftigt.« Während im Mittelalter und noch im 16. Jahrhundert der Begriff des Bürgers etwas Ehrenwertes und Achtunggebietendes an sich gehabt hatte, war er im 17. Jahrhundert, zumal in der zweiten Hälfte desselben, geradezu lächerlich geworden. Zu derselben Zeit, als die Aristokratie in höfischem Schranzentum herunterkam, ihre Geltung zugleich mit ihrem Stolz verlor, verfällt der Bürger einer Geringschätzung, die durchaus ungerechtfertigt ist, durch gewisse Lieblingsschriftsteller der Nation aber, wir erinnern nur an Molière und Lafontaine, weit verbreitet



Samuel Bernard von Drevet nach Rigaud. 1729.

wird. Im 18. Jahrhundert haben Destouches, Dancourt u. a. in demselben Sinne geschrieben, so daß die Philosophen dieses Zeitalters, als sie den Stand wieder zu Ehren bringen wollen, zu einer neuen Definition greifen müssen. Die Encyclopédie stellt daher dem »bourgeois« dem bloßen Stadtbewohner, dem außerdem das Stigma eines unberechtigten Reichtums anhaftet, den »citoyen« gegenüber, das Mitglied der Gesellschaft, vollberechtigt, ein Gleicher unter Gleichen. Die Revolution und die Republik haben dem Titel, mit dem man schon seit den 60er Jahren gelegentlich kokettiert hatte, dann offizielle Geltung verliehen.

Die erste Stelle in der Bürgerschaft nahmen die Parlamente ein, von den Bürgern um so höher geachtet, je mehr sie von der Aristokratie gehaßt, von den Königen gefürchtet wurden. Sie genossen eine Popularität, die durch ihre Handlungen durchaus nicht gerechtfertigt war, denn sie sind trotz aller Fronde gegen die Regierung niemals Vorkämpfer der Volksrechte gewesen, aber sie stellten gewissermaßen den Gipfel der bürgerlichen Gesellschaft vor. Alle übrigen Angehörigen der Klasse, mochten sie nun Industrielle oder Kaufleute oder kleine Beamte sein, sahen mit Stolz und Ehrfurcht zu ihnen empor. Sie erblickten in ihnen die Verteidiger der Bürgerschaft gegen Übergriffe der Regierungsgewalt und konnten hoffen, daß ihre Söhne durch Glück oder Verdienst einst zu ihnen hinaufsteigen und sich unter sie mischen dürften. In der Tat war ihre Lage eine ganz ausnahmsweise. Es war ihnen untersagt, Hofstellungen und Auszeichnungen anzunehmen. Als Ludwig XIV. einst die Besitzung Villemort des Präsidenten Séguier zum Range eines Herzogtums und ihn dadurch zum Herzog erheben wollte, sandte das Parlament die königlichen Urkunden zurück. Der Kanzler, der an der Spitze der gesamten Beamtenschaft stand, war bei den obersten Gerichtshöfen der sichtbare Stellvertreter des königlichen Willens, seine Würde war die oberste Frankreichs. Er trug Purpur wie der König, hatte den Vortritt vor allen Herzögen und Pairs, durfte seine Briefe niemals mit Höflichkeitsphrasen schließen, machte keine Besuche und legte für niemand Trauer an. Er war unabsetzbar. Es war ihm verboten, zu Hofe zu gehen und mit dem König zusammen zu speisen. Das Parlament von Paris, das in der französischen Geschichte eine so wichtige Rolle gespielt hat und im 18. Jahrhundert immer im Vordergrund der Ereignisse stand, setzte sich aus acht Kammern zusammen, die im ganzen mit allen Beamten mehr als 3000 Köpfe zählten. Neben ihm gab es in der Provinz noch 12 Parlamente, die die gleichen Funktionen hatten, ebenso zusammengesetzt waren und etwa 40000 Mann stark waren. Sie bildeten in der Tat eine Klasse für sich mit



Herr Le Normand de Tournehem von Dupuis nach Tocqué.

besonderer Tracht, der Amtskleidung, daher man den Adel derselben den von der Robe zu nennen pflegte, besonderen Sitten und Gewohnheiten. Ihre Ämter waren käuflich. Eine Präsidentenstelle kostete im 18. Jahrhundert 500000 Livres. Da sich die Ämter Generationen hindurch in den gleichen Familien vererbten, so bildete sich neben dem Adel vom Schwerte eine bürgerliche Aristokratie der Robe, deren angesehenste Geschlechter die Harlay, Talon, Nicolai, Ormesson, Lamoignon, d'Aguesseau u. a. waren. Sie lebten ganz unter sich, gingen nie zu Hofe und pflegten eine Geselligkeit von ernstem, zurückhaltendem Charakter, ohne rauschende Feste und Bälle. Duclos sagt von dem weiblichen Teil: »Den Damen von der Robe fehlen die Umgangsformen der großen Welt, da sie nur mit ihresgleichen verkehren, und die wenigen, die sie haben, sind



Pâris de Montmartel von Cathelin nach Latour und Cochin.



Grimaud de La Reynière von Latour.

schlecht. Das Zeremonial ist ihre einzige Beschäftigung, Haß und Neid ihr ganzer Zeitvertreib.« Das 18. Jahrhundert, das schon vor der Revolution so eifrig an der Vermischung der Standesunterschiede arbeitete, machte seinen nivellierenden Einfluß auch hier geltend. »Die jungen Angehörigen der Robe«, schrieb bereits La Bruyère, »wetteifern an Leichtfertigkeit mit dem Adel, sie ahmen seine Verschwendung, sein Spiel und seine Ausschweifungen nach, und am Tage, an dem sie ihm in keinem einzigen Laster mehr den Vorrang lassen, glauben sie, ihm gleich geworden zu sein.« Diese Tendenz ist im Laufe des 18. Jahrhunderts nur immer stärker hervorgetreten, so daß Nolivos de Saint-Cyr 1761 bemerkt: »Wenn man die Mehrzahl unserer jüngeren Beamten sieht, glaubt man, sie schämen sich ihres Berufes. Der eine affektiert eine Miene von Leichtsinn und Frivolität, daß man ihn für einen Pagen halten könnte, der andere ist kokett wie eine Frau und parfümiert sich, daß einem übel wird. Fast alle machen es sich zum Gesetz, auf den Wohlanstand zu verzichten, der, ohne daß man ein Pedant zu sein braucht, doch erlaubt, einen Musketier von einem Richter zu unterscheiden.«

Wenn die erste Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, der Adel von der Robe, sich der Aristokratie gleichstellte, so suchte die zweite, die hohe Finanz, es ihr mindestens gleich zu tun, wozu sie um so eher in der Lage war, als sie auf einem solideren Reichtum fußte, als jene. Glückliche Spekulanten, Bankiers und Steuerpächter taten sich darin hervor. Der typische Mann der Epoche war Samuel Bernard, dessen Geldbeutel Ludwig XIV. so nötig war, daß der Sonnenkönig sich herbeiließ, den reichen Parvenu, um ihn für sich einzunehmen, am 6. Mai 1708 in seinem Park von Marly in aller höchsteigner Person herumzuführen. Der nächste Winter schlug mit den Unglücksfällen der französischen Waffen riesige Lücken in sein Vermögen, aber wenn sein Bankrott auch die Finanzen der Stadt Lyon ruinierte, ihm selbst schadete

er nicht. Als er 1739 starb, hinterließ er noch immer 30 Millionen, ein für die Zeit gewaltiges Vermögen. Er besaß das am kostbarsten eingerichtete Palais in Paris, und hatte in demselben eine Bildergalerie aufgestellt, die eine Million wert war. Bernard war unendlich eitel, machte ein großes Haus und ließ sich seine Diners im Jahre mehr als 150000 Francs kosten. Er verheiratete seine Tochter an den Präsidenten Matthieu Molé, seine Enkelin an den Marquis von Mirepoix. Ihm ähnlich in der Verschwendung und im Auftreten waren die Gebrüder Crozat, Antoine der ältere, der Reiche genannt, zum Unterschied von dem jüngeren Pierre, der mehrere Millionen weniger besaß und aus diesem Grunde der Arme hieß. Die Bildergalerie, die der arme Crozat zusammengebracht hatte, genießt noch heute großen Ruhm bei den Kunsthistorikern. Die vier Brüder Pâris wurden schon gelegentlich der Affaire Law genannt, sie waren Söhne eines Gastwirtes aus der Dauphiné und haben das Ansehen, das sie als junge Leute in Paris genossen, bis über das halbe Jahrhundert hinaus behauptet. Sie gewannen einmal auf einen Schlag 63 Millionen. Sie und alle ihresgleichen kauften sich hochtönende Namen und Titel und verheirateten Söhne und Töchter mit den ersten Familien des Landes. Allerdings haben sie die Titel dadurch beträchtlich entwertet. »Die Titel Graf und Marquis«, schreibt Saint-Simon, »sind in den Staub gefallen, weil eine zu große Anzahl von Parvenus, selbst Leute ohne Grundbesitz, sie usurpiert haben. Sie sind so nichtig geworden, daß Marquis und



Der Komponist Rameau von Chardin.



Der Maler Tocqué von Cathelin nach Nattier. 1772.

Grafen heutzutage lächerlicherweise beleidigt sind, wenn man sie mit ihrem Titel anredet.«

Auf einer Linie mit den Großbankiers stehen die Generalpächter der Steuern. Sie wurden mit geringerer Anstrengung ebenso reich, ja reicher als die Bankiers. Von der Steuererhebung, die sie zu besorgen hatten, blieben mit Wissen des Staates große Summen in ihren Taschen und noch größere, von denen der Staat nichts wußte. Sie konnten mit dem Agio glücklicher spekulieren als irgendein anderer und genossen noch die unermeßlichen Vorteile der Lieferungen für die Armee, durch die immense Gewinne in ihre Taschen flossen. Ihre Zahl hat im Laufe des 18. Jahrhunderts zwischen 40 und 60 geschwankt. Um Generalpächter zu werden, bedurfte es eines königlichen Placets, um die man sich daher eifrig bewarb. Als 1748 zehn Stellen frei geworden waren, fanden sich 5000 Bewerber, die alle mit einem königlichen Placet ausgestattet, um einen dieser zehn Plätze kandidierten. Wie die hohen Würden der Magistratur allmählich in manchen Familien geradezu erblich wurden, so vererbten sich auch die Generalpächterstellen vielfach vom Vater auf Sohn und Enkel. La Popelinière, Lalive de Bellegarde, Grimod de la Reynière, Lallemand de Betz u. a. sind einige der bekannten Namen. Ein anderer Teil der Steuerpächter ging aus kleinen Kaufmannskreisen hervor, wie Dardus, der Tuchhändler, Perrinet de Jars, der Weinhändler gewesen war. Viele entstammten der untersten

Klasse der Bevölkerung, wie Gaillard de la Bouexière, Tessier, Durand de Mezy, Dodun u. a., die simple Lakaien waren. Der letztere wurde später Marquis d'Herbault. Das klassische Beispiel eines Steuerpächters, der sich vom Nichts zum Reichtum aufgeschwungen hatte, zeichnete Le Sage in seinem Turcaret, wo er auch nicht vergißt, die Manieren und die Anschauungen seines Helden der verdienten Lächerlichkeit preiszugeben. Die Steuerpächter wetteiferten in ihrem Luxus nicht nur mit dem Adel, sie stellten den Hof in Schatten. Um 1780 gab es in Paris gegen 600 Privatpalais der Hochfinanz, die in ihrer Inneneinrichtung den raffiniertesten Geschmack an den Tag legten. Die Palais der Crozat, Pâris, Villemur, Montargis, Moras, Bonnier u. a. überstrahlten an kostbaren Möbeln, Bildern und Kunstwerken aller Art weitaus die königlichen Schlösser. Die Kunstschätze, die hier aufgespeichert waren, die Gemälde, Bronzen, Skulpturen, Schnitzereien, waren nach Qualität und Quantität von unermeßlichem Wert. Dazu errichteten sie sich vor den Toren verschwiegene Pavillons, Landhäuser von bescheidenem Umfang, in denen Venus und Bacchus gehuldigt wurde. In diesen vereinigte ein sybaritischer Geschmack alles, was die Zeit an Luxus aufzutreiben wußte. Das Lusthaus der Carthause von Chaillot, das dem Steuerpächter Baujon gehörte, war durch seine Spiegel, Beleuchtungseffekte und den Aufwand aller Künste weit berühmt. Es war für alle Fremde eine Sehenswürdigkeit. Seinesgleichen fand es nur in dem Lusthaus des Steuerpächters Boutin in der Rue de Clichy und den übrigen petites maisons der Kollegen. Die Spiegel in dem Landhäuschen von la Bouexière hatten allein 60000 Francs, die Wandleuchter über den Kaminen 25000 Francs gekostet. Der Steuerpächter Saint-James gab für die Möblierung eines Salons 40000 Francs aus, so daß die ganze Anlage auf Millionen zu stehen kam und das Volk diese verschwiegenen Orte verbotener Freuden



Greuze. Selbstportrait.
Gestochen von Flipart. 1763.



Bildnis von Boucher.
Nach dem Gemälde im Louvre.

nicht anders als Folie Beaujon, Folie Boutin, Folie Saint-James nannte. Dazu kamen die herrlichen Landhäuser in den Tälern der Seine, Marne, Oise, Eure, von denen eins immer prächtiger als das andere war. Morfontaine, Hénonville, Montigny, Plessis d'Aunois werden besonders gerühmt. Im Schlosse zu Magnanville gab es 60 Fremdenlogis, von denen jedes aus Vorzimmer, Salon, Schlafzimmer, Kabinett und Dienergelaß bestand und fürstlich eingerichtet war. I. I. de la Borde hatte in Méréville, in der Landschaft Beauce, einen Park angelegt, der mit seinen Bergen, Brücken, Abgründen, Felsen und Wasserfällen einer Schweiz im kleinen glich und Unsummen, man spricht von 30 Millionen, verschlungen hatte.

Diese kostbare und kostspielige Umgebung bildete natürlich nur den Rahmen für eine Lebensführung, die zu diesem Stil paßte. Robert de Caze ließ sich eine Tulpenzwiebel 30000 Francs kosten, I. I. de la Borde trug stets für 100000 Francs

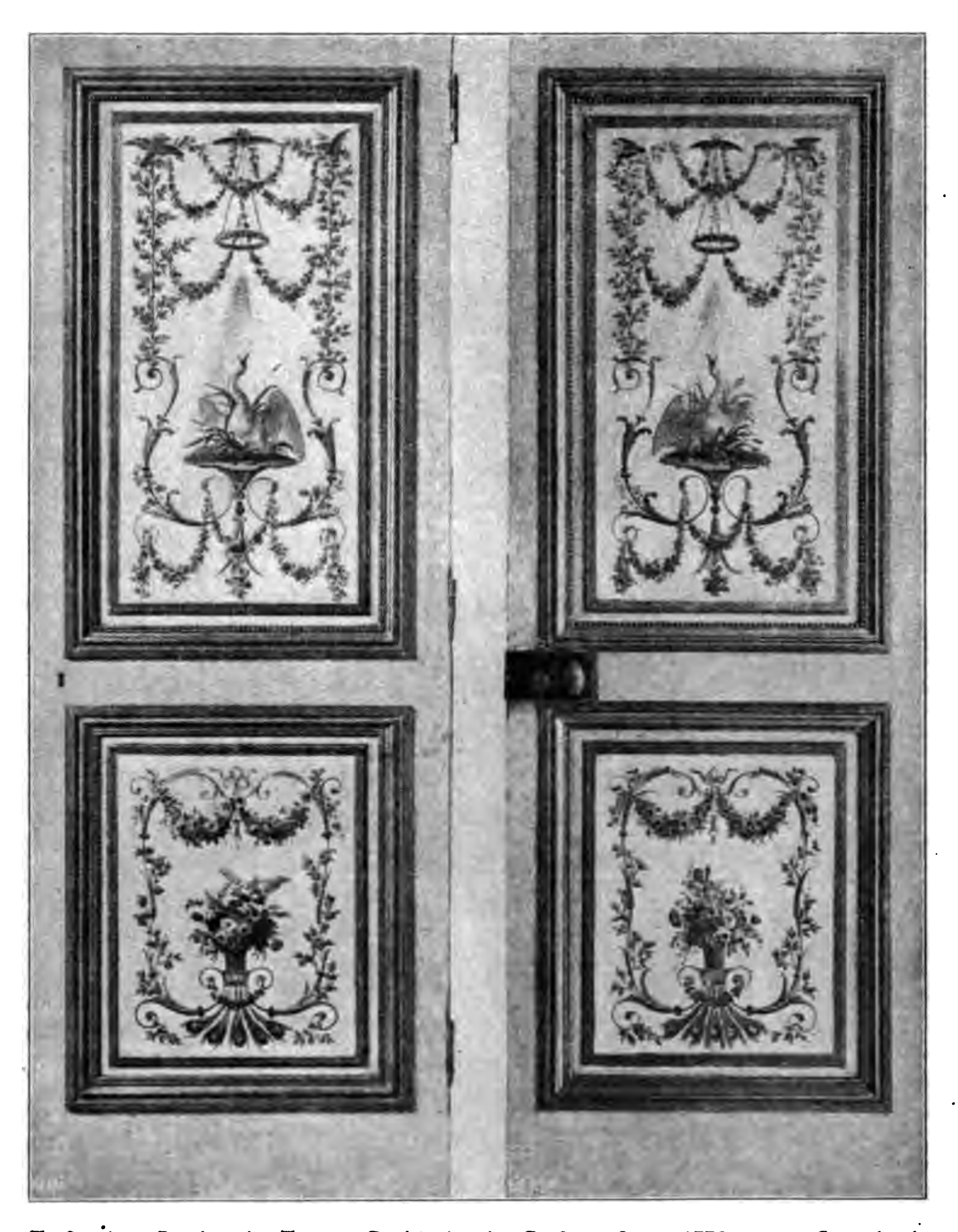






Mlle. Duthé von Drouais.
Nach dem Gemälde im Besitz des Baron Alfred Rothschild in London.

Diamanten an sich und seinem Anzug. Bei den Diners, die sie gaben, wurden den Damen goldgefüllte Börsen oder Schecks oder Diamanten serviert. Bei Bouret fand jede Dame vor ihrem Platz ein Glas mit einem Blumenstrauß und ein anderes mit einer Diamantaigrette. Der halbverrückte Marquis de Brunoy ließ 1766 seinem Vater eine Trauerfeier abhalten, bei der alle Bäume seines Parkes mit Trauerfloren verhüllt, alle Wege schwarz bestreut und alle Wasserläufe schwarz gefärbt waren. Die Finanzleute waren es, die den Ton und den Modegeschmack angaben, nicht der Hof, und wenn d'Argenson 1754 schreibt: »Die Mode verlangt heute, daß die Kurtisanen höher bezahlt werden

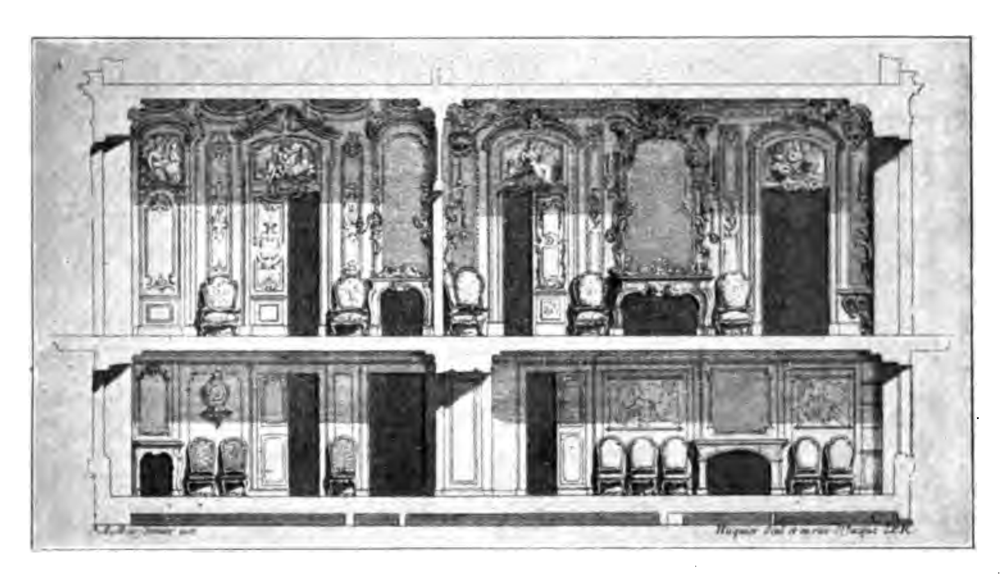


Türflügel im Boudoir der Tänzerin Duthé, das der Graf von Artois 1776 von van Spaendonck ausmalen ließ. Sammlung Lelong.



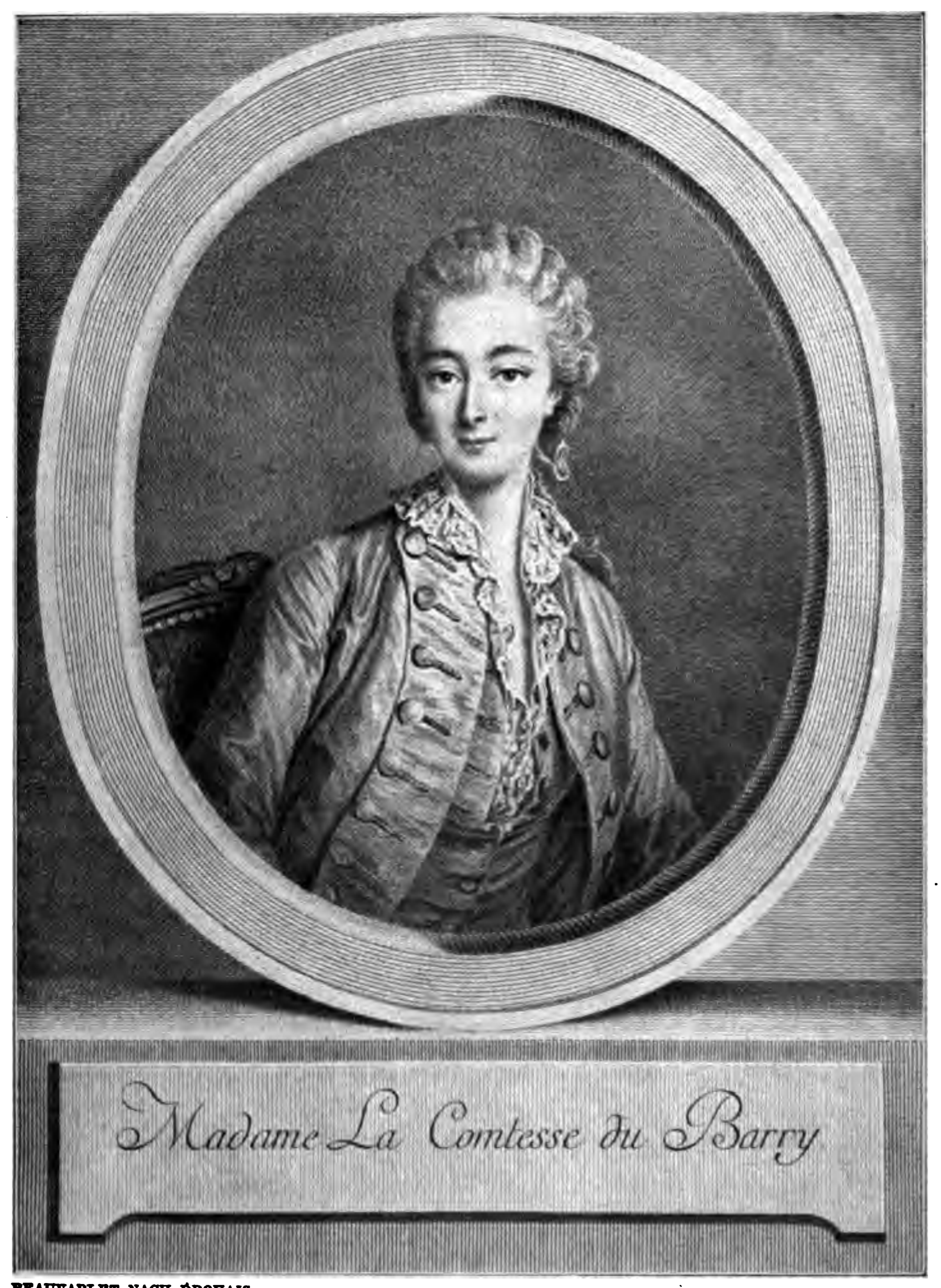
Portal eines Bürgerhauses in der Rue de Varennes in Paris.

als sie wert sind, daß sie mit Diamanten behängt werden, daß sie schöne Karossen und elegant eingerichtete Häuser besitzen,« so meint er damit das Beispiel, das die Steuerpächter gaben. Sie verschwendeten unsinnige Gelder für Sängerinnen und Tänzerinnen, wie Bonnier de la Mosson. Der Sohn von Fillon de Villemur zahlte der Clairon für eine Nacht 20000 Francs. Saint-James gab für Mlle. de Beauvoisin 2 Millionen aus, so daß bei einer Auktion ihrer Effekten 1800000 Francs Diamanten, dabei allein 400 Brillantringe zur Versteigerung kamen. Marie Deschamps, Tänzerin der Komischen



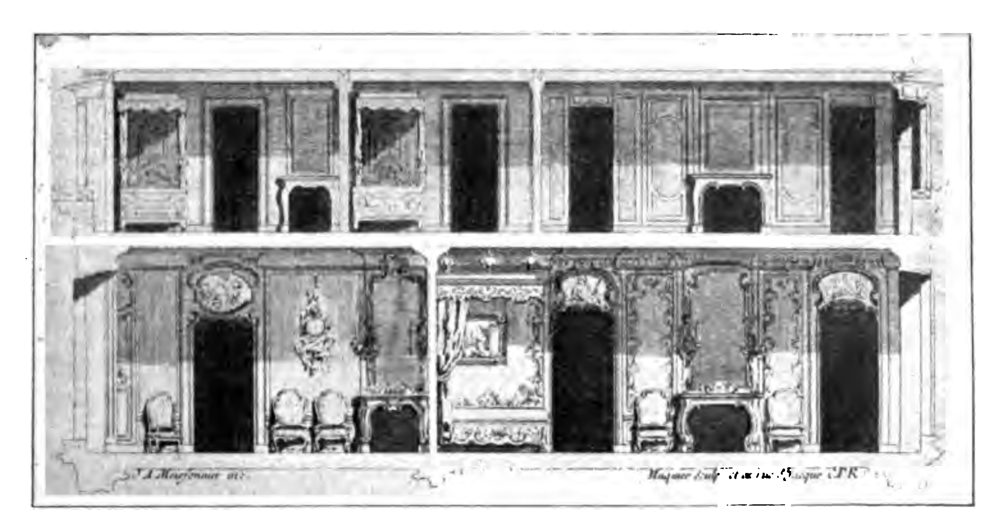
Das Haus des Herrn Brethous in Bayonne.
Gebaut und ausgeschmückt von J. A. Meissonnier. Entresol und erste Etage.

Oper in Paris, trieb einen Luxus, der das Erstaunen der ganzen Stadt bildete, Dufort de Cheverny spricht mit Bewunderung von der Einrichtung ihrer Wohnung, sie bestritt ihn von den 500000 Francs, die ihr der Steuerpächter Briffart jährlich zukommen ließ. Beaujon, der über das Alter der süßen Torheiten hinaus war, ließ es sich 200000 Livres im Jahr kosten, um jeden Abend junge und schöne Frauen um sein Bett zu versammeln, die ihm Geschichten erzählen und vorsingen mußten, so lange, bis er eingeschlafen war. Den im Jahre 1739 erfolgten Tod des Steuerpächters Beaufort haben alle Pariser Freudenmädchen tief beklagt. Er hinterließ sieben illegitime Witwen, die er alle fürstlich ausgehalten hatte. Manche haben ihre Genüsse nicht auf käuflichem Wege gesucht, sondern wußten ein gewisses Raffinement hineinzutragen. Der Steuerpächter Masson war in der Normandie tätig, als die Bleichsucht gerade epidemisch auftrat. Er verkleidete sich als Arzt und verordnete den Patientinnen Kräuterbäder, Mai- oder Rosenbäder, die sie nur unter seiner persönlichen Aufsicht nehmen durften. Kardinal Fleury nötigte den Steuerpächter de la Popelinière, sein Verhältnis zu heiraten. Die Ehe wurde wenig glücklich. Die Frau hatte sich in ihrem Boudoir einen Kamin konstruieren lassen, dessen rückwärtige Platte wie eine Tür beweglich war und den Zugang aus dem Nebenhaus gestattete. Auf diesem Wege empfing sie ihre Liebhaber und wurde von ihrem Manne vor die Tür gesetzt, als er durch den Verrat einer



BEAUVARLET NACH DROUAIS

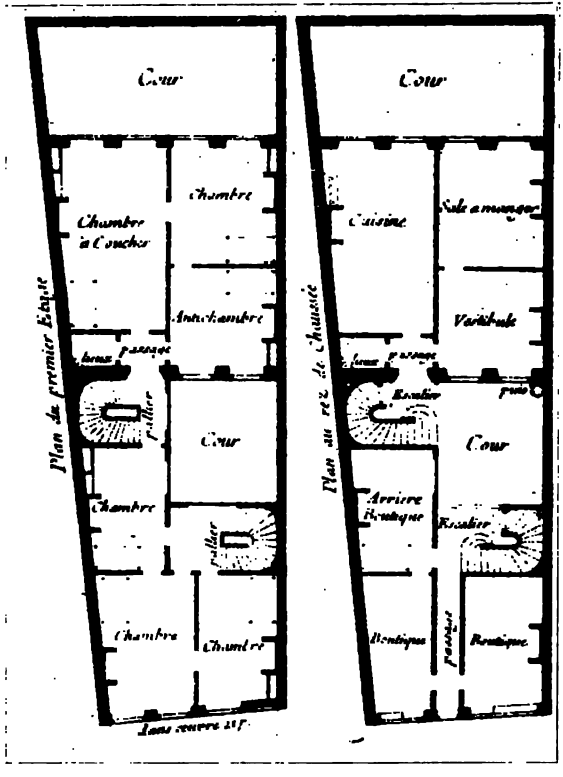
GRAEFIN DUBARRY



Das Haus des Herrn Brethous in Bayonne.
Gebaut und ausgeschmückt von J. A. Meissonnier. Zweite und dritte Etage.

Zofe Kenntnis von dieser Erfindung bekam. Die Damen der Halbwelt, Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, schöpften mit vollen Händen aus diesen Goldquellen. Die Montansier, Clairon, Guimard, Duthé, Verrières, Deschamps u. a. bestritten ihre Phantasien aus den Mitteln der Generalsteuerpächter. Außer ihnen aber entblödeten die Aristokraten sich keinen Augenblick, von den Summen, die durch die Hände dieser Geldmagnaten liefen, den möglichsten Vorteil zu ziehen. 1780 schrieb Dutens: »Die Finanziers sind glücklich, wenn sich Herren und Damen der vornehmen Welt bei ihnen zum Essen ansagen lassen.« Da saßen sie an immer reich besetzten Tafeln und nahmen ihren Gastgebern noch große Vermögen im Spiel ab. De la Haye verlor bei Mme. Genlis 800000 Livres an Herrn von Fénélon, der Sohn von Pâris la Montagne verspielte an einem Abend 80000 Taler an einen Kavallerieoffizier, Orry de Fulvy verlor an einem Abend 600000, Dupin de Chenonceaux 700000 Livres. Gewaltige Summen wurden auf diese Weise vergeudet und man muß sich immer klarmachen, daß man all die aufgeführten Zahlen mit drei multiplizieren muß, um den heutigen Geldwert zu erhalten.

Viele der Generalsteuerpächter starben reich, der 1753 gestorbene Fillon de Villemur hinterließ 40 Millionen, Helvetius, der nur 4 Millionen hinterließ, galt für arm. Den Steuerpächter Thoynard ereilte ein schreckliches Schicksal. Man fand ihn 1753 in seiner unterirdischen Schatzkammer, deren Eisentür hinter ihm zugeschlagen sein muß, verhungert, inmitten seiner Reichtümer. Er



Grundriß zweier Stockwerke eines bürgerlichen Wohnhauses in Paris.
Aus Jombert: Architecture moderne. Paris 1728.

hatte sich in seiner Verzweiflung die Arme ganz zerbissen. Viele der Generalpächter dagegen, haben wie in einem Rausche des Goldes, alles verschwendet. Bouret hatte in seinem Leben 42, Roussel 12, Francueil 8, Savalette 12 Millionen vergeudet. Sie starben in Armut, wie Robert de Caze, der 1755 bankerott machte, wie Saint-James, der in der Bastille endete, wie Bouret, der sich umbrachte.

Gegen diese Glückspilze der Hochfinanz, die ungeheure Summen gewinnen, aber, vom Zauber des Goldes geblendet, auch ebenso schnell wieder einbüßen, nimmt sich die Kaufmannschaft des Mittelstandes bescheiden aus. In ihr aber sind Fleiß, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit zu Hause. Sie häuft Gewinn auf Gewinn und legt durch Sparsamkeit und verständige Kapitalsanlage den Grund zu einer soliden Wohlhabenheit, wenn nicht zu Reichtum. Sie ist im 18. Jahrhundert fleißig bei ihrer Arbeit gewesen. Die französische Ausfuhr, die nach Taine im Jahre 1720 bloß 106 Millionen betrug, stieg 1748 auf 192, 1755 auf 257 Millionen und bezifferte sich 1788 auf 354 Millionen. »Wie,« sagte der Papst einmal, »man zweifelt an der göttlichen Vorsehung und dabei wird Frankreich unter der Regierung eines Ludwig XV. täglich reicher?« Voltaire, der zwei Drittel des Jahrhunderts durchlebte, fällt das Wachstum der Industrie und das Reicherwerden der Mittelklasse auf. Er schätzt, der Wohlstand müsse 20mal so groß sein wie früher. »Ich halte Bordeaux für reicher und seinen Handel für bedeutender,« schreibt Arthur Young, »als den irgend einer Stadt Englands, London ausgenommen. In der letzten Zeit hat der französische Seehandel größere Fortschritte gemacht als der englische.« Dabei



Der Geschäftsmann von Dumesnil nach Lucas.

mußte dieser Mittelstand, dessen rastloser Fleiß den Grund zu der Macht und dem Ansehen Frankreichs legte, es sich gefallen lassen, von den müßigen Drohnen der beiden andern Stände verachtet und ausgelacht zu werden. »Der Kaufmann hört so oft mit Geringschätzung von seinem Beruf sprechen,« bemerkt Voltaire, »daß er töricht genug ist, über denselben zu erröten. Trotzdem weiß ich nicht, wer dem Staate nützlicher ist, ob der gepuderte Edelmann, der ganz genau weiß, zu welcher Stunde der König aufsteht und in welcher er sich niederlegt, und der sich Airs von Größe gibt, weil er in einem Vorzimmer den Sklaven eines Ministers spielt, oder ein Kaufmann, der sein Land bereichert und von seinem Kontor aus Aufträge gibt, die in Surate oder in Kairo ausgeführt werden.« Zum Mittelstande des Bürgertums gehören ferner die mittleren und niederen Beamten, deren Zahl im Laufe des Jahrhunderts ganz außerordentlich gewachsen ist. Allein zwischen 1693 und 1709 sind 40000 neue Stellen geschaffen worden. In einer kleinen Provinzstadt zählte man 1750 nach Tocqueville 109 Personen, die Recht sprachen und 126 Beamte, die mit der Exekutive betraut waren.



Die Gouvernante von Lépicié nach Chardin. 1739.

In diesem Stande ist man fleißig und arbeitet mehr als man genießt. Die meisten Geschäfte des Staates werden durch die Angehörigen des Mittelstandes besorgt, mit solchem Eifer und so redlichem Bemühen, daß man 1789 auch auf der andern Seite einsieht, »daß die einem Deputierten notwendigen Kenntnisse im dritten Stande, der an die Geschäfte gewöhnt ist, in höherem Maße vorhanden sind«. In diesem Stande war nicht davon die Rede, daß die beiden Geschlechter getrennte Wege gingen, in ihm waren Mann und Frau eines, sie arbeiteten gemeinsam an dem Wohlstand der Familie. »Die Frauen der kleinen Kaufleute«, schreibt Mercier, der in seinem Gemälde von Paris ein so ansprechendes Bild von dem französischen Mittelstand im vorletzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts entworfen hat, »arbeiten in Übereinstimmung mit ihren Männern. Es besteht eine vollkommene Gleichheit der Funktionen unter ihnen. Der Haushalt befindet sich wohl dabei. Die Frau ist die Seele eines



Das Tischgebet von Lépicié nach Chardin.

Geschäftes.« Während die höheren Stände aus der Verderbnis ihrer Sitten gar kein Hehl machen, sich im Gegenteil mit derselben brüsten, haben sich Tugend und Sittenstrenge in die Kreise des Mittelstandes geflüchtet, in denen sie noch nicht der Lächerlichkeit verfielen. Auf der Familie hatte die Gesellschaft der früheren Jahrhunderte beruht, seit die höheren Kreise der Autorität und der Tradition spotten, haben sich alle Bande des Familienlebens unter ihnen gelockert. Nun werden die Kreise des Bürgertums die festesten Stützen althergebrachter Sittenstrenge. Adel und Klerus sind offen ungläubig und verhöhnen die Religion, die ihrer Zügellosigkeit keine Schranken mehr setzen soll. Sie flüchtet sich in die Welt der mittleren und kleinen Bürger.

Es ist gar nicht, als ob man das gleiche Frankreich vor sich hätte, wenn



Die Verlobung von Gaillard nach Eisen.

man die Auffassung des Lebens und die Gewohnheiten desselben in den höheren Kreisen und im Mittelstande betrachtet. Dort ein Jagen nach Reichtum, den man durch eine gute Partie, durch Bettel bei Hofe, durch das Spiel oder andere unwürdige Mittel zu erlangen sucht. Jedenfalls ohne Arbeit und Anstrengung. Hier Fleiß und Sparsamkeit, die langsam Stein für Stein die Grundlagen des Wohlstandes durch Arbeit zusammentragen, dort der Genuß als einziger Zweck des Lebens. Hier das Streben, die Seinen zu fördern und in besserer Lage zurückzulassen als die war, in der man einst selbst den Kampf um die Existenz begann. Dort eine unglaubliche Frivolität, die ohne Scheu vor göttlichen und menschlichen Gesetzen nur das eigene Ich betont, hier die Bescheidung, die weiß, an welchem Platze sie sich einzuordnen, meinet-



Rekonvalescenz von Lépicié nach Jeaurat. 1744.

wegen auch unterzuordnen hat. Für diesen Sinn, der in dem französischen Bürgertum überaus lebendig war und der das Bürgertum vor der Revolution, wenn auch nicht zum glänzendsten, so doch sicher zum tüchtigsten Repräsentanten der Rasse machte, fehlt es nicht an Beispielen. Wenn man das 18. Jahrhundert betrachtete, so hat man über der brillanten Außenseite, die das Leben des Hofes und der Aristokratie darbot, über dem funkelnden Geist, der gewisse Kreise der Hauptstadt auszeichnete, ganz die prunklose Tüchtigkeit derjenigen Kreise übersehen, die jenen doch erst als Grundlage diente. Das Bürgertum war immer nur die Folie von Spießertum und Langeweile, von der die anderen, die allerdings weder spießig noch langweilig waren, sich so schillernd und glänzend abhoben. Nun sind zwar die geistreichsten und



Neujahrsgratulanten von Canot.

genialsten Köpfe Frankreichs im 18. Jahrhundert aus dem Mittelstande und sogar aus den untersten Kreisen desselben hervorgegangen, aber im großen und ganzen ist diese Klasse, wie sie sich von der Sittenverderbnis der Aristokratie fernhielt, auch dem Geiste ferngeblieben, der dazumal der moderne war. Unglaube und Aufklärung, wie sie die Philosophen verbreiteten, drangen in diese enggeschlossenen Zirkel nicht ein, die Fragen nach der Souveränität des Volkes und seiner Stellung zu König und Regierung, die in den Salons alle Köpfe beschäftigten, haben unter ihnen niemand irregemacht. Der Pariser Advokat Barbier äußert sich einmal darüber in sehr bezeichnender Weise, indem er in sein Tagebuch die Bemerkung einträgt: »Ich glaube, daß man seinem Amte mit Ehre vorstehen muß, ohne sich unberufener und törichter Weise um die Staatsangelegenheiten zu kümmern.«

Einen wirklich tiefen Blick in die Seele des französischen Bürgers gestatten uns nun die sogenannten »livres de raison«, aus denen Charles de Ribbe ein so wertvolles Material zur Kenntnis des Bürgerstandes im 18. Jahrhundert beigebracht hat. Sie sind ein Mittelding von Rechnungs- und Tagebuch, in dem die Hausväter nicht nur vom Stande ihres Vermögens Rechenschaft ablegen, sondern auch Beiträge zur Chronik der Familie liefern, überdies aber von den Grundsätzen Zeugnis geben, die ihr Tun und Lassen beherrschen. Man findet darin Nachrichten vom Ursprung und Bestand der Familie, Mitteilungen über verschwägerte Geschlechter, Angaben über Heirat, Geburt der Kinder, schließlich Verzeichnisse des Mobiliars, der Bücher, der Kapitalien, Schulden und Außenstände und in vielen Fällen auch Ratschläge für die Kinder und testamentarische Bestimmungen. Sie gewähren ein um so treueres Bild von dem sittlichen Zustand der Familie, als ihr Inhalt nur für die allernächsten Angehörigen bestimmt war und sicher keiner der Schreiber geahnt hat, daß seine Aufzeichnungen eines Tages auch für einen weiteren Kreis Interesse gewinnen würden. Dadurch unterscheiden sie sich vorteilhaft von den Memoiren und Selbstbiographien, an denen die Zeit ja ebenfalls nicht arm ist, die aber doch immer nur sehr bedingt als Zeugen gelten können, denn wie viele Menschen gibt es wohl, denen ihr Bild im Spiegel nicht gefiele? Diese Bücher gehörten im Süden Frankreichs in jeden soliden anständig bürgerlichen Haushalt. Man findet sie außerdem in der Picardie, im Cotentin, in Maine und anderswo. Die Curières de Castelnau begannen ihr livre de raison im Jahre 1346 und haben es fortgeführt bis in unsere Tage. Die Garidel in Aix haben das ihre von 1605 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vom Vater auf den Sohn fortgesetzt, die Sudre in Avignon 1680 angefangen. Antoine Pellicot baute sich 1539 in Aix ein Haus, das bis 1818 in seiner Familie verblieb. In einer Geschichte, die mehr als zwei Jahrhunderte umfaßt, zählte die Familie 107 Männer, die alle angesehene Stellen in der Magistratur und der Geistlichkeit bekleideten. In diesen Büchern kommt ein starker Familiensinn zu Wort, Glauben, Recht-



Pariser Bürgerfamilie.



Wohlhabende Pariser Bürgerfrau von Dupin nach Leclerc.

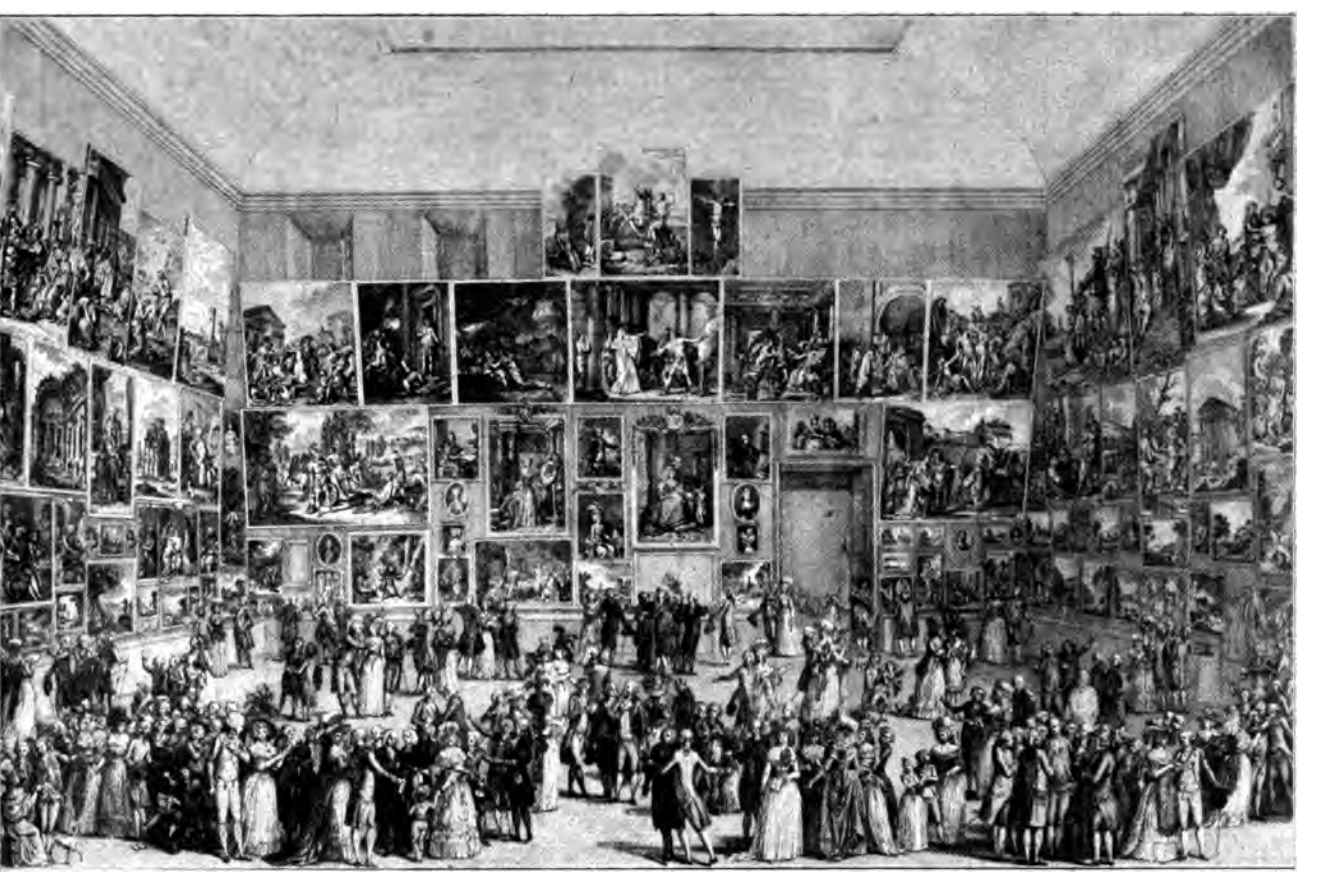
schaffenheit und die ganze Fülle patriarchalischer Tugenden, nach denen man heute und nicht nur in Frankreich so sehnsüchtig Ausschau hält. 1729 beginnt Jean Pierre de Berluc: »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen. Ich habe dieses livre de raison am 8. Juni 1729 begonnen, um so viel immer möglich meinen Erben eine genaue Kenntnis meiner Angelegenheiten zu geben. Ich bitte den Herrn, daß es ihm gefallen möge, mir die Ausführung dieser Absicht zu erlauben, zu seinem größeren Ruhm und zu meinem Heil.« Manche der Notizen haben in ihrer Schlichtheit etwas Rührendes. So schreibt Jean Laugier: »Am 26. Oktober 1736 ist meine liebe Frau gestorben, versehen mit den Sakramenten der Kirche. Gott nehme sie in sein heiliges Paradies. Möge er ihr in der Ewigkeit ihre guten Eigenschaften belohnen und die Zärtlichkeit, die sie mir und meinen Kindern stets gezeigt hat.« Wortreicher und gefühlsseliger schreibt sein Sohn Jean Baptiste, als er 17 Jahre später ebenfalls Witwer wird: »Am 13. Juli 1753 habe ich meine Frau verloren, die ein bösartiges Fieber nach ihrer Entbindung binnen vier Tagen hinwegraffte. Die zärtliche, aufrichtige und unerschütterliche Verbindung, die immer zwischen uns herrschte, ihre Frömmigkeit, ihre Tugenden und die unaussprechliche Anhänglichkeit, die sie für mich besaß, machten sie mir unendlich teuer. Sie war meine ganze Freude und mein ganzer Trost. Der Herr konnte mich an keiner empfindlicheren Stelle treffen. Sein



Spaziergang auf den Wällen von Paris von Courtois nach St. Aubin.

Wille geschehe. Ich bitte ihn, ihr Barmherzigkeit angedeihen zu lassen und mir den Trost zu gewähren, den ich nötig habe. Er erweise mir die Gnade, uns in seinem Paradiese zu vereinen, damit wir ihn ewig segnen und preisen mögen. Amen.«

Die Geburt eines Sohnes begleitete Trophime Tron de Codolet in Salon (Bouches du Rhône) 1736 mit der Eintragung: »Gott gewähre ihm die Gnade, auf dieser Welt sein guter und getreuer Diener zu werden, auf daß er ihn in der anderen ewig lobpreisen möge«, und Pierre de Saboulin in Marseille notiert 1734 die Geburt einer Tochter mit der Bitte: »Gott erhalte sie immer in der Unschuld der Taufe und nehme sie von dieser Welt, wenn sie ihr fehlen sollte.« Joseph Caire, Advokat beim Parlament von Aix, begann sein livre de raison am 19. April 1774: »Jean Baptiste Caire, mein guter, sehr guter und achtungswerter Vater, ist heute Dienstag morgen um 6 Uhr gestorben. Er war geboren in Trets am 8. September, dem Tage, der der Geburt der heiligen Jungfrau geweiht ist. Sein Vater hieß Joseph und seine Mutter Rose Audric. Alle beide aus der Pfarrei Trets, tugendhafte und gottesfürchtige Leute. Mein achtungswerter Vater ist an der Seite meiner armen Frau und meines Sohnes begraben worden. Kein Mann besaß jemals mehr Zartheit des Gefühls, Barmherzigkeit, Frömmigkeit, Liebe für seine Kinder

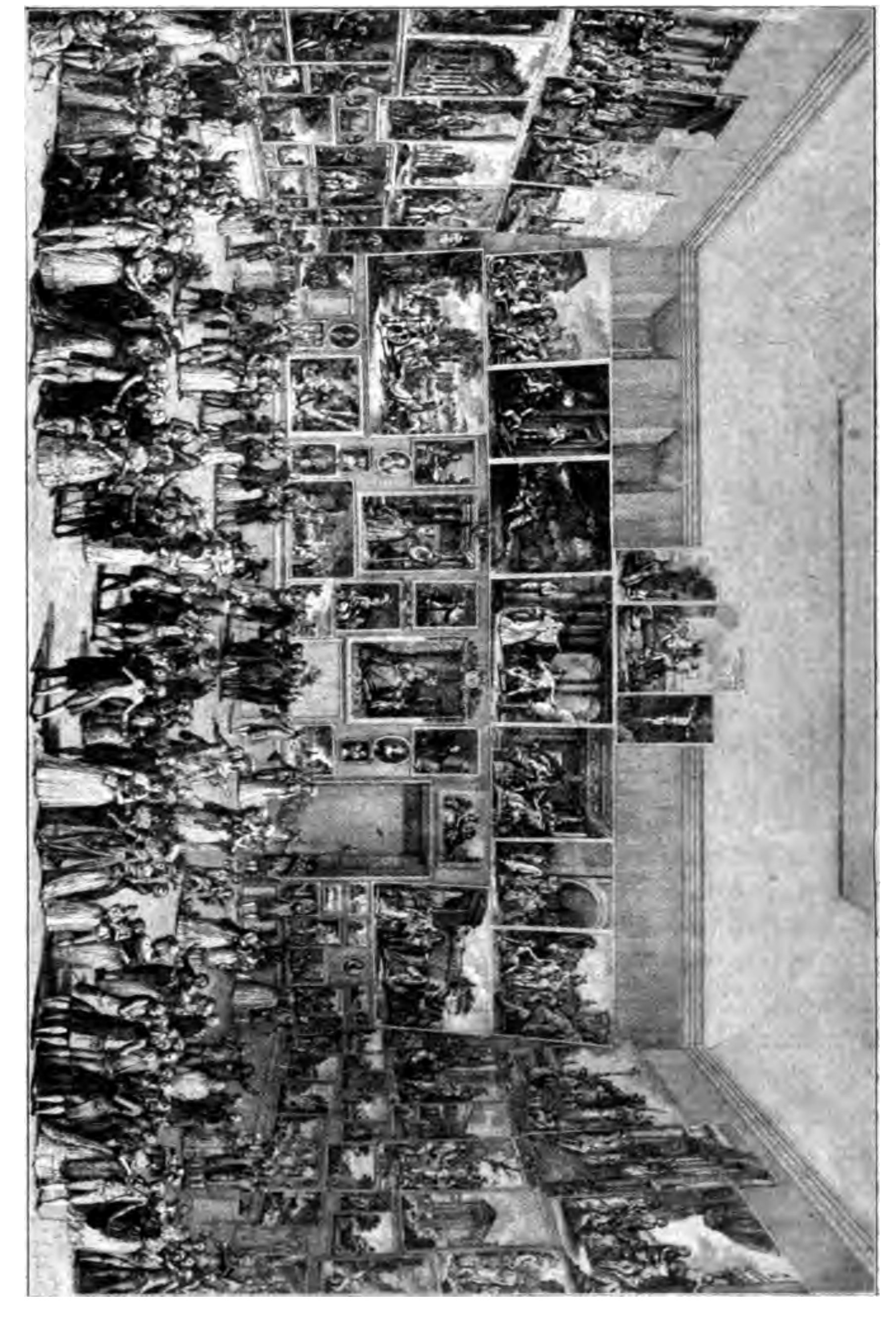


Kunstausstellung im Louvre von Martini. 1787



AUS FREUDENBERG

MONUMENT DU COSTUME 1774



Kunstausstellung im Louvre von Martini. 1787



AUS FREUDENBERG

MONUMENT DU COSTUME 1774



Ruhendes Mädchen von Boucher.
Nach dem Gemälde in der Alten Pinakothek in München.

imstande sein werde hinzuzufügen, im allgemeinen alles, was ich notwendig finde, daß meine Nachkommen wissen. Ich empfehle ihnen die Sorge für ihr Hab und Gut, aber dringender noch die Furcht Gottes und die Sorge für ihr ewiges Heil.« Manchmal enthalten diese livres de raison vollkommene kleine Sittenbilder, wenn z. B. einer der Schreiber Vergleiche zieht zwischen einst und jetzt. So lesen wir von der Hand des Pierre César de Cadenet de Charleval, der sein livre de raison 1728 begann, es 1763 seinem Sohn vererbte, von dem es auf den Enkel überging: »Unser bescheidener Besitz hat sich nach und nach durch die gute Wirtschaft unserer Eltern vermehrt. Man muß gestehen, daß der Luxus früher nicht so allgemein verbreitet war, wie er es heute ist. Ich habe es von meinen Onkels gehört, daß mein Urgroßvater niemals etwas anderes trug als cadis (ein billiges Tuch) und selbstgewebten Stoff, an seinen Schuhen Riemen. Man kannte weder die Perücken noch andere ähnliche

Medizinen, für die man heute mehr Geld gebraucht, als damals für den ganzen Haushalt draufging. Aus welchem Grunde es auch nicht schwer war, Kapitalien zurückzulegen. Man aß in der Küche mit der Dienerschaft, man hatte nur ein Feuer und fror. Die Dame vom Hause füllte selber den Schnappsack der Diener und schickte sie zu rechter Zeit auf Arbeit. Das war damals allgemeiner Gebrauch. Wollte man heute so handeln, möchten die Leute mit Fingern auf einen zeigen. Man kannte weder die gewirkten Tapeten, noch die seidenen Vorhänge an den Betten, die Sessel waren nur mit Stroh gepolstert. Ich selbst kannte noch den Winterspeisesaal mit seinem Pflaster von Fliesen, zwei großen Truhen von Nußbaumholz vor den Fenstern, den Kleiderschrank von Olivenholz und dem Bett mit Vorhängen von bedrucktem Kattun. Die Wandbekleidung von vergoldetem Leder. Mein Onkel ließ es herrichten mit dem Büfett, wie es jetzt ist, was mir gut 600 bis 700 Livres gekostet hat. Der erste, der diese Gebräuche aufgab, war mein Großvater. Er mußte nach Paris gehen und dort gab er in einem Jahr 14000 Livres aus, so daß mein Vater zu sagen pflegte, die Brille, die er ihm mitgebracht habe, sei ihm auf 14000 Livres zu stehen gekommen. Er hatte sich von Paris einen Kammerdiener mitgebracht, von dem mein Vater im Scherz zu sagen pflegte, er habe sich nie getraut, von ihm ein Glas Wasser zu verlangen, so viel besser sei derselbe angezogen gewesen. Allmählich nahm der Luxus immer noch zu, man legte nichts mehr zurück und jetzt hat man Mühe, mit dem zu leben, was übrig geblieben ist.«

Aus diesen Aufzeichnungen, die uns in so unendlich vielen Punkten und in so sympathischer Weise über den Zustand des bürgerlichen Familienlebens aufklären, geht auch die hohe Autorität hervor, welche in diesen Kreisen Vater und Mutter genossen. Sie bestimmten beinahe schrankenlos über Wohl und Wehe der Ihrigen, die, wie man oft genug lesen kann, in beinahe zitternder Furcht vor ihnen lebten. Es war für einen Vater eine Kleinigkeit, einen ungeratenen Sohn in ein Gefängnis oder eine Tochter, die nicht folgen wollte, in ein Kloster einsperren zu lassen. Wenn die Aristokratie dazu ein Plazet an den Minister oder wenn es sich um sehr hochstehende Leute handelte, an den König selbst einreichen mußte, so genügte es, wenn ein bürgerlicher Familienvater sich an den Polizeileutnant wandte. In seinem Roman, dem Leben Mariannens, schildert Marivaux eine Familiensitzung, in der über die Inhaftierung eines Familiengliedes beraten wird. Als ein gewisser Jacques Desforges nach dem Aachener Friedensschlusse und der Ausweisung des Prätendenten satirische Verse auf den König gemacht hatte: »O Volk, du einst so stolz und



Der heimliche Kuß, von Fragonard.
Nach dem Gemälde in der Eremitage zu St. Petersburg.

so erniedrigt heute,« die außerordentliches Aufsehen machten, strengte die Regierung sich an, des Verfassers habhaft zu werden. Einer seiner Freunde, Leroy de Fontigny, verriet ihn, um die ausgesetzte Belohnung zu erhalten. Die Mutter des Verräters war so empört über die niedrige Handlungsweise ihres Sohnes, daß sie ihn in die Kolonien deportieren ließ, weil sie sich seiner schämte.

Die Eltern bestimmten die Eheschließungen ihrer Kinder, ohne dieselben lange um ihre Einwilligung zu bitten. Fräulein Mélian erfährt z. B. am 18. November 1718, daß sie am 22. desselben Monats Herrn von Argenson heiraten wird, von Neigung oder Abneigung ist dabei gar keine Rede. Fast die gesamte französische Lustspielliteratur des 18. Jahrhunderts hat von diesem Motiv gezehrt und ihre Wirkungen damit bestritten, aber die wenigsten französischen Väter dürften den Lustspielfiguren geglichen haben. Wie es bei solchen Verlobungen zuzugehen pflegte, wo nach den gewissen von den Vätern



DUPLESSIS

LUDWIG XVI.



abgemachten Vereinbarungen die Verlobten sich zum ersten Male sahen, oft im Kreise von Familien, die einander bis dahin fremd waren, schildern die Memoiren von Mme. d'Epinay in ganz köstlicher Weise in dem Kapitel, das sie der Verlobung ihrer Schwägerin Mimi de Bellegarde mit Graf d'Houdetot widmet. Die Kälte, die Zurückhaltung, das gewisse Mißtrauen, die gegenseitig herrschen, sind vorzüglich beobachtet. Wie tief die väterliche Autorität auf das bürgerliche Leben einwirkte, sagt der Präsident Portalis, der 1780 eine Generalversammlung der Gemeinden der Provence abhielt: »Der Einfluß, den jeder Familienvater bei uns auf die öffentliche Verwaltung ausübt, zieht oft genug Parteiungen nach sich, aber er bewirkt auch, daß die Seelen Widerstandskraft und Nerv in allen Lagen bewahren, daß die Menschlichheit geachtet wird und daß man selbst in den untersten Klassen Männer, Bürger findet, die fähig sind zu verwalten.« Der Familiensinn tritt in der Tat in einer Weise hervor, die uns heute in Erstaunen setzt, wir meinen den gemeinsamen Haushalt, den größere Familien zusammen führen. Jean Joseph de Garidel bestimmt z. B. in seinem vom 9. Dezember 1711 datierten Testament, daß seine Kinder fortfahren sollen, miteinander zu leben. Sie sollen einen gemeinsamen Tisch führen, Haus und Mobilar gemeinsam benützen. »Ich habe das so festgesetzt,« schließt er, »damit sie in Frieden und Eintracht leben mögen.« Heute würden wir das als den sichersten Weg zu Unfrieden und Zwietracht ansehen, ein Beweis, wie sehr sich die Anschauungen in der Zwischenzeit



Der Maler und sein Modell von Chaponnier nach Schall.

geändert haben. Junge Ehepaare aber lebten ganz allgemein bei den Schwiegereltern in allen Ständen. Joh. Georg Wille beschreibt Verlobung und Hochzeit seiner Nichte mit dem jungen Coutouli und wie sie 1771 ihren Wohnsitz bei den Eltern aufgeschlagen. Im Ehekontrakt ihrer Tochter versprechen Herr und Frau Geoffrin dem jungen Paar und seinen künftigen Kindern Wohnung und Nahrung zu geben, 1 Diener, 1 Kammerjungfer, 1 Kutscher, 4 Lakaien und 2 Pferde zu halten. Marmontel, der schon über die fünfzig alt ist, als er sich zum Heiraten entschließt, zieht nach der Hochzeit mit der Schwiegermutter und zwei Onkels in einen Haushalt zusammen, an dem sie jeder zu ein Fünftel teilnehmen. Genau so beschreibt Diderot in seinen Briefen an Mlle. Volland die Haushaltführung seiner Geschwister in Autun.

Man darf so vielen Lichtseiten gegenüber und Fleiß, Tüchtigkeit, Streben, Solidität sind Charakterzüge, die das Bürgertum allerdings ehrten, die Schattenseite nicht übersehen. Sie lag hauptsächlich in dem Mangel an Selbstgefühl. Die höheren Kreise der Bürgerschaft, worunter vor allen Dingen die sehr reichen zu verstehen sind, waren glücklich, sich für ihr Geld adlige Schwiegersöhne kaufen zu können, mochten sie noch so üble Patrone sein. Der Umgang mit dem Adel war das erstrebenswerteste Ziel ihres Daseins. Mme. de Bullion geb. Rouillé zahlt 20000 Livres, um nur einmal im Leben im Wagen mit der Herzogin von Orléans fahren zu dürfen, und da das ausgerechnet Liselotte ist, so erlaubt sie ihrer Hofdame gern, diesen Gewinn zu machen. Collé wettert auf jeder Seite seines Tagebuches gegen die Vorurteile der Geburt und des Standes. »Die Leute von Stande«, schreibt er 1750, »sind von Porzellan, die Bürger von Fayence.« Als man bei Hofe die Geburt einer Prinzessin ziemlich mißvergnügt begrüßt, notiert er: »Das Volk von Lakaien, das Versailles bewohnt, hat Furcht, es könne ihm an Herren fehlen.« »Die Könige und die Großen sollten uns ebenso gleichgültig sein, wie wir ihnen.« Und dabei verrät jede Seite auch, wie hohen Wert er auf den Umgang mit diesen Großen legt, die ihm so gleichgültig sind. Er ist glückselig, wenn ihn der Graf von Clermont (ein Prinz von Geblüt) an seine Tafel zieht, während er eine Haupt- und Staatsaffaire daraus macht, als ihm zugemutet wird, beim Herzog von Orléans an dem Tische der Musiker zu essen, statt an der Tafel der Edelleute vom Dienst. Geradeso ist es mit Rousseau. Wie verschieden ist die Haltung, die er in Montmorency bei der Marschallin von Luxemburg einnimmt und in la Chevrette bei der bürgerlichen Mme. d'Epinay. Wenn die Bürgerlichen mit Neid und Ingrimm auf den Adel sehen und seine herausfordernde Anmaßung nur grollend ertragen, so halten sie sich dafür



»Ein Sohn gnädiger Herr« von Baquoy nach Moreau le j. 1776.

durch Parteiungen unter sich schadlos, in denen der Streit um den Vortritt, um Rang und Etikette nicht minder erbittert ausgefochten wird, als bei Hofe. Die Mißgunst, mit der sie sich untereinander verfolgen, ist ebenso häßlich wie



Die Entführung der Europa, von Boucher.
Nach dem Gemälde im Louvre.

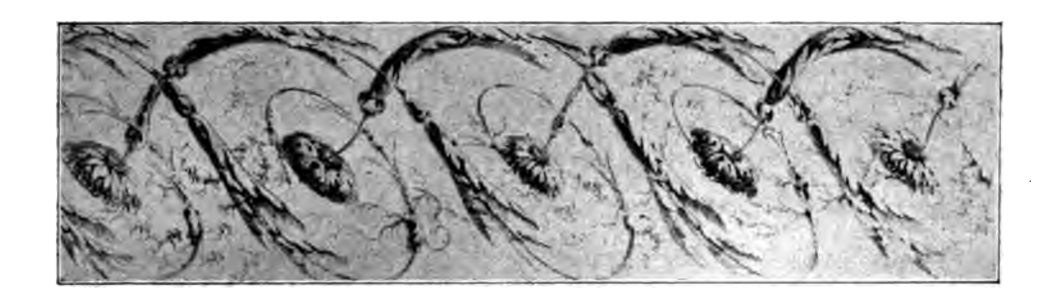
unverständlich. Weil Mme. Geoffrin sich eine angesehene Stellung in der Gesellschaft errungen hat, trotzdem sie eine Bürgerliche ist, trotzdem ihr Vater nur der Kammerdiener des Dauphin war, findet Collé sie »grenzenlos anspruchsvoll«. So kann der Bruder der Pompadour, Abel Poisson, der diese Gefühle kennt, niemals seines Titels als Marquis von Marigny froh werden, weil er immer in der Furcht lebt, man könnte ihm am Ende nicht genug Ehre erweisen. Marmontel hat eine Schilderung von ihm entworfen, in der das Mißtrauen, die Schwäche, die Empfindlichkeit dieses bedauernswerten Tropfen außerordentlich lebendig geschildert sind. Er hat seinen Stand aufgegeben, ist aus dem Bürgertum desertiert und wird doch von denen, unter die er sich gern mischen möchte, nicht als voll angesehen. Und was noch schlimmer ist, er betrachtet sich selbst nicht als voll.



Sechstes Kapitel

Das Volk





Die offizielle Einteilung, welche die Bevölkerung Frankreichs in Adel, Klerus und dritten Stand schied, nahm von dem eigentlichen Volke gar keine Notiz. Je mehr man sich heute mit ihm beschäftigt, um so weniger hat man sich damals darum gekümmert und doch rechnete man, daß von den 20 Millionen Einwohnern, die Frankreich unter Ludwig XV. nach ungefährer Schätzung zählte, allein 15 Millionen Bauern waren. Unter Volk verstand man im 18. Jahrhundert nach dem Abbé Coyer Handwerker, Dienstboten und Bauern, von den übrigen wollte keiner dazu gerechnet werden. Es ist für uns, die wir seit einem halben Jahrhundert ununterbrochen mit all den Fragen unterhalten werden, welche die Lage der untersten Klasse betreffen, in der Tat erstaunlich, diesen Problemen im 18. Jahrhundert fast gar nicht zu begegnen. Man hat geradezu Mühe, sich über sie zu unterrichten, um sich ein zutreffendes Bild von ihnen und ihrer Existenz zu machen. Beginnt man aber einmal erst nachzuforschen, so versteht man rasch, warum die Schriftsteller jener Zeit so schweigsam in diesem Punkte sind. Sie fürchten sich, in dieses Elend hineinzuleuchten. Die Gesellschaft trug keine Sorge für sie, denn sie war so eingerichtet, daß die oberen Klassen ein glückliches und glänzendes Leben auf Kosten jener führten, sie war nur eine andere Form der antiken Zustände, in denen eine Herrenkaste über Sklaven stand. So schrieb Massillon 1740: »Das Volk in unseren Gegenden lebt im Elend, die Neger auf den Besitzungen unserer Kolonien sind glücklicher.« Der Staat kümmerte sich nur um sie, um sie auszubeuten und ihnen ihre geringen Einnahmen als Steuer fortzunehmen. Für ihre Bedürfnisse, für ihre Erziehung, ihre Bildung tat er nichts, ja er machte ihnen beinahe die Ausübung der Religion unmöglich, wenigstens erschwerte er sie auf das äußerste dadurch, daß er die Pfarrer ungenügend besoldete. Es ist ein schreckliches Gemälde, das La Bruyère 1688 von dem französischen Landmann entwirft. »Man sieht,« schreibt er, »über das Land verstreut, gewisse wilde Tiere, Männchen und Weibchen, schwarz, gelbbraun

und von der Sonne verbrannt, die am Boden kleben, den sie mit unzerstörbarem Eigensinn aufwühlen und umgraben. Sie haben etwas wie eine artikulierte Stimme, und wenn sie sich auf ihren Füßen aufrichten, zeigen sie ein menschliches Gesicht und in der Tat, sie sind Menschen. Nachts ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück, wo sie von Schwarzbrot, Wasser und Wurzeln leben. Sie ersparen den anderen Menschen die Mühe des Säens, Ackerns und Erntens, um zu leben, und sie verdienten, daß man ihnen das Brot nicht mangeln ließe, das sie gesät haben.« 60 Jahre später schreibt Argenson: »Die Landbewohner sind nichts als arme Sklaven, als Zugtiere, die man in ein Joch spannt. Sie tanzen nach der Pfeife und bekümmern sich um nichts, wenn sie nur zu essen haben und schlafen dürfen.« Aber nicht einmal das gestattete man diesen armen geplagten Geschöpfen. Sie bestellten wohl den Boden, die Früchte, wie den Ertrag ihrer Arbeit aber nahm man ihnen fort. Man empfängt, geht man die Annalen des Jahrhunderts durch, fast den Eindruck, als sei der Hunger ihr ständiger Gast gewesen. 1725 schreibt Saint-Simon: »Man lebt in der Normandie von Feldkräutern, während in Chantilly und Straßburg großer Luxus herrscht. Der erste König in Europa kann kein großer König genannt werden, denn sein Volk besteht aus Bettlern aller Art und sein Reich gleicht einem Spital voll Sterbender, die man mitten im Frieden geplündert hat.« 1740 hört man von Argenson, daß in den letzten zwei Jahren mehr Franzosen an Hunger gestorben seien, als in allen Kriegen Ludwig XIV. getötet wurden. Die Tagebücher dieses Mannes sind eine einzige fortlaufende Chronik des öffentlichen Elends, das in den französischen Provinzen herrscht und insofern ein würdiges Gegenstück zu dem Journal des Herzogs von Luynes, das in diesen selben Jahren am Hofe geführt wurde und von nichts berichtet, als dem Luxus und der Verschwendung in Versailles. »Der Hunger nimmt in den Provinzen zu,« bemerkt Argenson 1748, »der Süden befindet sich im größten Elend.« 1749 heißt es: »Das Elend in der Touraine ist entsetzlich, Verzweiflung ergreift die Bewohner, die Auvergne ist in noch schlechterem Zustand als die übrigen Provinzen.« Die selbstverständliche Folge solcher Zustände ist das Überhandnehmen des Bettels und der Aufstände, die überhaupt nicht mehr aufhören. »Ich habe in dieser letzten Zeit bemerkt,« schreibt Vauban 1709, »daß der zehnte Teil des Volkes betteln gehen muß, und in der Tat bettelt, daß aber von den übrigen neun Zehnteln fünf gar nicht in der Lage sind, Almosen zu geben, weil sie beinahe selbst in die gleiche Lage gekommen sind.« Dreißig Jahre später hat sich nichts gebessert. »Die Menge der Armen«, schreibt Argenson 1740, »übertrifft die Zahl jener, die leben können, ohne zu

betteln«. 1749 gibt er an: »man trifft in Paris an jeder Tür zehn Bettler, alles Landleute.« In den Gegenden, in denen der Weinbau blühte, müssen selbst die Weinbauern betteln gehen. Das bleibt durch das ganze Jahrhundert hindurch so. 1771 veranschlagt der Präsident de Brosses die Bettler, die täglich an die Tür seines Schlosses in Montfalcon klopfen, um Almosen zu heischen, auf 120 bis 150 Mann. Man weiß nicht, soll man es bei derartigen Zuständen nur töricht oder frivol finden, daß der Herzog von Choiseul 1767 den Versuch unternahm, den Bettel dadurch in Frankreich auszurotten, daß er auf einen Schlag 50000 Bettler verhaften ließ. Jeder Tag vertrieb neue Scharen von Haus und Hof und warf sie auf die Straße. Sie unterwarfen sich nicht immer gutwillig der Not, die eine falsche Zoll- und Steuerpolitik über sie verhängte. Sie forderten, wo sie des Bittens müde waren. Wieder ist Argenson unser bester Gewährsmann. 1740 wollte man den Insassen des Pariser Irrenhauses Bicêtre die Brotration kürzen und ihnen nur ein halbes, statt dreiviertel Pfund Brot geben. Da empörten sie sich, überwältigten die Wachen und entflohen in die Stadt. Bei den Kämpfen, die zwischen der Polizei und diesen Unglücklichen entstanden, sind 40 oder 50 von ihnen getötet worden. 1739 brachen in Ruffec, Caen und Chinon Aufstände aus. Unruhen mit Blutvergießen, Mord, Totschlag und Plünderung sind kaum noch Ausnahmen. 1747 ereignen sie sich in Toulouse, 1750 in Béarn, 1752 in Rouen, wo das Volk drei Tage plündert und raubt. Im gleichen Jahre finden solche in Languedoc, Guyenne und der Auvergne statt. 2000 Bauern setzen Arles in Angst und


Streit mit dem Kutscher, von Pasquier nach Jeaurat. 1748.

Schrecken. In der Normandie ruft der Mangel an dem notwendigsten Lebensbedürfnis, dem Brot, alle paar Jahre einen Aufstand hervor. Argenson, allerdings ein verabschiedeter und mißvergnügter Minister, der sich für unentbehrlich hält und zu seinem größten Erstaunen sehen muß, daß man trotzdem auf seine Dienste verzichtet, folgt diesen Bewegungen mit aufmerksamen Blicken und fürchtet schon, aus ihnen könne unversehens die Revolution hervorgehen, die er längst kommen sieht und für unvermeidlich hält. »Eine Emeute«, schreibt er 1750, »kann zu einer Revolte werden und die Revolte zu einer totalen Revolution, in der man wirkliche Volkstribunen erwählen würde und den König und die Minister der Möglichkeit berauben würde, schaden zu können.«

Die Schuld an diesem Elend trugen die Lasten, welche zugunsten der Feudalherren auf dem bäuerlichen Besitz hafteten und von den Besitzern nicht abgelöst werden konnten. So nützte es den kleinen Bauerngutsbesitzern wenig, daß nach und nach ein großer Teil der herrschaftlichen Besitzungen zertrümmert und parzelliert wurde und in das Eigentum der Landleute überging. Arthur Young, der mit dem regsten Interesse für die Landwirtschaft und nur ihretwegen Frankreich wiederholt bereiste, wunderte sich, daß die kleinen Grundbesitzer, trotzdem er die Hälfte des Grund und Bodens in ihrem Besitze schätzt. sich nicht in besserer Lage befinden. Er übersah, wie sehr sie durch die tausend Rechte und Gerechtsame gehindert waren, die Dritten auf ihren Besitz zustanden, so daß man fast nicht von vollem Eigentum dabei sprechen kann. Diese Servitute beengten die Besitzer über die Gebühr und ließen sie in der Tat nie zu dem vollen Genusse ihren Anstrengungen gelangen. Sie haben in die Seele des Landmannes auch jenen Haß gepflanzt, der sich schon in den allerersten Tagen der Revolution, schon im Hochsommer 1789 in so wilden Taten der Vernichtung Luft schaffte. Ein weiteres Moment der Verelendung lag an der Verzettelung, mit der Grund und Boden bei Erbfällen aufgeteilt wurden. Turgot klagte: »Die Teilung der Erbschaften geht so weit, daß ein Grundstück, das eine Familie ernähren würde, unter 5 bis 6 Kinder geteilt wird. Diese Kinder und ihre Familien können dann nicht mehr von ihrem Grund und Boden leben.« Der dritte, letzte und schwerste Grund, der dem Landmann die Existenz vergällte, lag in der Zoll- und Steuerpolitik, von der an ihrem Ort die Rede sein wird.

Daß drückende Lasten aller Art, welche die Lebensführung auf das äußerste erschwerten, die Lebenshaltung auf das niedrigste Niveau herabdrücken mußte, versteht sich von selbst. Die Charakterisierung La Bruyères scheint

nicht einmal übertrieben zu sein. Im 18. Jahrhundert war nach Tocquevilles gründlichen Untersuchungen ein Dorf eine Gemeinde, deren sämtliche Mitglieder arm, unwissend und grobschlächtig waren. Ihre Behörden waren ebenso unkultiviert und verachtet, wie alle übrigen auch. Ein Syndikus konnte nicht lesen, der Steuerkollektor war nicht imstande mit eigener Hand die Listen aufzustellen, von denen das Vermögen seiner Nachbarn und sein eigenes abhing. Ein Synodalbeschluß von 1789 stellt fest: »Die Mehrzahl der Dorfbewohner kann nicht lesen, daher verstehen sie nichts von den Gebeten, die sie in der Kirche hören und weil sie sich langweilen, unterhalten sie sich, als ob sie auf der Straße wären.« Dieser Beschluß verstieg sich zu der Forderung, man solle aus diesem Grunde die Messe in französischer Sprache abhalten. »Man sieht in der Provinz nur Dörfer in Ruinen und in Verfall,« notiert Argenson 1750. Legrand d'Aussy, der 1788 die Auvergne bereist, schreibt: »Ich sah Dörfer, in denen die in Trümmer gefallenen Wohnstätten mehr als ein Drittel der Ortschaft ausmachten.« Arthur Young fand zwischen 1787 und 1790 den ganzen Norden Frankreichs von Elend und Schmutz starrend. Die Sologne nennt er »ein unglückliches Land, die Bodenbestellung jämmerlich, die Häuser erbärmlich«, den Wohnungen der Landbewohner um Limoges fehlen die Scheiben und so geht es fort durch alle Provinzen, die er mit eigenen Augen gesehen hat. Andere Reisende, die andere Landschaften sahen, entwerfen von ihnen erfreulichere Bilder, wie Lady Montague, die 1739 schreibt: »Die Dörfer sind



Der Pariser Straßensänger von Madeleine Cochin.



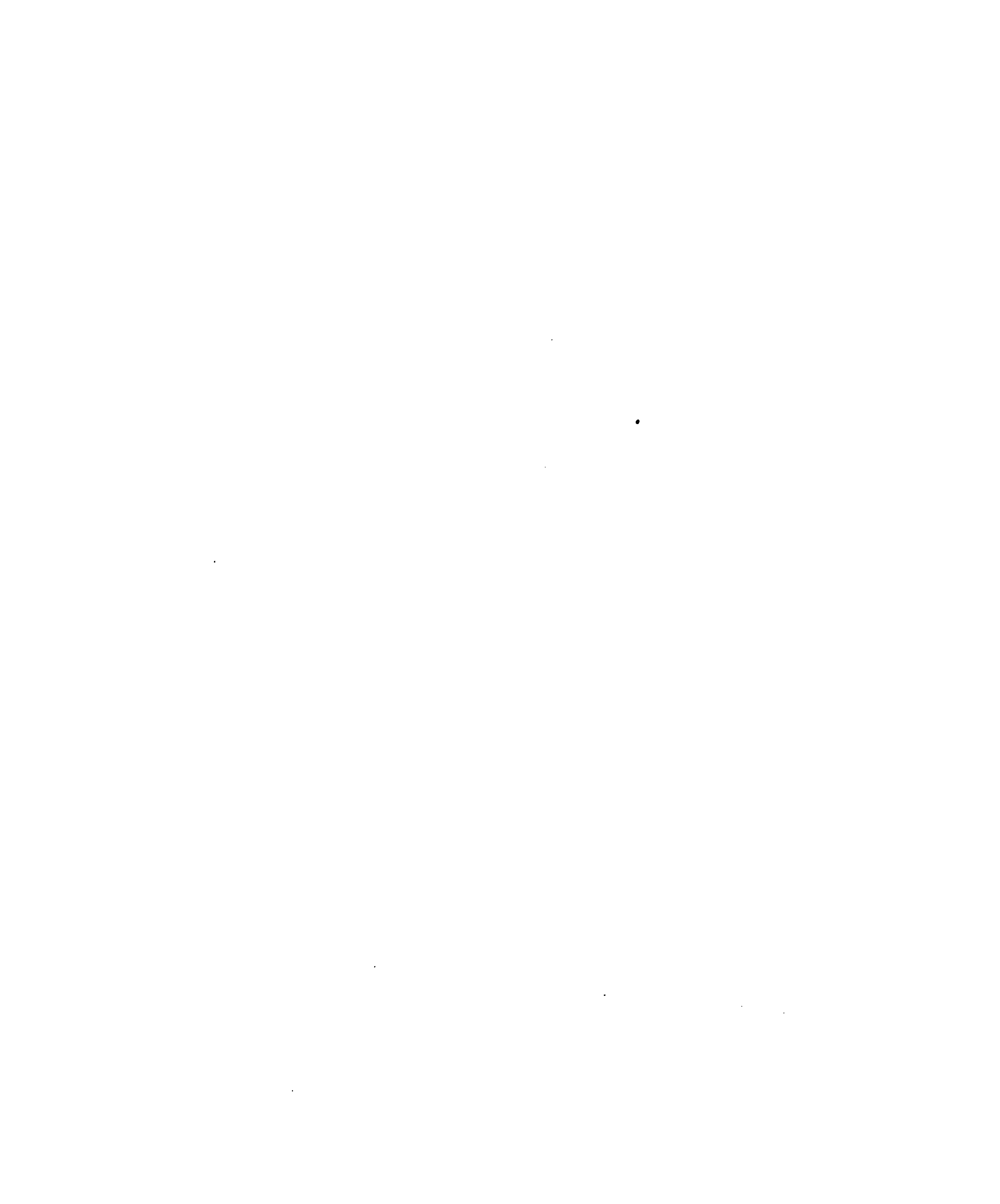
Die Verlobung auf dem Lande von Greuze.
Nach der Handzeichnung.

bevölkert mit starken, pausbäckigen Bauern, die gut angezogen sind und reine Wäsche tragen. Man kann sich gar nicht vorstellen, welch ein Anstrich von Wohlhabenheit und Zufriedenheit über das ganze Königreich herrscht.« Ganz ebenso urteilt ein anderer Engländer, Horace Walpole, der 1765 nach Haus berichtet: »Ich finde das Land enorm bereichert in den 24 Jahren, daß ich es nicht gesehen habe. Die kleinsten Dörfer haben einen Anstrich von Wohlhabenheit und die Holzschuhe sind verschwunden.« Für einzelne Landschaften mag dies vielleicht zugetroffen sein, aber wie die Beobachtungen derjenigen Reisenden, die, wie Young, mit dem Zwecke der Studien reisten, darlegen, kann es sich entweder nur um zufällige Ausnahmen gehandelt haben oder um flüchtige Betrachtungen einer Dame oder eines Weltmannes, die ganz andere Dinge im Kopfe hatten, als die Wohlfahrt und das Ergehen armer Bauern, die ganz außerhalb ihres Gesichtskreises lagen. Wahrscheinlich haben diese Reisenden nur den Zustand ländlicher Behausungen im Auge, den sie in der Nähe großer Städte gewahr werden konnten, und da sollen allerdings die Täler der Loire bei Tours, der Garonne bei Agen, die unmittelbaren Umgebungen



AUS FREUDENBERG

MONUMENT DU COSTUME 1774



von Orléans, Lyon und Marseille ein angenehmes Bild des Wohlstandes und der Fruchtbarkeit dargeboten haben. Der Marquis von Mirabeau, der »Freund der Menschen«, hebt dies wenigstens 1756 ganz ausdrücklich hervor, betont allerdings auch immer wieder den üblen Zustand der Bretagne und der Provinzen des Nordens. Zu den Landschaften, in denen die Verhältnisse sich bedeutend besserten, gehört das Languedoc, in dem der Wert der Güter sich von 1762 bis 1789 verdoppelte. Aber selbst hier, wo es ihm besser ging, war der Landmann aus Furcht vor den Vexationen der Steuererheber genötigt, sich ärmer und jämmerlicher zu stellen, als er war. Er mußte Wein und Brot verstecken, denn wenn die Steuereinnehmer vermuteten, er brauche nicht Hunger zu sterben, so war er verloren. Argenson schreibt einmal: »Ein Steuerbeamter kam in das Dorf, in dem sich mein Landhaus befindet, und äußerte, diese Pfarrei werde heuer eine weit höhere Steuer zahlen müssen, denn er habe bemerkt, daß die Bauern hier fetter seien als an anderen Orten, daß vor den Türen Federn von Geflügel lägen, daß man also gut zu leben wisse« usw. Rousseau erzählt ein Erlebnis, das er in der Dauphiné gehabt hat. Er hatte sich verirrt und kam zu einem Landmann, den er um etwas Nahrung bat. Er erhielt ein Stück steinhartes, saures, schwarzes Brot und essigsauren Wein. Nachdem er das Gebotene mit Dank verzehrt hat, sagte der Bauer: »Nun, Sie scheinen mir wirklich ein ehrlicher Mann zu sein und kein Spion der Steuer,« begibt sich in einen verborgenen Verschlag und kehrt mit gutem weißem Brot und trinkbarem Wein zurück, die er seinem Gaste bietet. »Ich wäre verloren,« fügt er zur Erklärung hinzu, »wenn der Steuererheber daran zweifeln wollte, daß ich nicht vor Hunger sterbe.« So blieb die Lebenshaltung überall auf dem Lande zurück, teils aus Not, teils der Unterdrückung wegen. »Sollte wirklich irgend jemand nicht wissen, daß wir niemals Fleisch essen?« läßt Voltaire einmal die Bauern sagen. »Sie haben kaum Brot zu essen und Wasser zu trinken,« schreibt Villageois de Vermandois 1788, »knapp Stroh, um darauf zu schlafen, und ein Loch, um darin zu wohnen, ihr Zustand ist schlimmer als der der Wilden Amerikas.« Legrand d'Aussy stellte fest, daß die Bauern in Zeiten der Hungersnot Brot aus Eicheln und Wurzeln machten. Das Brot aus Hafer und Kleie, das naß und unverdaulich war, gehörte in manchen Provinzen zur gewöhnlichen Nahrung. Mais und Kastanien sind im Süden die Nahrungsmittel des Tages, die Kartoffel ist noch ganz unbekannt und wird erst seit der Revolution empfohlen und im Anbau gefördert. Schwere Arbeit und erdrückende Lasten, ungenügende Nahrung und Wohnung, wie muß der Zustand beschaffen sein, den man von einer solchen Bevölkerung erwarten kann? Im



Die kleine Fischhändlerin von Le Vasseur nach Peters.

August 1784 fuhr Joh. Georg Wille mit einigen Künstlern seiner Bekanntschaft nach Montcerf, nicht einmal sehr weit von Paris, um dort die Ruinen eines alten Schlosses zu zeichnen. »Das Land ist ganz wild,« schreibt er in sein Tagebuch, »die Einwohner liefen herbei, halb konsterniert und halb voll Bewunderung über unseren Pariser Anzug, der sie höchlichst befremdete.« Im Wirtshaus, dem die Fensterscheiben fehlten, waren die Betten teils mit Sand, teils mit Eierschalen gefüllt.

Beide Geschlechter verkümmerten, die Frauen litten mehr als die Männer. »Ein Engländer kann sich das Aussehen der Mehrheit der Bäuerinnen in Frankreich kaum vorstellen,« schreibt Arthur Young. »Eine, mit der ich in der Champagne sprach, sah, selbst wenn man sie ganz nahe betrachtete, wie eine Greisin von 60 bis 70 Jahren aus, war aber erst 28 Jahre alt, so sehr war ihre Gestalt gebeugt und ihr Gesicht voller Runzeln.« In der Dordogne traf er Frauen und Mädchen ohne Schuh und Strümpfe, in der Gegend von Amiens sah er sie die schwersten Feldarbeiten verrichten, wie sie dies nie in England zu tun brauchen. »Das Aussehen der französischen Bäuerinnen«, bemerkt er an anderer Stelle, »kündigt eine harte und schwere Arbeit an. Sie müssen härter arbeiten als die Männer.« Da war für Galanterie freilich kein Raum und die Provinzialstände des Berry, einer Landschaft, in der die Frauen keine schweren Arbeiten zu verrichten brauchten, gingen so weit, die »fast völlige Nutzlosigkeit dieser Hälfte des menschlichen Geschlechtes« laut zu beklagen. Auf seiner Besitzung hörte Argenson 1750, daß die jungen Bauern

und Bäuerinnen nicht heiraten wollten, weil sie keine Lust hätten, Unglückliche zur Welt zu bringen. Überall Not und Elend und eine solche Unterdrückung und Ausbeutung, daß die Leute genötigt waren, sich selbst da arm und bedürftig zu stellen, wo sie es nicht waren. Das sprang schon damals, wie wir an den gleichzeitigen Zeugnissen nachweisen konnten, in die Augen, und doch nimmt die öffentliche Aufmerksamkeit keine Notiz von den unwürdigen Zuständen, unter deren Druck drei Vierteile des Volkes schmachten. Als 1769 Laharpe in seiner Lobrede Heinrich IV. einen heftigen Ausfall des armen Landmannes an den dem Staate so nutzlosen Reichen einflocht,


Die gescholtene Tochter von Letellier nach Greuze.

da machte sein Schriftchen zwar großes Aufsehen und wurde in La Rochelle sogar mit einem Preise gekrönt, an eine Änderung aber dachte niemand. Das ist sonderbar, denn in dieser Zeit kommt der Landmann sogar in die Mode. Das hatte Rousseau mit seinem Evangelium von der Natur und der Rückkehr zu ihren als Ideal betrachteten Zuständen verschuldet. Nachdem die schöne Literatur sich bis dahin gar nicht mit dem Bauern beschäftigt hat, wird er auf einmal ein Ideal, das die Dichter, wie Florian, Berquin, Geßner, die Maler, wie Greuze u. a., in einem wahren Brillantlicht von rosa und himmelblau erscheinen lassen. Sie schildern ihn, die Poeten und die Künstler in so verführerischen

Farben, daß, wer ihnen Glauben schenken wollte, annehmen müßte, alle Tugenden hätten sich auf das Land zurückgezogen und Glück und Zufriedenheit und Seelenruhe mit sich genommen. Sehr spaßig ist es, wenn man dann sieht, wie die idealen Luftschlösser vor der Wirklichkeit gar nicht standhalten. Die Salons glauben natürlich sofort an den schönen Schein, der ihnen vorgegaukelt wird, und Herren und Damen beeilen sich, die moralischen Herrlichkeiten Marmontels etwa nachzuahmen. Sie glauben, die Bauern sind ein Spielzeug, mit dem sie wie die Götter des Olymps nach Belieben tändeln dürfen. So verfolgt man in den Briefen, die der Abbé Barthélémy 1769 an Mme. du Deffand aus Chanteloup richtet, die Entwicklung einer derartigen Idylle oder moralischen Erzählung. Die Herzogin von Choiseul hat auf einer Spazierfahrt einen schönen Bauernburschen und ein reizendes Bauernmädchen gesehen und beschließt, beide glücklich zu machen und miteinander zu verheiraten. Sie sind auch einverstanden, aber sie wollen sich nicht gegenseitig, sondern jeder einen anderen Gegenstand der Neigung. Schon das ist eine Enttäuschung, die noch größer wird, als das reizende Mädchen keinen Freier findet und die Geliebte des hübschen Burschen gar nicht interessant ist. Schließlich fällt der ganze Plan ins Wasser und die Herzogin, die so gern einmal à la paysan gespielt hätte, muß wohl oder übel die schönen Hände davon lassen. Nur die wenigen, die den Bauern und das Landleben wirklich kannten, hielten sich von dieser Übertreibung frei und malen, wie es z. B. Rétif de la Bretonne im Leben seines Vaters und in Monsieur Nicolas tut, den Landmann wie er ist. Da sieht er freilich ganz anders aus und zwar genau so korrumpiert und verdorben wie der Stadtbewohner auch. Das Wechselverhältnis zwischen den oberen und unteren Ständen, die durch die gleichen Laster verbunden zu sein pflegen, kommt gelegentlich in unbefangenen Beobachtungen recht treffend zum Ausdruck. So schreibt die Gräfin Genlis z. B.: »Auf einer Reise von 620 Meilen haben wir in Frankreich sanfte, ehrliche, liebenswürdige Landleute nur in den Dörfern gefunden, wo die Herren gut und beliebt waren, in denen aber, wo die Herren Tyrannen waren und gehaßt wurden, waren die Bauern grob und widerspenstig.«

Die ganze Wirklichkeit kam doch erst während der Revolution an den Tag, als der »edle, sanfte und gefühlvolle« Landmann sich als eine wilde Bestie entpuppte, die unsägliche Mißhandlungen zu erdulden gehabt hatte und nun, nachdem sie ihre Ketten gebrochen, sich in ebenso unsäglichen Grausamkeiten rächte. Scharenweise waren die Bauern aus dem Lande geflüchtet, dessen reicher Boden sie nicht nähren konnte, weil die höheren Klassen ihnen im



AUS FREUDENBERG

MONUMENT DU COSTUME 1774



Bunde mit der Regierung die Früchte ihrer Arbeit raubten. Sie gingen über die Gebirge nach Piemont und nach Spanien und ließen Besitz und Heimat im Stich. Die Arbeiterbevölkerung der Städte ließ man, wie es in Rouen und Lyon geschah, bewachen, damit sie nicht das Land verließe und die nützliche Kenntnis der Techniken und Handwerke ins Ausland verpflanze. Die Bauern hinderte man nicht oder konnte sie nicht hindern. Selbst die, welche daheim blieben, verließen ihr Dorf, sobald sie nur irgend die Mittel hatten, sich in der Stadt fortzubringen. Dadurch veröden die Dörfer immer mehr und ihre Bewohner werden den oberen Schichten immer fremder. Sie haben gar keine Beziehungen mehr zueinander, und diese völlige Entfremdung hat denn auch die Illusionen verschuldet, mit denen die Oberschicht der Gebildeten den Bauer betrachtete. Sie wußten in der Tat weniger von ihnen, als von den Menschenfressern ferner Zonen.



Eine Grisette von Masquelier nach Baudouin.

Solange der Bauer auf dem Lande blieb, hatte er nichts zu hoffen, sobald er Stadtbewohner geworden war, konnte sich sein Schicksal ändern. Ob als kleiner Handwerker, ob als Dienstbote tätig, war ihm die Möglichkeit nicht verschlossen, aus seiner Sphäre herauszutreten und sich den höheren Ständen anzuschließen. Der neue Faktor, das Geld, ebnete alle Wege, und wenn er als Landmann zum Armbleiben verurteilt war, als Handwerker, als Diener

durfte er immer hoffen, es zu etwas Höherem zu bringen. Der Handwerker konnte Meister werden, der Meister Kaufmann und dieser, hatte er Erfolg, durfte mit Hilfe seines Geldbeutels ohne weiteres darauf rechnen, sich die Titel erwerben zu können, die ihm gestatteten, sich unter die Privilegierten zu mischen. Wenn es nun schon seine Schwierigkeit hat, sich über die bäuerlichen Zustände im Frankreich des 18. Jahrhunderts zu unterrichten, so sind dieselben nicht minder groß, will man sich über die Verhältnisse der Handwerker orientieren. Das gleiche Schweigen herrscht über sie, wie über jene. Die Literatur hat sich nicht um sie gekümmert, keine Mode ist ihnen zu Hilfe gekommen, kein Rousseau hat sie entdeckt und das Interesse für sie wachgerufen. Rétif de la Brétonne und Mercier sind die ersten, die sich mit ihrem Los beschäftigen, beide erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.

Die Handwerke waren in Zünfte eingeteilt, die eifersüchtig über die Befugnisse wachten, die ihren Genossen zustanden und die Außenstehende nicht ausüben durften. Sie verhinderten vor allem, daß Frauen in ihre Berufe eindrangen. Meister, Geselle und Lehrjunge waren ungefähr ebenso weit voneinander getrennt, wie Bürgerliche und Adlige. Der Übergang aus einem Zustand in den anderen ging weder rasch noch leicht vonstatten. Immerhin konnte doch die Hälfte der Gesellen darauf rechnen, es zum Meister zu bringen, und in gewissem Sinne hatte Rousseau nicht unrecht, wenn er seinem Emil beibringen lässt: »Der Handwerker hängt nur von seiner Arbeit ab, er ist ebenso frei, wie der Landmann Sklave ist.« Das war richtig, weil er den großen Vorteil genoß, weniger Steuer zu zahlen als der Bauer. Dieser wurde von den Lasten, die ihm aufgelegt waren, fast erdrückt, während der städtische Arbeiter von der Steuer der Taille nicht betroffen wurde, die die Städte nicht zu entrichten hatten. Leicht war ihre Arbeit nicht, denn der Arbeitstag zählte 18 Stunden, der noch für die Seidenweber in Lyon 1786 obligatorisch war. Charles Cotolendi, ein Advokat aus Avignon, der um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert ein amüsantes Buch über die Sitten und Gewohnheiten des französischen Volkes schrieb, bemerkte: »Alle Welt hat einen so starken und so unablässigen Eifer zur Arbeit, daß der Teufel sie höchstens an Sonn- oder Festtagen zum Müßiggang verführen kann.« Dazu stimmt, daß alte Leute um 1750 herum dem Marquis de Mirabeau versicherten, jeder Arbeiter, der nicht mindestens zwei Stunden vor Tagesanbruch bei der Arbeit gewesen sei, habe für faul gegolten. Der »Freund des Menschen« fand die Zustände nicht mehr so und behauptet sogar, mancher Pariser Handwerksmeister habe seine Gehilfen die ganze Woche nicht zu sehen bekommen. Das ist selbst-

verständlich stark übertrieben und erinnert uns an die wohlbekannte Tatsache, daß alte Leute nur zu sehr dazu neigen, die Verhältnisse, die in ihrer Jugend herrschten, auf Kosten der Gegenwart rosig zu beleuchten. Was die französischen Zustände betrifft, so haben wir die Klagen vor Augen, die Noël du Fail 1570, La Bruyère 1688, Mercier 1784 ausstießen, alle drei in Übereinstimmung darüber, daß die Einfachheit der Sitten leider verschwunden sei und einem starken Verfall Platz gemacht habe. Wann war denn nun die goldene Zeit? Die Vergangenheit kennen wir oberflächlich, die Zukunft gar nicht, aber merkwürdigerweise suchen die Sittenschilderer das Gute immer in der zurückliegenden Zeit, durch deren dichte Schleier sie ja alles bestenfalls in Umrissen erkennen können, während sie es niemals in die Zukunft verlegen, von der man doch schließlich noch alles hoffen darf.


Die Köchin von Duflos nach Duménil.

Ein Arbeitstag von 18 Stunden ist hart und wird nur dadurch gemildert, daß im Durchschnitt die Woche zwei Ruhetage zählte, so groß war die Anzahl der kirchlichen Feiertage. Gewöhnlich hörte die Arbeit aber schon am Tage vorher um 3 Uhr nachmittags auf und wenn dann viele Gesellen, wie Mirabeau und Mercier berichten, auch am Montag noch blau machten, so wußten sie allerdings die Überanstrengung des einen Tages durch die Faulenzerei des anderen wieder wettzumachen. Überall herrschte noch der handwerksmäßige Betrieb der Hausarbeit, Fabriken waren im allgemeinen selten, wenn auch die Tuchmanufaktur von Robais in Abbéville bereits 1720 schon 6500 Arbeiter von beiden Geschlechtern beschäftigte. Der Lohn war mäßig. Es ist schwer, heutzutage das Tagesmittel zu bestimmen. Vauban schätzte den Tagelohn eines Webers 1707 auf 12 Sous, was bei Annahme von 180 Arbeitstagen im Jahr 98 Livres als Jahreslohn ergeben würde. Monteil nimmt an, der Jahreslohn sei nicht unter 150 Livres herabgegangen. Albert Babeau, der



Köchin von Beauvarlet nach Jeaurat. 1752.

diese Fragen gründlich untersucht hat, stellt fest, daß vor der Revolution ein Arbeiter in Agen ungefähr 20 bis 26 Sols täglich, in St. Quentin 20 bis 25 Sols verdiente. 1789 schätzte man den mittleren Tagelohn eines Mannes auf 26 Sols, den einer Frau auf 15 Sols, wenn sie in größeren Betrieben arbeiteten. Dieser Lohn war bescheiden und hing immer mit der Arbeitsmöglichkeit zusammen. Als z. B. 1788 die Ernte der Seidenwürmer fehlgeschlagen war, standen in Lyon 5400 Webstühle still und machten 40000 Arbeiter brotlos. Ebenso ging es in Troyes, als ein Handelsvertrag mit England für gewisse französische Industrien ungünstig ausfiel. 1786 waren in Troyes 2600 Webstühle im Gang gewesen, ihre Zahl ging im nächsten Jahr auf 1157 zurück und raubte 4600 Arbeitern die Existenz. Unter solchen Umständen traten Mangel und Not ein. Im Arbeiterviertel der Vorstadt St. Antoine in Paris sollen nach Argenson im Januar und Februar 1753 800 Personen an Hunger und Kälte zugrunde gegangen sein. Dann waren sie ebenso bereit zu Aufständen, wie die Landleute, und wenn es den Handwerksburschen auch verboten war, Versammlungen abzuhalten, es ihnen untersagt wurde, Waffen zu tragen, nicht einmal Stöcke durften sie besitzen, selbst Spazierstöcke waren verpönt, so erwiesen sich die Verhältnisse stärker als die Menschen und oft genug hat die Regierung im 18. Jahrhundert vor dem hungernden Volke gezittert. »Wie kommt es,« fragt Galiani, »daß in Zeiten der Teuerung die Handwerksburschen, die Weber und Tuchmacher stets die ersten sind, die sich empören. Warum sind sie so viel wilder, sagen wir mutiger, als die Landleute?« Der kleine neapo-

litanische Abbé wollte beobachtet haben, daß die Portechaisenträger es seien, welche die Emeuten machen. In den Industriestädten, wie Lyon, gingen die Unruhen von den Arbeitern aus. Als die Seidenweber Lyons 1744 gewisse Verordnungen zu günstig für die Brotherren fanden, da streikten sie und versammelten sich in einer Gastwirtschaft der Vorstadt, um sich zu beraten. Es war nur ein Vorspiel späterer Streiks, denn da sich ein Violinspieler dazu fand, der ihnen aufspielte, so begannen sie zu tanzen und vergaßen ihre sozialen Kümmernisse. Es war wirklich, wie der Abbé Coyer schreibt: »Das Volk besteht aus Männern, aber es ist sehr vorteilhaft, wenn sie das niemals merken.« Indessen konnte es nicht ausbleiben, daß das Volk zu dem Bewußtsein seiner Macht kam. Die Aufklärung, die aus den Salons allmählich und unmerklich in die tieferen Schichten hinuntersickerte, drang auch in die Kreise der Handwerker und des niederen Volkes. »Wenn das Volk anfängt nachzudenken, ist alles verloren,« schrieb Voltaire 1766 an seinen Freund Damilaville. Das trat sehr deutlich hervor, als Turgot 1776 die Zünfte aufhob. War die Ausübung eines Handwerks bis dahin ein Monopol gewesen, das die Anfertigung der Waren gewissen Korporationen vorbehielt, die unter dem Zwange von Gesetzen lebten, die sie sich willkürlich selbst gegeben hatten, so wollte Turgot die Arbeit von diesen teilweise sehr lästigen Bedingungen befreien. Er verkündete, die Arbeit sei ein viel zu natürliches Recht des Einzelnen, als daß sie den Beschränkungen des Zwanges anders Interessierter unterliegen dürfte. Er verbot jede Assoziation der Handwerke, in welcher Form sie auch stattfinden würde. Die Absicht war im besten Sinne freisinnig und großartig gedacht, nur war der Minister seiner Zeit weit voraus. Wie immer war das Parlament von Paris an der Spitze der Unzufriedenen. Richtige Juristen sind auf die Reaktion eingeschworen, ein Unrecht braucht nur alt zu sein, um in den Rechtsgelehrten die beredtesten Verteidiger zu finden. Als das Parlament gezwungen wurde, das Gesetz zu registrieren, äußerte sich Voltaire ganz begeistert: »Es ist das erste Mal, daß ein König die Partei seines Volkes ergreift,« aber der vorläufige Erfolg schien allerdings den Gegnern des Ministers recht zu geben. Das erste, was sich ereignete, war, daß die Arbeiter ihre Stellen verließen und daß ihre Brotherren, um sie zu halten, sich genötigt sahen, die Löhne zu erhöhen, ein Ereignis, daß ihnen so unvermutet und überraschend kam, daß sie geneigt waren, den Minister als einen Verbrecher zu betrachten. 1783 klagen sie, daß die Papierarbeiter sich zu Tyrannen ihrer Meister aufwerfen, und sie haben es auch durchgesetzt, daß die Gesetze Turgots nach seinem Sturze wieder aufgehoben wurden. In den Köpfen der Arbeiter haben sie sie doch nicht auslöschen können.



Die schwankende Tugend von Massard nach Greuze.

Ein Geselle hatte bis dahin Wohnung und Kost bei seinem Meister, ein Handlungskommis ebenfalls. In Uzès erhielt ein solcher beispielsweise im Jahre 1756 im ersten Jahre seines Engagements Wohnung, Kost und Wäsche, im zweiten 75 Livres Lohn. Sehr hart war das Los der Anfänger, die eine Lehrzeit von 3 bis 8 Jahren durchzumachen hatten und während dieser Zeit der Willkür der Meister, ihrer Familie und der Gesellen hilflos und wehrlos preisgegeben waren. Es war nicht besser als eine Sklaverei. Der Handwerksmeister befand sich am besten und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er es unter dem ancien régime besser gehabt hat, als unter den Regierungen, die ihm folgten.

Der Fleiß lehrte sie erwerben, die Sparsamkeit zusammenhalten. Marlin schreibt über Rouen auf seiner Reise durch Frankreich: »Sparsamkeit und Knickerei galten hier als die größten Tugenden.« In den Provinzstädten besaß ein jeder Meister sein eigenes Haus. Sie waren unter Ludwig XV. 800 bis 1800 Livres wert und galten unter Ludwig XVI. schon 2000 bis 3500 Livres. In manchen Städten besaßen die Meister einzelne Stockwerke, z. B. in Bordeaux. Hier konnte man im Jahre 1709 ein Stockwerk von drei Zimmern und Küche für 1100 Livres kaufen. Läden, in denen der Handwerker seine selbstgefertigte Ware feil hielt, kannte man nicht, man schlug seine Stände auf der Straße auf, so daß sie oft in ganzer Breite von den Auslagen der Kaufleute eingenommen wurde. In Troyes wurde dies 1774 verboten. Aus den zahlreichen Nachlaßinventaren, die Babeau eingesehen hat, geht hervor, daß ein gewisser Wohlstand in diesen Kreisen herrschte und der Vorrat an barem Gelde nicht unbeträchtlich war. Diese Verzeichnisse zeigen auch, daß die Religion im Mittelstande noch einen guten Boden hatte, denn wenn sich in den Hinterlassenschaften Bilder finden, sind sie immer religiösen Inhalts. Einfalt der Sitten und patriarchalische Gewohnheiten waren im Mittelstande daheim. Auch der Kinderreichtum, die Mutter des Literaten Thomas, hat 17 Kinder geboren und erzogen. Die Schilderung, die Marmontel von dem Leben im Hause seiner Eltern in Bort, Limousin entwirft, ist warmherzig und anheimelnd, genau wie die Tagebuchaufzeichnungen Johann Georg Willes uns einen Blick tun lassen in die Kreise der kleinen Künstler, die in Paris anspruchslos und behaglich miteinander lebten, ohne daß die Kümmernisse der Gesellschaft Neid, Eifersucht, Ehrgeiz bis zu ihnen gedrungen wären und sie in ihrer Zufriedenheit hätten stören können. Die Feste, die es im Mittelstand zu feiern gab, waren gezählt, eine Hochzeit war das Hauptfest, das ein Handwerker beging oder mitmachte. In manchen Orten, z. B. in Montpellier, veranstalteten die Korporationen jedes Jahr ein größeres Fest. Die vielen Kirchenfeste, die zur Arbeitsruhe zwangen, wurden schon damals als ein großes Übel angesehen. Voltaire fand, es seien im Jahr mindestens 20 Kirchenfeste zu viel. Er schätzte die Einbuße an Arbeitswert, der durch sie verloren ging, auf 180 Millionen Livres, was wohl etwas übertrieben sein dürfte. Gesang und Tanz waren die Zerstreuungen, denen man huldigte. »Das geringe Volk tanzt gern und lange,« bemerkt Mercier, »es ist das letzte, das die lustigen Gewohnheiten aufgibt.« Dem Wein wurde dabei reichlich zugesprochen, wenn man dem »Freunde der Menschen« auch nicht aufs Wort zu glauben braucht, wenn er behauptet, daß alle Arbeiter Sonntags betrunken heimkehren. Als Kehrseite der Medaille soll nicht verschwiegen werden, daß die Klagen über die Unpünktlich-



Vergleich der Knospen von Dennel nach St. Aubin.

keit und Unzuverlässigkeit der Handwerker, die »niemals Wort halten«, schon dazumal laut wurden. Voltaire stößt sie 1722 aus, Wille 1769.

Die Beispiele, daß man mit Fleiß, Sparsamkeit und Glück aus dem Mittelstand in die höheren Kreise aufsteigen konnte, fehlen durchaus nicht. Peirenc de Moras, der Sohn eines Perückenmachers in der Provinz und anfänglich im Berufe seines Vaters tätig, kam nach Paris, begann zu spekulieren und starb 1732 im Besitze eines der prächtigsten Palais und eines Vermögens von 12 bis 15 Millionen. Der Zimmermann Bougaut wurde so reich, daß er bei seinem Tode der Universität Paris 200000 Livres vermachen konnte. Mischte sich noch eine freundliche Laune der Mode hinein, so war das Glück eines Handwerkers gemacht. Der Pariser Hutmacher Le Prévost erfand die Seidenhüte, und da der Zufall ihm behilflich war und sein Fabrikat in die Mode brachte, so besaß er bald ein Vermögen von 40000 Livres Rente. Ebenso erging es dem Schuster Charpentier, dessen Erzeugnisse so beliebt wurden, daß er einen Salon eröffnete, in dem die Kundinnen von Livreebedienten empfangen wurden, bis der Herr Zeit fand, sich persönlich zu ihrer Bedienung herbeizulassen.

Hinter den Handwerkern und den Arbeitern kommen die Dienstboten. Sie bilden eine ganze Klasse für sich, außerordentlich zahlreich und schon deswegen nicht ohne Einfluß. Ob er so weit gegangen ist, wie es das französische Theater dieser Zeit glauben macht, das in seiner dichterischen Ökonomie ohne eine vertraute Zofe und einen vertrauten Diener überhaupt nicht auskommen kann,

bleibe dahingestellt. Diese Sittenbilder können immerhin nicht ganz der Wahrheit entbehren, sie wären sonst nicht auf der Bühne möglich gewesen. Auch fehlt es nicht an Beweisen, daß sie in vielen Familien eine ganz außergewöhnlich bevorzugte Stellung eingenommen haben. Der Gebrauch, einen Diener zu halten, war weit verbreiteter als heute. Jeder bessere Junggeselle bedurfte eines solchen, in vornehmen Häusern zumal waren sie überaus zahlreich. Mme. de Sévigné kam in ihrem Schlosse des Rochers in der Bretagne noch mit 30 Domestiken aus, der Herzog von Choiseul hatte in Chanteloup ein Dienstpersonal von 400 Köpfen, von denen 54 Livrée trugen. Ein Beamter in der Provinz hatte immer 2 bis 3 männliche und ebenso viele weibliche Dienstboten, Mme. Geoffrin, deren Haushalt auf gut bürgerlichem Fuße eingerichtet war, hatte zehn. Um das Jahr 1700 bezog der Haushofmeister eines vornehmen Hauses 500 Livres Lohn, der Stallmeister 400, der Koch 300, der Kammerdiener 200, jeder Lakai zwischen 60 und 100 Livres. Ein halbes Jahrhundert später zahlte Mme. Geoffrin ihrem Haushofmeister 720, ihrer Kammerjungfer 400, ihrem Portier 720, dem Lakai 600 Livres Jahreslohn. Die kleine Bourgeoisie in der Provinz zahlte ihren Dienstboten 40 bis 80 Livres im Jahr, in Riom 35 bis 42 Livres, in Troyes 1775 75 Livres; eine Köchin in Paris empfing 50 Taler Lohn. Wille zahlte 1785 seinem Diener Frémin, der 36 Jahr alt ist, 120 Livres im Jahr und fügt hinzu, hätte er mich frisieren können, würde er 150 Livres bekommen haben. Hatten die Diener Einkäufe zu besorgen, so besaßen sie ein Mittel, sich unrechtmäßige Vorteile zu verschaffen, was wir Schmu machen nennen, man sagte damals »das Maultier beschlagen«. Die Dienerschaft in großen Häusern hatte natürlich Vorteile aller Art, indem sie sich von Bittstellern bestechen ließ. Argenson erzählt, daß die Kammerfrau seiner Schwägerin, der Gattin des Kriegsministers, sich ein Vermögen von 200000 Francs gemacht hatte. Außerdem erhielten sie Wohnung, Kleidung und Kost. Die Unterkunft scheint sehr schlecht gewesen zu sein. Die Domestiken haben keine eigenen Räume und bleiben ohne Licht, schreibt der Marquis de Mirabeau. Und selbst Mme. de Staal, die Vorleserin der Herzogin von Maine, also ein Dienstbote in gehobener Stellung, beklagt sich bitter darüber, wie sie untergebracht wird. Dafür war die Kleidung der männlichen Diener, die die Herrschaft liefern mußte, um so glänzender, weil sie zu den Dingen gehörte, mit denen der Herr vor fremden Augen prunken konnte. Die weiblichen Domestiken trugen für die ihrige selbst Sorge, und man hört sogar aus der Provinz die lebhaftesten Klagen über ihre Putzsucht. »Die Mägde von heute sind mehr geputzt, als es die Haustöchter vor 20 Jahren waren,« schrieb der Curé Beucher



Amor raubt das Hemd, von Fragonard.

in Brûlon, Sarthe im Jahre 1783. Der Engländer Sacheverell Stevens bemerkt, daß die Lakaien, er schrieb zur Zeit Ludwig XV., mit einer solchen Pracht gekleidet seien, daß es schwer wäre, Herren und Diener voneinander zu unterscheiden. Mirabeau macht die gleiche Beobachtung, die sich auch einige Jahrzehnte später Mercier aufdrängt. Die Klagen über die Dienstboten: sie wechseln häufig ihren Dienst, sie bleiben höchstens einige Monate im Hause, ein Guter trifft auf 99 Schlechte, sind die üblichen, hergebracht seit es Herren und Diener gibt. Darum läßt ja auch Beaumarchais seinen Figaro vorwitzigerweise fragen: »Was die Eigenschaften betrifft, die man von einem Dienstboten verlangt, kennen Exzellenz viele Herren, die würdig wären, Diener zu sein?« In guten alten Häusern der Aristokratie und der Bürgerschaft waltete auch zwischen Herren und Dienern ein patriarchalisches Verhältnis. Montesquieu wurde von einem Bauern vom Gute seines Vaters aus der Taufe gehoben, weil er nach dem Wunsche seiner Mutter immer eingedenk bleiben solle, daß alle Menschen vor Gott gleich seien. Magdeleine d'Aguesseau, eine Schwester des Kanzlers, verheiratet an einen Herrn Leguerchois, legt in ihrem »Rat einer Mutter an ihren Sohn«, der 1743 bis 47 in zwei Bänden gedruckt wutde, ihm die Dienstboten besonders ans Herz: »Sorgt für Eure Domestiken,« schreibt sie, »und wenn sie nichts von Religion wissen, laßt sie ihnen beibringen, sobald sie bei Euch eingetreten sind. Erleichtert ihnen die Mittel, sich zu unterrichten und die Kennt-



Triumph der Venus von Boucher.
Nach dem Gemälde des Künstlers bei Baron A. Rothschild in London.

nisse zu pflegen, die sie erworben haben. Vergeßt ihre Familien nicht, wenn sie solche hinterlassen. Gegen diejenigen, die euch gedient haben, betrachtet euch als verpflichtet, gebt ihnen genug, damit sie sich selbständig machen können und bringt sie auf eine Weise unter, daß ihnen nichts mangelt, unterstützt sie auch in der Folgezeit.« Der reiche Samuel Bernard hinterließ jedem seiner Kammerdiener 100000 Livres, und welche Stellung eine alte Dienerin der Familie Royer Collard im Hause einnahm, hat ein Mitglied in seinen Erinnerungen erzählt. Sie besaß bei ihrem Tode eine Bibliothek von 700 Bänden. Einen hohen Grad der Intimität bekundete es schon, wenn die Marquise du Chatelet sich, wie Voltaire berichtet, vor ihren Dienern auszog, weil sie nicht ganz sicher war, ob sie auch Männer seien, oder die Herzogin de la Ferté, wenn sie sich auf ihrem Gute aufhielt, mit ihren Dienern und Lieferanten Landsknecht spielte. »Ich betrüge beim Spiel,« sagte sie Mme. de Staal ins Ohr, »aber sie bestehlen mich ja auch.«

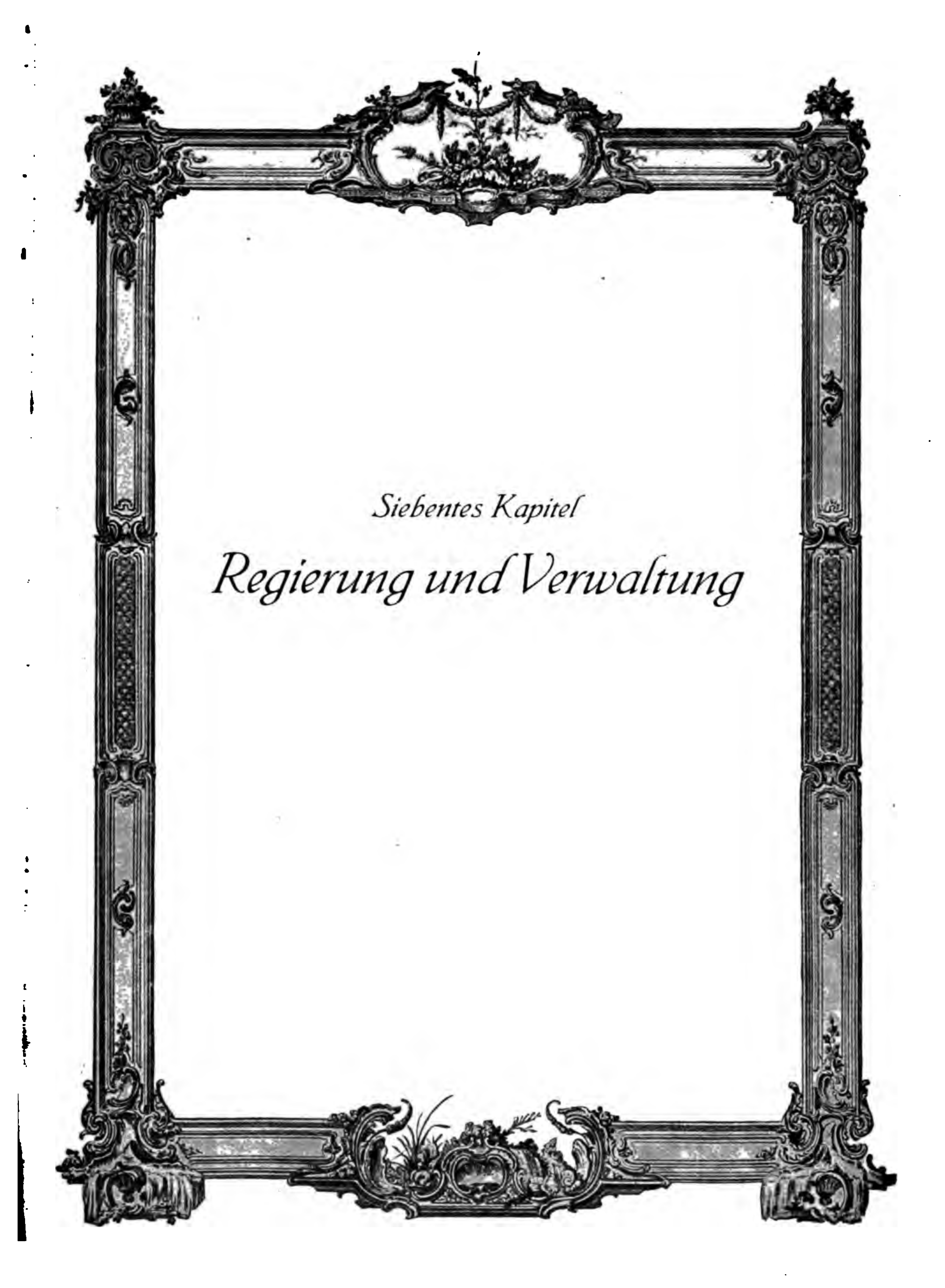
Aus dem Stande der Lakaien sind viel reiche Leute hervorgegangen, wie viele von ihnen Generalsteuerpächter wurden, ist schon erwähnt worden. Der Koch des Generalpächters de la Porte wurde so reich, daß er sich um das Jahr 1730 ein Marquisat kaufte und in die Aristokratie überging. Die Herzogin von Choiseul, die feine liebenswürdige Korrespondentin der Marquise du Deffand, war eine Enkelin von Crozat, der seine Laufbahn als Lakai begonnen hatte. Aber wie dieser Stand einerseits Möglichkeiten des Aufstiegs zu den höchsten Höhen der Gesellschaft bot, so verfielen seine Mitglieder, wenn sie ohne Dienst waren, anderseits auch ebenso leicht der Not und aus ihnen rekrutieren sich dann die Scharen, die in gefährlichen Zeiten förmlich aus dem Boden zu wachsen scheinen, um das Gebäude der Gesellschaft zu bedrohen. Für sie bot Paris beides, in ruhigen Zeiten die höheren Stellen, in unruhigen die Möglichkeiten, durch Gewalt vorwärts zu kommen oder wenigstens zu schaden, wenn sie keinen Vorteil erringen konnten. Dann verbinden sie sich mit Müßiggängern, Strolchen, Gewohnheitsbettlern und Verbrechern zu der Hefe des Volkes. »Das Volk von Paris«, schreibt Pouillain de Sainte Foix, »ist eine Sorte Menschen, die die Gleichheit in der Gemeinheit vereint«. Schon vor der Revolution bemerkt Mercier im Jahre 1788, daß der Geist der Unordnung und des Ungehorsams in Paris zunimmt. Wie bald sollte er sich ganz offenbar zeigen. Die Weiber der Halle hatten am 14. November 1725 die Königin Maria Leszczynska in Fontainebleau begrüßt: »Madame, wir bringen Euer Majestät unsere schönsten Trüffeln. Wir wünschten, wir hätten mehr. Essen Sie viel davon und geben Sie auch dem König, denn sie sind ausgezeichnet für die Fortpflanzung. »Im Oktober 1789 zogen die Weiber der Halle nach Versailles mit der Absicht, die Königin in Stücke zu reißen. So hatte sich das Volk in diesen sechs Jahrzehnten geändert.



JANINET

MARIE ANTOINETTE





Siebentes Kapitel

Regierung und Verwaltung





Der König von Frankreich war ein unumschränkter Herrscher, aber nur auf dem Papier. In Wirklichkeit stieß seine Macht allerorten auf Schranken und Hindernisse. Nach dem bezeichnenden Ausdruck von Sagnac war Frankreich unter dem alten Régime die zufällige Zusammenwürfelung innerlich feindseliger Völker. In dem Zustand, in dem die Provinzen sich nach und nach durch Erbgang oder Eroberung zu einem Reiche zusammengeballt hatten, waren sie verblieben. Mit Rechten und Gebräuchen existierten sie fort, mehr nebeneinander als miteinander. Eine Verschmelzung zu einem Körper hatte nie stattgefunden, war vielleicht nie beabsichtigt, jedenfalls nie durchgeführt worden. Neben der Monarchie bestanden Adel, Geistlichkeit und Parlamente, alle mit Ansprüchen, die über ihre Privilegien noch weit hinausgingen. Die Grenzen der gesetzlichen Gewalten waren nirgends fest gezogen, blieben unsicher und unbestimmt. Ein Zustand des schwebenden Gleichgewichts, dessen Ruhe nicht ohne Gefahr gestört werden durfte. So setzte sich die Verwaltung, wie Tocqueville so lichtvoll ausgeführt hat, aus einer Vielheit der mannigfaltigsten Kräfte zusammen, die, in den verschiedensten Zeiten geschaffen, eigentlich mehr den Zwecken des Fiskus als denen der reinen Verwaltung diente. Zu allem Überfluß bewegten sie sich großenteils auf den gleichen Gebieten der Tätigkeit, so daß Unordnung und Wirrwarr nur unter der Bedingung zu vermeiden waren, daß alle diese Behörden wenig oder möglichst nichts taten. Fingen sie dagegen an, sich zu betätigen, so gerieten sie sofort in gegenseitige Konflikte, hinderten und störten einander mehr, als sie zu fördern in der Lage waren. Solange die Regierungsmaschinerie in dem langsamen Tempo eines hergebrachten Schlendrian arbeitete, wurde ihre anormale Zusammensetzung nicht einmal störend empfunden. Als aber der Eifer erwacht war, Reformen verlangt und eingeführt werden sollten und eine rührige Tätigkeit einsetzte, kam der gesamte Mechanismus ins Stocken, denn nun zeigte sich, daß alle Räder gegeneinander eingestellt waren. So waren die Klagen kurz vor der Revolution am lautesten und heftigsten, nicht als seien

die Zustände auf einmal so viel schlechter und unhaltbarer geworden, sie waren sogar wesentlich besser wie früher, aber das Tempo des Fortschritts hielt mit der alten, falsch konstruierten und verrosteten Maschine, mit der er arbeiten sollte, nicht Schritt. Der König war nach dem Buchstaben des Gesetzes unbeschränkt, aber auf allen Seiten begegnete sein Wille Schwierigkeiten, die er nicht besiegen konnte, sondern denen er sich beugen mußte. So hatten die Verhältnisse es mit sich gebracht, daß der Regent in die Konseils, mit denen er zu regieren gedachte, genötigt gewesen war, einige seiner heftigsten Gegner aufzunehmen. »Ach,« sagte Ludwig XV. einmal, »wäre ich Polizeileutnant, würde ich die Kabrioletts verbieten.« Graf Mercy schrieb am 6. November 1784 an den Fürsten Kaunitz: »Es klingt absurd, aber es ist nichtsdestoweniger, nur zu wahr, daß der König wenig Einfluß auf die Staatsgeschäfte hat.« »Eigentlich«, schreibt Montlosier in seinen Erinnerungen, »existierte der König nur im Innern seines Schlosses.« Das war ja auch die Veranlassung zu der ganz ungeheuerlichen Einrichtung eines zweiten Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Da Ludwig XV. fand, er könne auf die äußere Politik nicht den Einfluß ausüben, den er zu nehmen wünschte, so richtete er sich 1752 ein geheimes Ministerium neben dem offiziellen und amtlichen ein. Das offizielle leitete Mme. de Pompadour, der Herzog von Choiseul oder andere. Das geheime unterstand dem König allein und wurde von Graf Broglie dirigiert. Die Agenten, die für dasselbe tätig waren, die Privatdiplomaten des Königs hießen Herr von Breteuil, Prinz Conti, General Dumouriez u. a. Am bekanntesten von ihnen wurde der Chevalier d'Eon de Beaumont, der, als er durch seine Unvorsichtigkeit den König kompromittierte, gezwungen wurde, Frauenkleider anzulegen, um als Chevalière d'Eon der Rache des gekränkten Ministers zu entgehen. Offiziell hätte der König nicht die Möglichkeit besessen, den Mann, dessen er sich als Werkzeug zur Durchführung kindischer Intrigen bedient hatte, der Bestrafung zu entziehen. So leistete sich Ludwig XV. 20 Jahre lang das Vergnügen, die Absichten seines eigenen Ministeriums zu hindern und seine Pläne zu durchkreuzen.

Wie der König nicht imstande war, seinen Willen, wenn er von dem seines Kabinetts abwich, zu maßgebender Geltung zu bringen, so waren er und die Minister machtlos gegenüber der Opposition von Provinzialbehörden, die es wiederholt fertig gebracht haben die wohltätigsten Gesetze an der Durchführung zu hindern. Die Initiative der Neuerungen, welche die Regierung Ludwig XVI. beunruhigten, gehört einer viel früheren Zeit an. Alle die Reformen, an die Turgot, Necker, Malesherbes die Hand legten, sind schon unter Ludwig XV.



AUS FREUDENBERG

MONUMENT DU COSTUME



versucht worden. Machault hatte eine gerechte und gleichmäßige Verteilung der Steuern geplant, Silhouette die Emanzipation der Protestanten begonnen, Choiseul an die gänzliche Unterdrückung der geistlichen Orden gedacht, Maupeou die Parlamente abgeschafft oder zeitgemäß umgestaltet. Wenn alle diese Reformen, die Frankreich vielleicht die große Revolution erspart hätten, nicht zur Durchführung kamen, sondern scheiterten, so war das die Schuld der Provinzialinstanzen, die eifersüchtig über ihren Vorrechten wachten und zähe an allem festhielten, was einem Vorteil ähnlich sah, der ihnen über den Nachbar zustand. An diese sollte die Zentralgewalt nicht die Hand legen und diese sah ihre Absichten durch die 360 verschiedenen Gewohnheitsrechte, die in Frankreich Geltung hatten, so gut wie gelähmt. Unablässig hat das Königtum seit Ludwig XIV. an der Zentralisation der Verwaltung gearbeitet und hatte sie so gut wie durchgeführt, als die Revolution ausbrach. Im Kabinett des Königs, in dem alle Fäden zusammenliefen, hielt der Generalkontrolleur der Finanzen den Schlüssel zu den Geschäften, in der Provinz vertrat ihn der Intendant, der in den einzelnen Ortschaften seine Delegierten besaß. Dadurch wurde ein großes Beamtenheer nötig, dessen Anmaßung ebenso lästig fiel, wie seine Unwissenheit. »Frankreich wird von den Bureaux aus regiert,« schrieb Necker, »die von ihrer Macht berauschten Beamten reden dem Minister vor, daß er über jedes Detail



Eon de Beaumont von Bradel. 1763.

zu befehlen habe.« Diese Bureaukratie krankte an all den Übeln, die diesem Stande unheilbar anhaften. Sie verführte eine unmäßige Schreiberei, es vergingen oft 2—3 Jahre, bis die einfachsten Angelegenheiten erledigt wurden. Tocqueville führt einen Fall an, in dem es länger als ein Jahr dauerte, bis eine Dorfgemeinde die Erlaubnis erhielt, ihren baufälligen Kirchturm ausbessern zu dürfen. Die Allmacht, die ihr innewohnt, verleitet die Bureaukratie zu jener Verordnungsfreudigkeit, die einen heute erlassenen Befehl durch einen am nächsten Tage folgenden zweiten erklärt und übermorgen durch einen dritten widerruft, um am vierten Tage von neuem zu beginnen. Die Gesetze drängten sich so, daß die nachgeordneten Stellen nicht wußten, wie sie sie ausführen sollten. Das führte bei einem Übermaß von Gesetzen notgedrungen zu einer schlaffen oder halben Ausführung. Im Mai 1745 schrieb der Advokat Barbier in sein Tagebuch: »Es gibt in Frankreich ausgezeichnete Gesetze über alles, aber sie werden nicht ausgeführt und man greift nur auf sie zurück, wenn der Mißbrauch zu groß wird.« Der dritte Fehler war die Feindseligkeit gegen die Kritik. Die Behörden verfolgten alle, die sich um ihre Maßregeln zu kümmern wagten, mit der schonungslosesten Härte. Die Regierung gestattete alle Diskussionen über Angelegenheiten der Religion, Politik, Philosophie, Moral, und hinderte nicht einmal die heftigsten Angriffe auf die Fundamentalgrundsätze der Gesellschaftsordnung. Wehe aber dem, der sie selbst zu kritisieren wagte, eher hätte er Gott lästern dürfen, als ein Wort gegen den Minister wagen. Die Bureaukratie ist eben in allen Ländern und in allen Zeiten dieselbe gewesen. Ein Übelstand der bureaukratischen Zentralisation beruhte auch auf der Tendenz, die Regelung aller Angelegenheiten mochten sie sein, welche sie wollten, in die Bureaux zu verlegen, und alle Entscheidungen von Beamten, womöglich von solchen treffen zu lassen, die in der Hauptstadt wohnten. So mischte sich die Regierung in alle Geschäfte der Städte, mit denen sie gespielt hat, wie die Katze mit der Maus. Die Regierung verkaufte den Städten das Recht, sich ihre Beamten selbst zu wählen, und wenn die Städte sich an die Ausübung dieses Verfahrens gewöhnt hatten, so zog die Regierung ihre Erlaubnis wieder zurück. Dieses Spiel hat man siebenmal in 80 Jahren wiederholt und ein Intendant konnte sich 1764 mit Recht darüber wundern, daß die Städte so bedeutende Summen darauf verwandten. Die Beamtenschaft wollte alles allein besorgen, darum riß sie alles an sich und hielt geflissentlich jeden Versuch der Selbstverwaltung, den Städte oder Korporationen machten, darnieder oder hinderte dieses Unternehmen wenigstens so weit sie konnte. Darum wurden die Franzosen ihren eigenen Angelegenheiten auch völlig fremd. Sie hatten keine Möglichkeit, sich

in der Verwaltung zu üben oder Einfluß auf dieselbe zu nehmen, da ihnen sogar die Kritik des Bestehenden erschwert war. Das hat sich in der Folge schwer gerächt, denn als die Revolution ausbrach, hätte man, wie Tocqueville sagt, in ganz Frankreich vergebens 10 Menschen gesucht, die imstande gewesen wären, sich zu gemeinsamem Handeln zu verbinden, um irgendwelche öffentliche Geschäfte zu erledigen. Es gab Männer genug, welche die Schädlichkeit dieser Zustände einsahen und die Aufklärung, die seit der Mitte des Jahrhunderts die Köpfe zu beherrschen anfängt, hat es nicht unterlassen, auf das Mißverhältnis hinzuweisen, das zwischen Regierenden und Regierten bestand. Wie sehr man sich aber damals noch über das Gewicht und die Tragweite dieser Fragen täuschte, geht aus einem Vorschlage hervor, den Turgot während seines Ministeriums dem König machte. Er empfahl 1775 eine Versammlung wählen zu lassen, die jährlich sechs Wochen tagen sollte, um über neue Gesetze zu beraten, wohlverstanden, ohne sie erlassen zu dürfen. Sie sollte sich mit der Verwaltung theoretisch beschäftigen, ohne in die Regierung eingreifen zu dürfen. Sie sollte nichts tun, als Ratschläge geben und Wünsche äußern. Mit welcher Schnelligkeit eine solche Versammlung, wenn sie erst einmal tagt, von den bloßen Ratschlägen zu den Tatschlägen übergeht, haben die Ereignisse 14 Jahre später bewiesen. In gewissem Sinne gab es sogar diese Versammlung schon, als Turgot seinen Vorschlag dem König unterbreitete, nur daß sie nicht offiziell und nicht sichtbar tagte. Als Turgot seine Idee vorbrachte, wurden alle Fragen der Regierung und der Verwaltung bereits seit 25 Jahren auf das allerlebhafteste ventiliert. Man schrieb Bücher über sie und Artikel in den Journalen und diskutierte sie in allen Pariser Salons und Kaffeehäusern, so daß es kaum irgend jemand gab, der nicht von ihnen gehört und sich nicht mit ihnen beschäftigt hätte. Die einen regierten und verwalteten, die anderen theoretisierten darüber, und wenn die ersteren die Erfahrung der Praxis für sich hatten, so standen ihnen doch in der öffentlichen Meinung Mißtrauen und Vorurteil gegenüber, die jeden Tag durch die Härten oder Mißgriffe der Regierung neue Nahrung empfingen, während die bloßen Theoretiker ein um so größeres Vertrauen genossen, als sie gar nicht in die Lage kamen, ihre schönen und bestechenden Ideen durch eine praktische Ausführung erproben zu müssen. Als 1778 und 1779 die Provinzialversammlungen begannen, die allmählich auf alle Provinzen ausgedehnt wurden und bis 1789 gedauert haben, da wurde zum ersten Male der Versuch im Großen unternommen, einer Elite der Staatsbürger Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten einzuräumen. Sie haben alle Arten von Reformen angebahnt, Grundbücher angelegt, die Steuern gleichmäßig zu

verteilen unternommen, Anstalten der Wohlfahrt gegründet, für den Unterricht gesorgt und würden wahrscheinlich allmählich und ohne Umsturz durchgesetzt haben, was die große Revolution nur durch Gewalt ermöglichte. Es war schon zu spät, die Wirklichkeit der Praxis und der schöne Schein der Theorien, der die Köpfe umnebelte, entfernten sich so weit voneinander, daß beide erst untergehen mußten, ehe auf ihren Trümmern das Neue entstehen konnte. So hatte schon Galiani am 4. Juni 1774 geschrieben: »Es ist die schwierigste Sache von der Welt, Frankreich in dem Zustand, in dem es sich gegenwärtig befindet, gut zu regieren. Die Franzosen sind genau in dem Zustand, in welchem Tacitus die Römer schildert, die weder ihre Übel noch deren Heilmittel mehr ertragen konnten.«

Ganz sicher war es der Regierung mehr darum zu tun, Furcht zu erwecken und Schrecken einzuflößen, als gerade Übles zu tun. Sie würde wahrscheinlich sogar vorgezogen haben, Gutes und Segensreiches auszuführen, wenn sie nur gewußt hätte, wie sie das machen sollte. Sie hat immer in einer gewissen Furcht vor ihrem eigenen Volke gelebt und immer ein böses Gewissen gehabt. Die beständig sich wiederholenden Revolten, die in gewissen Provinzen zu den regelmäßigen Ereignissen gehörten, haben sie immer von neuem in Furcht und Schrecken gesetzt und sie veranlaßt, nach Mitteln Umschau zu halten, die vorbeugend wirken könnten. Da diese Aufstände immer durch den Hunger herbeigeführt wurden und der Hunger stets durch den Brotmangel veranlaßt wurde, so hat sich die Regierung Jahrzehnte hindurch mit dem Getreidehandel auf das ernstlichste beschäftigt. Es war ihre Hauptsorge, den Brotpreis nicht über ein gewisses Mittel hinaufschnellen zu lassen, wozu sie allerdings kaum eine Handhabe besaß. Einmal waren die Provinzen durch Zollgrenzen gegen einander abgesperrt, dann waren die Wege in schlechtestem Zustand und die Beförderungsmittel womöglich in noch schlechterem. Die Beförderung ging aber auch sei es durch Karren, sei es durch Kähne nur ganz außerordentlich langsam vor sich. Alle diese Umstände leisteten den Getreidespekulanten Vorschub, die das Mehl aufkauften, die Preise in die Höhe trieben und das Volk mehr wie einmal zur Verzweiflung brachten. Das sicherste und beste Mittel wäre gewesen, den Getreidehandel im Innern der Monarchie von allen Zöllen freizumachen, was der Minister Machault bereits im Jahre 1749 verordnete. Aber gerade in dieser Frage zeigte sich die Ohnmacht der königlichen Gewalt. Parlamente, Stadträte und Provinzialstände waren so empört über die Zumutung, daß ihr einmütiger Widerstand die Ausführung der überaus verständigen und segensreichen Maßregel unmöglich machte und die Regierung genötigt war, ihre Ver-

wirklichung immer aufs neue hinauszuschieben. Um wenigstens der Spekulation zu begegnen und den Handel in einer Hand zu vereinigen, übertrug der Abbé Terray, während er Minister war, den Getreidehandel einer Gesellschaft, die ihn monopolisierte. Er wurde heftig angegriffen deswegen, seine Maßregel hat unter dem Spitznamen des »Hungerpaktes« eine gewisse Berühmtheit erlangt. Als nun der Physiokrat Turgot den Ministersessel Terrays bestieg, da war es sein erstes, ein Gesetz zu erlassen, das die Monopolgesellschaft auflöste und den Getreidehandel innerhalb der französischen Grenzen freimachte. Die einstimmige Begeisterung des Volkes schien den Minister zu belohnen, unglückliche Umstände aber, verbunden mit den Umtrieben der in ihren Interessen geschädigten Spekulanten, machten die guten Absichten zunichte. Das Gesetz war am 13. September 1774 erlassen worden, als niemand wissen konnte, daß der Winter von 1774 zu 75 außergewöhnlich hart und streng sein würde. April und Mai 1775 brachten eine große Teuerung und damit die üblichen Aufstände, den sogenannten Mehlkrieg. Die Aufkäufer und Spekulanten, an ihrer Spitze der Prinz Conti, organisierten Unruhen, die in Dijon und Pontoise ausbrachen und sich wie ein Lauffeuer nach Versailles und Paris fortsetzten. Die Tatsache eines Aufstandes, der durch die Teuerung des Brotes hervorgerufen war, hatte an sich nichts Auffälliges, überraschend war den Zeitgenossen nur die vorzügliche Organisation der Massen, die von unsichtbaren Machthabern geführt und gelenkt wurden und zum ersten Male den Thron direkt bedrohten. »In keinem der vielen Volksaufstände, die ich erlebte,« schreibt Métra, »waren die Aufständischen so kühn oder so niederträchtig.« Es war nur ein Vorspiel größerer Taten. Man bekam einen Vorgeschmack der Revolution, die man schon seit 20 Jahren an die Wand malte. »Turgot macht das Gute schlecht, während der Abbé Terray das Schlechte wenigstens gut machte,« höhnten die Gegner, die sich eines billigen Triumphes erfreuen durften. Während einiger Tage war die Lage so bedrohlich, daß der Pariser Pöbel sich zum Herrn der Situation zu machen schien.

Paris hatte allmählich die Provinzen aufgezehrt und ausgesogen, indem es alle Intelligenzen an sich zog und die Regierung hatte dieser Bewegung Vorschub geleistet, indem sie die Erledigung sämtlicher Regierungsangelegenheiten des Königreiches in der Hauptstadt vornahm. »In unseren Tagen«, schrieb Argenson, »hat Frankreich sich aus einer Frau in eine Spinne verwandelt, großer Kopf und lange magere Arme. Alles Fett, alle Substanz befindet sich in Paris.« Dadurch erlangte es jene furchtbare Überlegenheit, die Arthur Young im Juli 1789 so in Erstaunen versetzte, als er in Nancy hörte: »Wir sind



Der Kanzler d'Aguesseau
von Daullé nach Vivien.

Provinz, wir müssen abwarten, was man in Paris tun wird.« »Sie wagen nicht zu atmen,« fügt er hinzu, »sie trauen sich nicht einmal eine eigene Meinung zu haben, bis man sich in Paris ausgesprochen haben wird.« Diese Wandlung hat sich erst im 18. Jahrhundert vollzogen. In den Bürgerkriegen des 16. und 17. Jahrhunderts war Paris stets auf seiten der Gegner des Königtums gewesen, aber seine Haltung hatte nicht den Ausschlag gegeben. Jetzt ist es der Kopf der Monarchie geworden, man möchte sagen, der Wasserkopf, der in allen wichtigen Augenblicken das Schicksal des Staates bestimmt, unbekümmert um die Provinz und fast immer gegen ihren Willen. Paris war die Residenz aller Unruhigen und Unzufriedenen, die man durchaus nicht nur in den unteren Schichten suchen darf. Im Gegenteil stand die oberste Behörde, die in der Hauptstadt ihren Sitz hatte, das Parlament, das ganze Jahrhundert hindurch an der Spitze der Opposition, nötigte die Regierung auf sie Rücksicht zu nehmen und mit ihr zu paktieren. Wir haben schon die Rolle erwähnt, die das Parlament unter der Regentschaft spielte und von seinen dauernden Streitigkeiten mit der Geistlichkeit gehört. Das Parlament stand das ganze Jahrhundert hindurch auch der Regierung auf das feindseligste gegenüber. Die kritische und übelwollende Haltung, die es Ludwig XV. gegenüber behauptete, gab es auch unter seinem Nachfolger nicht auf. Es hat alle Maßregeln der Regierung, die eigenmächtigen und verkehrten mit derselben Heftigkeit bekämpft, wie die segensreichsten und verständigsten. Es widersprach immer und bei jeder Gelegenheit, um die eigene Wichtigkeit zu zeigen, es opponierte der Opposition zuliebe. Das Parlament war von dem Ehrgeiz beseelt, die gesetzgebende Gewalt zu usurpieren, und wenn es sich aus diesem Grunde dauernd in die Verwaltungsangelegenheiten einzumischen suchte, immer unter dem Vorwand, das Volk gegen die Willkür der Regierung schützen zu müssen, so ist es ihm doch nie um Rechte oder Freiheiten des Volkes zu tun gewesen. Wer wollte das auch

von Juristen erwarten? Unter dem Regenten warf es das Schlagwort von der Nation in die Diskussion, unter Ludwig XV. das vom Gehorsam, den der König den Gesetzen schuldet, immer war ihm ein rabulistischer Sinn dazu behilflich, die gefährlichsten und aufreizendsten Begriffe zu definieren. Es stand zwischen Königtum und Volk, nicht um zu vermitteln, sondern um beide gegeneinander aufzuhetzen. Das Parlament von Paris war das feste Zentrum, an dem jede Opposition Halt und Stütze fand. Es widerstrebte der Allgewalt des Königtums und der Kirche. Es warf sich mit Feuereifer in die jansenistischen Streitigkeiten und nahm Partei gegen Romanismus und Jesuitismus, und es wandte sich mit der gleichen Hitze gegen die Tyrannei des Königs. Drohend erhob das Parlament von Zeit zu Zeit die Forderung nach der Einberufung der Generalstände, mit der es die Regierung einzuschüchtern wußte, und es verband sich mit den Parlamenten der Provinz zu gemeinsamem Handeln gegen die staatliche Autorität. Die Rolle des Opponenten hat es mit großem Geräusch und einem erstaunlichen Aufwand von Gesinnung durchgeführt und nichts dabei im Auge gehabt, als die eigene Macht und Wichtigkeit. Wäre es ihm wirklich ernstlich um den Fortschritt, um Reformen, um Erzielung von Garantien gegen die Willkür zu tun gewesen, so hätte es ohne weiteres mit den Philosophen gehen müssen, die es verfolgte und deren Schriften es dem Henker auslieferte. Es wandte sich gegen die Kirche, gegen den Gewissenszwang der Bulle Unigenitus und machte sich gleichzeitig zum Schergen pfäffischer Unduldsamkeit, indem es Calas und de la Barre verbrennen ließ. Die Parlamente waren nichts anderes als Schlupfwinkel veralteter Routine, in denen eine Tradition verehrt wurde, ebenso verderblich wie die Autokratie des unumschränkten Königtums oder die seelenlose Bigotterie der katholischen Kirche. In den stürmischen Jahren, die der Revolution vorausgingen, hat das Parlament die politische Rolle, die es spielte, als seine Hauptaufgabe betrachtet und sich immer als den Hüter und Schützer der Volksrechte angesehen, in Wirklichkeit hat es sich immer als den Feind jeder Besserung bewiesen. Als Ludwig XVI. 1779 die Feudallasten auf den königlichen Domänen abschaffte, in der Hoffnung, die übrigen Großgrundbesitzer würden gern und freiwillig dem königlichen Beispiel folgen, sprach sich das Parlament heftig gegen die Befreiung der Bauern aus. Es widerstrebte den heilsamen Reformen, die Turgot und Necker planten, und entblödete sich nicht, als Necker eine Staatsanleihe aufnahm, eine Verordnung Karls des Großen gegen den Wucher hervorzusuchen und diejenigen, die Geld auf Zinsen liehen, mit der Galeerenstrafe zu bedrohen. Je heftiger das Parlament aber an seiner staatspolitischen Sendung festhielt und sich gegenüber un-



Der Kanzler von Frankreich in großem Kostüm.
Aus dem Krönungswerk Ludwig XV.

erläßlichen Reformen, deren segensreiche Folgen jedem Auge sichtbar und nur Juristen verschlossen waren, in seinem Eigensinn verrannte, um so deutlicher wurde dem großen Publikum der Zwiespalt, der hier zwischen den Ansprüchen und den Taten bestand. Man erkannte, daß es dem Parlament nur um seine eigenen Privilegien zu tun war und nicht um die Freiheit der Nation. »Wie mögen sie sich Vertreter des Volkes nennen,« schrieb Mercier, »wenn ihre Stellen doch erblich und käuflich sind, die Kennzeichen der Aristokratie. Wer heißt sie bald das Volk dem König ausliefern, bald zu widerstehen, ohne daß das Volk sie dazu beauftragt hat?« Das zeigte sich deutlich und überraschend im Jahr 1789, als doch den Parlamenten eine bedeutende politische Rolle hätte aufbehalten sein müssen, hätten seine Ansprüche auf der Sympathie des Volkes beruht. Statt dessen verschwand dieses Element dauernder politischer Unruhe ohne Sang und Klang von der Bildfläche des öffentlichen Lebens. Als die Generalstände zusammentraten, aus denen so schnell die Konstituante hervorgehen sollte, war das Parlament von Paris gerade in den Ferien. »Es möge in den Ferien bleiben,« sagte Mirabeau, »niemand wird bemerken, ob es noch lebt oder schon tot ist.« Am 24. März 1790 wurde es definitiv abgeschafft.

Nicht den geringsten Teil der Schuld an dem Mißverhältnis, das zwischen ihr und der ersten Behörde des Landes herrschte, trug die Regierung selbst. Sie gab sich dauernd durch Willkür, Ungerechtigkeit und Ungeschicklichkeit solche Blößen, daß sie der Opposition förmlich in die Hände arbeitete. Das Mittel der Auflösung des Parlamentes, zu dem sie im Laufe des Jahrhunderts so oft gegriffen hat, zum letztenmal noch 1787, war immer eine Verlegenheitsmaßregel, die sich am Urheber strafte, der sich ganz außerstande sah, sie mit Strenge durchzuführen, wenn er nicht die Justizpflege überhaupt aufgeben wollte. Die Anläufe, die man nahm, um ohne Parlament auszukommen, scheiterten aber regelmäßig an dem bösen Gewissen und der Schwäche der Regierung. 1753, als wieder einmal die jansenistischen Streitigkeiten in helle Flammen ausbrachen und das Parlament von Paris Edikte herausgab, die den Befehlen des Königs direkt widersprachen, verbannte die Regierung Präsidenten und Räte. Die große Kammer, die nicht betroffen war, erklärte, sie wolle das Schicksal der übrigen teilen und wurde nach Pontoise in das Exil geschickt. Die Parlamente in der Provinz machten mit dem von Paris gemeinsame Sache, und um den Widerstand der Magistrate, den alle Maßregeln der Unterdrückung nur bestärkten, endgültig zu brechen, entschloß sich die Regierung, das exilierte Parlament durch eine »königliche Kammer« zu ersetzen. Das Chatelet, die Berufungsinstanz, weigerte sich, mit dieser Behörde zu arbeiten und man war darauf und daran,

dieses Tribunal ebenfalls zu unterdrücken, wenn man nicht gefürchtet hätte, es könne dann eine Revolution zum Ausbruch kommen. Die Richter der »königlichen Kammer« nahmen ihre Funktionen ebensowenig ernst, wie die Pariser es taten, und sie hatten nicht unrecht, denn es dauerte nur wenige Monate, so söhnte die Regierung sich mit dem Parlamente aus und die »königliche Kammer« nahm ein ruhmloses Ende. Genau das gleiche Schicksal ereilte einige Jahre später die große Reform Maupeous. René de Maupeou, seit 1768 Kanzler von Frankreich, führte 1771 einen großen Schlag gegen das Parlament. Er hob die Käuflichkeit der Stellen auf, vereinfachte das Prozeßverfahren und verordnete, daß die Rechtsprechung umsonst erfolge, Grundsätze, auf welchen noch heute die Basis des öffentlichen Rechtes in Frankreich beruht. Ferner bildete er Gerichtshöfe in der Provinz, so daß die Kläger das Recht nicht mehr ausschließlich in Paris zu suchen hatten. Die Mitglieder des bisherigen Parlamentes, die der Reform natürlich widerstrebten, wurden am 20. Januar 1771 aus der Stadt verwiesen, nachdem man ihre Stellen zu Preisen zurückgekauft hatte, die die Regierung bestimmte. Die Reform war vorzüglich und würde sich schnell genug Freunde erworben haben, hätte man für die neuen Richterstellen die geeigneten Männer besessen. Aber an diesen fehlte es. Die erfahrenen Juristen, die den alten Parlamenten angehört hatten, ließen sich nicht bereit finden, in das neue Parlament Maupeou überzutreten, die Männer aber, die man fand und die mit der Übernahme einer Richterstelle das Odium des Verrates an einer gemeinsamen Sache auf sich nehmen mußten, waren für diese Stellen wenig geeignet. Man hätte nach dem Abbé Galiani das neue System mit den alten Männern ausführen sollen. »Das neue System ist besser,« schrieb er, »die alten Männer sind mehr wert.« Zu allem Unglück kam eine berühmte Affäre hinzu, um die neuen Richter in den Augen des Publikums zu diskreditieren. In einem Nachlaßprozeß, den Beaumarchais gegen die Erben des reichen Finanziers Pâris-Duvernay führte, war ein gewisser Goëzmann der Richter, der das Urteil zu fällen hatte. Beaumarchais bestach seine Frau, die das Geld nicht herausgeben wollte, als der Dichter den Prozeß verlor. Er besaß die Dreistigkeit, Frau Goëzmann auf Zurückgabe der Bestechungssumme zu verklagen, ein Prozeß, der ungeheures Aufsehen machte. In vier Denkschriften voll Geist und Witz wußte Beaumarchais die öffentliche Meinung für sich einzunehmen und erreichte auch die Verurteilung des schuldigen Richters. Trotzdem das Urteil ihn selbst die bürgerlichen Ehrenrechte absprach, wurde der Tag der Urteilsfällung, der 26. Februar 1774, ein Tag des Triumphes für Beaumarchais, der die Besuche von Prinzen und Edelleuten nebst ihren Damen

empfing, die kamen, um ihm Glück zu wünschen. Es war ein Schlag gegen das neue Parlament. »Louis XV. hat das Parlament eingerichtet,« witzelte man, »15 Louis haben es zerstört.« In der Tat war Louis XV. kaum drei Monate tot, als der Kanzler Maupeou gestürzt wurde und die neue Regierung sich unbegreiflicherweise ganz gegen ihr eigenes Interesse aus reiner Popularitätshascherei bereitfinden ließ, auch sein Werk zu verabschieden. Im Oktober und November 1774 wurde das alte Parlament wiederhergestellt, das aus dem Exil auch die alte feindselige Gesinnung gegen die Krone zurückbrachte. Der Pariser Pöbel nahm die Zurückberufung des alten Parlamentes mit einer Begeisterung auf, über die sich die Zeitgenossen lustig machen. In der Tat hatte das Volk gar keine Veranlassung zu Sympathien für dasselbe.



Beaumarchais
von Saint Aubin nach Cochin. 1773.

Da es sich beständig mit Politik befaßte, hatte es keine Zeit, zu Reformen in der Justiz, für die nur zu viel Veranlassung vorgelegen hätte. Zivilprozesse dauerten ewig und verursachten bei den vielen gegeneinander arbeitenden Gerichtsbarkeiten ungeheure Kosten. Die Kriminaljustiz war vollends durch ihre Härte ein Schandfleck des Staates. Noch bestand die Tortur zu Recht und wurde vor Hinrichtungen als Strafverschärfung angewandt. Voltaire hat sein ganzes Leben lang gegen sie geschrieben, aber erst der Schweizer Protestant Necker hat sie abgeschafft. Man schnürte den Gefangenen die Beine in den spanischen Stiefeln mit Holzklötzen bis zum Bersten der Knochen zusammen, goß ihnen gewaltsam 10 Liter Wasser in den Hals, stellte sie an den Pranger, zeichnete sie mit glühendem Eisen auf Schulter und Wange, geißelte sie öffentlich, auch Frauen auf den entblößten Körper. Die Hinrichtungen waren von entsetzlicher Roheit, Rädern, lebendig auf das Rad flechten oder verbrennen, kamen schon für geringfügige Eigentumsvergehen vor. In Maubeuge wurde am 6. März 1727 ein Soldat lebendig verbrannt, weil er die geweihten Gefäße aus der Kirche gestohlen hatte. Um den unglücklichen Damiens, der halbver-

rückt, ohne Zweck und Sinn, Ludwig XV. ein Federmesser zwischen die Rippen gestochen hatte, zu bestrafen, schlug man nach, wie 150 Jahre zuvor Ravaillac hingerichtet worden war und ahndete das Verbrechen in der gleichen furchtbaren Weise mit Handabhauen, Brennen, Vierteilen usw. Anderthalb Stunden lang dauerte es, bis man den Unglücklichen zu Tode gemartert hatte. Dabei hatte Ravaillac Heinrich IV. ermordet, Damiens aber dem König eine Wunde beigebracht, die beinahe geheilt gewesen wäre, ehe nur der Arzt zur Stelle war, um sie zu untersuchen.

Die Gerichtshöfe haben sich die Sache noch außerordentlich leicht gemacht. In Nevers ist es 1737 vorgekommen, daß man eine Diebesbande erst aufhängte und dann ihren Prozeß einleitete. Im Verfahren gegen Louis Mandrin ist der ganze Prozeß in wenigen Tagen förmlich übers Knie gebrochen worden, um den Unglücklichen gerädert zu haben, ehe er von Savoyen reklamiert werden konnte. Wenn das Strafverfahren milder wurde, so rührte das von Einflüssen her, die sich von anderer Seite geltend machten und nicht aus den Kreisen der Juristen stammten. Die Philosophie und die Humanität wirkten darauf hin, auch die Justiz menschlicher zu machen. Beccarias berühmtes Buch von den Verbrechen und den Strafen war 1766 erschienen und vom Abbé Morellet in das Französische übersetzt worden. Der äußere Erfolg war durchschlagend, es kamen in 6 Monaten 7 Auflagen heraus. Den inneren Erfolg schildert Röderer sehr hübsch in einem Briefe an die Tochter des Mailänder Rechtsgelehrten aus dem Jahre 1798. »Der Traktat von den Verbrechen«, schreibt er, »hatte den Geist unserer alten Strafkammern in Frankreich dermaßen geändert, daß sie sich schon zehn Jahre vor der Revolution selbst nicht mehr glichen. Alle jungen Richter und ich kann es bezeugen, denn ich gehörte selbst zu ihnen, urteilten mehr nach den Grundsätzen dieses Buches, als nach den Buchstaben der Gesetze.«

Die Aufrechterhaltung der Ordnung lag in der Hand der Maréchaussée, einer Polizeitruppe, die in Brigaden über das ganze Land verteilt war und unter der Direktion der Intendanten stand. Sie genoß Ansehen und verbreitete Furcht, was von der hauptstädtischen Polizei nicht mit eben demselben Recht gesagt werden kann. Diese begegnete eher der Verachtung. Der eigentliche Schöpfer der bürgerlichen wie der politischen Polizei in Frankreich war Marc René d'Argenson, der bis 1718 an ihrer Spitze stand. »Ein Mann mit einem Gesicht zum Fürchten,« schreibt Saint-Simon, »er sah allen drei Höllenrichtern gleich.« Er organisierte ein gewaltiges Heer von Spionen, das in seinen Glanztagen bis zu 30000 Köpfen gezählt haben soll und seine Wirksamkeit bis in das



AUS FREUDENBERG

MONUMENT DU COSTUME 1774





Der Marquis d'Argenson von Duflos nach Rigaud. 1711.

Innere der Familien und der Häuslichkeit ausdehnte. Einer von den Nachfolgern d'Argensons, der Polizeileutnant Lenoir, sagte einmal zu einem Journalisten: »Vergessen Sie nie, daß überall, wo drei Menschen zusammen sind, ich mit dabei bin.« Die Pariser Polizei war verhaßt und verachtet. Man hielt sie jeder Schlechtigkeit für fähig. Im Jahre 1750 entstanden in Paris Unruhen, weil sich das Gerücht verbreitete, die Polizei entführe Kinder, um sie nach Kanada zu verschiffen. Die Polizisten griffen auch die Kinder wohlhabender Bürgersleute auf, allerdings nicht, um sie in die Kolonien zu verschicken, sondern um von ihren Eltern Lösegeld zu erpressen. Mit der politischen Polizei hing das schwarze Kabinett der Post zusammen, in dem die Briefe wichtiger Persönlichkeiten geöffnet und für den König abgeschrieben wurden. 6—7 Angestellte nahmen mittels eines besonderen Verfahrens über heißen Dämpfen die Wachssiegel der Briefe ab, öffneten sie und schlossen sie wieder, wenn sie vom Inhalt derselben Kenntnis genommen hatten. Am Ende der sechziger Jahre war ein gewisser Jannel der Vorsteher des schwarzen Kabinetts, mit dem die Herzogin von Choiseul, die Marquise du Deffand graulich macht, wenn diese sich unvorsichtige Äußerungen zuschulden kommen läßt, oder sich überhaupt der Post bedient, statt eine Gelegenheit abzuwarten. Es ist nicht nur die Ersparnis des hohen Portos, die fleißige Briefschreiber, wie Voltaire, Abbé Galiani u. a. stets daran denken läßt, ihre Briefe durch Freunde oder Freundesfreunde besorgen zu lassen, statt sie der Staatspost anzuvertrauen, sondern ebenso die begründete Scheu vor der Indiskretion dieser staatlichen Einrichtung, die man zu fürchten alle Ursache hatte. Mme. du Hausset erzählt, daß intrigante Personen absichtlich Verleumdungen über andere, denen man schaden wollte, z. B. die verwitwete Dauphine, ihren Briefen anvertrauten, damit der König sie auf diesem Wege um so sicherer erfahre.

Die Unsicherheit war groß, auf dem Lande wie in den Städten, in den großen am meisten. »Für die Landbewohner sind die Vagabunden die schrecklichste Geißel,« schrieb Letrosne 1779, »sie sind feindliche Truppen, die auf dem Lande nach Herzenslust auf Unkosten der Bauern hausen, die regelrecht von ihnen gebrandschatzt werden. Sie streifen umher und kundschaften die Zugänge zu den Häusern, die Bewohner und ihre Vermögensverhältnisse aus. Wehe denen, die im Rufe stehen, Geld zu besitzen. Wieviele Diebstähle und Einbrüche, Raubmorde und gewaltsam erbrochene Türen! Wie viel Pfarrer, Bauern und Witwen werden gemartert und nachdem sie verraten, wo ihr Geld sich befindet, getötet.« Die Grenze zwischen dem Vagabunden und dem Gelegenheitsdieb, zwischen dem Erpresser und dem Räuber war schwer zu ziehen.

Mercier schätzte in den achtziger Jahren die Zahl der Räuber in Frankreich auf 10000 Mann. Von Zeit zu Zeit wiederholen sich die Monstreprozesse gegen ganze Banden. 1721 gegen Cartouche, 1729 gegen Nivet und seine Mitschuldigen, 1782 gegen Hulin, dessen Bande 200 Köpfe zählte. Sie raubten und plünderten auf offener Straße. Für Reisende war der Wald von Bondy, die Poststraße bei Juvisy und bei Tarare, wo der Weg sich hob und die Wagen langsamer fahren mußten, besonders gefährlich. Als der Abbé Dubois, damals noch nicht Kardinal, nach London reiste, plünderten die Zollbeamten in der Nähe von Amiens ganz ungescheut sein Gepäck. Die Wirtshäuser waren besonders verrufen. In einem solchen, zwischen Givet und Valenciennes, fand man bei Bauarbeiten im Stalle 7 menschliche Skelette eingescharrt, in einem Gasthause in Lothringen gar die Leichen von 50 ermordeten Reisenden. In Paris machten die zahlreichen Briganten das Ausgehen des Abends sehr gefährlich, so daß Wille 1788 bemerkt, es sei schon sicherer daheim zu bleiben. Die Verhältnisse lagen immerhin so, daß das gedrückte und vom Staat ausgesogene Volk in den Räubern ein Werkzeug der ausgleichenden Gerechtigkeit erblickte und um einige der bekanntesten von ihnen einen wahren Kranz von Legenden und Sagen gewoben hat. Die berühmtesten sind wohl Cartouche und Mandrin. Louis Dominique Cartouche war als Kind von wandernden Zigeunern seinen Eltern gestohlen worden und hatte schon ein abenteuerliches Leben geführt, ehe er, großjährig geworden, Werbern in die Hände fiel und die letzten Kriege Ludwig XIV. mitmachte. Bei Friedensschluß entlassen, stellte er aus Kameraden, die sein Schicksal teilten, eine Bande zusammen, mit der er Paris unsicher machte. Er organisierte seine Gesellschaft vollkommen militärisch und nahm das Recht über Leben und Tod seiner Spießgesellen für sich in Anspruch. Einen Novizen fragte er: »Welche Lehrzeit hast du hinter dir?« »Zwei Jahre bei einem Rechtsanwalt und sechs Monate bei einem Polizeiinspektor,« war die Antwort. »Gut,« sagte Cartouche, »diese Zeit soll dir angerechnet werden, als wärest du bei mir gewesen.« Er wußte sich dadurch besonders gefährlich zu machen, daß er viele Polizeiinspektoren anwarb, deren Unterstützung natürlich besonders wertvoll war. So erleichterte er einen reichen Engländer, Louis Mac Dermott, um 1300000 Livres. Man erzählte sich tausend Streiche von ihm. So stieg er einmal des Nachts in das Palais Boufflers ein und überraschte die tödlich erschrockene Herzogin im Bett. Er stellte sich vor und beruhigte die entsetzte Dame: »Ich bin müde und hungrig. Ich will essen, trinken und schlafen. Lassen Sie sich unter einem Vorwand irgend etwas zu essen bringen und verraten Sie mich nicht, dann geschieht Ihnen nichts.« Gesagt, getan. Die Herzogin

ließ ein kaltes Huhn und eine Flasche Wein bringen, Cartouche ließ es sich schmecken, schlief sich aus und verschwand, wie er gekommen war. Am anderen Tage empfing Frau von Boufflers einen Korb Champagner als Dank des galanten Spitzbuben. Schließlich verriet ihn ein Genosse. Cartouche wurde in einem Wirtshause überrascht, gefangen und nach einem fehlgeschlagenen Fluchtversuch am 27. November 1721 lebendig gerädert.

Über den Strafvollzug an Verbrechern, die zum Tode verurteilt wurden, ist schon berichtet worden, es erübrigt noch von dem Los der Gefangenen zu sprechen. Die ganze Ungereimtheit eines Verfahrens, das auf Laune, Zufall und tausend sich durchkreuzenden Gewohnheitsrechten beruht, tritt dabei zutage. Barbarische Strenge auf der einen Seite und eine Lässigkeit auf der anderen, die in Erstaunen setzt. Zunächst der Todesstrafe stand die Verurteilung zu den Galeeren. So lange die Galeeren noch wirklich als Kriegsfahrzeuge dienten, war das Bedürfnis des Staates nach Menschen zu ihrer Bedienung sehr groß. Es fanden sich zwar auch Freiwillige, die bereit waren, sich mit 5—6 Leidensgefährten auf einer Bank zusammenschmieden zu lassen, um die 16 m langen Ruder zu handhaben, aber natürlich niemals in genügender Anzahl. So wurde statt anderer Strafen oft auch statt der Todesstrafe die Verurteilung zu den Galeeren verhängt. Ging aber der Bedarf nach Mannschaft aus irgend einem Grunde zurück, wurden alle Verbrecher wieder kurzerhand gehängt. So machte es z. B. Heinrich II., als er einmal mehrere seiner Galeeren abmontiert hatte. Colbert schrieb am 11. April 1662 an die Präsidenten der Parlamente, sie sollten jetzt statt aller anderen Strafen stets zu den Galeeren verurteilen, der König brauche die Menschen. Nun traf dies Schicksal nicht nur Kapitalverbrecher, sondern unterschiedslos auch solche, die sich nur geringer Polizeivergehen schuldig gemacht hatten, wie des Bettelns, der Landstreicherei und anderer unbedeutender Übertretungen. Man hatte die Leute so nötig, daß, wie Fénélon klagt, man sie nicht einmal entließ, wenn die Strafe verbüßt war, sondern solche, die zu zwei Jahren verurteilt waren, 12—15 Jahre behielt. Besonders war es immer auf die Hugenotten abgesehen, denen schon Richelieu zu diesem Zweck nachstellte. Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. bildeten die französischen Protestanten das Hauptkontingent der Galeerensträflinge. Es genügte ja, wenn sie im Besitze eines Psalters oder einer Bibel in der Landessprache gefunden wurden, um lebenslänglich auf die Galeeren zu kommen. 1688 zählte man in Marseille allein 600 solcher Unglücklichen, im Alter zwischen 14 und 80 Jahren. Ludwig XIV. ordnete an, daß Hugenotten, auch wenn sie zu einer kürzeren Strafe verurteilt worden waren, niemals frei-



MME. VIGÉE LEBRUN

MARIE ANTOINETTE

gelassen werden dürften. In der letzten Zeit Ludwig XIV. kamen die Galeeren außer Gebrauch, der Staat hatte also keinen Bedarf an Mannschaft für sie, und wenn man aus alter Gewohnheit fortfuhr, Verbrecher auf die Galeeren zu schicken, so wußte man in den Häfen nichts mit ihnen anzufangen. So kam man zur Einrichtung der Bagnos, deren erster 1748 in Toulon eingerichtet wurde, 1750 folgte Brest, 1767 Rochefort. Diese Zuchthäuser waren ein Schandfleck durch die barbarische Behandlung, die die Gefangenen traf. Außerdem waren sie unmoralisch, dadurch, daß man Leicht- und Schwerverbrecher durcheinander steckte, ungesund, denn die Eingesperrten lungerten umher, hatten nichts zu tun und starben in Massen. Alle Gefangenen wurden vor der Inhaftierung ausgepeitscht und auf der rechten Schulter mit den Buchstaben G. A. L. gebrandmarkt. Ihr Eigentum wurde konfisziert. Arbeit erhielten die Unglücklichen erst im 19. Jahrhundert. Das Los der zu den Galeeren verurteilten Sträflinge war entsetzlich, die Gefängnisse auf dem Mont Saint-Michel, in denen man sich nicht rühren konnte und nie das Tageslicht erblickte, fürchterlich.

In sonderbarem Gegensatz dazu stand das Gefängniswesen der Hauptstadt, in der es eine Anzahl privater Gefangenenanstalten gab, die zum Teil von Damen gehalten wurden, gewissermaßen bürgerliche Pensionen mit Zwangsaufenthalt. For l'Evêque, Bicêtre, die Conciergerie, Vincennes und die Bastille waren die hauptsächlichsten Gefängnisse in Paris. Im Bicêtre war die Behandlung die schärfste, keines von ihnen aber hat doch eine so legendäre Berühmtheit erworben, wie die Bastille, die gewissermaßen zum Symbol der Tyrannei geworden war und deren Erstürmung und Schleifung am 14. Juli 1789 den Beginn einer neuen Epoche der Tyrannei einleitete, die Pöbelherrschaft. Tritt man an der Hand der gründlichen Forschungen von Franz Funck Brentano der Geschichte der Bastille näher, so erstaunt man, wie wenig gerechtfertigt der entsetzliche Ruf ist, den Furcht und Unwissenheit ihr angedichtet haben. Daran war in erster Linie das Geheimnis schuld, welches das düstere alte Bauwerk umgab. Es wurde lange Zeit nichts darüber gedruckt und man wagte nur flüsternd darüber zu sprechen. So gesellte sich ein Märchen zu dem anderen, bis die Bastille in Greuelgeschichten förmlich eingesponnen war. »Die Grausamkeiten bestanden nur in der Einbildung des Volkes,« sagte Laharpe, der sie noch gekannt hat. Sie wurden unterstützt und befestigt durch die Erzählungen, welche die Leichtgläubigkeit und der Haß nur zu gern weitertragen. Die Bastille war ihrem Ursprunge nach ein befestigtes Haus des Königs, und wenn sie auch seit Heinrich IV. als Gefängnis benützt wurde, so hat sie diesen


Ansicht der Bastille und der Porte St. Antoine in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nach J. Rigaud.

Charakter als königliches Schloß doch bis zu ihrem Ende beibehalten. Jeder Insasse der Bastille war gewissermaßen Gast Seiner Majestät, wenn auch unfreiwillig. Daraus erklären sich die merkwürdigen Zustände, die aus diesem Verhältnis hervorgingen und das Leben in diesem Gefängnis so eigentümlich komplizierten. Mme. de Staal, die länger als ein Jahr darin gefangen war und im Jahre 1720 entlassen wurde, hat in ihren Erinnerungen den Aufenthalt lebhaft und anmutig beschrieben. Sie erklärt, daß die Zeit, die sie in der Bastille zubrachte, die glücklichste ihres Lebens war. Das klingt erstaunlich genug, aber Le Maistre de Sacy und Fontaine, die sich viel länger dort aufhalten mußten, sagen dasselbe. Wie es sich beinahe von selbst versteht, sorgte der Schloßbesitzer für seine Gäste. Dadurch kam es wohl, daß ein reicher und vornehmer Mann glänzend

lebte, während ein armer sich mit dem begnügen mußte, was der Hausherr für ihn auswarf. Bis auf die Freiheit, die sie entbehrten, konnten die großen Herren hier leben wie zu Hause. Sie behielten sogar ihre Dienerschaft. Kleine Leute empfingen täglich vom König eine gewisse Summe, die sie verwenden durften wie sie wollten und von der manche noch Ersparnisse gemacht haben. So ist es mehr wie einmal vorgekommen, daß Gefangene, die entlassen werden sollten, baten, doch noch länger bleiben zu dürfen. Die großen Räume in den alten Türmen waren leer, jeder Gefangene konnte sich seine Zelle nach seinem Gefallen ausstatten, indem er sich Möbel, Bilder, Teppiche aus seinem Hause holen ließ. Mme. de Staal, damals noch Mlle. Delaunay, ließ die kahlen Wände ihres Gefängnisses mit Gobelins bekleiden, ebenso der Marquis de Sade. Andere hingen Gemälde auf oder schmückten sich ihren Aufenthaltsort nach ihrem Gefallen. Graf Belle-Isle ließ sich ein Himmelbett kommen mit Vorhängen von rotem Seidendamast, dazu Gobelins und Polstermöbel und eine Bibliothek von 333 Bänden. La Beaumelle stellte in seiner Zelle eine Büchersammlung von 600 Bänden auf. Auch für diesen Zweck wurde Unvermögenden Geld bewilligt und durchaus nicht zu knapp. Erst in den späteren Jahren der Regierung Ludwigs XV. und unter seinem Nachfolger wurden die Zimmer der Gefangenen von Staats wegen möbliert. Wie mit der Einrichtung, stand es mit der Bekleidung. Es gab in der Bastille keine vorgeschriebene Gefängniskleidung, jeder zog sich an, wie er wollte, und auch hierfür wurden Minderbemittelte aus der königlichen Kasse unterstützt. Sie waren in der Wahl der Kleidungsstücke, die sie zu tragen wünschten, ganz frei. Wie die erhaltenen Rechnungen ersehen lassen, waren dickgefütterte und wattierte Röcke sehr begehrt. Es wurde eine Rücksicht auf die Wünsche der Gefangenen genommen, die geradezu komisch berührt. Eine gewisse Frau Sauvé wollte ein Kleid gemacht haben aus weißer Seide mit grünen Streublumen. Diesen Stoff gab es in ganz Paris nicht und man mußte die Dame bitten, sich doch mit einem weißen Seidenstoff zu begnügen, der grün gestreift war. Ein anderer Gefangener wies die Hemden zurück, die man ihm hatte machen lassen, denn der Stoff sei nicht fein genug und die Spitzenmanschetten viel zu schlecht. Mit der Beköstigung verhielt es sich ähnlich. Für die Verpflegung der Gefangenen empfing der Gouverneur gewisse Summen. Für einen Marschall von Frankreich täglich 36 Livres, für einen Parlamentsrat 15, für einen Richter, Finanzier oder Literaten 10, einen einfachen Bürger 5 und für einen Mann aus dem Volke 3 Livres. Das Essen war ausgezeichnet, es gab abgesehen vom Dessert mittags fünf und abends drei Gänge. Konstantin de Renneville, der 1702 in der Bastille saß, beschreibt

in seinen Erinnerungen das vorzügliche Diner, das er erhielt. Linguet wurde jeden Morgen vom Koch das Menu vorgelegt, in dem er anstrich, was er zu speisen wünschte. Dumouriez bekam auf sein Verlangen sogar am Fasttage ein Huhn, und ein gewisser Vieeilh, der erklärte, er sei nicht gewöhnt, geschlachtetes Fleisch zu essen, wurde nur mit Wildpret und Geflügel ernährt. Vornehme Leute konnten auch hierin ihrer Phantasie folgen. Der Kardinal von Rohan gab für seine Verpflegung täglich 120 Francs aus, der Prinz von Kurland in fünf Monaten 22 000 Francs. Eine reichliche Kost bei geringer Bewegung. Man kann sich die Folgen denken. So nahm der Kardinal Dubois, der die Berichte des Gouverneurs der Bastille genau zu prüfen pflegte, Anstoß an den vielen Klistieren, die die Gefangenen nahmen. »Abbé,« sagte der Regent, »lassen wir ihnen doch das Vergnügen, es ist die einzige Zerstreuung, die sie haben.« Da war der Regent aber durchaus nicht richtig orientiert. Es hat den Gefangenen nicht einmal daran gefehlt. Einmal war zu ihrer Benützung eine Bibliothek da, so gewählt, daß der Polizeileutnant Berryer eine Abhandlung über »Die Güte Gottes« ihr nicht einverleiben wollte, weil der Gegenstand für Gefangene zu traurig sei. Dann aber durften die Gefangenen sich Hunde, Katzen, Singvögel halten, Musikinstrumente spielen und sogar mehrstimmg zusammen singen. Zwölf bretonische Edelleute, die miteinander in der Bastille interniert waren, verlangten ein Billard, das ihnen auch sofort angeschafft wurde. Nicht einmal der Freiheit waren sie ganz und gar beraubt. Die meisten durften sich innerhalb der Mauern frei bewegen, ihre Freunde empfangen, Diners geben, ja manche hatten sogar die Erlaubnis, tagsüber in die Stadt zu gehen, unter der Bedingung, daß sie sich des Abends wieder einstellten. Die Gründe, die in die Bastille führen konnten, waren verschiedener Art, Staatsverbrechen und Preßvergehen, aber auch reine Willkür. So kam der Herzog von Richelieu das erstemal hinein, weil er seine junge hübsche Frau nicht lieben wollte. Der Prinz von Rohan-Léon, weil er eine Tänzerin zu heiraten beabsichtigte, Voltaire einmal, weil er Verse gegen den Regenten gemacht hatte und ein zweites Mal, weil er schwor, er werde sich an dem Chevalier de Rohan, der ihn hatte prügeln lassen, zu rächen wissen. Erwies sich im Laufe der Untersuchung, daß die Einsperrung zu Unrecht erfolgt war, so wurde der Verhaftete für den zeitweisen Verlust seiner Freiheit entschädigt. Ein Advokat Subé, der 1767 drei Wochen lang in der Bastille saß, erhielt eine Summe von 3000 Livres. Ein gewisser Pereira, der 1772 einige Monate gesessen hatte, eine Jahrespension von 1200 Livres. Voltaire empfing von dem Regenten nach seiner Entlassung ebenfalls eine Pension von

1200 Livres jährlich. Im ganzen faßte die Bastille 42 Räume für Einzelhäftlinge, die aber nur selten alle zu gleicher Zeit belegt waren. Während der ganzen Regierung Ludwig XVI. hat die Bastille nicht mehr als 114 Gefangene beherbergt. Im Durchschnitt also 16 im Jahr. Als die Bastillestürmer das gar nicht verteidigte Schloß eingenommen hatten und die Gefangenen in Freiheit setzten, befanden sich nur 7 Gefangene innerhalb seiner Mauern, vier Fälscher, zwei Verrückte und ein Graf de Solages wegen Blutschande mit der eigenen Schwester.

Seinen furchtbaren Ruf als eines Ortes von Schrecken und Grausen, verdankt dies fidele Gefängnis den Sensationsschriften von Linguet und de Latude, welche die Farben gar nicht dick genug auftragen konnten, um ihre Leser zu fesseln und zu erschüttern. Linguet war ein Advokat, der wegen Preßvergehen und Verleumdung zwei Jahre lang in der Bastille eingesperrt war. Die Memoiren, die er über diesen Aufenthalt veröffentlicht hat und die von Entstellungen, Unwahrheiten und Übertreibungen wimmeln, fanden einen lebhaften Widerhall bei dem Publikum, das für solche Veröffentlichungen ja stets ein großes Interesse gezeigt hat. Linguet hat Gelegenheit gefunden, einen Vergleich zu ziehen zwischen der Tyrannei des ancien régime, gegen die er so heftig zu Felde gezogen war und der neuen Freiheit. Als er sich 1792 abermals eine Sprache erlaubte, die den neuen Herren unbequem war, schickten sie ihn nicht in ein Gefängnis, sondern auf die Guillotine. Wenn wir die eiserne Maske ausnehmen, deren Rätsel längst gelöst ist, es verbarg sich hinter ihr kein anderer als Graf Mattioli, mantuanischer Minister, der am 19. November 1703 in der Bastille starb, so hat das Gefängnis wohl keinen berühmteren Insassen beherbergt, als Latude, das angebliche Opfer der Pompadour, der 35 Jahre in ihren Kerkern schmachtete. Die Geschichte dieses Mannes ist ein Beispiel dafür, daß eine dreiste Lüge die nüchterne und schlichte Wahrheit dauernd unterdrücken kann. Jean Henri Aubrespy war der uneheliche Sohn eines armen Mädchens in Montagnac in der Dauphiné, der nach Paris kam, um sein Glück zu machen. Er trat bei der Armee als Chirurg ein und nannte sich als solcher Danry. Als es gar nicht recht vorwärts mit ihm gehen wollte, kam er auf den Einfall, sich bei der allmächtigen Maitresse des Königs zu insinuieren. Er füllte eine Schachtel mit einem Gemisch aus Schwefel und Puder und sandte sie an die Pompadour, indem er sich zugleich nach Versailles begab, um sie vor einem Komplott zu warnen, von dem er Kenntnis erlangt zu haben behauptete. Der Polizeileutnant Berrier durchschaute ihn und setzte ihn einstweilen in die Bastille. Er entwich, wurde gefaßt und abermals in-

haftiert. Mit einem Genossen gelang es ihm in einer Februarnacht des Jahres 1756 abermals zu entfliehen, aber schon nach einigen Monaten in Amsterdam ergriffen, mußte er in die Bastille zurückkehren. Nachdem er zweimal geflohen war, wurde er nun mit größerer Härte behandelt, mit Ketten geschlossen und in einem feuchten Verließ eingesperrt. Als die Marquise von Pompadour gestorben war, transportierte man ihn nach Vincennes. Hier nahm er den Namen Masers de Latude an, erklärte von einer altadligen Familie abzustammen und verlangte eine Entschädigung für unschuldig erlittene Haft, erst 60000, dann 150000 Livres. Auch aus Vincennes gelang es ihm zu entfliehen, aber nur, um sofort zurückgebracht zu werden. Nachdem er 10 Jahre in diesem Gefängnis zugebracht hatte, wurde er in das Irrenhaus von Charenton übergeführt und 1777 entlassen. Kaum war er frei, so erpreßte er von einer alten Dame eine größere Summe Geld, wurde gefaßt und in das Bicêtre gebracht. Es gelang ihm, eine gutherzige kleine Krämersfrau, Mme. Legros, für sein Schicksal zu interessieren. Diese setzte Himmel und Erde für ihren Schützling in Bewegung und wirklich wurde er am 24. März 1784 durch den Minister Breteuil in Freiheit gesetzt. Der interessante Gefangene, das Opfer der Tyrannei, der die Kunst verstand, sich in Szene zu setzen, wurde für kurze Zeit eine Sehenswürdigkeit von Paris, die alle Welt kennen wollte. 1787 veröffentlicht er seine Erinnerungen, ein geschicktes Gewebe von Lüge, Fälschung und Verleumdung, das ihm immerhin eine Pension von 2000 Livres eintrug, die die Nationalversammlung ihm aussetzte. Er strengte noch einen Prozeß gegen die Erben der Pompadour auf Zahlung einer Entschädigung von 60000 Livres an, den er gewann. Am 1. Januar 1805 ist er 80jährig gestorben. Sein Ruhm hat ihn überlebt und in mehr als einem Wachsfigurenkabinett ein Denkmal gefunden. Für den Film ist er noch nicht entdeckt worden.

War der Unterschied in der Behandlung der Gefangenen damals und heute schon ein außerordentlich großer, so war diese Verschiedenheit noch viel größer, wenn man den Zweck der Inhaftierung berücksichtigt. Heute hindert eine Verurteilung zu Gefängnis den Schuldigen daran, seine strafbare Tätigkeit weiter auszuüben. Das war damals durchaus nicht der Fall. Jedes Gefängnis hatte seine eigene Gerechtsame, die den Inhaftierten zugute kamen und gegen die die Regierung machtlos war. Ein gewisser Cabaud de Rambaud war 1744 in der Conciergerie eingesperrt worden, weil er einen schwunghaften Vertrieb handschriftlicher Zeitungen besorgte, die verboten waren. Eine Verhaftung heute würde genügen, ihm das Handwerk zu legen, das geschah damals keineswegs. Er ließ die Redakteure seines Blattes in das Gefängnis kommen, besprach sich

mit ihnen und besorgte sein Geschäft ruhig weiter, ja er veranlaßte schließlich aus Gründen der Bequemlichkeit, die Redakteure sich ebenfalls in der Conciergerie einsperren zu lassen, weil die gemeinsame Arbeit dadurch ja weit einfacher zu erledigen war. Am Ende ließ er auch die Kopisten, die das Blatt handschriftlich vervielfältigten, in der Nähe seiner Zelle unterbringen und nun, da Besitzer, Verfasser und Kopisten beisammen in der Conciergerie saßen, blühte das Geschäft mehr wie zuvor in der Freiheit. Der Gefängnisinspektor Poussot erklärte: »Die meisten Autoren und Kopisten befinden sich im Gefängnis, also sind sie vor Verfolgungen geschützt.« Die Macht der Polizei hörte am Tore der Anstalt auf. Das For l'Evêque war in dieser Beziehung das Muster eines Rokoko-Gefängnisses. Ein gewisser Chevalier war daselbst eingekerkert, weil er falsche Bankbillette angefertigt hatte. Da der Fälscher vorsichtig genug gewesen war, sein gesamtes Material an Platten, Farben, Pressen usw. in seine Zelle mitzunehmen, so fuhr er in seiner gewinnbringenden Beschäftigung ruhig fort, ohne daß die Gefängnisverwaltung daran gedacht hätte, ihn an der Herstellung seiner Fälschungen zu hindern. Eine Frau von Coade war hinter Schloß und Riegel gebracht worden, weil sie in ihrer Wohnung verbotene Glücksspiele duldete, im For de l'Evêque konnte ihr niemand verbieten, Besuch zu empfangen, und so suchten ihre Stammgäste sie eben im Gefängnis auf, um weiter zu spielen. Ein gewisser Legrand war wegen Kuppelei, ein gewisser Sarrazin wegen Zeitungsschreiben in das For de l'Evêque gebracht worden, beide ließen sich keinen Augenblick in ihren Unternehmungen stören, im Gefängnis waren sie wenigstens sicher, nicht von der Polizei behelligt zu werden. Die berühmte Tragödin Mlle. Clairon war wegen Renitenz in das For de l'Evêque gebracht worden, eine Einschränkung, die sie nicht hinderte, die beste Gesellschaft der Hauptstadt zu empfangen und große Feste zu geben. Überhaupt ging es in dieser Anstalt, man wagt kaum den irreführenden Ausdruck Gefängnis zu gebrauchen, nie vergnügter zu, als wenn Angehörige der Bühne dort interniert waren, die hierher gehörten, wenn sie sich straffällig gemacht hatten. Man verstand die individuelle Freiheit damals ganz anders, als im heutigen Frankreich, und man versteht angesichts solcher Vorkommnisse den Kanzler Pasquier, der in seinen Erinnerungen über das alte Régime sagt: »Abgesehen von einigen Personen, deren Handlungsweise die Regierung besonders reizte, erfreute sich der Rest der Bürger der vollkommensten Freiheit. Man sprach, schrieb, handelte mit der größten Unabhängigkeit, man forderte die Autorität mit der vollkommensten Sicherheit förmlich heraus.«

Die Gefangensetzung eines Franzosen war eine Polizeimaßregel, kein Ge-

richtsbeschluß, sie erfolgte gewöhnlich durch einen sogenannten Lettre de cachet, d. h. einen vom König unterzeichneten Verhaftbefehl, der dem Betreffenden zugleich den Ort angab, an den er sich zu begeben hatte. Die Bastille, Vincennes, Mont-St.-Michel oder andere befestigte Plätze. In Paris war ein Lettre de cachet gewöhnlich der Abschluß eines Polzeiverfahrens, in der Provinz hingen sie meist mit der Regelung von Familienangelegenheiten zusammen. Wir haben schon früher erwähnt, daß es im 18. Jahrhundert für einen Familienvater eine Kleinigkeit war, Frau und Kinder einsperren zu lassen. Berühmt ist ja der Fall des »Freundes der Menschen«, des Marquis de Mirabeau geworden, der jahrelang eine Justiz gegen seine nächsten Angehörigen übte, die nicht weniger willkürlich war, als gelegentlich die des Königs oder der Minister. Malesherbes in einer Denkschrift über die Lettres de cachet beschuldigte die Polizeibehörden in der Provinz, sich mittels solcher Verhaftsbefehle alle unbequemen Elemente vom Leibe zu halten und sie ohne Prozeß im Gefängnis verschwinden zu lassen. Sicherlich ist ein großer Mißbrauch mit ihnen getrieben worden. Der Herzog de la Vrillière gab seiner Maitresse, Mme. Sabatin Blankoformulare von Lettres de cachet, die sie für 25 Louisdor das Stück verkaufte. Die Einrichtung dauerte bis zum Jahre 1784, in dem der Minister Breteuil ihr ein Ende machte, indem er den Gebrauch dieser Haftbefehle aufhob.

Betrachten wir nach der Justiz und Polizei die Finanzen, so erhalten wir den Schlüssel zum Verständnis der Revolution von 1789. Die Erbschaft an Schulden, die Ludwig XIV. dem Regenten hinterließ, ist nicht nur für dessen Regierung verhängnisvoll geworden, sie hat nachgewirkt durch das ganze Jahrhundert. Es ist schon geschildert worden, daß die Maßnahmen des Regenten, sich von dieser Last zu befreien, nicht glücklich endeten und durch das gewagte Aktienspiel Laws den Staat nahe an den Abgrund des Bankrottes führten. Während der langen Jahre, die der greise Kardinal Fleury die Ministerpräsidentschaft führte, waren die Finanzen Frankreichs verhältnismäßig in glücklicher Verfassung. Rechtschaffenheit und Sparsamkeit gingen ihm über alles. »Gold und Silber fallen nicht von den Bäumen,« pflegte er zu sagen, und so führte er im Staatshaushalt eine Genauigkeit ein, die wenigstens von der Verschleuderung der früheren Regierungen fern war. Allerdings ging er in seiner Furcht vor unnützen Ausgaben so weit, auch vor nötigen zurückzuscheuen und die französischen Geschichtschreiber beschuldigen ihn wohl nicht ohne Grund, die Marine und den Handel Frankreichs während seiner Regierung arg vernach-



Der Finanzminister Orry von Lépicié nach Rigaud. 1737.

lässigt zu haben. Als der Kardinal gestorben war, hatte es mit der Sparsamkeit bei Hofe ein Ende und da lange, unglückliche und kostspielige Kriege hinzukamen, so wuchs die Schuldenlast des Staates bedrohlich und die Finanzen wurden zu der immer offenen Wunde, an der das Königtum sich verbluten sollte. 1726 hatten die Einnahmen des Staates sich auf 160 Millionen belaufen und den Bedürfnissen genügt, 1750 bezifferten sie sich auf 300 Millionen, aber sie reichten bei weitem nicht mehr hin, um die Ausgaben zu decken, das jährliche Defizit wird chronisch. 1757 betrug es bereits 160 Millionen, 1769 fehlten im Etat 50 Millionen, um die Einnahmen und die Ausgaben auszugleichen, außerdem daß sich 80 Millionen dringende Schulden vorfanden. Damals war der Abbé Terray Generalkontrolleur der Finanzen, der die Sanierung der Verhältnisse des Staates dadurch erreichen wollte, daß er die Verpflichtungen desselben beschnitt. Er kürzte willkürlich die Zinsen, die der Staat an seine Gläubiger zu zahlen hatte, indem er erklärte, daß der Staat allein darüber zu befinden habe, ob er die Lasten, die er in schweren Zeiten auf sich genommen, weitertragen müsse oder nicht. Das hieß mit anderen Worten den Staatsbankerott in ein System bringen. »Sie stehlen ja den Leuten das Geld aus der Tasche,« sagte ein empörter Ministerkollege zu ihm. »Woher soll ich ich es denn sonst nehmen?« gab der Abbé seelenruhig zurück. Ganz abgesehen davon, daß derartige Maßregeln dem Kredit schweren Schaden zufügten, haben sie es auch nicht vermocht, das Defizit zum Verschwinden zu bringen. Die Regierung, die sich dauernd in der größten Verlegenheit befand, 1749 hatte man schon seit drei Jahren in der Marine keine Gehälter mehr gezahlt, sogar den Matrosen war man den Lohn schuldig geblieben, griff zu den schäbigsten Aushilfsmitteln. Wie sie den Städten Rechte verkaufte und wieder zurückzog, um sich abermaligen Verkauf von neuem bezahlen zu lassen, Adelsbriefe verschacherte, für ungültig erklärte und das Geld nochmals forderte, so veräußerte sie die Domänen, erklärte sie später für unverkäuflich, konfiszierte sie und verkaufte sie wieder. Die Gläubiger des Staates wurden schamlos übervorteilt und um ihr Geld gebracht, Treu und Glauben waren aus den Handlungen der Regierung ausgeschaltet. Sie machte sich verhaßt und verächtlich. Als nun nach dem Tode Ludwigs XV. am 24. August 1774 der Abbé Terray entlassen und Turgot zu seinem Nachfolger ernannt wurde, war des Jubels kein Ende, zumal als Malesherbes in dasselbe Ministerium eintrat. Was konnte, was mußte man nicht von einem Ministerium hoffen dürfen, dem die beiden tugendhaftesten und aufgeklärtesten Männer angehörten, die Frankreich besaß. »Jetzt beginnt das Reich der Tugend, der Selbstlosigkeit, der Liebe zum all-

gemeinen Wohl und der Freiheit,« schrieb Mme. du Deffand, und Voltaire stimmte ein: »Endlich bekommen wir das Reich der Vernunft und der Tugend.« Vielleicht hat auch selten ein Minister größere Einsicht und reineren Willen für sein schweres Amt mitgebracht, als Turgot, aber gerade das Übermaß seiner Vorzüge verschuldete seine Fehler. Er verband mit glänzenden Ideen die größte Selbstlosigkeit und einen glühenden Eifer für das Wohl des Volkes. Menschenkenntnis aber fehlte ihm. Er glaubte, daß die wohltätigen Maßregeln, die er vornahm, sich von selbst empfehlen müßten, und ahnte nicht, daß ein Volk Reformen bedürfen kann, sie vielleicht sogar heftig verlangen wird, und doch sehr abgeneigt sein mag, ihre Konsequenzen zu tragen. Galiani prophezeite ganz richtig, als er am 17. September 1774 an Mme. d'Epinay schrieb: »Turgot wird viel zu kurze Zeit im Amt bleiben, um seine Absichten auszuführen. Man wird ihn wegschicken. Es ist ein Irrtum, einen Platz wie den seinen in einer Monarchie, wie der Ihren einem tugendhaften und philosophischen Manne geben zu wollen.« Genau so ist es gekommen. Man ließ Turgot gar keine Zeit, die geplanten Reformen auszuführen und zur Reife kommen zu lassen. Als er und Malesherbes daran gingen, den Hofhalt des Königs reformieren zu wollen und die Ersparnisse da einzuführen, wo sie am nötigsten gewesen wären, wurden beide gestürzt. Der ganze Hof, an der Spitze die Königin und der Graf von Provence, waren gegen sie und Ludwig XVI. zu schwach, seinen Willen durchzusetzen. Als ein Jahr nach Turgots Sturze der Schweizer Bankier Jacob Necker sein Nachfolger wurde, betrug das Defizit noch immer 80 Millionen, das Vertrauen des Volkes war geschwunden und der Staatskredit schwer erschüttert. Necker war ein Mann, der, als er den verantwortungsvollen Posten des Finanzministers antrat, bereits eine lange und erfolgreiche geschäftliche Laufbahn hinter sich hatte. Er wußte mit Menschen umzugehen und mit Geld. Er ging kaufmännisch vor und nicht fiskalisch und der Erfolg war mit ihm. Die erste Anleihe, die er auflegte, betrug 40 Millionen und wurde in einem Tage gezeichnet, so stark war das Vertrauen, welches das Volk auf diesen



Turgot, von Marsilly nach Panilli.

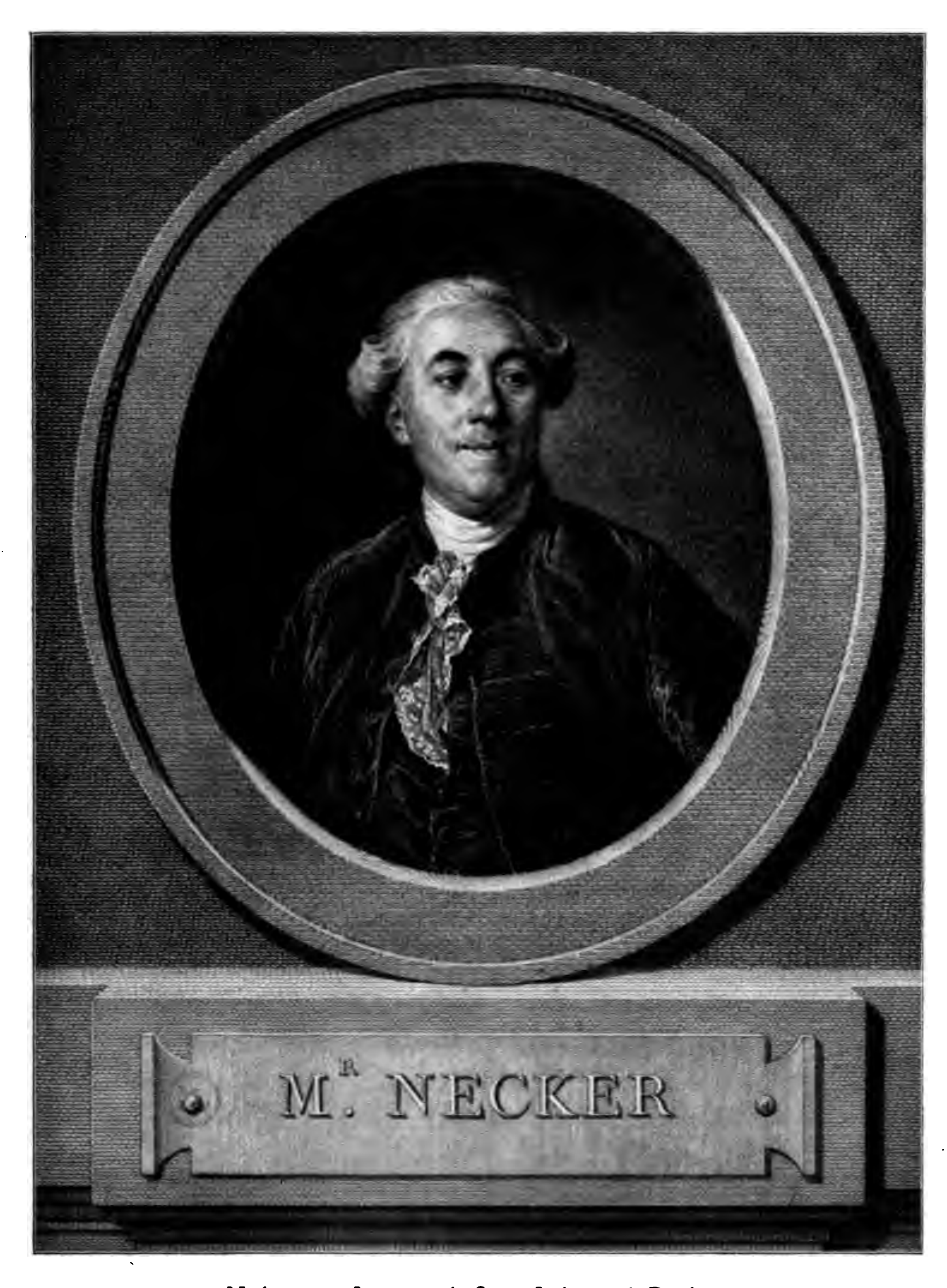
einen Mann setzte. Er nahm kein Gehalt und keine Nebeneinnahmen, sein Ehrgeiz war, dem Staat umsonst zu dienen, ein weiterer Ehrgeiz, die Finanzgebarung aus dem Dunkel, in dem sie gehandhabt wurde, herauszuführen und in das hellste Licht der Öffentlichkeit zu stellen. Bis dahin wußte das Publikum von all den Fragen, die mit den Staatsfinanzen zusammenhängen, so gut wie nichts. Es sah und kannte wohl die Verschwendung einzelner Persönlichkeiten und Körperschaften, die Zahlen, um die es sich dabei handelte, waren ihm verborgen. Zum ersten Male wagte ein französischer Generalkontrolleur das Publikum aufzuklären. Der Rechenschaftsbericht, den Necker am 19. Februar 1781 veröffentlichte, weihte das Volk in den Stand der Finanzen ein, und legte ihm die Ziffern der Einnahmen und Ausgaben zu selbständiger Beurteilung vor. Er begann damit die finanzpolitische Erziehung der Nation. Die Wirkung war ungeheuer. Am ersten Tage wurden 6000 Exemplare verkauft, der Verleger Panckoucke, der nach und nach 100 000 Exemplare des Compte rendu absetzte, hat ein Vermögen daran verdient. Das Aufsehen war unbeschreiblich, denn zum ersten Male erfuhren jetzt die breitesten Kreise die skandalösen Summen, die für Pensionen ausgesetzt waren und einer Schar hochgestellter Müßiggänger erlaubten, auf Kosten des Volkes ein behagliches und selbst verschwenderisches Leben zu führen. Die Veröffentlichung glich einem Staatsstreich. Mit einem Male war der Vorhang zerrissen, der eines der trübsten Kapitel der Verwaltung bis dahin sorgsam allen Blicken verborgen hatte. Die ungeheure Mehrheit bewunderte Necker und war ihm dankbar, die aber, die seine Zahlen bloßstellten, wüteten, und da sie dem Hofe angehörten, war es ihnen ein kleines, den Minister zu stürzen, von dessen Offenherzigkeit sie so viel zu fürchten hatten. Gerade drei Monate, nachdem Neckers Bericht erschienen war, erhielt er seinen Abschied. Der Eindruck, den diese beiden Ereignisse in ihrem Zusammenhange machten, war gewaltig. Die Pariser feierten den Minister geradezu überschwänglich, binnen wenigen Tagen erschienen 70 Flugblätter und Kupferstiche über seine Entlassung. Der Kurssturz der Papiere an der Pariser Börse, einzelne verloren bis 70 Francs, zeigte deutlich, wie sehr der Abgang dieses Mannes auf das Vertrauen des Publikums wirkte. Enttäuschung und Mutlosigkeit waren allgemein, man hatte das Gefühl, daß nun alles vorbei sei und die Ära friedlicher Reformen endgültig abgeschlossen. Auch die schlimmsten Befürchtungen sollten noch übertroffen werden. Neckers Nachfolger, Calonne, unfähig und gewissenlos, griff wieder auf das bequeme System der Anleihen zurück und schüttete die so errafften Millionen in den unersättlichen Abgrund des Hofes. 1785 nahm er 487 Millionen auf. Das Defizit betrug in diesem



AUS FREUDENBERG

MONUMENT DU COSTUME 1774





Necker, von Augustin de Saint Aubin nach Duplessis.

Jahre 100 Millionen. Die Höhe der laufenden Schuld 101 Million. Calonne nahm eine Neuausprägung der Münzen vor, einen schlecht maskierten Betrug, der einen Gewinn von 50 Millionen abwarf und gründete mit viel Geräusch eine Amortisationskasse, die aber niemals in Tätigkeit getreten ist. Als die Assemblée der Notablen, auf deren Berufung er 1787 gedrungen hatte, eine Rechenschaft von ihm verlangte, steckte er das Archiv seines Ministeriums in Brand und floh nach England. Die Königin, die am Sturze Neckers mitschuldig gewesen war und von Calonne die größten Vorteile gezogen hatte, er hatte ihr für mehrere Millionen St.-Cloud gekauft, wurde vom Volke für die finanzielle Mißwirtschaft verantwortlich gemacht. In dieser Zeit empfing sie den verhängnisvollen Spitznamen Madame Defizit. Calonnes Nachfolger, Loménie de Brienne, ahmte Necker nach, indem er die Ziffern des Budgets ebenfalls veröffentlichte. Das Defizit betrug 1787 140 Millionen. Er machte sich in zwölfter Stunde anheischig, jährlich allein an den Ausgaben des Hofes 40 Millionen Ersparnisse zu erzielen. Es war zu spät. Mit unerhörter Heftigkeit erhob sich das Parlament von Paris gegen die Regierung, ihre sinnlose Finanzpolitik und Verschwendung, und es brauchte in der Tat nicht viel, um die besitzende Klasse davon zu überzeugen, daß das Schicksal Frankreichs den unfähigsten Menschen anvertraut war. Der französische Staat schuldete 1789 600 Millionen, die zum größten Teil von kleinen Sparern, Rentiers, Kaufleuten und anderen Personen des Mittelstandes herrührten. Sie alle hatten ein sehr starkes Interesse an einer geordneten Finanzverwaltung mit richtig funktionierendem Zinsendienst, sie mußten besorgt werden, als sie sahen, in wie gewissenloser Weise die öffentlichen Gelder verschleudert wurden. So machte sich die Regierung gerade jene Klasse zu Feinden, die in jedem Staate, in dem normale Verhältnisse herrschen, das größte Interesse an der Ordnung und Kontinuität der Zustände hat. Als die Generalstände im Mai 1789 zusammentraten, fand die Regierung unter dem dritten Stand auch nicht einen Freund.

Wenn die französischen Finanzen im 18. Jahrhundert immer in einem höchst unbefriedigenden Zustande blieben, und sie es schließlich gewesen sind, die den letzten Anstoß zur Revolution gegeben haben, so hing das nicht zuletzt damit zusammen, daß die Organisation der Steuererhebung fehlerhaft war. Nicht nur waren gerade die angesehensten und reichsten Stände steuerfrei, von der Lage dieser Privilegierten war schon die Rede, auch der Mechanismus, der zur Anwendung kam, um die Steuern einzutreiben, war falsch und führte zu geradezu ungeheuerlichen Mißbräuchen. Die Vorrechte im Verein mit verkehrten Maßregeln legten alle Lasten auf die Schultern des ärmsten Teiles der Bevölkerung,

haben aber, trotzdem man von dieser geradezu ungeheuerliche Summen erpreßte, den Staat arm gelassen, der von diesen Geldern kaum die Hälfte empfing. Zu den direkten Steuern gehörten die Taille, die Kopfsteuer, die Einkommensteuer (das Zwanzigstel genannt) und der Frondienst. Die Taille stammte aus den Zeiten des H. Ludwig und war allmählich aus einer zufälligen Steuer, die von denen bezahlt wurde, die vom Wehrdienst befreit waren, zu einer dauernden geworden. Einige Landschaften, wie das Languedoc, die Bretagne, Burgund besaßen das Recht, die Höhe derselben von ihren Provinzialversammlungen bestimmen zu lassen. Diese Summe wurde dann auf die einzelnen Pfarreien umgelegt und von den Steuereinnehmern eingetrieben. Zu diesem Amt wurde jedes Jahr ein Landmann gewählt, dem es oblag, den Betrag auf die Einzelnen zu verteilen und der für den Eingang der Summe verantwortlich war. Der Bedauernswerte war Tyrann und Märtyrer in einer Person. Während er sein Amt ausübte, lagen Wohl und Wehe der ganzen Ortschaft, sein eigenes, wie das seiner Nachbarn, in seiner Hand. »Dieses Amt verursacht die Verzweiflung und den Ruin aller, denen man es auflegt,« schrieb Turgot, »nach und nach verurteilt es alle wohlhabenden Familien eines Ortes zum Elend.« Die Provinzialversammlung des Berry bemerkte im Jahre 1779 über diese Einrichtung: »Die Erhebung der Taille wird jedes Jahr einem anderen Kollektor anvertraut, ohne Rücksicht auf seine Fähigkeit oder Rechtlichkeit. So kommt es, daß die Zusammenstellung jeder Steuerrolle etwas von dem Charakter dessen an sich trägt, der sie angefertigt hat. Der Kollektor prägt ihr seine Furcht, seine Schwächen oder seine Laster auf. Wie sollte es auch anders sein? Er handelt ja im Dunkeln. Wer weiß denn genau, wieviel sein Nachbar besitzt und wie sein Besitz sich zu dem eines anderen verhält? Indessen gibt die Meinung des Steuererhebers allein den Ausschlag, mit aller seiner Habe und selbst seinem Körper ist er für die Einnahme verantwortlich. Gewöhnlich kostet ihm das Amt während zweier Jahre die Hälfte seiner Zeit, nur um bei den Steuerpflichtigen herumzulaufen.« 1785 waren in einem einzigen Steuerbezirk in der Champagne 95 Steuererheber eingesperrt, weil sie den pflichtigen Betrag nicht zusammengebracht hatten. Der schreiendste Mißstand der Taille war ihre ungleichmäßige Verteilung, gerade die Reichsten waren von ihr ausgenommen. Zu den 1 800 000 Francs, die Burgund aufbrachte, trugen Adel und Klerus nichts bei. Im Languedoc, erfährt Arthur Young, zahlen 120 Morgen eines adligen Gutes 90 Livres Taille, 400 einer Besitzung eines Bürgerlichen, die im Verhältnis dazu 300 Francs hätte zahlen müssen, dagegen 1400.

Die Kopfsteuer hatte nach Maßgabe des Vermögens verteilt werden sollen,

aber auch bei dieser hatten die besitzenden Klassen es verstanden, die Lasten von sich abzuwälzen und auf die Schultern der Armen zu legen. Der Klerus ging ganz frei aus, der Adel zahlte wenig, der Bürgerstand enorm. Ein Edelmann, der 40 000 Francs Rente im Jahre verzehrte, hätte nach dem Tarif von 1695 zwischen 1700 und 2500 Livres zahlen müssen, erlegte in Wirklichkeit aber nur 400, während ein Bürgerlicher mit einer Einnahme von 6000 Francs 720 Livres steuern muß. In der Franche Comté wird ein Einkommen von 240 Francs bei einem Adligen mit 3, bei einem Bürgerlichen mit 21 Francs zur Kopfsteuer herangezogen. In anderen Gegenden wurde der Adel nur mit einem Achtzigstel oder Hundertstel veranlagt. Im ganzen zahlten nach den überaus lehrreichen Zusammenstellungen Taines die Armen achtmal mehr als die Reichen und Besitzenden. Die Einkommensteuer des Zwanzigstel wurde nicht nur vom Grundbesitz und Vermögen erhoben, sondern auch von der Einnahme industrieller und kaufmännischer Betriebe, ja der geistigen Arbeit und war ursprünglich zu fünf vom Hundert veranschlagt worden. Unter Ludwig XV. wurde sie verdoppelt, aber von einer gerechten Verteilung war auch hier gar keine Rede. »1772 zeigte es sich,« schreibt Calonne in einer Denkschrift, »daß die Steuer des Zwanzigstel nicht gerecht bemessen war. Falsche Erklärungen, fingierte Pachtverträge und die allzu günstigen Bedingungen, die man allen reichen Grundbesitzern gewährte, führten zu Ungleichheiten und Irrtümern. Es hat sich herausgestellt, daß der Ertrag des Zwanzigstel in 4902 Pfarreien, der 81 Millionen betragen sollte, nur 54 Millionen abwirft.«

Legt man einmal alle Steuern zusammen, so ergibt sich ein furchtbares Mißverhältnis zwischen Einnahme und Steuerpflicht. Eine Pachtung in der Pikardie, die dem Eigentümer 3600 Francs abwarf, zahlte an Steuern und Zehnten gegen 3000 Francs. Turgot nahm an, daß die direkten Steuern etwas mehr als die Hälfte des Einkommens verschlangen, Taine geht viel weiter und glaubt, daß die Steuer sich auf ungefähr 81 Prozent belief. Trotzdem die Steuern immer höher anschwollen, 1757 hatten sie 283 Millionen, 1789 schon 476 Millionen betragen, blieb der Staat arm, denn die Hälfte dieser Summen blieb in den Taschen der Steuererheber zurück. »Von 100 Millionen,« schrieb Letrosne im Jahre 1789, »erhält der König höchstens 45 Millionen.« Neben den Gefällen, die der Staat an barem Gelde beanspruchte, bestand noch eine Steuer, die er an umsonst zu leistender Arbeitsleistung verlangte: die Fronarbeit, la corvée. Ursprünglich nur für die Erbauung und Instandhaltung der öffentlichen Wege gefordert, wurde sie schließlich auf alle öffentlichen Arbeiten ausgedehnt. Sie lag selbstverständlich auch nur dem Bauern auf und nahm seine Kräfte so stark

in Anspruch, daß ein Steuereinnehmer 1751 seinem Vorgesetzten schrieb: »Man nimmt die Bauern so stark für die Wiederherstellung der Straßen in Anspruch, daß sie bald nicht mehr imstande sein werden, ihre Steuern zu entrichten.« In Geld umgerechnet schlug man 1779 im Berry die Frohnarbeiten der Bauern auf 700 000 Livres an, auf ebenso viel 1789 die der Normandie. Die unglücklichen aufs Blut gepeinigten Landleute suchten sich diesen überlästigen Pflichten so viel wie möglich zu entziehen. In einer einzigen Intendantur (so viel wie ein Landratsamt in Preußen) wurden einmal unter Ludwig XV. binnen zwei Wochen 2688 Verurteilungen wegen Vergehen dieser Art ausgesprochen. Zu den Reformen Turgots hatte auch die Abschaffung der Fronarbeiten gehört, indem er 1776 in seinem Edikte erklärte: »Jede Ausgabe sei von denjenigen zu tragen, zu deren Vorteil sie ausgeführt werde, die Privilegierten hätten so gut wie die anderen zu den Kosten beizutragen.« So wurde die praktisch zu leistende Fronarbeit in eine Geldabgabe umgewandelt, die auf die Grundbesitzer verteilt und auf ein Sechstel des Betrages der Taille festgelegt wurde. Dadurch fiel die Hauptlast ganz von selbst auf diejenigen, die auch durch die übrigen direkten Steuern am schwersten getroffen wurden. »Die durch den Handelsverkehr und die Benützung der Reichen ruinierten Straßen«, erklärt die Provinzialversammlung der Champagne, »werden nur von den Beiträgen der Armen instand gehalten.«

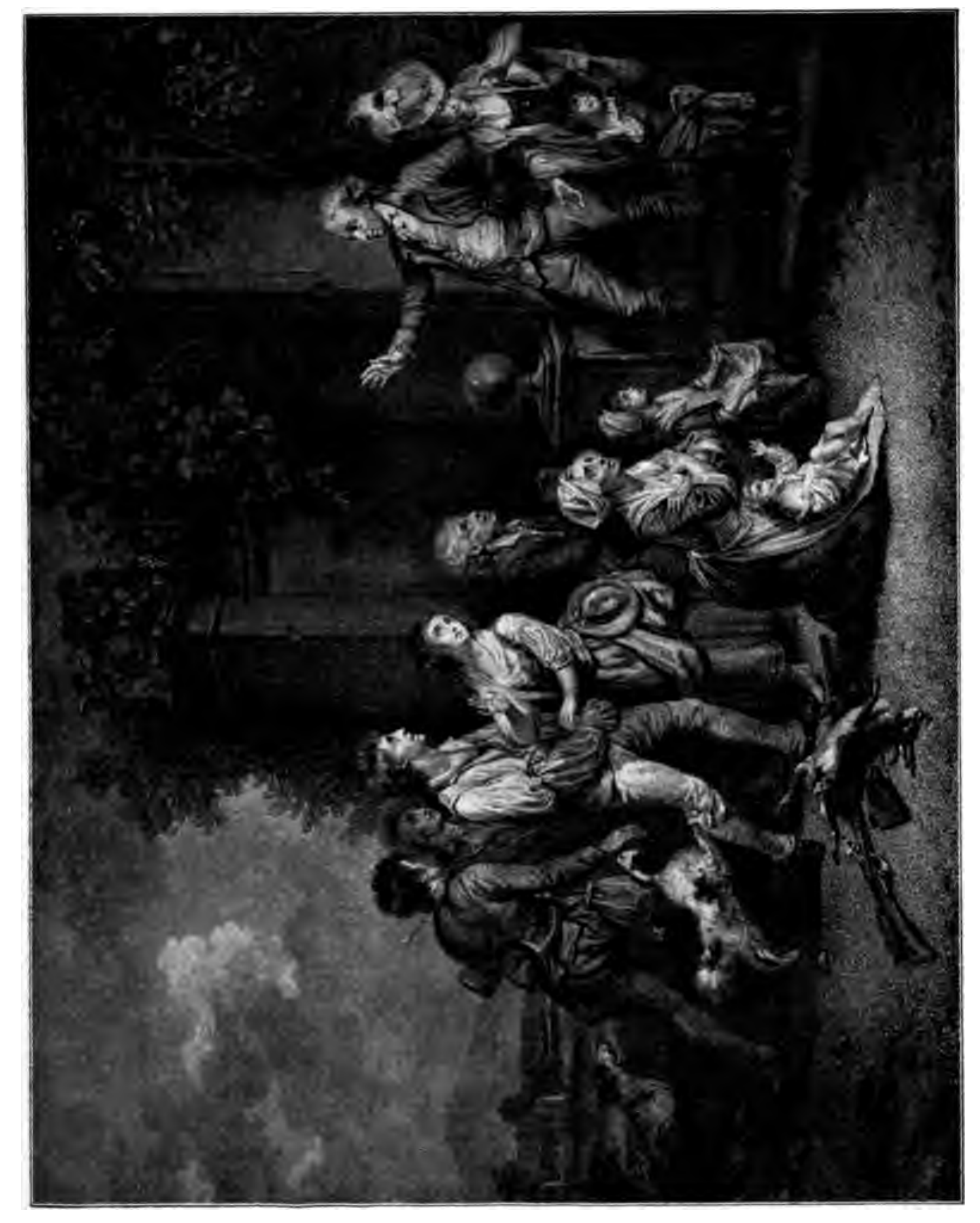
Die Erhebung der direkten Steuern war eine Quelle des Elends und der Not für den kleinen Mann. Sie wurde es noch weit mehr durch die Art, wie der Staat die indirekten Steuern eintrieb. Er verpachtete sie en bloc für eine Reihe von Jahren an eine Gesellschaft von Unternehmern, die vielberufenen Fermiers généraux. Die Organisation dieses Betriebes rührte von Sully her und hatte unter Colbert ihre Statuten empfangen. Man fand es wohl bequemer, den Staat von der Verwaltung der indirekten Steuern ganz zu entlasten und sie einem Konsortium zu verpachten, das sie für eine Pauschalsumme erstand. Bis 1790 hat diese Einrichtung fortbestanden, die im Verhältnis zu dem geringen Vorteil, den sie bot, unleidliche Nachteile mit sich brachte. In den Augen des Volkes waren die Generalsteuereinnehmer nicht besser als Diebe, die es mit Bewilligung des Königs ausplünderten. Sie waren das Ziel zahlloser Witze und Spöttereien, aber sie befanden sich wohl dabei, bis der solange angesammelte Haß die letzten 36 von ihnen samt und sonders auf das Schafott schickte. Kardinal Fleury nannte sie die Säulen des Staates, aber als sie einmal jemand vor Ludwig XV. die Stützen des Staates zu betiteln wagte, fügte der Marquis de Souvré hinzu: »Ja, sie halten den Staat wie der Strick den Gehängten.«

Nachdem die Einrichtung unter der Regentschaft zeitweilig aufgehoben war, wurde sie 1726 von neuem organisiert. Die Gesellschaft bestand bis 1756 aus 40 Mitgliedern, von da an bis 1780 erhöhte man ihre Zahl auf 60 und ging unter der Verwaltung Neckers wieder auf 40 zurück. Für eine gewisse Summe erwarben sie das Recht, auf eigene Kosten und Gefahr die indirekten Steuern zu erheben. Alle sechs Jahre wurde ein neuer Kontrakt abgeschlossen, der den Betrag, den die Gesellschaft zu zahlen hatte, jedesmal ganz bedeutend steigerte. Diese Summe hatte 1721 55 Millionen betragen, sie stieg 1726 auf 80, 1731 auf 89, 1737 auf 94 Millionen und hatte 1757 die Höhe von 120 Millionen erreicht. Die Kapitalseinlage jedes Teilnehmers wurde ihm von der Gesellschaft mit 10 % verzinst, außerdem erhielt ein jeder an Sporteln gegen 150000 Francs im Jahr, der Reingewinn wurde geteilt. 1726 verteilten sie 48 Millionen unter sich, 1738 ebensoviel, nach 1770 blieben ihnen nicht mehr als 30 Millionen. Man veranschlagt den Gewinn, den die Fermiers généraux zwischen 1726 und 1754 in die eigenen Taschen steckten, auf 1132 Millionen. Der Gewinn war viel zu groß, als daß man ihnen denselben ganz unverkürzt hätte überlassen können. Sie hatten ihn mit vielen hochstehenden Personen zu teilen. So erhielt Ludwig XV. den ganzen Anteil eines Fermier général, die Pompadour die Hälfte eines solchen, der Dauphin und die Töchter des Königs je 30000 Livres. Alle sechs Jahre hatten sie dem Controlleur général 300000 Francs abzugeben, eine Summe, die nur Turgot zurückgewiesen hat, die Staatssekretäre erhielten jährlich 210000 Livres. Außerdem waren noch eine ganze Anzahl von Herren und Damen mit ihren Pensionen auf Anteile an dem Gewinn angewiesen. 1774 belief sich die Abgabe, die sie an derartigen Ausgaben zu leisten hatten, auf 10 Millionen. Die Mitte des Jahrhunderts ist der Zeitpunkt, der den Höhepunkt ihrer Macht bedeutete, sie bildeten einen förmlichen Staat im Staate. Ihre Privatverwaltung war in 30 Departements eingeteilt mit 1000 Haupt- und 4000 Unterbüros, nach Neckers Angaben zählten sie 1781 etwa 250000 Angestellte. Dieses gewaltige Heer stürzte sich auf die unglücklichen Untertanen und raubte sie aus, denn, schreibt d'Argenson, »die Finanziers versichern, daß der Bauer von Steuern erdrückt sein muß, um untertänig zu bleiben und daß man den Adel arm machen muß, um ihn im Gehorsam zu erhalten«. Die Bodenprodukte, Wein, Salz, Tabak, die Herstellung und der Transport der Waren, Käufe und Verkäufe waren mit hohen Abgaben belastet, aber das schlimme war, niemand wußte genau, mit wie hohen, so daß es der Willkür der Zollbeamten überlassen war, welche Summen sie fordern wollten. Es gab Zolltarife, sogar zu viele und aus den verschiedensten Zeiten, so daß niemand

imstande war, sich in denselben auszukennen und die Beamten eigentlich jeder Kontrolle von seiten des Publikums entrückt waren. Jeder von ihnen hatte ein ganz persönliches Interesse daran, möglichst viel zu erheben, denn da niemand genau wußte, wie viel, so konnte immer ein beträchtlicher Teil der Zolleinnahmen in den Taschen der Angestellten zurückbleiben. Die Unfähigkeit, die Willkür und die Gewaltsamkeit der Zollbeamten haben die indirekten Steuern zu einer entsetzlichen Last gemacht, die mit Erbitterung getragen wurde. »Weil 40 Personen die Staatszölle innehaben,« schrieb Goudar 1755, »können 400000 Haushalte nicht die Existenz fristen, weil 300 Übeltäter sich mit Überflüssigem vollstopfen, entbehren 3 Millionen das Nötigste.« Es gab kaum ein Mittel, sich dieser Mißstände zu erwehren. Klagen wären bei dem schwerfälligen und komplizierten Gerichtsverfahren ohnehin ganz aussichtslos gewesen, außerdem aber hatten die Fermiers généraux es durchgesetzt, daß alle Klagen, die gegen sie erhoben wurden, vor einen besonderen Gerichtshof verwiesen wurden, der natürlich von ihnen abhing. »Die Wahrheit ist,« sagt Malesherbes einmal, »daß man den Generalsteuereinnehmer zum Richter in seiner eigenen Sache gemacht hat.« Necker nennt die Gesetze, welche die Steuersachen regeln, unvernünftig und barbarisch. Man bedenke, daß Strafgelder und Konfiskationen zum Besten der Angeber erhoben wurden. So glaubte Helvetius, der selbst Fermier général war, den Einwohnern von Bordeaux keinen besseren Rat geben zu können, als den, sich zu empören und gegen die Angestellten der Gesellschaft Krieg zu führen. Auf anderem Wege würden sie nie zu ihrem Rechte kommen.

Zu dem Geschäftsbereich der Fermiers généraux gehörte auch die Erhebung der Verzehrungssteuern vom Salz, vom Wein usw., eine Quelle neuer und endloser Schikanen. Die Salzsteuer hieß »Gabelle« und wird schon 1246 erwähnt. Unter Ludwig XIV., dessen Finanzwirtschaft den Fiskalismus auf die Spitze trieb, wurde die Salzsteuer in ein System gebracht, das heute ebenso kompliziert wie unverständig erscheint. Ganz Frankreich wurde eingeteilt in freie Provinzen, in solche der großen und kleinen Gabelle, der Salinen usw. In den verschiedenen Provinzen schwankten Preise und Verbrauch in geradezu unwahrscheinlicher Weise. In den Bezirken der großen Gabelle mußten jährlich 760000 Zentner Salz abgenommen und mit 62 Francs pro Zentner bezahlt werden, Die Bevölkerung mußte pro Kopf, Mann, Frau und Kind, 9 Pfund Salz kaufen. In den Provinzen der kleinen Gabelle durften im Jahr nicht unter 64000 Zentner verbraucht werden, der Zentner zu 33 Francs, auf den Kopf der Bevölkerung trafen $11^3/_4$ Pfund. In den befreiten Landschaften schwankte der Preis des Zentners zwischen 6 bis 12 Francs, in den Ländern, die von den Salinen Lothringens,

der Franche Comté und anderen versorgt wurden, war der Verbrauch auf 14 Pfund pro Kopf festgesetzt und der Preis bewegte sich in der mittleren Lage von 21 Francs für den Zentner. Im Jahr mußten 275000 Zentner abgenommen werden. In den freien Provinzen schwankte der Preis des Zentners zwischen 40 Sous und 9 Livres. In den Landesteilen, die, wie gewisse Gegenden der Normandie, das Salz aus dem Auskochen imprägnierten Sandes gewannen, man nannte sie davon pays du quart=bouillon, belief sich der Preis des Zentners auf 16 Livres, die Bevölkerung war gehalten, pro Kopf 25 Pfund abzunehmen und jährlich 115000 Zentner zu verbrauchen. 1789 gab es in ganz Frankreich 224 Salzmagazine, die unter 17 Generaldirektionen standen. Von den 38 Millionen, die aus dieser Steuer in die Taschen der Fermiers généraux flossen, erhielt der Staat nur sieben. Die Einrichtung der Gabelle, die in der zwangsweisen Auflage des Verbrauches ebenso schwankte, wie in den Preisen, in einer Provinz kostete der Zentner 40 Sous, in der anderen 62 Francs, machte den Salzschmuggel zu einem lohnenden Gewerbe. Um diesem vorzubeugen, war die Bevölkerung geradezu ungeheuerlichen Schikanen ausgesetzt. Das Salz. das jeder kaufen mußte, aber auch nicht über ein gewisses Maß hinaus kaufen durfte, war nur zum Gebrauche bei Tische und in der Küche bestimmt, es war streng verboten, es etwa zum Einpökeln zu verwenden. Zu diesem Zwecke mußte besonders Salz gekauft werden. Wer sich einfallen ließ, sein Vieh etwa aus einer salzhaltigen Quelle trinken zu lassen, riskierte, daß er 300 Livres Strafe zahlen mußte und ihm das Vieh konfisziert wurde. Letrosne erzählt den Fall zweier Schwestern, die, als ihnen einst das Salz unversehens ausging, eine Salzlake kochten und das daraus gewonnene Salz verbrauchten. Sie wurden angezeigt und dankten es nur mächtiger Protektion, daß sie für die wenigen Unzen Salz, die sie auf ungesetzlichem Wege erzielt hatten, bloß 48 Livres Strafe zahlen mußten. Ebensowenig wie das Salz salzhaltiger Quellen durfte man das aus dem Meere gewinnen. In der Provence mußte das Salz, das sich durch Verdunstung des Meerwassers natürlich zu bilden pflegt, jedes Jahr vernichtet werden. Die Steuerkontrolleure hatten das Recht, in jeden Haushalt einzudringen um das Salz zu untersuchen. Sie konnten kommen, wann es ihnen beliebte, bei Tage und mitten in der Nacht, jeder Schrank, jedes Faß, jeder Topf mußte ihnen geöffnet werden. Fanden sie, daß das Salz zu gut war, so erklärten sie es für geschmuggelt, denn das vom Staate gelieferte Salz war schlecht und mit Steinen vermengt. Durchschnittlich fanden im Jahr 4500 Konfiskationen in den Häusern wegen Zuwiderhandlung gegen das Salzgesetz statt, 10000 auf den öffentlichen Wegen, die Zahl der Gefangenen belief sich jähr-



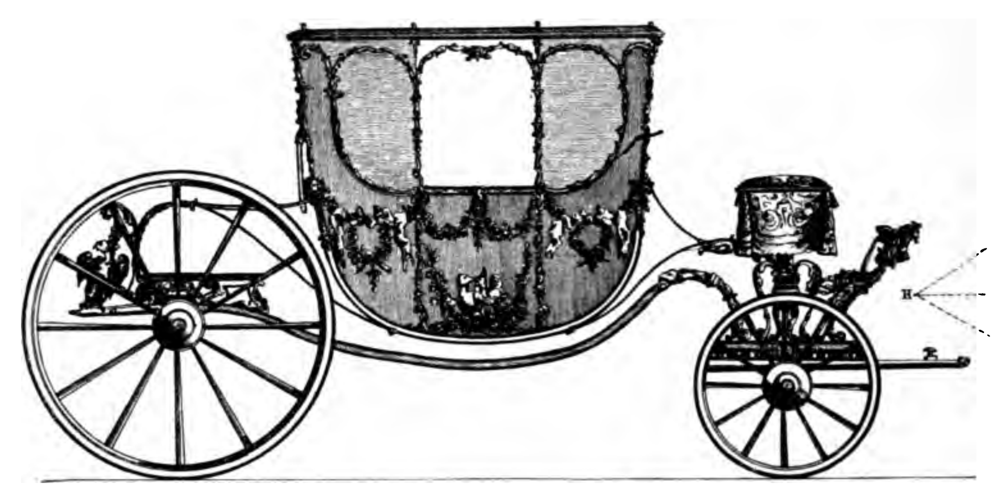
Der Wilddieb, von Ingouf nach Benazech. 1778.

ein, jahraus auf 1700 bis 1800, die Zahl der Verurteilungen zu den Galeeren auf 300. Ein Drittel der Unglücklichen, die zu den Galeeren verurteilt wurden, zog sich diese Strafe wegen Übertretung der Gabelle zu. Wie das Salz unterlagen auch Tabak und Wein, die in Frankreich angebaut wurden, der härtesten und schikanösesten Besteuerung. Das ging gerade beim Wein so weit, daß die Bewohner von La Ferté in der Champagne es häufig vorzogen, ihren Wein in den Fluß zu schütten, um nur keine Abgaben davon zahlen zu müssen und das Parlament von Metz 1768 die Not aller Weinbauern Lothringens als eine bekannte Tatsache anführt. Arthur Young, der die südlichen Provinzen Frankreichs bereiste, bestätigt, daß die Weinbauern alle im Elend leben. Die Steuern und die Zölle, denen der Wein auf dem Transporte unterlag, verteuerten ihn so, daß ein Oxhoft Wein, das von Bordeaux nach Rennes bestimmt war, nur an Abgaben allein 200 Livres kostete, den Kaufpreis ungerechnet. Wille bezahlt 1776 für zwei Fäßchen Wein aus Volnay 92 Livres an Abgaben und 62 Livres für den Transport. Solche Gesetze machen es nur zu verständlich, daß allen drakonischen Strafen zum Trotz der Handel mit Konterbande nicht auszurotten war, denn da nicht nur jede Provinz gegen die benachbarte durch Zollgrenzen abgesperrt war, sondern auch jede Stadt ein besonderes Zollgebiet bildete, die Preise aber so außerordentlich schwankten, so waren die Gewinne, die es durch Schmuggeln zu machen gab, verführerisch genug, um zu Übertretungen herauszufordern. Das Volk steckte mit den Schmugglern stets unter einer Decke und leistete ihnen jeden Vorschub. Ohne diese freiwillige Hilfe wären die Erfolge Mandrins nicht zu verstehen. Louis Mandrin, dessen Kühnheit wirklich ein Zug von Größe und Heldentum anhaftet, betrieb den Schmuggel von Konterbande, besonders Tabak und verbotenen Stoffen, im Großen. An der Spitze von 300 Bewaffneten führte er nacheinander, 1754 beginnend, sechs Feldzüge von der Schweiz aus in die Auvergne, Franche Comté, das Vivarais und die Provence aus. Am hellen Tage zog er an der Spitze seiner Schar in die Städte ein und nötigte die Angestellten der Steuerpächter, ihnen seinen mitgebrachten Tabak abzukaufen. Er hat weder geraubt noch geplündert, den Agenten sogar Quittungen über ihre Zahlungen ausgestellt. Wenn er die Ware, die er mitführte, verkauft hatte, setzte er die Gefangenen, die sich in der Stadt befanden, in Freiheit und zog in vollkommener Ordnung wieder ab. So nahm er Bourg-en-Bresse, Beaune, Autun, Grénoble ein, von der Bevölkerung überall mit Respekt und Schadenfreude begrüßt, denn sie hatte den Nutzen von seinen Taten, deren Schaden die gehaßten Steuerpächter zu tragen hatten. Mandrin fühlte sich als General, es war ihm ein Hauptvergnügen, seine Truppen auf

den Plätzen der eroberten Städte exerzieren zu lassen. Als ihm einmal auf einem seiner Züge der Baron d'Espagnac, ein ehemaliger Adjutant des Marschalls von Sachsen, in die Hände fiel, behandelte er ihn mit ausgesuchter Höflichkeit und bat ihn, die Revue seiner Truppe abnehmen zu wollen, was der Baron nicht wohl abschlagen konnte. Das Gewerbe des gewaltsamen Schmuggels war einträglich genug. Louis Mandrin hatte binnen Jahresfrist ein Vermögen von 100000 Livres erworben, sein Leutnant Broc ein solches von 30000 Livres, die übrigen sich entsprechend bereichert. Die Regierung wußte nicht, wie sie des kühnen Schmugglers Herr werden sollte. Sie brachte eine ganze Armee auf die Beine und konnte ihn doch nicht von neuen Zügen in die Provinzen abhalten. Schließlich bemächtigte sie sich seiner mit Gewalt, indem sie ein Detachement die piemontesische Grenze überschreiten ließ und Mandrin am 11. Mai 1755 in dem Schlosse Rochefort-en-Novalaise gefangen nahm. 14 Tage später wurde er in Valence in der Dauphiné gerädert.

Die Prozesse gegen Schmuggler waren überhaupt wie mit Blut geschrieben. Der Gerichtshof in Valence hatte sich unter dem Vorsitz von Gaspard Levet de Malaval, den man nur den Torquemada der Fermiers généraux nannte, wegen seiner blutgierigen Härte besonderen Ruf erworben; er verurteilte einmal 77 Schmuggler zum Tode durch Erhängen, 58 zum Tode durch das Rad und schickte 631 auf die Galeeren. 1767 machte der Prozeß eines gewissen Monnerat außerordentliches Aufsehen. Die Fermiers généraux hatten ihn als Schmuggler verhaften und im Bicêtre in Paris mit geradezu barbarischer Härte behandeln lassen. Drei Monate war er in einem dunklen Loch, mit einer 50 Pfund schweren Kette belastet, an die Mauer angeschlossen gewesen und hatte im ganzen 17 Monate in diesem Kerker zugebracht, ehe er nur verhört wurde. Bei dem ersten Verhör stellte sich heraus, daß ein Irrtum vorlag und er mit einem gewissen La Feuillade verwechselt worden war. Er wurde zwar freigelassen, aber ohne jede Entschädigung. Das System der Besteuerung war ebenso ungerecht, wie die Art ihrer Beitreibung ungeheuerlich und grausam. Es war der Fiskus, der den Franzosen der niederen Klassen das Leben verleidete und durch seine Maßnahmen ökonomische Fortschritte erschwerte und verlangsamte. Der Bauer verelendete und ging an den Steuern zugrunde.

Wenn die Steuern, die mit so rigoroser Härte eingetrieben wurden, wenigstens noch zum Besten der Allgemeinheit verwendet worden wären, aber nicht einmal die Fronarbeiten kamen der Verbesserung der Straßen zugute. Die Wege befanden sich in entsetzlichem Zustande. Als Maria Leszczynska im Sommer 1723 ihre Brautreise nach Fontainebleau antrat, mußten 30 Pferde vor ihren

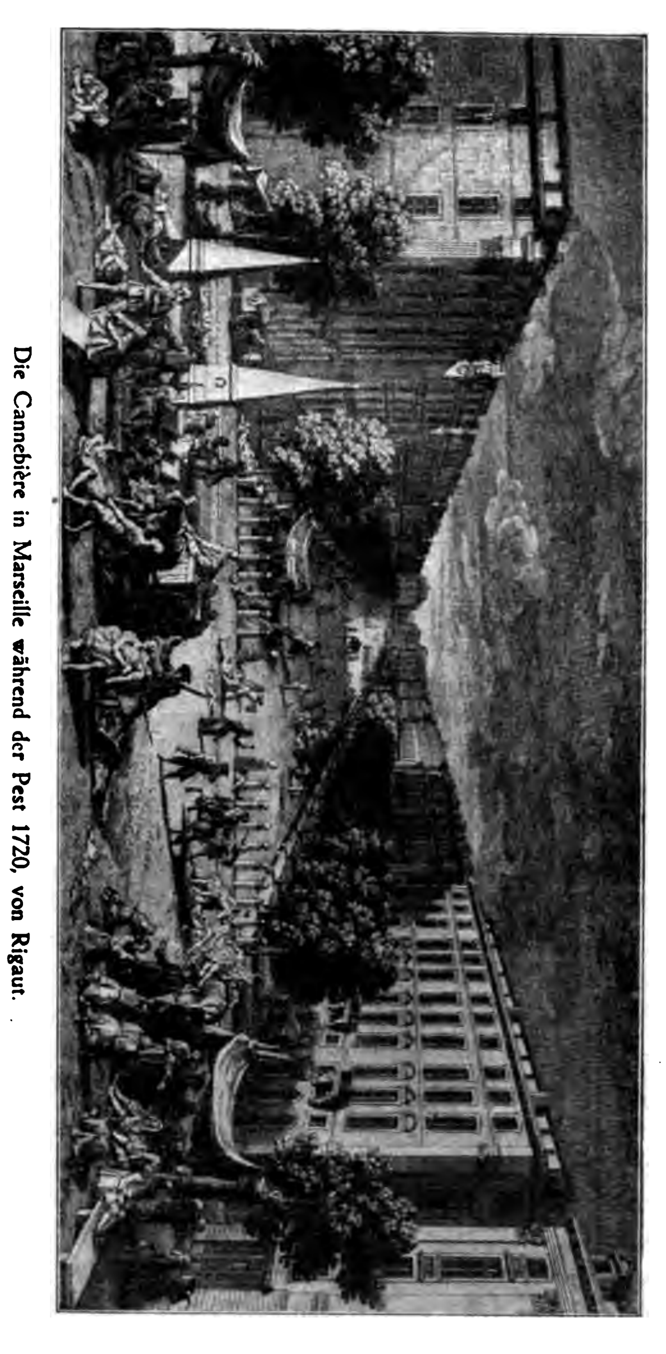


Entwurf zu einer Berline von Moreau. 1776.

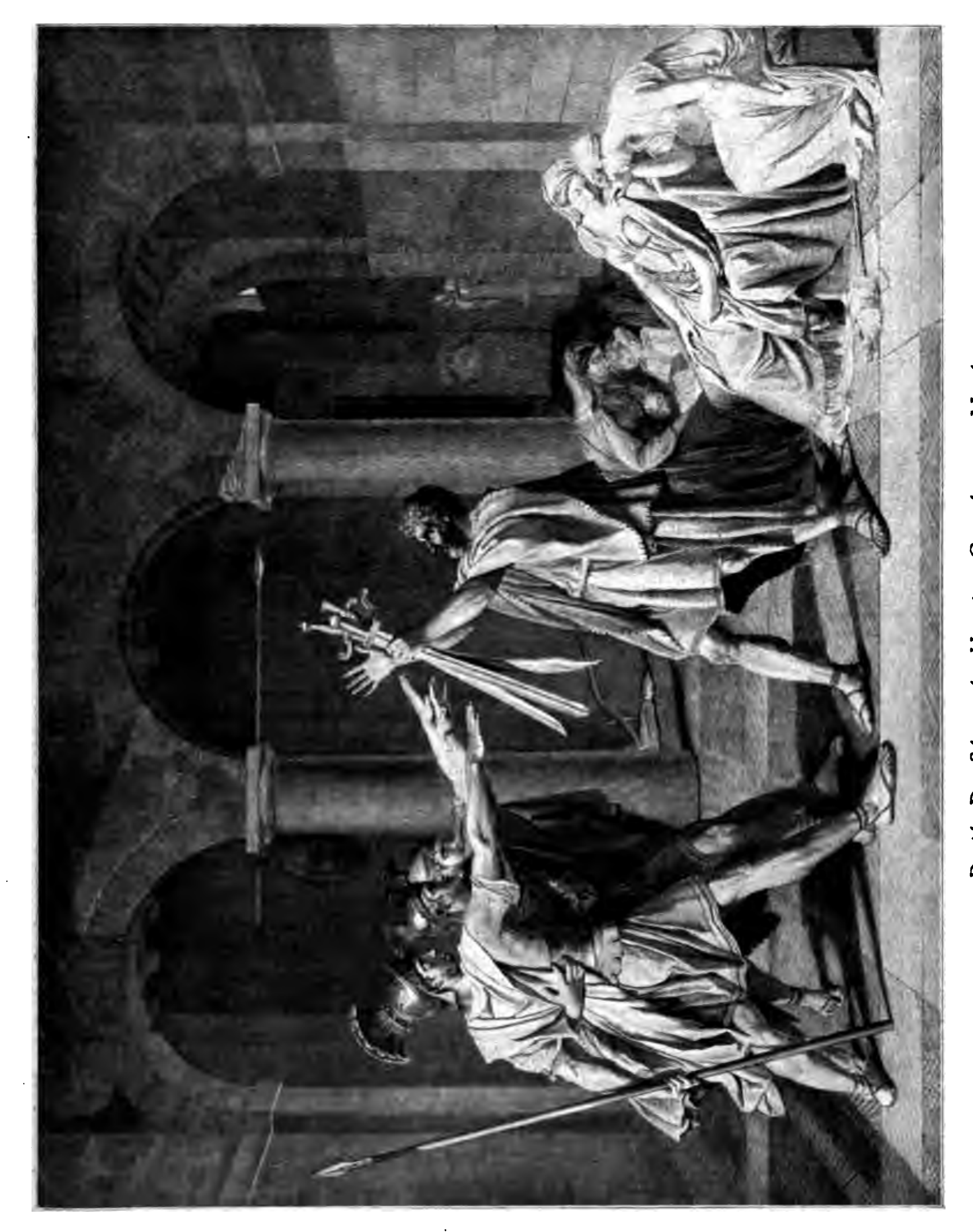
Wagen gelegt werden, um ihn nur fortzubringen. Die schlechten Straßen machten den Verkehr wenn nicht unmöglich, so doch sehr schwierig, jedenfalls beschränkten sie ihn auf das notdürftigste. Bis zum Tode Ludwig XV. war der Zusammenhang von Paris mit den Provinzen recht spärlich. Mit Bordeaux, Lyon und Brest verkehrte es nur dreimal in der Woche, mit Bourges nur zweimal, mit den anderen größeren Orten höchstens einmal. Mit den kleineren gar nicht oder nur bei zufälligen Gelegenheiten. Täglich fand der Verkehr nur mit Brüssel, Orléans, Rouen wegen der englischen und Straßburg wegen der deutschen Post statt. Gegen Ende der Regierung Ludwig XVI. waren die Straßen besser geworden, aber Arthur Young, der das kurz vor der Revolution mit Befriedigung feststellte, fällt es doch auf, wie außerordentlich gering der Verkehr ist. Im Juli 1789, während alles mit fieberhafter Spannung nach Paris blickt, ist es ihm unmöglich, in Château-Thierry eine Zeitung zu bekommen oder irgendwelche Nachrichten aus Paris zu erhalten. Der Ort, der einige tausend Einwohner zählt, unterhält keinerlei Verbindung mit der Hauptstadt. Zwischen Paris und Orléans begegnet er zehn Meilen lang keiner Diligence. Ein wirklicher Verkehr findet eigentlich nur zwischen Paris und Versailles statt. Auf dieser Straße bewegten sich außer den Privatwagen auch öffentliche Fuhrwerke, wie der Carabas, ein unförmliches Gefährt von 4 bis 6 Rädern, das 20 bis 24 Personen befördern konnte, und der zweirädrige Pot de chambre, später Coucou genannt, der für fünf Personen berechnet war, in den der Unternehmer aber auch zehn hineinpferchte.

Reisen sind außerordentlich selten und sehr langwierig. 1712 ist man von Paris nach Straßburg zwölf Tage unterwegs. Der Präsident de Brosse braucht 1739, um mit dem Schiff von Lyon nach Avignon zu kommen, 50 Stunden, Mme. du Deffand 1742, um die 28 Lieues von Paris nach Forges zurückzulegen, zwei Tage. In der Mitte des Jahrhunderts reist man von Paris nach Lyon im Sommer fünf, im Winter sechs Tage und zahlte für die Beförderung, die Verpflegung inbegriffen, 100 Livres. Die Art und Weise, in der vornehme Leute damals zu reisen gewöhnt waren, machte eine Reise zu einer ebenso kostspieligen wie umständlichen Angelegenheit. Als sich die Gräfin de la Marche 1769 nach Barèges begibt, braucht sie 35 Pferde für ihre sechs Kutschen und rechnet auf 100 000 Taler Unkosten. Die Tanten Ludwig XVI., die in den 70er Jahren Vichy besuchen, haben dazu ein Gefolge von 250 Personen und 160 Pferde nötig. Nur wer durch seine Geschäfte zum Reisen gezwungen wurde, verließ seine Heimat. Herren reisten meist zu Pferde, Fußreisen wurden erst durch Rousseau Mode. Auch als Turgot die Verhältnisse der Fahrpost besserte, sie zählte unter seiner Verwaltung 12 000 Angestellte und 30 000 Pferde und stellte 3000 Relais zur Verfügung, nahm der Geschmack am Reisen nicht zu. »Trotz der Leichtigkeit, welche die Postpferde jetzt gewähren,« schrieb Mercier 1782, »reisen gerade diejenigen am wenigsten, denen ihre Mittel es doch gestatten würden.« Die Franzosen sind ja noch heute nicht reiselustig und waren es im 18. Jahrhundert von allen Kulturvölkern Europas am wenigsten. Die Reisebeschreibungen, die beispielsweise Montesquieu, der Präsident de Brosse u. a. hinterlassen haben, sind außerordentlich trocken.

Fremden, die in Frankreich reisten, fiel am meisten der unsägliche Schmutz auf. »Es ist unglaublich, wie schmutzig die Pariser Straßen sind,« schreibt Arthur Young, »da die meisten ohne Trottoir sind, ist es gefährlich, sie zu betreten.« »Die ganzen Boulevards entlang«, bemerkt er an einer anderen Stelle, »sind Kaffeehäuser, Musik, Lärm und schlechte Frauenzimmer, alles außer Laternen. Einen Fuß hoch liegt der Dreck und an gewissen Orten ist kein Licht.« Paris scheint mir der letzte Ort, fügt er hinzu, den eine Person von mittlerem Vermögen zu ihrem Aufenthalte wählen sollte. Darin hat sich ja auch heute noch wenig geändert. Die Unsauberkeit hing den Menschen an, wie den Dingen. Als Young im Weißen Kreuz in St.-Girons absteigen muß, schreibt er: »Ein englisches Schwein würde sich mit Grausen abwenden,« und die Stubenmädchen im Roten Hut in Souillac nennt er wandelnde Misthaufen. Unglaublich sind die Zustände, die im Hospitalwesen herrschten, mitten in Paris, das doch damals schon den Dünkel besaß, das Zentrum der kultivierten Welt zu sein. Im


Die Cannebière in Marseille während der Pest 1720, von Rigaut.

Bicêtre kamen im Winter 1775 mehrere hundert der invaliden Insassen an Hunger und Kälte um. Der Kampf um die kärgliche Nahrung führte täglich zu förmlichen Schlachten, bei denen die Schwächeren elend unterlagen. In den Betten lagen je acht Personen, Männer, Frauen und Kinder, Kranke und Gesunde durcheinander. Selbst im Hôtel Dieu, dem ersten Krankenhaus der Stadt, lagen in den Betten, die für zwei Personen bestimmt waren, meist sechs. Die Toten oft tagelang dazwischen. Erst Necker führte ein, daß stets nur ein Kranker ein Bett benutzen durfte. Derartige Zustände haben dann gelegentlich zu furchtbaren Katastrophen geführt. Wie in Marseille 1720. Das am 25. Mai 1720 im Hafen von Marseille einlaufende Handelsschiff, der große St. Antonius, schleppte aus der Levante die asiatische Beulenpest ein, die bei der gänzlichen Hilf-



David: Der Schwur der Horatier. Gestochen von Morel.

losigkeit der Ärzte sofort verheerend um sich griff. In den ersten sechs Monaten war ein Drittel der Einwohner der Seuche erlegen, gegen die es kein Mittel gab. Schwindler zogen von der Not Vorteil und verkauften Vitriolöl mit pulverisiertem Bockshorn gemischt, die Flasche zu 150 Francs als Panacee. Von dem Krankenhaus entwirft Rigord als Augenzeuge eine fürchterliche Beschreibung. In Schmutz und Gestank, den ekle Würmer belebten, lagen Kranke und Tote durcheinander und wurden von den Sträflingen, die die Toten beerdigen mußten, miteinander begraben. Als sich ein noch Lebender zur Wehr setzen wollte, sagte der Sträfling: »Schon gut, wenn man auf euch hören wollte, wäre keiner tot« und warf ihn mit auf die Karre, die die Leichen wegführte. Der Magistrat tat, was in seinen Kräften stand und versammelte 3000 verwaiste Kinder in einem Hospital, aber der Verwalter desselben ließ sie allesamt verhungern, indem er die Fonds zu seinem Nutzen unterschlug. Die Pest pflanzte sich in der Umgegend fort. In Toulon starben von 26000 Einwohnern 15000, in Marseille, Toulon, Arles und Aix zusammmen gegen 80000 Personen. Das größte Verdienst erwarb sich in dieser schweren Prüfung der Bischof von Marseille, de Belsunce, der nicht, wie die anderen hochgestellten Männer, floh, sondern sich mit der größten Aufopferung und Unerschrockenheit der Pflege und Wartung der Kranken und Sterbenden widmete.



BAUDOUIN NACH MOREAU LE J.

DIE NEUVERMAEHLTE WIRD ZU BETTE GEBRACHT





Achtes Kapitel

Die geistige Bewegung



Der Tod Ludwig XIV. beschließt nicht nur eine Regierung, er ist das Ende einer ganzen Epoche. Nicht nur die Geschichte schlägt neue Bahnen ein, das Fühlen und Denken wird anders und ordnet sich nach anderen Gesichtspunkten. Die ganze Ära Ludwig XIV. war eine solche der strengen Ordnung, der gewissenhaften Beobachtung der Regel gewesen. Wie das Staatsleben hatte auch die Welt der Gedanken und Gefühle Gesetzen gehorcht, gegen die es keinen Widerspruch gab, so allgemein und so gleichmäßig waren sie anerkannt und so selbstverständlich wurden sie befolgt. Es gab unabhängige Denker und freie Seelen, die sich gegen den Zwang, dem die Geister unterworfen waren, empörten, aber es gab noch keine Instanz, an die sie hätten appellieren können, denn es gab keine öffentliche Meinung. Einzelne errangen die Freiheit für sich selbst, aber sie standen allein und blieben für sich. Die Philosophie lebte nur in Konventikeln. Sie wurde verfolgt, bestenfalls widerwillig geduldet, vielleicht nur aus dem Grunde, weil die herrschende Theologie sich nicht um sie kümmerte, sie möglicherweise geringschätzte und für ungefährlich hielt. Das ändert sich mit dem Tode des greisen Königs. Mit seiner ehrwürdigen Persönlichkeit verschwindet gewissermaßen das sichtbare Haupt einer anerkannten und gefürchteten Ordnung, der Respekt, den er eingeflößt hatte, findet kein Ziel mehr, an das er sich heften kann und verflüchtigt sich. Der Regent legt kaum Wert auf Achtung, geschweige, daß sein Charakter dazu angetan wäre, zu imponieren. Das Oberhaupt des Reiches, das bis dahin widerspruchslos in allen Fragen des staatlichen Lebens wie der geistigen Kultur das letzte entscheidende Wort gesprochen hatte, ist verschwunden und seine Stelle wird von dem vielköpfigen Ungeheuer eingenommen, das man die öffentliche Meinung nennt. Man hat es bis dahin nicht gekannt, jedenfalls keine Rücksicht darauf genommen, jetzt ist es die Regierung selbst, die ihm einen Richterstuhl anweist und es dadurch anerkennt. Niemals hat Ludwig XIV. in seiner langen Regierung daran gedacht, sich an sein Volk zu wenden und

sich seinem Urteil anzuvertrauen. Die Regentschaft erläßt Aufrufe über Aufrufe und Proklamationen über Proklamationen, sie besoldet gewisse Schriftsteller, wie den Abbé de Margon, die das Publikum in ihren Schriften den Anschauungen der Regierung gemäß bearbeiten müssen. Die Regentschaft erkennt eine öffentliche Meinung an, weil sie sie braucht, sie schafft damit den Resonanzboden, der von nun an auch das leiseste Geflüster im ganzen Lande hörbar machen wird. Von diesem Zeitpunkt an wird die Philosophie eine Macht und es wird nur ein Menschenalter vergehen, bis sie die Herrschaft antreten wird. Die Staatsreligion sieht sich auf einmal einem Feind gegenüber, der sie in ihrer Existenz bedroht und gegen den sie mit den Mitteln der Unterdrückung und der Ausrottung, die ihr sonst zu Gebote standen, nichts ausrichtet. Es ist ein Todfeind, der ihrer spottet. Die Bigotterie Ludwig XIV. hatte dem Hof frömmelnde Allüren aufdrängen können, der Gewissenszwang der Jesuiten bis dahin eine offene Auflehnung gegen die Kirche verhindert, gegen die Ausbreitung des Unglaubens waren sie ohnmächtig gewesen. Schon 1698 schrieb Liselotte: »Der Glaube ist in diesem Lande so vollkommen erloschen, daß man kaum noch einen jungen Mann findet, der nicht stolz darauf ist, Atheist zu sein«. Aber das war im Vergleich mit dem Kirchenglauben doch nur eine andere Sorte von Aberglauben, ein frivoles Spiel, das mehr aus Widerspruch hervorging, als daß darin eine wirkliche Überzeugung zum Ausdruck gekommen wäre. Nun wird man mit Ernst und Gewissenhaftigkeit an die Befreiung von der Kirche gehen, nun wird man jede Überlieferung prüfen und die Tradition auf die Berechtigung ihrer Ansprüche untersuchen. Hat man sich noch im 17. Jahrhundert mit schönen Worten begnügt und mit Begriffen gespielt, die man wie die Figuren auf einem Schachbrett hin und her schob, so wird man jetzt Ideen aufstellen und für sie kämpfen. Neben der Religion erhebt sich die Wissenschaft. Die eine verkörpert das Mittelalter, die andere die neue Zeit, die eine dünkte sich im Besitz der Gewißheit, die andere siegte im Zeichen des Zweifels. Die Großtat der Philosophie des 18. Jahrhunderts ist die Durchführung der Emanzipation des Geistes von der Alleinherrschaft der Kirche. Dadurch, daß sie die Skepsis auf den Thron erhob, den bis dahin der Glaube innegehabt hatte, beschenkte sie uns mit der Wissenschaft und stellte das Erkennen auf einen neuen Boden, indem sie die Beobachtung an Stelle des Nachbetens setzte. Die Philosophie wird die Religion des 18. Jahrhunderts, ihre Verkünder sind geschworne Feinde der Spekulation und der Metaphysik. Sie weisen die Menschen nicht auf ein unbekanntes Jenseits, sondern sie stellen ihn auf sich selbst. Sie lehren ihn

zu forschen, aber Unerforschliches gering zu schätzen, denn sie bringen einen Besitz zu Ehren, den die Religion verachtet und verpönt hatte: die Vernunft. Sie wird der Kompaß des Philosophen, der ihn nach einem neuen Ziel orientiert, nach der Natur. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts will das Erkennbare, während es der Glaube nur mit dem Übersinnlichen zu tun gehabt hatte. So werden Vernunft und Natur die großen Schlagworte, zu denen sich die Denker dieses Zeitalters bekennen, die sie immer wieder verkünden und auf die sie immer von neuem hinweisen.

Vergegenwärtigt man sich, daß das Evangelium Vernunft und Natur in einer Zeit gepredigt wurde, in der alle Einrichtungen der Gesellschaft unvernünftig und unnatürlich waren, so begreift man seine ungeheure Wirkung und versteht, daß es zu einer Unzufriedenheit führen mußte, die letzten Endes das Fortbestehen der Gesellschaftsordnung in Frage gestellt hat. Die Philosophen haben aber die Vernunft überschätzt. Sie ist, wie Taine so witzig sagt, nur ein häufig vorkommender erfreulicher Zufall und dem Triebsande eher zu vergleichen, als festem Baugrunde. Sie sprachen von der Natur, ohne sie zu kennen und überschätzten sie in dem Bilde, das sie sich willkürlich von ihr machten. Sie unterschätzten endlich die Religion, weil sie sie mit der verrotteten Kirche identifizierten, die sie vor Augen hatten. Der Haß und die Feindseligkeit gegen das Christentum entsprangen ihrem Abscheu vor den Mißbräuchen, die ein Klerus eingeführt hatte und ausübte, der längst selbst völlig ungläubig war. Ihr Kampf galt im Grunde der Abgötterei einer ganz veräußerlichten Kirche und sie glaubten die christliche Religion so ganz nebenher mit erschlagen zu können, weil sie davon überzeugt waren, daß alle positiven Religionen falsch seien. Die natürliche Religion, die sie allein dulden wollten, war aber nicht mehr und nicht weniger, als eine trockene Moral, die die Seelen, denen man den Glauben raubte, leer und unausgefüllt ließ. Die Wichtigkeit der Religion war dem 18. Jahrhundert völlig unbekannt, es ignorierte sie, wenn auch vielleicht nur deswegen, weil die vorangegangenen Jahrhunderte so ganz ausschließlich mit ihr beschäftigt gewesen waren. Ebensowenig war den Philosophen klar, daß ein völliger Unglaube ein Zustand ist, der dem natürlichen Instinkt der menschlichen Seele widerspricht. Sie haben das Christentum bekämpft und sich dazu verstiegen, es ausrotten zu wollen, weil sie in der Kirche, die das Christentum zum Vorwand seiner Herrschaft machte, den Feind sahen, der ihnen immer und überall im Wege stand. Sie fühlten sich auf einem Schlachtfelde und sie sahen sich von allen Seiten her durch eine Tradition bedrängt, deren Macht über die Geister noch nicht erschüttert worden war. Ihr

galt daher der erste Kampf, sie zu entwurzeln war das erste Ziel, das sie sich setzten. Das Rüstzeug, dessen sie sich bedienten, waren die neuen Wahrheiten, die sie der Naturwissenschaft entrissen, eine Wissenschaft, die sie selbst schufen, denn sie war bis vor kurzem auch noch in den Fesseln der Tradition befangen gewesen. Was im 17. Jahrhundert unter den Händen von Galilei und Descartes noch Fragment geblieben war, das wird jetzt ein System, ein Gebäude, das gut fundiert ist und täglich weiter und schöner ausgebaut wird. Beobachtung reiht sich an Beobachtung, bis die lange Kette in einer Wahrheit endet und die Reihe der einzelnen Wahrheiten, die sie entdecken und erproben, schließlich stark genug wird, um die alten Irrtümer zu beseitigen, Irrtümer, die dadurch nicht besser geworden waren, daß sie ein hohes Ansehen genossen. Die Fortschritte, die die Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert machten, erinnern wir uns, daß Linné und Buffon Zeitgenossen waren, versorgten die Philosophie mit den Waffen, deren sie bedurfte, um der Vernunft und der Natur den Platz zu erstreiten, von dem sie ausgehen konnten, sich die Welt zu erobern. Indem sie nicht müde wurden, den Zwiespalt aufzuzeigen, in dem sich Vernunft und Natur mit allem befanden, was die Gesellschaft an Gedanken und Taten aufwies, rissen die Philosophen Stein um Stein aus dem Fundament heraus, das der Tradition als Unterlage diente bis das stolze Gebäude der Autorität in Trümmer fiel, Staat und Kirche in das gleiche Verderben reißend. Die Philosophen, zu denen ja auch die Nationalökonomen gehörten, zeigten immer wieder voll Schadenfreude, daß alle Einrichtungen des Staates und der Kirche zu Mißbräuchen geworden waren, die falsch und ungerecht dem Fortschritt im Wege standen, der nach ihnen das Glück bedingte. Staat und Kirche um ihr Ansehen zu bringen, zumal jenen Staat und jene Kirche, wie sie im Frankreich Ludwig XV. verkörpert waren, hat in der Tat keine große Mühe gekostet. Ihre Schäden waren so offenkundig, daß sogar die, welche in ihren Personen Staat und Kirche darstellten, mit Hand angelegt haben, um das Gebäude zu untergraben, das sie selbst bewohnten. Sie waren von den neuen Wahrheiten so geblendet, von der Schönheit des neuen Evangeliums so hingerissen, daß sie gar nicht einmal inne wurden, daß sie halfen, ihren eigenen Untergang zu vollenden. Schon hierin zeigte sich die Stelle, an der das neue System brüchig war. Man traute der Vernunft alles zu, weil man, ohne von der Erfahrung dazu berechtigt zu sein, annahm, der natürliche Mensch sei gut und edel und handle stets nach Vernunftschlüssen. Die Vernunft könne nicht irreführen und je kürzer der Weg sein werde, auf dem man zur Natur zurückkehre, je schneller werde man zum Glück gelangen. Ihre

eigene Gegenwart hätte die Philosophen eines besseren belehren müssen, denn alle, die sich zu ihren Lehren bekannten und wer, der in Frankreich der Mode folgen wollte, hätte das nicht getan, schworen auf die Vernunft und folgten ihr doch nicht. Sie bekannten sich zu Wahrheiten, die praktisch auszuüben ihnen gar nicht einfiel. Sie glaubten sehr vernünftig zu sein und appellierten an die Natur, im wirklichen Leben fuhren sie fort, von Vorurteilen zu zehren, die ihnen die Tradition übermacht hatte, über die sie die Achseln zuckten. Dieser Zwiespalt, der dadurch entstand, daß man die Geister aufklärte, die Existenz aber in Zuständen beharren ließ, deren Schädlichkeit ja Schändlichkeit jedem in die Augen sprang, hat den Zusammenbruch veranlaßt, in dem eben diese philosophische Gesellschaft zugrunde gehen sollte. Die Philosophen hatten der Menschheit den Glauben an die Vernunft und die Natur als den Allheilmitteln gegen alle Schäden beigebracht, aber während sie sich noch über die neuen Wahrheiten entzückten, wurde schon das Beil geschliffen, mit dem man ihnen allen den Kopf vor die Füße legen sollte, im Namen der Vernunft und der Natur.

Das 18. Jahrhundert umkleidete die Philosophie mit der Autorität, welche in den vergangenen Jahrhunderten die Religion besessen hatte. Es gewährte ihren Jüngern den Einfluß, den es früher den Priestern gönnte. Und es ist ein merkwürdiges Zeichen für die Stärke, die den Ideen innewohnt, daß die Philosophen ihren Einfluß ausüben konnten, ohne daß sie irgendeine faktische Macht besaßen, ja während sich diese noch im Besitze ihrer Gegner befand. Die Gegner haben sich dieser Macht auch zu bedienen gesucht, aber es war vergebens, sie richteten nichts aus, denn die Kraft der Überzeugung war von ihnen gewichen. Die Philosophie trat vollkommen an die Stelle der Religion, sie hatte unter den Lehrern ihre Unfehlbaren so gut wie diese und unter den Anhängern auch ihre Märtyrer. Wie die Religion kannte sie den Aberglauben und den Irrglauben. Wie einst die Religion den Kreis der Gedanken und der Vorstellungen umschrieben und begrenzt hatte, so schrieben in diesem Zeitalter die Philosophen der Nation die Ideen vor; sie führen und lenken sie nach ihrem Belieben, wohin sie sie haben wollen. Ja es ist nicht genug, daß sie ihr den gedanklichen Inhalt geben, sie prägen ihr sogar die Form des Empfindens auf. Wie einst die großen Heiligen der Kirche für ihre Zeitgenossen die christliche Religion erneuerten und ihr einen verschiedenen Ausdruck gaben, je nach Begabung, Temperament und Umständen, so stellen die großen Philosophen des 18. Jahrhunderts die Regeln auf, innerhalb derer Denken und Fühlen sich bewegen sollen. Wie man sich einst zu St. Dominicus be-

kannte oder zu dem H. Franz, so wird man jetzt auf Voltaire schwören oder auf Rousseau und wird selbst ihre Fehler als Vorzüge betrachten. Die Rolle der Philosophie ähnelt auch darin der der Religion, daß sie die große Gleichmacherin auf Erden wird. Das Christentum lehrt, daß alle Menschen vor Gott gleich sind, die Philosophie hat, nachdem sie ihre Lehren kaum einige Jahrzehnte verkündet hat, erreicht, daß alle Menschen von den gleichen Ideen erfüllt sind. Alle beseelt das gleiche Streben, alle sehen das gleiche Ziel. Aber gerade indem sie sie in der Gedankenwelt gleichmachte, brachte sie ihnen immer wieder zum Bewußtsein, wie ungleich ihre wirkliche Lage im Leben war, so erfüllte sie sie mit Haß gegen die faktisch bestehende Ungleichheit und dem feurigen Wunsch, nicht nur in Gedanken gleich zu sein, sondern auch vor dem Gesetz, nicht frei zu scheinen, sondern frei zu sein. Darum werden sie gegenseitig zu Feinden, und als man sich anschickt, das Ziel zu erreichen, zeigt sich, wie weit im Grunde die Ansichten auseinander gehen. Damit haben sie es erreicht, daß die öffentliche Meinung wirklich eine Macht geworden ist, vor der die Regierung zittert. 1784 schrieb Necker: »Die Mehrzahl der Fremden hat Mühe, sich eine richtige Idee von der Autorität zu machen, welche die öffentliche Meinung in Frankreich ausübt. Sie verstehen nur schwer, daß es eine unsichtbare Macht gibt, die ohne Kasse, ohne Leibwache, ohne Armee Gesetze gibt, die selbst im Schlosse des Königs befolgt werden, und doch gibt es nichts, das wahrer wäre«. Daß die Herrschaft der Philosophie ihren Abschluß in der Revolution finden mußte, war ein eigentümliches Verhängnis. Die geistig Hochstehenden haben sie vorbereitet, die geistig Tiefstehenden sie ausgeführt, daher die Greuel, die unter dem Stichwort der edelsten Beweggründe begangen werden, daher endet das Zeitalter der Vernunft in barbarischer Unvernunft.

Versucht man sich die Entwicklungsreihe vorzustellen, die vom Despotismus Ludwig XIV. zu den Tagen von 1789 führt, so stößt man zuerst auf Bayle, dessen kühner Skeptizismus dem Zweifel zuneigte und der Verneinung. Er war ein Ungläubiger, der aus seinen Zweifeln heraus Duldung verkündete, der die Toleranz geradezu fanatisch liebte. Er wußte, daß die Menschen die Wahrheit hassen und sich gegen sie verschließen, wenn sie ihnen nicht bequem ist. So legte er wenig Wert auf die praktische Anwendbarkeit seiner Gedanken und wollte nur seine Ideen gerettet wissen, weil er erkannte, daß sie schließlich immer siegreich bleiben müssen. Sein großes philosophisches Wörterbuch wurde wirklich das Arsenal, aus dem alle freien Köpfe des Jahrhunderts ihre Waffen entliehen, vielleicht um so lieber entliehen, als sie gar nicht alle imstande

waren, an der Quelle schöpfen zu können und der große Dialektiker und gründliche Gelehrte der Bayle war, sie mit vollstem Vertrauen zu seiner Wissenschaft erfüllte. Bayles Wörterbuch wurde die Bibel der Philosophie des 18. Jahrhunderts, ebenso fruchtbar in der Anregung, die es gab, wie diese und ebenso skrupellos ausgeschrieben. Der erste Reformator mit wirklich neuen Gedanken war der Abbé de St.-Pierre, den die Akademie 1718 seiner fortschrittlichen Ideen wegen aus ihren Reihen ausschloß. Das erste französische Buch, das die neuen Gedanken vertrat und in die weitesten Kreise drang, waren Montesquieus persische Briefe, die 1721 erschienen und ihren Verfasser auf der Stelle berühmt machten. In ihnen gewinnt der Geist der Regentschaft Gestalt und Ausdruck, ein Geist, der besonders geartet ist, in der Kühnheit bis zur Frechheit geht und in seiner Ungebärdigkeit zwischen Art und Unart hin und her schwankt. Mit ihnen setzt das Lachen ein, das Lachen über alle und alles, Sarkasmus und Ironie beginnen ihre Nadelstiche, an denen sich der Despotismus verbluten wird. Die Sitten und Ideen der Epoche haben in den persischen Briefen einen Niederschlag gefunden, den man photographisch treu nennen möchte, so scharf sind die Zeitgenossen beobachtet, so genau sind sie getroffen. In der Kunst der Darstellung, in der Art, wie der Verfasser seinen Stoff meistert, steht das Werk auf einer ganz modernen Höhe der Mittel. »Es ist das gründlichste aller frivolen Bücher«, sagte Villemain. Wenn man die persischen Briefe als ein Zeitdokument betrachten darf von geradezu unschätzbarem Wert für die Kenntnis der französischen Gesellschaft unmittelbar nach dem Tode Ludwig XIV., so findet man doch hier auch schon den Keim aller Ideen, die das Jahrhundert beschäftigen werden. Hier wird schon die Vernunft als Quelle der Erkenntnis in Anspruch genommen. Von diesen Briefen aus führt die Straße geradeswegs zu Figaros Hochzeit. Meilensteinen gleich stehen sie am Anfang und Ende einer Epoche, auch darin ganz vom Geist ihres Jahrhunderts erfüllt, das sie unter einer frivolen Hülle einen ernsten und nur zu gefährlichen Inhalt bergen.

Die Regentschaft zog die Frivolität dem Geiste vor, ihr war es nur darum zu tun, die Fesseln abzustreifen, die bis dahin gedrückt hatten, alles war ihr lieber, als die Heuchelei. Die offene Unerschrockenheit, mit der sie sich anscheinend allen Lastern in die Arme warf und zu viel mehreren bekannte, als sie wirklich übte, ist wirklich ihre einzige Tugend. Die Reaktion, die mit ihr beginnt, berauscht sich förmlich an der neuen Freiheit, man empfängt bei manchem der Produkte, die sie zeitigte, denken wir z. B. an die Philippiken von Lagrange-Chancel, den Eindruck, daß man sich eben noch in den Flegel-

jahren einer neuen Epoche befindet. Sie schlägt nach allen Seiten über die Stränge und kann sich gar nicht heftig und ungebärdig genug anstellen, um zu beweisen, daß sie anders, aber auch ganz anders ist, als ihr Vorgänger. Alles was die letzte Regierung verpönte und unterdrückte, wagt sich ans Licht. Der Regent geht Hand in Hand mit der parlamentarischen Opposition, mit den Jansenisten, alle kommen zu Ehren, die bis dahin frondiert haben. Man kann sagen, daß die Regentschaft eine Opposition zur Geltung gebracht hat, die zwar im Widerspruch mit der Autokratie stand, die aber darum und zumal in ihren Anfängen doch noch weit davon entfernt war, liberal zu sein, liberal im allerzahmsten Sinne gemeint. Noch wird keine Stimme laut, die den Despotismus brandmarkt, noch begnügt man sich über die Mißbräuche zu spotten, noch sind die großen Kinder froh, daß der Lehrer die Rute wenigstens einen Augenblick aus der Hand gelegt und den Rücken gedreht hat, so daß sie ungestraft über Tisch und Bänke springen dürfen. Man tobt sich aus und läßt tausend Unarten los, aber ohne Zweck, ohne Folge, ohne Ernst. Die politische Verbindung, die der Regent mit England eingeht, schafft hierin Wandel.

Dreißig Jahre lang waren sich die Monarchie Ludwig XIV. und die englische Aristokratenherrschaft feindlich gegenüber gestanden und fast dauernd im Kriege miteinander gelegen. Die Völker befehdeten sich, ohne sich recht zu kennen und ohne die Möglichkeit zu besitzen, von einander lernen zu können. Das Bündnis, das der Regent mit dem bisherigen Todfeind eingeht, öffnet mit einem Male allen englischen Einflüssen die Tür, indem es den Franzosen ermöglicht, sich mit den Einrichtungen ihres gefährlichen Nachbarn bekannt zu machen. In ihrem Enthusiasmus überschätzen sie die neue Freundschaft und sind nur zu geneigt, alles, was sie jenseits des Kanals erblicken, rosig zu färben, und sich zu Apologeten der fremden Anschauungen zu machen. Leichten Sinnes und leichtbeweglich wird das, was ihnen eben noch unbekannt und unsympathisch war, Mode und wir beobachten, daß die französische Kultur einen starken Strom englischen Einflusses in sich aufnimmt. Voltaire und Montesquieu kehren als Adepten des englischen Wesens zurück, und wenn ihre Lehren nur für die erlesenen Geister unter den Philosophen bestimmt sind, so empfangen auch die empfindsamen Seelen das englische Manna im Roman. Der Abbé Prévost, einer der fruchtbarsten erzählenden Schriftsteller aller Zeiten, er hat 170 Romane verfaßt, übersetzt Richardson in das Französische. Mit überraschendem Erfolg. »Es gibt nur wenig Werke von solchem Genie«, erklärte Grimm 1758, »wie Pamela, Clarissa und Grandisson«. Wer

jetzt in Paris etwas gelten will, veröffentlicht seine Bücher als scheinbare Übersetzungen aus dem Englischen. 1766 schreibt Saurin ein Lustspiel, das diese Modenarrheit verspottet. Mehr wie einmal konstatieren zwei Männer von so verschiedener Stellung wie der Marquis d'Argenson und der Komödienschreiber Collé den englischen Einfluß. »Es weht ein antimonarchischer Wind von England herüber«, schreibt Argenson 1750. »Die Anglomanie ist eine allgemein verbreitete Krankheit bei uns«, notiert Collé vierzehn Jahre später. Dauernd halten sich Engländer von Bedeutung in Paris auf. Bolingbroke, Horace Walpole, David Hume, Garrick, Laurence Sterne, Wilkes, Lord Shelburne werden ganz heimisch im französischen Geiste, während die französischen Reisenden, die wie der Herzog von Orléans und andere Edelleute einen Stolz darein setzen, Engländern zu gleichen, die englischen Sitten in so hohem Grade in Frankreich einbürgern, daß man nach der Versicherung von Mme. Campan Paris nicht mehr von London unterscheiden konnte. Die wenigsten bewahrten sich die Unbefangenheit des Grafen Lauraguais, der von einem längeren Aufenthalt von dort zurückkehrend sagte: In England wird ja nichts reif, außer den Bratkartoffeln. Das englische Beispiel steckte so an, daß vor der Revolution die Anglomanie nach der Aussage des Herzogs von Lévis mit ihren Klubs, ihren Fracks und ihrer Brutalität die französische Gesellschaft verseucht hatte.

So zieht sich der englische Einfluß wie ein roter Faden durch die Philosophie, die schöne Literatur und die Sitten Frankreichs während des ganzen 18. Jahrhunderts. Er befruchtete den französischen Geist in hohem Maße, ja man darf mit Recht behaupten, daß die französischen Denker vielfach gar nichts anderes getan haben, als die Ideen der englischen Philosophen in andere Form zu gießen, sie zu polieren und zu schleifen, um mit ihnen ein glänzendes Spiel vor ihren entzückten und überraschten Zuschauern aufzuführen. Der eigentliche Vermittler war Voltaire, dessen Briefe über die Engländer, die 1734 erschienen, eine der wichtigsten Etappen im geistigen Leben der französischen Nation im 18. Jahrhundert darstellen. Voltaire hatte sich längere Zeit in England aufgehalten und seinen dortigen Freunden abgelernt über die geoffenbarte Religion zu lächeln. In seinen Briefen läßt er die politischen Vorzüge der englischen Verfassung noch ganz beiseite, es ist ihm nur darum zu tun, die geistige Freiheit, die sie genießen, nach Frankreich zu verpflanzen, nur diese ist es, die er ihnen beneidet. So wenig wie die englischen Briefe antimonarchisch sind, so wenig sind sie antireligiös. Sie sind nur antikirchlich, indem sie die französischen Denker mit dem englischen Deismus bekanntmachten. Er



Voltaire, von Petit.

predigt zum ersten Male das Evangelium der Naturreligion, den Deismus, der zwar die Offenbarung verwirft, aber an der Existenz eines persönlichen Gottes festhält. Er prüft die religiösen Ideen an der Hand der Vernunft und ist dem bloßen Atheisten ebenso abgeneigt, wie dem Bekenner einer positiven Religion. »Ein wenig Philosophie macht einen Menschen ungläubig«, sagt Voltaire in seinem philosophischen Wörterbuch, »viel führt zur Kenntnis Gottes«. Der Deismus, wie ihn Voltaire verstand, besteht in der Achtung vor der Vernunft und der Ausübung der Gerechtigkeit, sein Dogma heißt an Gott glauben, seine Lehre, das Gute tun, ein Deist ist einfach ein anständiger Mensch. Ganz von selbst führt eine solche Auffassung der Religion zur Toleranz. »Diejenigen, welche einen Philosophen verfolgen unter dem Vorwande, daß seine Meinungen dem Publikum schädlich seien«, sagt Voltaire einmal, »sind ebenso töricht, als diejenigen, welche fürchten, daß das Studium der Algebra den Brotpreis verteuert«. »Wir sind alle Brüder«, schreibt er an einer anderen Stelle, »und wenn einer von ihnen voll von Ehrfurcht und kindlicher Liebe, beseelt von brüderlichem Mitgefühl unseren gemeinsamen Vater nicht mit denselben Zeremonien verehrt wie ich, sollte das für mich ein Grund sein, ihn zu erwürgen, und ihm das Herz aus der Brust zu reißen«? Von der Lehre der katholischen Kirche wich der Deismus darin ab, daß er keinen offiziellen Kultus kennen wollte, sondern die Form der Gottesverehrung jedem seiner Gläubigen anheim stellte, daß er ferner zwar an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, aber vorsichtig vermied, eine Untersuchung darüber anzustellen, ob die menschlichen Handlungen in einem jenseitigen Leben Belohnung oder Strafe finden, daß er endlich auf die Formulierung jedes wie immer gearteten Dogmas verzichtete. Diese Lehre hielt ihren Einzug in Frankreich, während Jesuiten und Jansenisten einander zerfleischten und der Inhalt des katholischen Glaubens seinen Verteidigern wieder einmal unter den Händen zerrann, um in Haß, Streit und Verfolgung umzuschlagen. Die Kirche selbst bereitete der Philo-



Voltaire bei seinem ersten Frühstück, von Née und Masquelier. 1775.

sophie den Boden, auf dem die Saat der vernünftigen Religion, der natürlichen Religion, wie man den Deismus in Frankreich mit Vorliebe genannt hat, aufgehen sollte. Er war eine Erlösung für alle die, deren religiöses Bedürfnis in der entarteten Kirche, die ein entsittlichter Klerus verwaltete, unbefriedigt blieb.

Die englischen Briefe Voltaires erschienen in einer Epoche verhältnismäßigen inneren Friedens, in den glücklichsten Jahren der langen Regierung Ludwig XV. Die stürmische Unruhe der Regentschaft hatte abgebraust, ihre geistigen Elemente waren in einer allgemeinen Unmoralität untergegangen. Kardinal Fleury hielt das Staatsruder zwar in schwacher, aber wenigstens in reiner Hand, er hielt auf Frieden, Anstand und Sparsamkeit und hätte, wäre es an ihm allein gelegen, einer mittleren geistigen Temperatur den Vorzug vor jedem Fortschritt gegeben, der die Geister aufrütteln konnte. »Könnten wir doch unseren Witz in gesunden Menschenverstand umtauschen«, soll er



Voltaire bei der Toilette, von Née und Masquelier.

einmal gesagt haben. Solange der alte Mann die Regierung führte, blieben Frankreich allerdings Taten wie Aufregungen erspart, das Bedürfnis nach geistiger Aufregung und Abwechslung fand seine Befriedigung in den Zänkereien um die Bulle Unigenitus. Ging Voltaires Buch auch äußerlich ziemlich unbemerkt vorüber, daß das Parlament von Paris es verurteilte, ist bei einem Werk, das Vernunft und gesunden Menschenverstand predigte, bei Juristen ja geradezu selbstverständlich, so war seine Wirkung doch um so tiefer und nachhaltiger. Condorcet betrachtete die englischen Briefe als den ersten Akt einer kommenden Revolution. Man möchte, um den Vergleich fortzuführen, sagen, sie gaben das Klingelzeichen zum Aufrollen des Vorhangs. Mag es im ersten Auftritt auch noch friedlich zugehen, so wird man doch erleben, daß das Interesse des zuschauenden Publikums sich immer mehr erhitzen wird, je schärfer und bissiger die Dialoge werden, daß nacheinander alle Autoritäten die schwersten Wunden empfangen und daß am Schlusse des letzten Aktes

der Vorhang fällt, um Trümmer und Leichen ohne Zahl zu bedecken. Montesquieu spöttelte noch, hier ist schon der Ernst an der Arbeit, hier fallen auch schon die ersten Streiche. Voltaire hielt in den englischen Briefen den Franzosen einen Spiegel vor, dessen Bild sie anregen sollte, Vergleiche zu ziehen. Mit diesem Augenblick setzt das Studium der Einrichtungen der Sitten, der Literatur ihrer Nachbarn ein, aber auch das lebhafte Interesse an den eigenen, das kein Verbot mehr an seiner Betätigung wird hindern können. Man sieht die Philosophie an der Arbeit, Zweifel wachzurufen, Unzufriedenheit zu erregen, um die Besserung herbeizuführen.

Voltaire war schon berühmt, als er mit seinen englischen Briefen hervortrat, den Platz, den sein Ehrgeiz suchte, haben doch erst sie ihm gegeben. Für ihn selbst, für sein Werk und für sein Publikum ist es bezeichnend, daß der eigentliche geistige Gehalt derselben gar nicht sein Eigentum war, sondern Bacon, Locke und Newton mehr gehörte als ihm. Indem er sich die Ideen dieser Männer zu eigen machte und sie auf den französischen Geist projizierte, wußte er seine Leser anzuregen und eine Stellung einzunehmen, die seiner Eitelkeit schmeichelte. Er fühlte sich mehr wie andere zum Kampf gegen alle Vorurteile berufen und verstand mit einer instinktiven Witterung für den Erfolg jede Sache von der Seite anzugreifen, die das glücklichste Aufsehen versprach. Sein Besitz an eigenen Ideen ist ziemlich gering und wer heute seine Schriften liest, wird, zieht man selbst die zeitliche und geistige Entfernung in Betracht, die uns von denselben trennt, erstaunt sein, über den engen Kreis von Gedanken und Vorstellungen, innerhalb dessen er sich bewegt. Mit dem philosophischen Gepäck, das er sich aus England mitbrachte, hat er sein ganzes langes Leben hausgehalten, er hat es immer hin und her gewendet, ohne es im Grunde zu vermehren und es immer nur aufs neue von verschiedenen Seiten her bunt und mannigfaltig zu beleuchten verstanden. Er ist außerordentlich witzig, erfreulich geistreich, immer schlagfertig und immer auf dem Platze. Weder als Dichter noch als Denker hat er den geistigen Besitz Frankreichs bereichert und wenn er trotzdem länger als zwei Menschenalter für den bedeutendsten Geist und größten Poeten nicht nur seiner Heimat, sondern der ganzen Welt angesehen wurde, so verdankt er das seiner großen Gewandtheit, immer gerade das Rechte im rechten Augenblick zu bringen. Er wiederholt sich zwar unendlich oft, aber er ist immer geschmackvoll und sagt immer genau das, was das Publikum hören will. Gerade weil jeder weiß, was er sagen wird, wenn er das Wort ergreift, wirkt er stärker als tiefere Denker, denn es schmeichelt seinen Lesern, daß sie sich in ihrer Erwartung



Illustration zu Zayre.
Gestochen von Massard nach Gravelot.
Aus den Oeuvres de Voltaire. Genf 1768.

nicht getäuscht haben, und da er das hundertmal Wiederholte mit immer neuen Einfällen zu verbrämen weiß, so überrascht er selbst dann, wenn er gar nichts Neues vorzubringen hat. Kalt, verständig und überlegt, handhabt er die Ironie mit bewundernswerter Geschicklichkeit, und da er sein Publikum kennt, versäumt er auch nicht, seinen Geschmack durch den Pfeffer der Pikanterie zu reizen.

Er trug wohl die Fahne im Kampf gegen Vorurteil und Mißbrauch, aber wer wollte entscheiden, aus welchen Gründen er sie ergriffen. Die Kälte seines Herzens läßt daran zweifeln, daß er es aus Überzeugung tat, der Verdacht, daß gekränkte Eitelkeit ihm die Feder in die Hand drückte, wird um so reger, als Voltaire das Volk gering schätzte und verachtete. Er haßte die große Menge und wollte ihr selbst die Bildung vorenthalten wissen. Das Christentum, das er vorhat auszurotten, will er erhalten, um es für das Volk als Schreckmittel zu benützen. Er weiß, welch ein gefährliches Spiel er spielt, schreibt er doch am 2. April 1762 an Chauvelin: »Alles, was ich sehe, wirft die Samenkörner aus für eine Revolution, die unfehlbar kommen wird und von der ich nur nicht das Vergnügen haben werde, Zeuge zu sein«, und doch fährt er fort die Fackel zu schwingen, die er hält, als handele es sich um ein Feuerwerk und nicht um Brandstiftung. Marmontel, der ihn sehr gut kannte und sogar schätzte, beurteilt ihn anscheinend sehr richtig, wenn er sagt, daß es unklug von Ludwig XV. war, Voltaire in das Exil zu schicken. »Versailles war das Exil, das man ihm hätte anweisen müssen«, schreibt er, »dort wäre er weniger kühn gewesen, als in der Schweiz oder Genf. Die Priester hätten ihm dies prächtige Gefängnis öffnen müssen, dasselbe, das der Kardinal Richelieu dem hohen Adel gab«. In der Tat scheint es oft genug, als kokettiere er mit



seiner eigenen Gefährlichkeit, als gefalle es ihm, dem Hof zu zeigen, um welche Kapazität er sich gebracht habe, dadurch, daß man ihn zurückgestoßen. Nicht den Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit hat man in ihm beleidigt, sondern den ehrgeizigen, kleinen Pariser Bürgersohn, der ebensogern in Versailles heimisch geworden wäre, wie Antoinette Poisson.

Sein Glaube an sich selbst war der eines Inspirierten. »Ich habe für meine Zeit mehr getan, als Luther und Calvin«, sagte er wohl und sonnte sich in seinem einsamen Ruhm, aber in dieser Selbsteinschätzung irrte er sich, denn wenn er auch in allem, was er angriff, verblüffend geschickt war, groß war er in nichts. Keines seiner Werke ist geblieben und doch ist die Verschiedenartigkeit derselben vielleicht größer, als die irgend eines anderen Schriftstellers. Der Dramatiker Voltaire ist heute ebenso vergessen, wie der Romancier, der Dichter oder der Philosoph, nur sein Ruhm ist geblieben, als der einer charakteristischen Erscheinung der Zeit, stellt er doch in seinem Leben, in seinen Werken und in seinem Wirken das ganze 18. Jahrhundert dar. Er besitzt die Oberflächlichkeit desselben und seine tändelnde Grazie, er hat die flinke Vernunft, die spielend der schwierigsten Fragen Herr wird, die Beredsamkeit, die durch einen Witz nachhaltiger überzeugt, als durch Gründe. Er ist ein Draufgänger, dessen kühne Dialektik nicht davor zurückscheut, auch einmal tüchtig daneben zu hauen. Wie er die Vorzüge seiner Zeit in potenzierter Form aufweist, so auch ihre Fehler. Er ist nicht nur unmoralisch wie sie, sondern ganz und gar gewissenlos, er scheint nicht einmal zwischen Gut und Böse unterscheiden zu können. Wer eine der reinsten und edelsten Gestalten der französischen Geschichte so besudeln konnte, wie er die Pucelle, der kann gar kein Gefühl für Scham und Ehre besessen haben. Das schnöde Gewitzel verbirgt an keiner Stelle seine beispiellose Roheit der Empfindung. Mit allen diesen Eigenschaften ein Kind seiner Zeit, hat er sich zu ihrem Herrn aufgeworfen und seinen Einfluß in allen jenen Fragen geltend gemacht, die die Öffentlichkeit 60 Jahre hindurch beschäftigten. Er lebte fern von Paris, aber alles lauschte auf seine Stimme, er hatte Feinde und Neider, keinen ebenbürtigen Gegner. Immer hat er die Töne angeschlagen, die das lauteste Echo weckten, und selbst an den Werken, die uns heute mit Abscheu erfüllen, wie die Pucelle, fanden die Zeitgenossen solches Gefallen, daß der edle und tugendhafte Malesherbes dieses widerwärtige Gedicht auswendig konnte. Diesem Ansehen, das der Patriarch von Ferney genoß, hat nicht einmal sein Charakter schaden können, mit dem doch alle, die ihm nähertraten, die schlimmsten Erfahrungen machten. Man erinnere sich nur an seinen Verkehr mit Friedrich



Illustration zu Nanine.
Gestochen von de Launay nach Gravelot.
Aus den Oeuvres de Voltaire. Genf 1768.

dem Großen. »Er war ja immer ein Raufbold, wenn es keine Gefahr gab«, schreibt die Herzogin von Choiseul 1771 über ihn an Mme. du Deffand, »unverschämt ohne Veranlassung, niedrig ohne Grund. Aber das alles hindert nicht, daß er der schönste Geist seines Jahrhunderts ist, daß man sein Talent bewundern und den Kopf mit seinen Werken füllen muß. Man soll sich von seiner Philosophie aufklären lassen und von seiner Moral nähren. Man muß ihn beweihräuchern und verachten«. Im Alter wurde Voltaire förmlich ein Götze für die Gesellschaft. Wer in Paris Ansehen genießen wollte, mußte ihn gesehen haben, kein Fremder von Distinktion scheute den Umweg über seinen Landsitz. Sehr hübsch schildert die Gräfin Gellis diese Besuche: »Es war Gebrauch für die jungen Frauen«, schreibt sie in ihren Erinnerungen, »sich zu erregen, zu erblassen, gerührt zu scheinen und selbst halb ohnmächtig zu werden, wenn sie Herrn von Voltaire erblickten. Man stürzte sich in seine Arme, man stammelte, man weinte, man war in einer Aufregung, die der der leidenschaftlichen Liebe glich. Das war die Etikette einer Vorstellung in Ferney. Voltaire war so daran gewöhnt, daß Ruhe und Höflichkeit ihm nur als Unverschämtheit oder Dummheit erscheinen konnten«.

Mit seinen englischen Briefen gab Voltaire in dem geistigen Kampfe zwischen Jansenisten und Jesuiten ein neues Stichwort aus, das gegen die Religion. »Wer wollte zwischen Wölfen und Füchsen wählen«, sagte er. Freisinnige und Feinsinnige kamen dadurch zur Besinnung. Es bildet sich neben den streitenden Machthabern eine dritte Partei, die noch nicht in die Öffentlichkeit tritt, aber in der Stille der Salons an Einfluß und Ausbreitung gewinnt. Die Philosophen benutzen die starke Erregung der Geister, um in

das hin und hergehende Für und Wider des theologischen Gezänks die neuen und kühnen Gedanken einzustreuen, die sie über die Religion hegen. Sie ist nach ihnen überwunden und gehört einem früheren unreifen Stadium der Menschheit an. Je ausschweifender und je kühner ihre Behauptungen sind, um so gewisser dürfen sie sein, Gläubige zu finden; die Aufgeregtheit des Parteikampfes, die alle Köpfe beschäftigte und erhitzte, war ihren Ideen auf alle Weise vorteilhaft. Hier bot sich ein neues Element des Widerspruchs, ein neues Motiv zur Opposition, um so willkommener als es auch neue Wege wies und nicht bei den abgedroschenen jansenistischen Haarspaltereien blieb. So vollzieht sich ganz allmählich in den Jahren, die dem Aachener Frieden von 1748 vorangehen, hinter dem Vorhang des Jansenismus eine Schwenkung der Ideen, eine völlige Neuorientierung des französischen Geistes. Jansenisten und Jesuiten, beide gleich rechthaberisch, gleich einseitig und gleich selbstsüchtig, sehen ihr Gefolge mit jedem Tage kleiner werden, während das der Philosophen so anschwillt, daß man bald die ganze Nation in ihrem Lager finden wird. Die Vernunft beginnt zu wirken. Immerhin vergingen Jahre nach dem Erscheinen der englischen Briefe, ehe die Bewegung wieder einen starken äußeren Erfolg zeitigte. Die Philosophie war bereits überall, im Gespräch des Salons und der Kaffeehäuser, im Roman und auf dem Theater, sie lachte über den Zelotismus, der über die Bulle Unigenitus streiten mochte und verhöhnte die Pedanten, die an derartigem Schulgezänk Gefallen fanden. Sie mischte ihre Zweifel bereits in alle Gespräche und hatte ihren Skeptizismus schon in allen denkenden Köpfen verankert, als sie für die Gegner noch immer nicht recht greifbar war. Sie hatte großen Einfluß, aber noch keine Macht, nicht einmal die Akademie war ihr erschlossen, die schon in den nächsten Jahrzehnten ihre Hochburg werden sollte. Sie war verdächtig, den Regierenden unbehaglich, aber sie war sozusagen überall und nirgends. Da erschienen in demselben Jahr, in dem Ludwig XV. den Frieden von Aachen schloß, ein Ereignis, das mit all seinen schmählichen Begleitumständen, der Aufgabe der flandrischen Eroberungen, der Ausweisung des Prätendenten, dem Verzicht auf den Kriegshafen Dünkirchen, die Nation im tiefsten empörte, zwei Bücher, die eine weitere Etappe auf dem Wege bezeichnen, auf dem die Philosophie vordrang. Das eine war Montesquieus Geist der Gesetze, das andere das Werk eines sonst ganz unbekannten Advokaten Toussaint über »die Sitten«. Es ist nicht ohne Interesse festzustellen, daß es nicht der geniale Autor mit seinem geistreichen Buch war, der den Augenblickserfolg hatte, sondern der oberflächliche fixe Buchmacher. Barbier schreibt über »die Sitten«, die anonym

erschienen: »Jedes Exemplar geht durch 50 Hände, der Erfolg ist laut und riesig.« Warum? Weil der Verfasser zu drucken wagte, was alle Welt dachte und sprach. Toussaint hatte bis dahin sein Leben mit Übersetzungen aus dem Englischen gefristet, er hatte anonyme Bücher über den Hof geschrieben und folgte auch der Mode, als er in diesem Werk einen ersten selbständigen Ausflug auf das Gebiet der Philosophie unternahm. Er wolle kein Buch über die Religion schreiben, erklärte er, nur die Moral und die Sitten abhandeln und dazu genüge die natürliche Religion. Er trennt in seinem Versuch Moral und Religion völlig voneinander. Das war für die Zeit, in der er schrieb, ein Unternehmen von großer Kühnheit, denn beide waren bis dahin untrennbar miteinander verquickt worden. Er beschäftigt sich in den »Sitten« mehr mit der Ähnlichkeit der positiven Bekenntnisse, als mit ihrer Verschiedenheit und stellt auf Grund seiner Untersuchungen das System einer von aller Religion völlig unabhängigen Moral hin. Das Aufsehen, das sein Buch machte, war gewaltig, Auflage folgte der Auflage, erst recht, als das Parlament sich des Werkes bemächtigte und es zum Verbrennen von Henkershand verurteilte, »weil der Verfasser die natürliche Religion auf den Trümmern jedes äußeren Kultus errichte«. Toussaints literarische Rolle war damit ausgespielt, er trat in der Folge in die Dienste Friedrichs des Großen und starb als Lehrer am Kadettenkorps in Berlin.

Im Gegensatz zu den »Sitten«, die ganz vergessen sind, hat Montesquieus Geist der Gesetze zwar die Zukunft für sich gehabt, aber nicht die Gegenwart. Es war ein Buch für die wenigen und selbst geistreiche Köpfe, wie Mme. du Deffand, schlüpfen mit einem Witzwort darüber hinweg, ganz abgesehen von Leuten wie Collé, denen es überhaupt ganz unverständlich bleibt. Montesquieu ist in diesem Buch mehr Politiker als Philosoph, er weist den Atheismus zurück und räumt der Vernunft und Gerechtigkeit als ursprünglichen Eigenschaften bestimmende Plätze ein. Aber wie in seinen persischen Briefen ist sein Endzweck ein staatsfördernder. Er setzt sich in einer Parallele mit dem monarchischen und dem republikanischen Regierungssystem auseinander und bei einem Denker, der noch den Despotismus Ludwig XIV. erlebt und den seines Nachfolgers täglich vor Augen hatte, konnte es nicht zweifelhaft sein, zu wessen Gunsten dieser Vergleich ausfallen mußte. So wird sein Buch ein einziger lauter Protest gegen die Gewaltherrschaft, und da diese eben in Frankreich in den unwürdigsten Händen war und ihre unglücklichsten Stunden erlebte, so wird es ein erster und mächtiger Angriff gegen die Grundlagen des Staates. Bis dahin hatte man gegen Mißbräuche geeifert, hatte von dem

schlecht unterrichteten an den besser zu informierenden König appelliert, die Hoffnung auf den Monarchen aber nicht aufgegeben. Hier wurde gezeigt, daß die republikanische Verfassung die weitaus bessere sei und unter allen Umständen vorzuziehen und nichts konnte für die französische Regierung der Mitte des 18. Jahrhunderts verhängnisvoller sein, als ein Vergleich mit jener der römischen Republik in ihrer Blüte. Wie weit die parlamentarische Opposition bis dahin auch gegangen sein mochte, den Boden der Monarchie hatte sie nie verlassen, sie war trotz aller gern zur Schau getragenen Unabhängigkeit dynastisch geblieben. Jetzt erscheint das neue Ideal, die Republik, das an Glanz und Anziehungskraft gewinnt, weil aller Augen es unwillkürlich an den Zuständen der augenblicklichen Gegenwart messen. Für diese Wandlung ist der Geist der Gesetze der Ausgangspunkt geworden, er hat den Gegnern der herrschenden Kasten nur zu viel Argumente gegen sie an die Hand gegeben. Wenn man sich die Verhältnisse der Zeit vor Augen hält, ein schwächlicher Monarch, der sein Reich Maitressen überläßt, die es Demütigungen und Verlusten ohne Zahl aussetzen, der Adel ohne eigene Leistungen, im Hofschranzentum verdorben, der Klerus ungläubig, aber vom Aberglauben der anderen ein schwelgerisches Leben führend, die Regierung voller Vorurteile, die Verwaltung voller Mißbräuche, das Volk unter seinen Lasten erliegend, so sieht man erst, wie gefährlich es um das neue Ideal stand, das sich erhob. Wirklich ist die Hälfte des Jahrhunderts der Zeitpunkt, mit dem eine neue Ordnung beginnt, noch nicht in den Dingen, aber in den Köpfen. Das Königtum hat alle Erwartungen getäuscht und alle Hoffnungen betrogen, die Herzen wenden sich von ihm ab. Waren die Augen bis dahin gehalten, daß sie nicht sahen, was doch vor ihnen lag oder hatte die Gewohnheit die Gemüter abgestumpft, auf einmal ist es, als reiße der Schleier, der ihnen bis dahin alles verborgen, was falsch und faul im Staate ist, und es geht ein Aufschrei des Entsetzens und der Empörung durch das ganze Volk. Die Philosophie hat gewonnen, die Erkenntnis, die sie von langer Hand vorbereitete, hat sich Bahn gebrochen, nun ist sie die Herrscherin geworden und geht aus dem Salon in das Leben über. Der Prozeß, den die Republik mit dem Königtum führt, ist schon vor 1760 gewonnen. Die allmähliche Übergabe des gesamten Inventars an Gesetzen und Bräuchen, Anschauungen und Sitten, die die verlierende Partei in den nächsten 30 Jahren an die gewinnende vollzieht, ist durch die Revolution mehr unterbrochen und gestört, als gefördert worden. Der endgültige Triumph der neuen Zeit erfolgte schon drei Jahrzehnte früher. Man ist fast versucht, das Jahr 1750 als den Wendepunkt zu nennen, an dem die

große Schwenkung erfolgte. Von diesem Augenblick an ist die Philosophie nicht mehr in den Büchern allein, sie geht in die Gebräuche über, und wenn sie nur schrittweise in die Gesetze eindringt, so haftet sie dafür um so fester in allen Seelen. Die Philosophen haben die Akademie erobert und wenn sie in ihr auch nicht die Mehrheit haben, so doch das Mehrgewicht, ihre Gegner sind Nullen ohne Zähler. Sie verkünden das Glück der Völker, als das Ideal, dem sie zustreben und Seite an Seite mit ihnen suchen die Ökonomisten nach den tauglichsten Mitteln, durch die dieses Glück zu verwirklichen sein möchte. Die Philosophie scheint sich die neue Wissenschaft der Nationalökonomie eigens für ihre Zwecke geschaffen zu haben, so vollkommen decken sich ihre Wege und Ziele.

Im gleichen Atem faßt sie, wie die Rechtswissenschaft die Quintessenz ihrer Lehre im corpus juris niederlegte, das ganze Wissen ihrer Zeit in der Encyclopédie zusammen. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts, die ganz auf der Erfahrung fußte, die aus der Beobachtung ihre wichtigsten Schlüsse zog, ist in diesem gigantischen Unternehmen daran gegangen, das Fundament ihrer Ansprüche zu legen, für alle ihre Wünsche die Gründe, für alle Behauptungen die Beweise beizubringen. Sie wollte an nichts und an niemand vorübergehen und so hat sie es zum ersten Male unternommen, neben den Geisteswissenschaften die Künste und die Handwerke zu behandeln, nicht als geduldete, sondern als gleichberechtigte Disziplinen. Die Philosophie umschreibt in der langen Bändereihe gewissermaßen den ganzen Kreis des Wissens und Könnens ihrer Epoche, gründlich, gewissenhaft und nachdenklich, denn sie läßt es an Nutzanwendungen nicht fehlen. So ist die Encyclopédie wirklich zu dem Kulturdokument geworden, in dem sich das 18. Jahrhundert abspiegelt, mit Kennen und Können, Wollen und Vollbringen. »Käme eine neue Sündflut«, sagte Diderot, »und es würde nichts gerettet, als ein Exemplar der Encyclopédie, so wäre nicht alles verloren«. Niemand hatte ein größeres Recht, mit Stolz und Selbstgefühl auf die gewaltige geistige Leistung zu blicken, die dieses Werk verkörpert, als gerade Diderot, denn man kann ohne Übertreibung sagen, die Encyclopédie und Diderot sind eines. Die Nachwelt ist gegen Diderot ungerecht und vielleicht vermag sie es auch gar nicht mehr, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denn wenn Diderot auch noch immer unter den führenden Geistern des 18. Jahrhunderts an erster Stelle genannt wird, gelesen wird er nicht mehr. Sein Geist ist auch weniger in seinen Schriften anzutreffen, als der seiner übrigen philosophischen und schreibenden Zeitgenossen. Das Wirkende war seine Persönlichkeit. »Wer Diderot nur in seinen

Schriften kennt«, sagt Marmontel, »der hat ihn gar nicht gekannt, er war einer der aufgeklärtesten Menschen des Jahrhunderts und einer der liebenswürdigsten dazu«. Seine eigentliche Größe war die Unterhaltung, in der er sich ganz gab, voll Feuer, Leidenschaft und Geist. Mit vollen Händen streute er den Samen seiner Gedanken in alle Winde, ein Säemann, der unbekümmert um eine künftige Ernte seine Vorräte verausgabt in der gewissen Hoffnung, daß die aufgehende Frucht tausendmal für das entschädigen werde, was verloren geht. Seine Tatkraft war unermüdlich, er setzte sie mit Begeisterung an die Sache der geistigen Freiheit; mit demselben Fleiß, derselben Hingabe, ob es sich um eigene Werke handelte, oder die von Freunden. Sein Durst nach Wissen war unstillbar, aber sein Verlangen nach Wahrheit vielleicht noch größer. Er war ein großer Gelehrter, ein kühner Denker und ein mitleidloser Kritiker, Eigenschaften, die ihn ganz von selbst zum Führer der geistigen Insurrektion machten, als welche die Philosophie seiner Zeit sich darstellt. In weit höherem Grade als in Voltaire verkörperten sich in ihm alle bewegenden Ideen der Epoche. Weniger witzig, aber logischer und schärfer denkend als jener verfolgte er sie bis in ihre letzten Konsequenzen. Er bleibt nicht bei dem Deismus stehen, sondern bekennt sich zum Atheismus, weil Gott ein Wesen ist, das ihm vollkommen überflüssig erscheint. Er gibt sich gar nicht



Diderot, von Henriquez nach Vanloo.



d'Alembert, von Chardin.
Nach dem Gemälde bei dem Herzog von Aumale.

die Mühe, ihn zu verneinen, er zieht ihn nicht in Berechnung, er übersieht ihn. »Verbreitert Gott«, rief er den Theologen zu, und er erweiterte den Gottesbegriff bis Schöpfer und Geschöpf eines wurden. Wie er in der Religion nicht bei dem Deismus Halt macht, so gibt es auch in seinem politischen Denken keine Grenzen. Könige und Priester sind ihm Gesellen der Tyrannei, ungewiß kann höchstens bleiben, wer von ihnen der schuldigere Teil ist. Berühmt ist ja die Strophe seines Dithyrambus der Eleutheromanen von 1773: »Bei dem Mangel eines Strickes werden seine Hände den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters erwürgen«. Das ist der ganze Diderot. Eine unbändige Phantasie, die die Leidenschaft bis über die Grenzen der Übertreibung hinwegreißt, eine Gewaltsamkeit des Gedankens, die so weit über das Ziel hinausschießt, daß sie schließlich wie eine ausgebrannte Rakete als Häufchen Asche zur Erde fällt, ohne Schaden, aber auch ohne Zweck. »Diderot ist ein allzu heißer Backofen«, sagte Voltaire einmal, »der alles, was er bäckt, verbrennt«. Was ihn von Voltaire unterscheidet, ist sein Herz, eine Wärme des Gefühls, die ihn zum Apologeten der menschlichen Leidenschaften macht und zum Gegner der religiösen Askese und ihres Widersinnes. Niemals läßt er seinen Verstand vom Herzen beeinflussen, darin auch Rousseau ganz unähnlich, dessen Gefühl ein so starker Magnet ist, daß es ihn immer mit der Logik in Kollision bringt. Diderot begriff die Philosophie als eine Synthese des gesamten menschlichen Wissens von den Dingen und erfaßt das Universum in allen Höhen und allen Tiefen, um es der Menschheit wie einen Spiegel der Erkenntnis vor Augen zu stellen. Er hat den Plan der Encyclopédie gefaßt und gewiß wäre kein anderer außer ihm befähigt gewesen, das gigantische Unternehmen anzupacken und durch ein Meer von Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten zu glücklichem Ende zu führen. Wenn er sich auch mit

d'Alembert zusammentat und so ziemlich alle Schriftsteller von Namen und Begabung an dieser großen Summe des Wissens mitgearbeitet haben, so fiel doch Diderot der größte Anteil zu, an Verantwortung und Arbeitsleistung. Der erste Band, der 1751 erschien, bedeutet eine Tat. d'Alembert hatte die Vorrede verfaßt, sie ist das Beste, was er geschrieben hat und eine der glänzendsten Leistungen französischer Prosa in diesem Jahrhundert. Sie zeigt die Philosophie auf einem der ersten Gipfel, die sie erklommen hat. Indem sie den Weg übersehen läßt, den sie seit Bacon, Descartes, Newton und Leibniz schon zurückgelegt hat, weist sie hin auf den vergrößerten Horizont, den sie errungen, und die höheren Gipfel, die zu ersteigen ihr noch übrig bleibt. Das Wissen ist unanfechtbar, die Gedanken sind klar, die Sprache voll einer schönen und edlen Begeisterung. d'Alemberts Vorrede war die würdige Eröffnung des ganzen Werkes, sie steckt gewissermaßen die Fahne heraus, in deren Zeichen man siegen wollte. Diese Fahne war die Vernunft.

Den Anstoß zu der Idee der ganzen Publikation erhielt Diderot durch den literarischen Auftrag eines Verlegers, der wieder von England ausging. Es sollte von Chambers' Cyclopaedia, die 1728 in Dublin erschienen war, eine französische Ausgabe veranstaltet werden, für die natürlich eine entsprechende Umarbeitung notwendig war. Diderot hatte diese Umgestaltung für das französische Publikum vornehmen sollen, aber schnell erkannt, wie wenig mit dem alten englischen Text anzufangen war und den Plan zur Encyclopédie gefaßt. Er fand auch ein Konsortium von Verlegern in Briasson, David, Durand und Lebreton, die sich vereinigten, um die Kosten des Riesenunternehmens zu bestreiten. Der Prospekt erschien 1750 und wurde mit solcher Begeisterung aufgenommen, daß sich alsbald 4000 Subskribenten fanden, von denen jeder für das ganze Werk 100 Pistolen (1000 Francs) zu zahlen hatte. 1751 kam der erste Band heraus, 1772 der letzte von 28 Bänden. Von 1776—77 schlossen sich 7 Bände Supplemente an und 1780 noch eine analytisch-kritische Übersicht in zwei Bänden. Die Absicht war nach d'Alemberts Worten, so viel wie möglich die Ordnung und den Zusammenhang der menschlichen Kenntnisse zu zeigen, von jeder Wissenschaft und Kunst, sei sie nun eine freie oder eine mechanische, die allgemeinen Grundsätze mitzuteilen und von den Details die wichtigsten, soweit sie zum Verständnis nötig sind. Daß die Handwerke in ein derartiges Werk einbezogen wurden, war in der Tat eine ganz ungewöhnliche Neuerung, sie waren bisher von den Gelehrten mit vollkommener Nichtachtung behandelt worden. Diese Ausdehnung des Stoffgebietes deutet schon an, wie ganz anders die neue Philosophie das Bild der

Welt sah, als die Vergangenheit es getan hatte. Diderot war Redakteur und zugleich der wichtigste Autor. Er war es, der sich mit besonderem Eifer der Handwerke annahm, war er doch selbst der Sohn eines Handwerkmeisters, eines Messerschmiedes in Autun. Er ließ es sich nicht verdrießen, von früh bis spät in den Werkstätten von Paris herumzulaufen, um an Ort und Stelle praktisch zu lernen, was er in seinen Artikeln zu sagen hatte. d'Alembert übernahm den mathematisch-physikalischen Teil; bemerkenswert ist außer der Vorrede auch seine Arbeit über den Cartesianismus. Ihnen schließen sich alle an, die damals auf irgendeinem geistigen Gebiet Ruf besaßen. Voltaire begann seine Beiträge mit »Esprit« im 5. Band, er steuerte Abhandlungen über Literatur und Philosophie bei. Rousseau war als Musikschriftsteller an der Encyclopédie beteiligt und schrieb außerdem noch über politische Ökonomie, wenn er auch nichts von ihr verstand. Als Wissenschaft existierte sie noch gar nicht, sie ist eigentlich in der Encyclopédie erst zur Welt gekommen und hat sich aus den Beiträgen, die Quesnay und Turgot über die Fragen, die sie betrafen, lieferten, heraus entwickelt. Buffon schrieb in seinem pomphaften Stil über Natur, Duclos, Marmontel, Saint-Lambert, Holbach, de Brosses, Condorcet gehören zu den Mitarbeitern, sogar der greise Montesquieu, der starb, kurz nachdem die ersten Bände erschienen waren, ist mit einem Beitrage über den Geschmack vertreten, den er unvollendet hinterlassen hatte, den Diderot sich aber doch nicht entgehen ließ.

Auf einem so breiten Fundament errichtet, nach den Plänen und unter der Aufsicht eines genialen Architekten von den begabtesten Arbeitern ausgeführt, ist die Encyclopédie in der Tat geworden, was sie hatte werden sollen, die geistige Bilanz der Zeit. Sie konnte dazumal eine ganze Bibliothek ersetzen. Sie bedeutete aber noch vielmehr, denn sie ist durchaus kein trockenes Register, keine schematische Aufzählung des Wissenswerten, sie ist außerdem noch ein Gefäß, in dem Wünsche, Hoffnungen und Absichten der talentvollsten und originellsten Denker zusammenströmten, um als geistiges Fluidum den gesamten Inhalt zu durchtränken und propagandistisch in die Welt hinauszugehen. Es gibt keinen Artikel, der für die Encyclopédie nicht Veranlassung werden könnte, ihre Ideen auszusprechen, und diese Ideen waren immer die der fortgeschrittensten Philosophie. Das allgemeine Unbehagen an der Gegenwart ist die Basis, von der aus sie handelt. An der Hand der Vernunft als oberstem Richter schreitet sie mit dem methodischen Zweifel, als Waffe der Zukunft entgegen, von der sie alles hofft. In einem Staate, dessen soziale Einrichtungen der Menschlichkeit spotteten, pocht sie auf die unverlierbare Würde

des Menschen und bezeichnet die Freiheit als den höchsten und wichtigsten Besitz eines Volkes. Die Freiheit sei für den Staat, was die Gesundheit für das Individuum, finde der Mensch ohne sie keinen Genuß, so das Volk, wenn es sie entbehren müsse, kein Glück. Ruhm, Größe und Macht eines Reiches seien nichts anderes als leere und hohle Worte ohne Sinn, neben dem der Freiheit, die das Wohl und das Glück der Untertanen ausmache. Die Encyclopédie wirft die Frage auf, ob ein Volk das Recht habe, sich der Autorität eines Tyrannen zu entziehen, der es mißhandelt, es mit Steuern überlastet und doch die Interessen des Staates nicht wahrnimmt. Eine durchsichtige Frage unter der Regierung eines Ludwig XV. und sie beantwortet diese Frage ganz unbedenklich mit Ja. Es gäbe keinen König, den die Vorsehung dazu bestimmt habe, keine Dynastie, die von Gott auserwählt sei. Um legitim zu sein, bedürfe die Macht der Zustimmung aller Untertanen, um legitim zu bleiben, müsse sie unausgesetzt am Wohle aller arbeiten. Im Sinne Montesquieus spricht sie sich dann für ein Regierungssystem aus, in dem Monarchie, Aristokratie und Demokratie sich die Wage halten, wobei sie unzweifelhaft die englische Verfassung im Sinne hat. Sie beschäftigt sich mit Fragen der Verwaltung und auch da stimmt sie mit Montesquieu in der Forderung überein, daß die gesetzgebende, die urteilfällende und die ausführende Instanz in verschiedenen Händen ruhen müsse. Speziell hat sie sich gegen die Art der Verteilung und der Erhebung der Steuern in Frankreich scharf ausgesprochen und sich gegen alle die Monopole und Privilegien gewandt, die im Ackerbau, der Industrie und dem Handel zu eben so vielen Mißbräuchen wurden. Bei dem Charakter ihres Herausgebers und der von ihm ausgewählten Mitarbeiter ist es beinahe unnötig besonders hervorzuheben, daß jeder Artikel von der Liebe für Reformen diktiert ist und daß man beinahe aus jedem das leidenschaftliche Verlangen heraushört, endlich den Irrtümern, Vorurteilen und Ungerechtigkeiten ein Ende gemacht zu sehen. So war die Encyclopédie auf der einen Seite ein Rüstzeug der Wissenschaft, auf der anderen eine Waffe gegen Mißbrauch und Unvernunft. Politische Freiheit und religiöse Toleranz stehen im Hintergrund aller Erörterungen als Endziel des Wissens. Die Encyclopédie legte die wissenschaftliche Grundlage der Revolution und gab der kommenden Republik die Prinzipien an die Hand, nach denen sie den Umbau des Staates zu regeln unternahm. Ihr Einfluß war weitgehend und tief. Sie bildete förmlich ein verschanztes Lager, aus dem die Neuerer, Freidenker und Reformatoren ihre Ausfälle zur Befreiung der Gesellschaft unternahmen. Man hat sie schon damals alle miteinander unter dem Begriff Enzyklopädisten zu-

sammengefaßt. Der Kampf gegen die Autorität der Kirche und des Staates war der bewußte Zweck, zu dem sie gegründet worden war und Diderot konnte 1762 mit Recht an Sophie Voland schreiben, »daß die Encyclopédie sicherlich mit der Zeit eine geistige Revolution hervorbringen werde«. Dieser Einsicht entzogen sich aber auch die Gegner nicht, und da sich die Encyclopédie nicht nur gegen die Vorurteile des Klerus und der Aristokratie wandte, sondern auch gegen ihre Interessen, so rief sie mächtige Feinde gegen sich ins Feld. Nun will es ein eigentümliches Verhängnis, daß die Regierungen, wenn es gilt neue und unbequeme Ideen zu bekämpfen, ihre Zuflucht niemals zu dem Geiste nehmen, um die ihrer Meinung nach schlechten und gefährlichen Ideen durch bessere zu bekämpfen, sondern daß sie immer nur Juristen und Polizisten aufmarschieren lassen, um den Geist einzufangen und mit Gewalt unschädlich zu machen. So ging es auch der Encyclopédie. Die beiden ersten Bände waren gerade herausgekommen, als Jesuiten und Jansenisten sich so heftig beklagten, daß ein königlicher Befehl das weitere Erscheinen untersagte. Es gelang dem Einflusse der Marquise von Pompadour, welche die Philosophen offen begünstigte und sich auf ihrem berühmten Bildnis von Latour ja auch neben Bänden der Encyclopédie malen ließ, diesen Befehl wieder aufheben zu lassen. Der zweite Sturm ließ sich gefährlicher an und erfolgte nach Erscheinen der ersten sieben Bände. Da erließ 1757 der Erzbischof von Paris Beaumont einen Hirtenbrief gegen die Encyclopédie und brandmarkte sie als irreligiös. Sofort bemächtigte sich das Parlament der Angelegenheit, zitierte die sieben Bände vor ihren Richterstuhl und verurteilte sie zum Verbrennen. Nun muß man wissen, daß dies Verbrennen durch Henkershand niemals an den wirklich verdammten Büchern vorgenommen wurde, deren wurde man schon gar nicht habhaft, sondern an Ballen Makulatur, so daß ein derartiges Urteil vielmehr dazu angetan war, die Neugierde derjenigen anzustacheln, die ein verbotenes Buch noch nicht kannten. Dieser Meinung war auch der Advokat Barbier, der die Verurteilung der Encyclopédie nur darum mißbilligte, weil sie nun erst recht jeder werde lesen wollen. Welchen Einfluß aber der philosophische oder enzyklopädistische Geist bereits gewonnen hatte, zeigte sich bei dieser Gelegenheit. Malesherbes, damals Oberaufseher des Buchhandels, mit der Einziehung des Werkes beauftragt, bereitete Diderot darauf vor, daß er zu ihm schicken werde, um alle Papiere, welche die Encyclopédie beträfen, mit Beschlag zu belegen. Er solle sich also vorsehen. »Ich kann sie unmöglich verstecken«, antwortete Diderot, »es sind viel zu viel«. »Gut«, sagte Herr von Malesherbes, »dann bringen sie Sie zu mir,

da sind sie in Sicherheit«. So geschah es und Malesherbes, der Privatmann, hob die Papiere sorgfältig auf, die Malesherbes, der Beamte, nicht konfiszieren konnte, weil seine Beamten sie nicht fanden. Immerhin wurde den Verlegern das Privileg entzogen, ein Umstand, der sie lähmte, aber das Unternehmen nicht ganz stillegte. Die Rechtslage war so kraus, daß in den Jahren, in denen die Encyclopédie in Paris verboten war, und die Exemplare, die hätten verbrannt werden sollen, in der Bastille sorgfältig aufbewahrt wurden, dem Weiterdruck und Weitervertrieb in der französischen Provinz keine Schwierigkeiten bereitet wurden. Um die Verleger über Wasser zu halten, soll Mme. Geoffrin in diesen Jahren 100000 Taler zum Druck hergegeben haben. Schließlich verebbte auch diese Hochflut der Feindseligkeit und die Verleger erhielten ihr Privileg zurück. Voltaire hat mehrere Jahre später verraten, wie das zuging. Ludwig XV. soupierte im kleinen Kreis in Trianon, als der Zufall das Gespräch auf die Zusammensetzung des Schießpulvers brachte. Niemand wußte Bescheid. »Das ist doch toll«, sagte der Herzog von Nivernais, »und dabei gehen wir alle Tage zur Jagd«. »Was wollen Sie«, rief die Pompadour, »ist es mit dem Puder, den wir massenhaft verbrauchen, anders, oder weiß jemand von Ihnen, wie die seidenen Strümpfe gemacht werden, die wir alle tragen«? »Nun«, antwortete der Herzog von Lavallière, »in der Encyclopédie würden wir alles das finden und noch viel mehr«. Der König gab Befehl, die Bände derselben holen zu lassen, und richtig, man erfuhr die Bereitung des Pulvers, des Puders usw. »Majestät scheinen dies Magazin aller nützlichen Wissenschaften nur deshalb konfisziert zu haben, um der einzige Mann im Königreich zu sein, der alles weiß«, ließ sich die Marquise gegen den König vernehmen. Ludwig XV. blätterte in den Bänden herum und las zu seiner Überraschung einen Artikel, der alle Rechte der Krone auseinandersetzte. »Wahrhaftig«, sagte er, »ich weiß nicht, warum man mir so viel Schlechtes von diesem Buche gesagt hat«. »Nur weil es gut ist«, warf der Herzog von Nivernais ein. Alle vereinigten sich im Lobe dieses wertvollen Buches, in dem man sich über alles Rats einholen könne, das größte wie das kleinste. »Meinetwegen«, begann der König zweifelnd, »es soll aber auch viel Falsches enthalten«. »O, Majestät«, erwiderte der Graf von Coigny, »bei dem heutigen Souper kamen zwei Ragouts auf die Tafel, die mißlungen waren. Wir haben trotzdem gut gegessen und nicht gleich das ganze zum Fenster hinausgeworfen«. Dieses Argument schlug durch und das Verbot der Encyclopédie wurde aufgehoben.

Anfangs hatten sich die Autoren noch einige Zurückhaltung auferlegt

und Rücksicht auf die Zensur genommen. Seit dem Wiedererscheinen der Bände hört das auf und die Artikel wären wohl noch viel radikaler und angriffslustiger ausgefallen, als sie es schon ohnehin sind, hätte nicht der Verleger Lebreton sich heimlich daran gemacht, nach Diderots Korrektur alle Fahnen nochmals durchzugehen und alles zu streichen, was ihm anstößig erschien. Diese Niedertracht, die Diderot nur ganz zufällig bemerkte, hat ihn auf das äußerste empört und beinahe veranlaßt, das ganze Unternehmen fallen zu lassen. Die unermeßliche Summe von Arbeit, die er an das Werk wandte, wurde ihm mäßig genug gelohnt, er erhielt Jahr für Jahr 3000 Francs Honorar, während die Verleger einen Reingewinn von 2630000 Francs erzielten. Das ganze Riesenwerk mit allen Kupfertafeln ist zu seiner Zeit viermal nachgedruckt worden, seit 1758 in Lucca, in 28 Foliobänden, seit 1770 in Livorno in 33 Folianten, seit 1777 in Genf in 39 Quartanten, seit 1778 in Lausanne in 86 Oktavbänden.

Einer tiefpflügenden Maschine vergleichbar, ging die Encyclopédie über einen Boden, der bis dahin brachgelegen hatte. Auf ihren Spuren erblühte ein reiches und mannigfaltiges geistiges und wissenschaftliches Leben. Wir konnten schon oben die politische Ökonomie als eine Frucht bezeichnen, die durch die Encyclopédie zur Reife kam. Sie war damals eine ganz neue Wissenschaft, die von der Erkenntnis der materiellen Erscheinungen ausging, um die sozialen Phänomene, die mit ihnen in Zusammenhang stehen, zu ergründen. Sie studierte zum erstenmal wissenschaftlich die produktiven Kräfte der Natur, um die menschlichen Einrichtungen mit ihnen in Einklang zu setzen. Quesnay ist ihr eigentlicher Begründer geworden. Er war Arzt und hatte die epileptische Gräfin d'Estrades so glücklich und mit solcher Diskretion behandelt, daß die Pompadour ihn zu ihrem Leibarzte machte und ihm eine Wohnung im Schlosse von Versailles einräumte. Hier lebte er als liebenswürdiger Weltmann, offen, ehrlich, unabhängig und wußte sich, wie Mme. du Hausset berichtet, am Hofe dadurch zu behaupten, daß er sich niemals zu einer Intrigue hergab. Er begründete die sogenannte Schule der Physiokraten. Nach ihm ist der Boden die einzige Quelle aller Reichtümer, weil der Ackerbau ein Produkt hervorbringt, das der ursprünglichen Materie überlegen ist, außerdem sei er das einzige Gewerbe, dessen Ertrag die Kosten weit übertreffe. Die Ackerbauer seien die einzige produktive Klasse. Die anderen Arbeiter seien unproduktiv, darum müsse man den Ackerbau aus allen Kräften fördern. Ihm schlossen sich Turgot, Gournay, Dupont de Nemours, Morellet Malesherbes und andere Denker an, und wenn sie auch mit ihrer einseitigen



Der Doktor Quesnay, von Wille nach Chevallier. 1745.

Bevorzugung der Bodenproduktion im Unrecht waren, so haben sie doch Grundsätze aufgestellt, die sich außerordentlich fruchtbar erwiesen. Außerdem proklamierten sie Handels- und Gewerbefreiheit im weitesten Umfange und wollten von keiner Beschränkung durch Prohibitiv-Gesetze etwas wissen. Alles gehen lassen, war ihre Devise, möglichst wenig eingreifen. Der Dauphin beschwerte sich einmal zu Quesnay über die Sorgen des Königtums. »Ich sehe nicht ein, welche«, antwortete dieser. »Was würden Sie denn tun, wenn Sie König wären?« fragte der Dauphin. »Ich würde nichts tun.« »Und wer würde regieren«? »Die Gesetze«.

Jedem Menschen stünde das Recht zu, seine Kraft oder sein Kapital arbeiten zu lassen, wie er wolle, ihn daran zu hindern, sei ein Unrecht gegen die



Der Marquis de Mirabeau, »der Freund der Menschen« von Marcenay. 1758.

Gesellschaft. Die Physiokraten gehörten zu den Philosophen, denn auch sie verabscheuten die Privilegien und die durch sie hervorgerufene Ungleichheit der Menschen vor dem Gesetz. Aber sie wichen darin, von den meisten anderen Enzyklopädisten ab, daß sie nicht wie diese gegen die Alleinherrschaft eines Einzelnen waren, sondern sogar für eine solche. Quesnay lehrte, daß die absolute Herrschaft jeder anderen vorzuziehen sei, unter der Voraussetzung allerdings, daß die Nation unterrichtet und aufgeklärt sein müsse und sich niemals gegen die Gesetze vergehe. Bei einem aufgeklärten Volk wird der Despotismus unmöglich sein. In der Erziehung des Volkes sahen sie die Hauptschranke gegen die Despotie und äußerten nur geringe Sympathien für die politischen Freiheiten, welche die Enzyklopädisten für erforderlich hielten. Das allgeweine Wohl stand ihnen immer über dem des Individuums. Als solche waren sie ferner Gegner des Luxus und Förderer des Freihandels. Vor das Publikum trat Quesnay zum erstenmal mit seinen Artikeln in der Encyclopédie, welche die Erhebung der Steuern und den Kornhandel betrafen. Sehr bald traten Zwistigkeiten im Lager der Physiokraten hervor, indem Quesnay betonte, das Wohl des Staates beruhe auf der Förderung des Ackerbaues, während Forbannais den Reichtum des Staates auf Handel und Industrie, mehr als auf die Landwirtschaft gegründet sehen wollte. In der weiteren Öffentlichkeit wurden die Physiokraten durch den Marquis de

Mirabeau bekannt, der diesem Namen schon eine europäische Berühmtheit verschafft hatte, lange, ehe sein viel bedeutenderer Sohn hervortrat. Mirabeau der Vater war was man ein Original nennt, ein Mann, der nur aus Widersprüchen zusammengesetzt schien, als solcher äußerst unbequem für die engere Familie, mit der er 20 Jahre hindurch prozessierte. Er war ein »Menschenfreund«, der den Staat vom Standpunkt des Feudalherren ansah und reformieren wollte und das »Federvieh der Philosophen« gründlich verachtete. 1756 erschien sein Buch mit dem Titel: Der Menschenfreund, der bald, halb ernsthaft, halb ironisch gemeint, auf den Verfasser überging und ihn berühmt machte. Der Marquis wurde ein eifriger Anhänger Quesnays und warb der Physiokratie Freunde in der ganzen Welt. Der Markgraf von Baden, der Großherzog von Toskana, König Gustav III. von Schweden, suchten die Lehren derselben praktisch durchzuführen. Auch der Dauphin bekannte sich als Schüler Mirabeaus und erklärte den Menschenfreund als das Brevier aller anständigen Menschen. 1760 veröffentlichte der Marquis eine Schrift über Steuerfragen, die ihn in Konflikt mit den Generalsteuerpächtern brachte, die es durchsetzten, daß der aristokratische Schriftsteller kurze Zeit in Vincennes hinter Schloß und Riegel kam.

Die Physiokraten waren die ersten von der philosophischen Armee, die berufen wurden, ihre Ideen in die Praxis zu übertragen. Das geschah, als Turgot die Leitung der Finanzen übernahm. Er war ebenfalls ein Mitarbeiter der Encyclopédie, der er fünf Artikel über Fragen der politischen Ökonomie geliefert hatte. 1761 wurde er Intendant (Oberpräsident) des Limousin, das er 13 Jahre hindurch vorzüglich verwaltete. Er brachte die glänzendsten Eigenschaften zum Finanzminister mit und noch viel glänzendere Ideen. Er schickte sich sofort an, Handel und Industrie von den engen Schranken zu befreien, die der Merkantilismus um sie gezogen hatte, damit die Freiheit die Konkurrenz und diese den Fortschritt herbeiführe. Er wollte die Monarchie nicht abschaffen, sondern sie umwandeln, indem er sie in eine Demokratie mit königlicher Spitze geändert hätte. Nach dem Grundsatz der Physiokraten hätte ein tugendhafter Despot über ein aufgeklärtes Volk herrschen sollen. Es kam nicht dazu, die Umstände waren nicht günstig, die Menschen nicht reif und Malesherbes, sein Mitarbeiter an dem großen Unternehmen, gab viele Jahre später selbst zu: »Wir haben unsere Sache schlecht gemacht, weil wir die Menschen nur aus Büchern kannten«. Die kurze Episode von Turgots Verwaltung zeigt nur das eine, daß eine große Reform notwendig war, und daß das Königtum nicht mehr die Kraft besaß, sie auszuführen. Es war dem



Helvetius, von Saint Aubin nach Vanloo. 1755.

Untergang verfallen, weil es unfähig war, sich selbst zu helfen. Die Physiokraten scheiterten, nicht weil ihre Ideen falsch gewesen wären, sondern weil sie zur Durchführung derselben tugendhafte und vernünftige Menschen gebraucht hätten.

Diderot hatte seine Zeit richtig verstanden, als er ihr die Encyclopédie bescherte. Üppig schoß die Philosophie des Atheismus in die Halme. Ein Abbé de Prades verteidigte in der Sorbonne eine These, in der er die Wunder Christi auf eine Stufe mit den Heilungen Äskulaps stellte und floh nach Berlin unter den Schutz Friedrichs des Großen, als die Sorbonne ihn unter dem Einfluß der Jesuiten denunzierte. Morelli schrieb 1755 ein Gesetzbuch der Natur, das bereits alle Gedanken des Sozialismus enthält, die absolute Gleichheit, das Recht auf Arbeit, die Gemeinsamkeit des Besitzes usw. Großes Aufsehen machte Helvetius Buch de l'Esprit, das er 1758 veröffentlichte, im Grunde mehr wegen der außergewöhnlichen gesellschaftlichen Stellung des Verfassers, als wegen seines Inhalts. Claude Adrien Helvetius war ein reicher Mann, Generalsteuerpächter mit 300000 Francs jährlicher Einnahmen, als er von dem Ehrgeiz beseelt, es Montesquieu gleich zu tun, seinen Posten aufgab und sich ganz der Philosophie in die Arme warf. Sein Werk machte ein geradezu skandalöses Aufsehen, denn er erklärte darin mit dürren Worten: »Der Schmerz und das Vergnügen sind die einzigen Triebfedern der moralischen Welt. Das Gefühl der Selbstliebe ist die einzige Basis, auf die sich eine nützliche Moral gründen läßt. Könnte ein anderes Motiv als das persönlicher Interessen jemanden zu großmütigen Handlungen veranlassen? Es wäre dem Menschen ebenso unmöglich, das Gute um des Guten willen zu lieben, als das Böse um des Bösen willen«. In vier Diskursen führt Helvetius aus, daß man die Moral ebenso notwendig auf dem Egoismus, wie die Welt auf dem Materialismus errichten müsse. Eigentlich gibt er überhaupt gar keine Moral zu, sondern nur eine Erfahrungslehre der Naturforschung, die die Kenntnis

vermittelt, wie man dem Individuum und der Gesellschaft das größte Glück verschaffen könne. Die ganze Kunst der Gesetzgebung besteht nur darin, daß sie es dem einzelnen vorteilhafter erscheinen lassen müsse, das Gesetz zu befolgen als es zu verletzen. »Die Menschen unterscheiden sich nur durch gewisse äußere Merkmale von den Tieren«, lehrte er, »hätte es der Natur gefallen, unsere Knöchel in Pferdehufen endigen zu lassen, so würde unsere ganze Oberhoheit über die Tiere sofort verschwinden«. »Wir haben gar nicht die Wahl zwischen gut und böse, es gibt keine absolute Rechtschaffenheit, die Gefühle von recht und unrecht wechseln mit den Anschauungen«. Das Buch war weder tief noch besonders originell, im allgemeinen galt es in Paris nur als das Echo der Unterhaltungen, wie sie in den Salons gang und gäbe waren. »Helvetius hat seinen Geist bei mir zusammengefegt«, fand Mme. de Graffigny und Mme. du Deffand sagte spöttisch, das Buch macht so viel Aufsehen, weil es längst bekannte Geheimnisse verrät. Die Machthaber hätten dem Autor seine Metaphysik und seine Moral gern verziehen, aber seine Angriffe gegen den Despotismus und seine Wünsche für eine Reform der Gesellschaft wurden furchtbar anstößig gefunden. Hof, Parlament und Sorbonne verurteilten das Buch einmütig und wie so viele andere wurde es dazu verdammt, vom Henker verbrannt zu werden. Für alle, die den liebenswürdigen Verfasser kannten, war das überraschendste der Widerspruch, der zwischen den hier gelehrten Grundsätzen und dem Charakter von Helvetius klaffte. Er, der den Egoismus so hochzuhalten schien, war persönlich der gütigste, hilfsbereiteste, großmütigste Mann, den es geben konnte. Im weitesten Umkreise seiner Besitzung in Voré galt er als Wohltäter der ganzen Gegend. Sein Pariser Haus war durch die Gastfreiheit des Besitzers berühmt.

Ein Zeit- und Gesinnungsgenosse von Helvetius war Baron Holbach, ein gebürtiger Pfälzer, der den größten Teil seines Lebens in Paris zugebracht hat. Er stand hier inmitten der großen Gesellschaft geistreicher Männer, die in der Mitte des Jahrhunderts daran gingen, den Staat und die Gesellschaft mehr zu zerstören, als zu reformieren und man darf wohl sagen, daß er stark dazu beigetragen hat, Bresche in den Wall der Tradition zu legen. Er war Mitarbeiter der Encyclopédie und vielleicht ist keiner der damaligen Freidenker in seinen Schlußfolgerungen kühner gewesen als er. Die Theorien des Sensualismus und des Materialismus hat er bis zu ihrem Ende geführt. Er ist ein fanatisch Irreligiöser, der den Atheismus in seiner ganzen Nacktheit darstellt. Er führt ihn bis in das große ewige Nichts, das für ihn Gott bedeutet. Er sah in den Dogmen, mochten sie nun die Vorsehung betreffen

oder die Unsterblichkeit der Seele, nichts als Werkzeuge der Tyrannei, und da er in seinem Freiheitsdurst die Menschheit ganz freizumachen wünschte, so räumte er auch mit den Begriffen Gott, Seele usw. vollkommen auf. Er ließ nur die Materie bestehen und die Bewegung, die zusammen er als Natur begriff. Holbach hat literarisch einen vollständigen Kreuzzug gegen das Christentum geführt. »Das entschleierte Christentum«, das er 1767 unter dem Namen des Philosophen Boulanger herausgab, der damals schon gestorben war, ist eine heftige Anklageschrift, in der er nicht nur die Unvernunft der Dogmen aufzeigt, sondern auch den Nachweis führt, daß die christliche Moral nichts vor irgendeiner anderen voraushat und zu dem Schlusse kommt, daß die christliche Religion sich mit den Interessen des Staates nicht vertrage. Im gleichen Jahre gab er noch zwei Schriften gegen den katholischen Klerus heraus, beide von außerordentlicher Heftigkeit der Sprache und der Beweisführung. Sein berühmtestes Werk ist das »System der Natur«, das 1770 unter dem Namen des verstorbenen Mirabaud herauskam. Es machte selbst in jener Zeit durch die Kühnheit seiner Gedanken das größte Aufsehen, erschreckte es doch sogar so unbedenkliche Freigeister wie Voltaire und Friedrich den Großen. Hier war wirklich der Atheismus zu Ende gedacht, mit einer logischen Schärfe, die den Leser schließlich auf einem Trümmerfelde zurückließ. Es gibt für Holbach nur den physischen Menschen, denn der moralische ist nur der physische unter einem anderen Gesichtswinkel betrachtet. Es gibt nichts als die Natur, weder Unsterblichkeit noch freier Wille bleiben bestehen. Politisch dachte Holbach weniger radikal, er nähert sich mehr der Anschauung der Physiokraten und scheint sichtlich durch englische Verhältnisse beeinflußt. Er spricht sich durchaus gegen die Herrschaft der Demokratie aus, denn er glaubt, daß die Menge sich von Vorurteilen und Aberglauben niemals werde freimachen können. Er neigt zur Monarchie des aufgeklärten Despotismus, den liberale Einrichtungen in gewissen Schranken halten sollen. Als Schriftsteller liebte Holbach, wie alle sehr geistreichen Leute, die Paradoxe. Sein Stil ist vielleicht weniger elegant als der von Helvetius, dafür aber weniger kalt. Er artet manchmal allerdings in das Rethorische aus.

So weit hatten die neuen Propheten es im Namen von Vernunft und Verstand glücklich gebracht, daß die Seele eigentlich ganz überflüssig geworden war. Für sie war in dem neuen Weltgebäude gar kein Platz mehr. Sie hatten mit logischem Scharfsinn alles hinwegdisputiert, was seine Wurzel im Gemüt hatte, in der Welt der Helvetius und Holbach war es frostig und kalt, die Regungen der Empfindung waren erstickt. Gerade in der Zeit aber, in

der der Verstand seine Triumphe auf Kosten des Herzens feierte, die entgötterte Welt alles das am Boden liegen sah, was bis dahin ihren Reiz gebildet hatte, entstand ihr der Retter in einem Philosophen, der mehr Dichter war als Denker und als solcher das Gefühl dem Verstande gegenüberstellte. Rousseau wurde der eigentliche Erlöser der Menschheit, denn wenn die Philosophen auch die Drachen Aberglauben und Vorurteil erschlagen hatten, die sie so lange Jahrhunderte hindurch bewachten, so waren sie über das endliche Schicksal der verwunschenen Prinzessin doch ziemlich unbekümmert gewesen und glaubten sie in der Eishöhle der Vernunft, in die sie sie führten, gut aufgehoben. Rousseau nahm sie bei der Hand und geleitete sie in den warmen, sonnendurchglänzten Garten des Gefühls. Die anderen hatten ihr die Freiheit gegeben, er gab ihr erst die Möglichkeit des Lebens, indem er sie mit allen Schönheiten der Empfindungen beschenkte. Kein Wunder, daß ihm die Gläubigen in Scharen zuströmten. Wenn die Mitte des Jahrhunderts unter dem Zeichen der philosophischen Aufklärung stand, so trägt das letzte Drittel des Jahrhunderts den Stempel Rousseaus. Diese Reaktion war natürlich und notwendig. Sie fand in Rousseau ihren begabtesten Wortführer, aber nicht ihren ersten. Wie ein Gegengewicht gegen den Unglauben, der die Seelen verarmte, hatte, seitdem der Atheismus an Boden gewann, die Empfindsamkeit angefangen, einen Platz einzunehmen, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größer wurde. Das sentimentale Theater von La Chaussée ging schon in das 17. Jahrhundert zurück und fand seine Fortsetzung in der ersten Hälfte des 19. in den Stücken Marivaux und den vielen Romanen Prévosts, von denen sich allein Manon Lescaut die Frische der Empfindung bis in unsere Tage hinein gerettet hat. Selbst Montesquieu legt in den persischen Briefen



Jean Jacques Rousseau, von Latour.
Nach dem Pastell im Besitz des Grafen Girardin.



Büste Rousseaus von Houdon.
Nach dem Exemplar im Museum zu Gotha.

von dieser Stimmung Zeugnis ab, in der Episode von den Troglodyten. Marivaux hat schon alles vorweg genommen, was die tugendhaften und empfindsamen Seelen später bewegte, von seiner Marianne sagt Faguet sehr hübsch, selbst die Wölfe darin seien zärtlich und gefühlvoll. Mit Voltaire und Diderot hat Rousseau einen Einfluß auf seine Zeit ausgeübt, den man gar nicht groß genug veranschlagen kann. Vielleicht war der seine schon deswegen der stärkste, weil er sich am sichtbarsten zur Geltung brachte. Die drei Männer verkörpern jeder für sich wertvolle Eigenschaften. Voltaire beherrscht von Verstand und Überlegung, Diderot hingerissen von seiner Leidenschaft, Rousseau ganz dem Gefühl hingegeben, unbeherrscht jeder Empfindung gehorchend. Im Gegensatz zu den beiden anderen, deren geistige Gesundheit nicht in Frage gestellt werden kann, war Rousseau eine kranke Natur, die sich keine Stunde ihres Lebens im Gleichgewicht befand. Von den widerstreitendsten Gefühlen hin und her gerissen, verschwimmend weich und herzhaft abstoßend, der Freundschaft und Liebe bedürftig und sie durch Mißtrauen immer von sich entfernend, sanft und zynisch, stolz und

furchtsam, mit der Lüge auf den Lippen für die Wahrheit schwärmend, war Rousseau der persönlichste von allen Philosophen, die in der Encyclopédie einen Mittelpunkt fanden. Gewiß hat diese Eigenschaft zu der Wirkung, die er ausübte, nicht wenig beigetragen, denn er ist mit allen Fehlern und Vorzügen in allen seinen Büchern stets er selbst, also immer sicher, ein Echo im Gefühl zu wecken, das Voltaire, dem kalten Witzbold, ebenso versagt bleibt, wie Diderot, dem Feuerkopf, dessen Flug unter tausend Lesern nicht einer mitmachen kann. Die Verfassung seiner Seele hat ihn daran gehindert, Welt und Menschen jemals so zu sehen wie sie sind. Solange er jung war, sah er sie verschönt, seit dem reifen Alter entstellt, immer durch das Medium einer Individualität, die über sich selbst nicht ins klare kam. Voltaire leuchtet die Vernunft, Rousseau strahlt die Phantasie, aber während der Weg jenes immer in der Helle eines klaren kühlen Tages liegt, so führt der Pfad dieses abwechselnd durch grelles Licht und nachtschwarzes Dunkel, denn die Fackel, die er hält, flammt zwar plötzlich blendend auf, aber sie schwelt auch oft genug nur und droht zu erlöschen. Die Kraft seiner Einbildung und die Glut seiner Empfindung werden von keinem Verstande gezügelt, von keiner Erwägung der Vernunft im Zaume gehalten. Nachdenken, Überlegung, Beobachtung, die Voltaire groß machen, sind Rousseau unbekannt. Zu alledem ein Zartgefühl, eine Innigkeit, eine süße Weichheit, die den Dichter Rousseau unwiderstehlich machen, verführerisch und gefährlich, denn sie laden nur zu sehr dazu ein, die Gebilde schöner Träume mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Voltaire schreibt mit einer Absicht, die einen gewissen Zweck auf einem gewissen Wege erreichen will. Rousseau schreibt, weil er dem Genius gehorchen muß und der inneren Stimme,



Illustration zur Nouvelle Héloise.
Gestochen von de Launay nach Moreau le j. 1776.
Aus den Oeuvres de Rousseau. Genf 1782.



Illustration zur Nouvelle Héloise.
Gestochen von le Mire nach Moreau le j. 1778.
Aus den Oeuvres de Rousseau. Genf 1782.

die ihm befiehlt. Selbst da, wo Rousseau in das gleiche Feldgeschrei einzustimmen scheint, wie die Enzyklopädisten, selbst da, wo er den Schlachtruf: zurück zur Natur ausstößt, meint er im Grunde etwas ganz anderes als sie. Sie verstanden unter Rückkehr zur Natur die Abschaffung der Gesellschaftsordnung, wie sie faktisch bestand, er versteht sie als Einkehr bei sich selbst. »Wo könnte ein Maler oder Lobredner der heutzutage so entstellten und verleumdeten Natur«, sagte er einmal, »deren Urbild anderswo finden, als im eigenen Herzen«? Sein Glaube ist es, daß der Neugeborene, der ursprüngliche Mensch gut und glücklich ist. Wie hätte die Natur ihn anders schaffen können? Schlecht hat ihn erst die Gesellschaft gemacht. Er war frei, die Gesellschaft hat ihn zum Sklaven gemacht, er war glücklich, die Gesellschaft hat ihn elend gemacht, also fort mit der Gesellschaft, die an allem Übel auf der Welt schuld ist. An dieser Stelle traf er wieder mit den Gesinnungsgenossen zusammen. Der Haß gegen die Autorität und die Überlieferung sind in ihm genau so charakteristisch entwickelt, wie bei den übrigen Enzyklopädisten. Dieses Bekenntnis hatte er schon in seiner berühmten Preisschrift vom Jahre 1750 abgelegt. Er beantwortete darin eine Preisfrage der Akademie in Dijon, in der er ausführte daß Wissenschaft und Künste nicht zum Segen der Menschheit dienen, sondern ihr zum Fluch geworden seien und wendet sich feindiich gegen die Gesellschaft und ihre sogenannte Zivilisation. Nun hat Marmontel verraten, daß Rousseau die Aufgabe anfangs im entgegengegengesetzten Sinne zu beantworten gedachte und erst auf Diderots Zureden seine Absicht in das Gegenteil verkehrte, weil Diderot ihm vorgestellt habe, er werde durch eine Verneinung der Kultureinflüsse von Wissenschaft

und Kunst mehr Aufsehen erregen, als durch ihre Bejahung. Das mag wohl so sein. Nachdem er aber einmal diesen Weg eingeschlagen, ist er überzeugt auf ihm weitergeschritten, ohne sich beirren zu lassen. Nachdem er die Idee einmal ergriffen hatte, enthusiasmierte er sich für sie. Schon diese kleine Schrift zeigt ihn mehr als Dichter, denn als Philosophen. Alle seine weiteren Schriften sind Romane, selbst der berühmte Contrat social. In diesem entrollte er das Bild der Gesellschaft, wie sie sein sollte und zeichnete es in so bestechenden Farben, daß sein Zauber noch lange nachgewirkt hat. Die Polen wandten sich an Rousseau und verlangten den Entwurf einer Verfassung von ihm, ebenso wie Corsika. Für die Männer der Constituante war der Contrat social das Evangelium, aus dem sie alle ihre Ideen geschöpft haben, nicht zuletzt die berüchtigte Dreieinigkeit: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Fast noch wichtiger für die Zeit war die neue Heloise, denn sie sicherte ihm die Gefolgschaft einer Partei, gegen die es in der Gesellschaft keinen Widerspruch gibt, die der Frauen. Auch bis dahin hatte das Weib im Roman die Hauptrolle gespielt, aber im Grunde immer nur als Spielball oder Spielzeug der männlichen Begierde. Die neue Heloise entrollte zum erstenmal das Schauspiel eines weiblichen Charakters. Es gab bis dahin nichts Ähnliches, und je überdrüssiger die Damenwelt der alten Lektüre war, um so begieriger griff sie nach diesem Buch, das ihr nicht nur neu und überraschend, sondern ebenso schmeichelhaft war. Die neue Heloise hat einen Einfluß auf die Frauenwelt geübt, der zeigt, wie sehr es der Dichter verstand, das Instrument des weiblichen Herzens zu meistern. Er hat das Geschlecht seiner Zeit vollkommen geändert und Sainte-Beuve hat mit vollem Recht einmal die Frauen des



Illustration zur Nouvelle Héloise.
Gestochen von le Mire nach Moreau le j. 1776.
Aus den Oeuvres de Rousseau. Genf 1782.



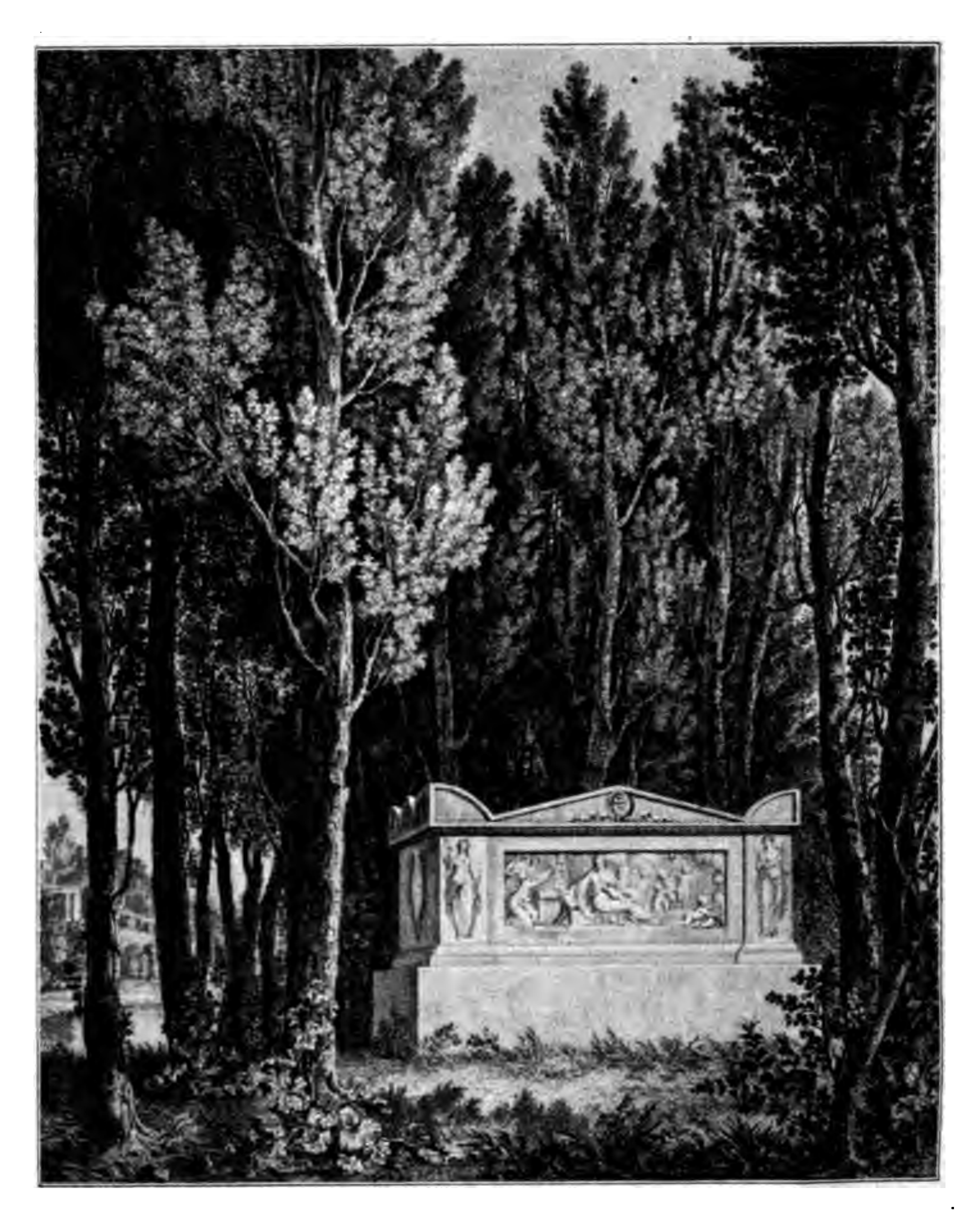
Illustration zu Emile.
Gestochen von Simonet nach Moreau le j. 1777.
Aus den Oeuvres de Rousseau. Genf 1782.

18. Jahrhunderts in solche vor und nach Rousseau unterschieden. Er bemächtigte sich ihrer Einbildungskraft und durch ein beinahe krankhaft zu nennendes Verständnis ihrer Empfindungssphäre auch ihrer Seele. Er beunruhigt und quält sie und sie mögen doch nicht von ihm lassen. Er macht ihnen sogar die Tugend wieder annehmbar, die so lange als unwichtig behandelt worden war und versteht es, die Welt der Empfindungen zu schildern, daß er selbst allen denen, die gar kein Gefühl besaßen, den Geschmack daran lehrte. Die tugendhafte und empfindende Seele wird vollständig Mode und darf niemand mehr fehlen. Damit entfesselte Rousseau die ganze Strömung der Empfindungsseligkeit, die bei dem Mangel an wirklichem Gefühl so schnell in bloße Empfindelei ausarten mußte. Rührung und Tränenseligkeit gehören fortan zum guten Ton. »Wenn etwas meiner Mutter rechtes Vergnügen machen sollte, so mußte es sie zum Weinen bringen«, schreibt Frau von Staël. Mme. Dupin de Francueil gibt ein hübsches Beispiel davon. Sie lernte 1770 Rousseau kennen und erzählte ihre erste Begegnung: »Ich hatte gerade in einem Atemzuge die neue Heloise gelesen und war durch die letzten Seiten so erschüttert, daß ich helle Tränen weinte. Endlich war mein Anzug fertig und mit rotgeweinten Augen gehe ich in den Salon. Ich erblicke einen kleinen schlecht gekleideten Mann, ganz in sich verkrochen, der sich schwerfällig erhebt und einige unzusammenhängende Worte murmelt. Ich sehe ihn an, ich errate, ich schreie laut auf, ich will sprechen und breche in Tränen aus. Jean Jacques erschreckt von diesem Empfang, will mir danken und fängt an zu weinen. Francueil will uns durch einen Scherz Fassung geben und bricht in Tränen aus. Wir konnten uns nichts sagen. Rousseau drückte meine Hand und sprach kein Wort zu mir«.



Rousseaus letzte Augenblicke, von Guttenberg nach Moreau. 1778.

Seinen Ruhm vollendete Rousseau mit seinem großen pädagogischen Roman dem Emile, mit dem er 1762 ein neues System der Erziehung aufstellte. Er ist insofern eine Krönung seiner Ideen von der Rückkehr zur Natur, als er eine rein negative Erziehung befürwortet. Wenn die Philosophen auf eine dauernde Wirkung rechneten, so mußten sie danach trachten, die Erziehung der heranwachsenden Nation in die Hand zu bekommen, denn nur wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. Rousseau, der im Emile den gründlichen Versuch macht, eine Erziehung nach philosophischen Grundsätzen aufzubauen, überläßt die Entwicklung seines Musterknaben völlig der Natur, die er nur unterstützen will, ohne ihren Absichten jemals vorzugreifen. »Vater und Mutter sind von der Natur gar nicht zum Erziehen geschaffen«, hatte er zu Mme. d'Epinay gesagt, »so wenig wie die Kinder zum Erzogenwerden«. Er machte die Entfaltung der Gaben und Eigenschaften des Kindes ganz von der Natur abhängig, der er nur dann einigen Vorschub geleistet sehen will, wenn es sich um Einrichtungen der Gesellschaft handelt, die mit der Natur nichts zu schaffen haben. Er geht davon aus, daß man im Menschen ein Tier zu bilden habe, das sich verpflichtet fühlt, er legt also den Hauptwert



Das Grab Rousseaus in Ermencnville, von Godefroy nach Gandet. 1781

auf die Gefühlsnote und verschmäht die herkömmliche Abrichtung des Verstandes. »Der Zweck, den man sich bei der Erziehung eines jungen Menschen vornehmen muß«, sagt er im Emile, »ist sein Herz, sein Urteil und seinen Geist zu bilden in der Reihenfolge, die ich hier nenne«. Er glaubt, daß mit der richtigen Ausbildung des Gefühls das Wesentliche dessen getan ist, was ein Mensch dem anderen geben kann und überläßt das Sammeln des Wissens und der Kenntnisse den Umständen. »Wozu die ganze Jugend damit hinbringen, Dinge zu lernen, die man vergessen muß, sobald man in ein reifes Alter tritt«, äußerte er zu der gleichen Freundin. Die Moral, die er lehrt, läuft auf eine ziemlich allgemein empfundene Sentimentalität heraus, die Religion auf eine Bewunderung des Schöpfers in den großen Schauspielen der Natur. Rousseau, der 1740 als Erzieher der Kinder Mablys tätig gewesen war, hatte praktisch in dieser Stellung völlig versagt, er hat ja auch später vorgezogen, seine eigenen Sprößlinge dem Findelhaus zu übergeben. Als Theoretiker hatte er einen überwältigenden Erfolg, er machte die Erziehung geradezu zur Modesache. Modesache auch in dem Sinne, daß auf diesem bis dahin ziemlich vernachlässigten Gebiet eine Vielgeschäftigkeit einsetzte, die in dem Streben, alles auf einmal nachzuholen, so hitzig reformierte, daß schließlich alles beim alten blieb.

Wenn man sich bei diesem Anlaß die Erziehung betrachtet, die Frankreich den heranwachsenden Geschlechtern zuteil werden ließ, so sieht man, daß sie nicht wie heute darauf hinauslief, den Kindern oberflächliche Ideen aller möglichen Wissenschaften beizubringen, sondern daß sie sich im Grunde damit begnügte, ihnen ihre Pflichten gegen Gott, gegen die Eltern und die Obrigkeit einzubläuen. So schreibt Balthasar Jean Pierre Girard de La Brély, Sekretär der burgundischen Stände, als er am 1. Juni 1757 sein livre de raison beginnt: »Die erste Pflicht eines Vaters gegen seine Kinder besteht darin, daß er sie in unserer heiligen Religion unterrichten läßt, die zweite, daß er ihnen die Liebe zu unserem Vaterlande einflößt, selbst dann, wenn dieses sie schlecht behandelt. Nächst Gott schulden wir ihm alles und man darf sich so wenig dagegen empören, wie gegen Vater und Mutter«. Da war es natürlich das bequemste, die Erziehung ganz in die Hand der Kirche zu legen, die sich dieser Pflicht gern unterzog, da sie ihre Schäflein dadurch sicher in der Hand behielt. Die Jesuiten waren die beliebtesten Erzieher. Das von ihnen geleitete Collège Louis le Grand in Paris, das angesehenste Institut, dem besonders der Adel seine Söhne gern übergab. Auch Voltaire ist dort erzogen worden und hat sich bis in sein Alter der Jahre, die er dort zubrachte, gern erinnert.



Die Kindheit, von Balechou nach Bardou.

»Ich bin sieben Jahre lang«, schreibt er im Februar 1746 an den Pater de la Tour, »von Männern erzogen worden, welche sich unermüdlich abquälten, den Geist und die Sitten der Jugend zu bilden. Nichts wird in meinem Herzen die Erinnerung an den Pater Porré auslöschen, welcher allen teuer ist, die unter ihm studiert haben. Niemals verstand ein Mann so wie er das Studium und die Tugend angenehm zu machen. Seine Unterrichtsstunden waren wahrhaft entzückend«. Solcher Kollegien hatte die Universität in Frankreich 500 unter sich, die von 70000 Schülern besucht wurden. Die Erziehung der Jesuiten kümmerte sich nur um den Geist, der Körper wurde über Gebühr vernachlässigt. Die Knaben waren schlecht untergebracht, schlecht bekleidet und schlecht genährt. Das Essen bei den Jesuiten war berüchtigt, viele Fasttage verschärften die Entbehrung, die dem heranwachsenden Körper so schädlich ist. Körperliche Strafen waren an der Tagesordnung, die Rute spielte eine große Rolle, auch noch bei den älteren Zöglingen. Als Theoretiker genoß Rollin in der ersten Hälfte des Jahrhunderts das größte Ansehen. In seinem Handbuch von 1726 verkündet er als Endzweck der Erziehung und des Studiums die moralische Besserung des Menschen. In der Bildung der Kinder der höheren Stände spielte der Tanzlehrer eine große Rolle, denn sie wurden von zarter Jugend an für die Gesellschaft förmlich abgerichtet. Herr von Epinay nötigte seine Frau sogar, in den Erziehungsplan, den sie für ihren kleinen Sohn entworfen hatte, zwei Stunden aufzunehmen, in denen

er die landläufigen Kartenspiele lernen muß, damit er verstehe sein Geld zu verteidigen. Die Erziehung bzw. Schulbildung der niederen Stände blieb dem Zufall überlassen. Rétif de la Bretonne entwirft ein anmutiges Bild von der Dorfschule, die er besucht hat. Er zahlte drei Sous um lesen zu lernen und fünf Sous für die schwierigen Künste des Schreibens.

Wenn schon die Knaben im allgemeinen nicht mehr lernten als für ihre Stellung durchaus notwendig war, so galt für die Mädchen aller Stände Unwissenheit geradezu als Ehrenpflicht. »Wenn man den Männern die Liebe zu den Wissenschaften nachsieht«, sagte die Marquise de Lambert, »den Frauen gestattet sie man nicht«. Sie schiebt diese Anschauung, die auch von Destouches, dem Abbé de Saint-Pierre und anderen bestätigt wird, der Selbstsucht des männlichen Geschlechtes zu, das um die Frauen desto sicherer zu beherrschen, sie von jeder Kultivierung des Geistes ausschließt. »In meiner Jugend«, schreibt Mme. d'Epinay, »war es durchaus nicht Gebrauch, den jungen Mädchen gar nichts zu lehren. Man brachte ihnen schlecht und recht die Pflichten der Religion bei, um sie instand zu setzen, das erstemal zur Kommunion zu gehen. Man gab ihnen einen sehr guten Tanzlehrer, einen sehr schlechten Musiklehrer und, wenn es hochkam, einen mittelmäßigen Zeichenlehrer. Überdies ein wenig Geschichte und Geographie, aber ohne irgendeinen Reiz. Es handelte sich nur darum, Namen und Daten zu behalten. Das war alles, worauf sich eine sorgfältige Erziehung beschränkte«. Als im Laufe der Jahrzehnte die Salonunterhaltung auch von den Frauen wenigstens ein gewisses Durchschnittsmaß allgemeiner Kenntnisse verlangte, wurden sie sich ihrer mangelhaften Erziehung mit Bitterkeit bewußt. Mme. du Deffand ist geradezu empört über die Vernachlässigung, in der sie aufgewachsen ist, und die Herzogin von Choiseul schreibt in diesem Sinne einmal: »Man hält meine erste Erziehung für ausgezeichnet, weil meine Mutter eine Frau von Geist war. Die Wahrheit ist, daß sie vollkommen Null war und das war vielleicht noch das beste, wenigstens hat man mir doch nicht die Irrtümer der anderen beigebracht«. Mme. Geoffrin, so berühmt durch den Kreis der bedeutendsten Leute, der sich um sie versammelte, hatte nur Lesen gelernt. Ihre Großmutter Mme. Chemineau, die sie erzog, pflegte zu sagen: »Wenn meine Enkelin dumm ist, so würde das Wissen sie selbstzufrieden und unausstehlich machen. Hat sie Geist und Gefühl, so wird sie durch ihre Geschicklichkeit ersetzen, was sie nicht weiß, und wenn sie in ein verständiges Alter kommt, so wird sie das lernen, wozu sie selbst das meiste Geschick besitzt und sie wird es dann sehr schnell lernen«. Im Grunde genommen entledigte man sich seiner Kinder, sobald es irgend

ging, die Knaben kamen in das Collège, die Mädchen ins Kloster, die Eltern, die sich der Geselligkeit widmeten, hatten keine Zeit für sie. Die jungen Mädchen verblieben dort meist bis zu ihrer Hochzeit, die allerdings auch sehr früh stattzufinden pflegte. Verheiratungen mit 14 und 15 Jahren waren die Regel, erfolgten aber auch in noch früherem Alter.

Bei dem Geschöpf, das nur für die Gesellschaft abgerichtet wurde, war die Kunst zu gefallen, die vornehmste Wissenschaft, die Schicklichkeit die höchste Tugend. »Unser Geschlecht ist nun einmal der Schicklichkeit unterworfen«, schreibt Mme. de Puisieux in ihren Ratschlägen an eine Freundin 1749, »und das Glück unseres Lebens hängt davon ab, sie zu beobachten. Man kann nicht glücklich sein, ohne nicht wenigstens den Schein der Tugend zu bewahren und das ganze Studium einer Frau, die aufgehört hat tugendhaft zu sein, sollte darauf hinausgehen, so zu scheinen«. Diese Anschauungen hat der Emile nicht einmal wesentlich geändert. Die ganze Erziehung der Frau, schreibt Rousseau, bezieht sich auf die Männer und hat keinen anderen Zweck, als ihnen zu gefallen. Nach ihm genügt es, wenn das junge Mädchen bis zum 12. Jahre lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, dann mag sie sich noch einige Elementarkenntnisse erwerben, gerade genug, um in der Unterhaltung nicht zu große Dummheiten zu sagen. Unter keinen Umständen soll sie sich mit der Wissenschaft beschäftigen und möglichst wenig lesen. »Hat schon jemals die Unwissenheit den Sitten geschadet«? ruft er aus. Die Lücke, die Rousseau in seinem Erziehungssystem dadurch ließ, daß er es nicht auf das weibliche Geschlecht angewandt wissen wollte, hat seine Freundin Mme. d'Epinay in ihren »Unterhaltungen mit Emilie« ausgefüllt. Sie wendet die Formeln der neuen Erziehung auch auf die Mädchen an, und will sie nicht mehr zu kleinen Weltdamen, sondern zu denkenden Wesen heranbilden. Ihr Buch wurde von der Akademie preisgekrönt.

Das Erscheinen des Emile fiel in eine Zeit mit der Aufhebung des Jesuitenordens und der Schließung der von ihm geleiteten Schulen. Beide Ereignisse haben zusammengewirkt, um das alte Erziehungssystem des mechanischen geistigen Drills in seinen Grundlagen zu erschüttern. Wie sehr das Vertrauen zu den hergebrachten Grundsätzen geschwunden war, wie unsicher man sich fühlte, seit man die Verpflichtung zur Erziehung ernst nahm, zeigt das Verhalten des Herzogs von Orléans, des späteren Egalité, der seine Söhne und Töchter von Mme. de Genlis erziehen ließ, einer Dame, die zwar theoretisch durch ihr Buch »Adele und Theodor« mit Mme. d'Epinay in Wettbewerb trat, die aber für ihre Aufgabe anscheinend mehr Eitelkeit als Begabung mit-



MARTINI NACH MOREAU LE J.

ERKLAERUNG DER SCHWANGERSCHAFT 1776

brachte. Rousseaus Emile trug seinem Verfasser außer der Bewunderung der empfindenden Seelen den bittersten Haß der nicht empfindenden ein. Der Verfasser sah sich durch einen Befehl des Pariser Parlaments mit Gefangensetzung bedroht und mußte flüchtig werden. Der Polizeigeist ging so weit, im Jahre 1770 Rousseau das weitere Schreiben zu verbieten. Ein fröhliches Gelächter von einem Ende Frankreichs zum anderen begrüßte diese bornierte Anmaßung, denn wenn die juristische Unvernunft auch noch im Besitz der Macht war, die Freiheit des Lachens konnte sie der Vernunft nicht rauben. Im Gegenteil, die Zeitgenossen hatten sogar den Eindruck, als werde in Frankreich zu viel und über alles gelacht. Stammt doch der berühmte Ausspruch: Frankreich sei eine Despotie, gemildert durch Spottverse, aus dieser Zeit. Es stehe dahin, ob die Philosophie mit ihrer Beförderung der Skepsis diese Veranlagung zu einer frivolen Anschauung des Lebens noch besonders zu unterstützen brauchte. Sie scheint von jeher im französischen Charakter gelegen zu haben, beginnt doch das 18. Jahrhundert schon mit dem berühmten Liede von Marlborough, der in den Krieg zieht, einer Selbstironie, wenn es je eine gab. Die Franzosen waren ein sangesfreudiges Volk, alle Welt zwitscherte Chansons, der Kavalier und die Dame, der Lakai und die Zofe, in und außer dem Hause. Fremde bemerken das als ungewöhnlich. Arthur Young fallen die Reisegefährten auf die Nerven. »Sie haben mich betäubt mit ihrem Singen«, schreibt er, »das nennen die Franzosen also fröhlich sein. Sie sagen kein Wort oder sie singen, Unterhaltung gibt es nicht«. Flinke Reimschmiede waren bei der Hand, um jedes Ereignis sofort in Verse umzugießen, die irgend einer bekannten Melodie angepaßt, augenblicklich in aller Munde war. So wurde bald jedes Vorkommnis, es sei nun ein ernstes oder ein komisches, der Vorwand zu einem Chanson oder einem Bonmot. Man tröstet sich über den Verlust der Schlacht bei Roßbach, weil doch ein gar zu hübsches Lied darauf gemacht wurde. Mme. du Deffand schreibt 1774, die Begebenheiten der letzten Zeit hätten viele Chansons und kleine Verse hervorgebracht, die sie augenscheinlich weit mehr interessieren, als die Tatsachen an sich. Je stärker sich Mißbräuche und Ungerechtigkeit bemerkbar machen, je stärker wird die Reaktion durch den Spottvers. »Es regnet solche gegen den König«, schreibt Argenson 1749, »man lacht über alles«, bemerkt er 1751. Die Herrschaft der Pompadour fällt mit ihren Mißerfolgen im Innern und Äußern, wie nicht anders zu erwarten ist, mit einer Hochblüte der Spottgedichte zusammen. »Der Franzose lacht und spaßt über alles und findet die ernsthaftesten, interessantesten und schrecklichsten Ereignisse nur noch lächerlich«,

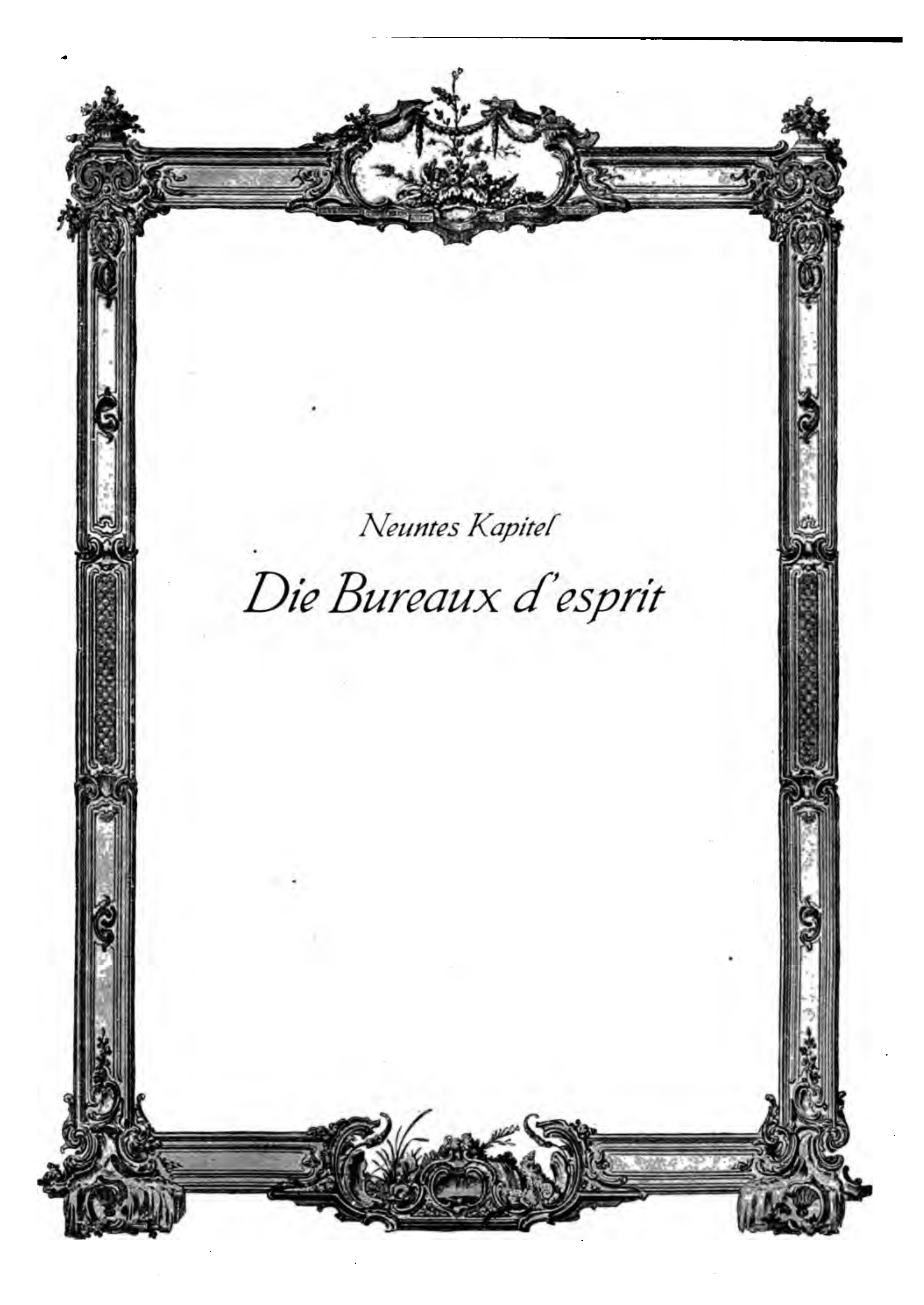
notiert Collé 1756 in sein Tagebuch. Ein Menschenalter später dient dieses Mittel dazu, die Königin Marie Antoinette verhaßt und unpopulär zu machen. Spottverse tauchen in solchen Mengen auf und zeugen von so boshafter Gesinnung, daß die Polizei völlig machtlos dagegen ist. Ein berühmtes Couplet in Figaros Hochzeit mit dem Refrain: Alles endet mit einem Chanson, hat diese Geistesverfassung witzig geschildert. Der Minister Maurepas sammelte jahrelang alle diese Gelegenheitsverse. Emile Raunié hat daraus eine Auswahl drucken lassen, die einen guten Begriff gibt von dem Walten und Wirken des öffentlichen Geistes in dieser Epoche der französischen Geschichte.

Hing diese Spottlust, die das Ehrwürdige mit demselben Vergnügen in den Staub zog wie das Komische, wirklich mit der Philosophie zusammen und fand sie eine Bestärkung in den Angriffen dieser gegen die Tradition, so war sie auch der einzige Anstoß, den die große Masse von der Philosophie und der Aufklärung empfing. Der Kreis, in dem die Enzyklopädisten wirkten, für den sie schrieben, beschränkte sich auf einige Tausend Herren und Damen der obersten Kreise. Die Philosophie blieb durchaus innerhalb der guten Gesellschaft. Diese Leute sprachen zwar vom Volk und glaubten für sein Wohl tätig zu sein, aber sie kannten es gar nicht und hatten keine Verbindung mit ihm. Wie hätten sie sonst an die Güte, den Edelmut, die Charakterstärke desselben glauben können? Die sentimentalen Hirngespinste Rousseaus, die in dem natürlichen Menschen alle guten Eigenschaften der menschlichen Rasse verkörpert sehen wollten, führten dazu, diese angenommene Überlegenheit des Naturmenschen ohne weiteres auf den gemeinen Mann zu übertragen, weil man ihn der Natur so viel näher sah als den Gesellschaftsmenschen. Man vergaß ganz, daß die unteren Klassen aus demselben Menschenmaterial bestehen wie die oberen, daß sie in jener Zeit aus Menschen bestanden, die in jedem Augenblick ihres Lebens unterdrückt, mißhandelt, geknechtet waren und dabei stets den Anblick der Verschwendung, der Mißbräuche, der Ungerechtigkeit vor Augen hatten, deren ganze Last sie allein trugen. Die Gefühlsschwärmerei, die Rousseau in den oberen Kreisen verbreitete, äußerte sich auch in allgemeiner Menschenliebe und fand einen Niederschlag in zahlreichen philantropischen Stiftungen, Tugendpreisen und dergleichen, aber sie hielten die Geber weitab von den Beschenkten, ja sie haben den Abgrund zwischen den beiden Klassen wenn möglich eher vertieft als überbrückt. Alle Anläufe, welche von der Regierung in den Zeiten von Turgot, Malesherbes und Necker unternommen wurden, um die Lage der unteren Klassen wirklich zu bessern, sind von den Privilegierten verhindert worden, weil ihre Durchführung ihnen

Opfer zugemutet hätte. Man stürzte sich zwar in die neue Welt der Gefühle und Empfindungen, weil die Mode es so mit sich brachte, man hatte Aufwallungen des Herzens und in jedem Augenblick Tränen bereit, aber doch immer unter der Voraussetzung, daß alles hübsch so bleiben solle, wie es war, zu mehr als ein bißchen Wohltätigkeit wollte sich niemand verstehen.

Dem Volke hatte die Philosophie gefährliche Gaben beschert, richtiger gesagt, sie hatte ihm wertvolle Eigenschaften geraubt, indem sie es lehrte, die Tradition zu verachten und die Obrigkeit zu verhöhnen. Diese Lehren wurden rasch begriffen, denn Autorität und Privilegien schienen noch zu bestehen, als sie schon längst jedes Ansehen eingebüßt hatten und der nächste Augenblick sie umblasen sollte, wie Kartenhäuser. Aber selbst in den engen Zirkeln, in denen sie sich voll auswirkte, hatte die Aufklärung als unmittelbare Folgeerscheinung nur Unzufriedenheit gezeitigt. Das Ferment der Rousseauschen Ideen hatte die Gesellschaft zersetzt und ihre Vorstellungen in Unordnung gebracht. An Herzen und Köpfen fraßen die Zweifel, sie machten die einen kleinmütig, die anderen boshaft, alle unsicher. Das lebhafte Bedürfnis nach einem Zustande der Vollkommenheit, das den Menschen innewohnt und vom Christentum in sehr glücklicher und geschickter Weise auf die Arbeit an der Vervollkommnung der eigenen Seele abgelenkt wird, war von der Philosophie in gefährlicher Weise auf das Glück äußerer Zustände gedeutet worden. Indem man nach einem Eden suchte, in dem solche Zustände heimisch wären, war man in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf China verfallen, das weit genug entfernt und wenig genug bekannt war, als daß man sich dort ein glückliches Völkchen erträumen konnte. Seit der Mitte des Jahrhunderts war der Begriff der Republik das Ideal geworden, an das man unter dem Einflusse der Enzyklopädisten glaubte. Die römische Republik historisch so weit entlegen, wie China geographisch, wurde das Utopien, in dem man alles Heil zu sehen meinte. Nun brach der Aufstand der englischen Kolonien in Amerika aus und vor den entzückten Blicken aller für die Freiheit schwärmenden Franzosen vollzogen sich Ereignisse, die an die heroischen Taten der alten Römer erinnerten. Der Kampf eines großen Volkes um seine Freiheit erschütterte die Seelen und hat die öffentliche Meinung Frankreichs in ihren Tiefen aufgewühlt. Franklin erschien in seinem ländlichen Aufzuge unter den geputzten Hofschranzen von Versailles wie das Urbild eines antiken Cato. Er enthusiasmierte ganz Paris. Als Frankreich sich dann an dem Kriege beteiligte, nachdem schon einzelne Franzosen von Rang und Stand zur Unterstützung der Aufständischen nach Amerika abgegangen waren, da

wurde ein Same in die Köpfe gelegt, der nur zu schnell aufgehen sollte. Der Ton lag nicht mehr auf der alten Gegnerschaft zu England, sondern auf der neuen Freundschaft zu einem freien Volke. Der König von Frankreich, »von Gottes Gnaden«, wie sein Bruder auf dem englischen Thron unterstützte Empörer gegen ihren Herrscher; er, der unumschränkt war, machte sich zum Helfershelfer einer aufrührerischen Bewegung, deren Grundsatz war, die Volkssouveränität zur Anerkennung zu bringen. Als die römische Republik in Amerika neue Gestalt gewonnen zu haben schien, da war auch eine Hoffnung der Philosophen erfüllt, und viel schneller als man damals noch ahnen konnte, zog das französische Volk die Konsequenzen aus der Handlungsweise seiner Regierung. Die Republik war schon in allen Köpfen, während der König noch immer allein zu befehlen glaubte. Vom Tode Ludwig XIV. bis zum Zusammentreten der Generalstände sind drei Generationen einander gefolgt. Sie haben in diesen Jahrzehnten den Weg zurückgelegt, der von der Religion zum Unglauben, vom absoluten Königtum zur Republik, vom Kastenstaat zur bürgerlichen Gleichheit führte, und wenn dieser Weg ein Fortschritt war, so danken sie ihn ihrer Führerin, der Philosophie.



Neuntes Kapitel

Die Bureaux d'esprit





Frankreich besaß im 18. Jahrhundert eine periodische Presse nur in sehr beschränktem Umfange, das Mittel, das heute zur Verbreitung der Gedanken dient, war ihm also verschlossen. Wenn die neuen Ideen trotzdem so schnell bekannt wurden und ebenso rasch angenommen wurden, wie sie sich verbreiteten, so hängt das mit der Geselligkeit zusammen, die in diesem Jahrhundert eine Ausbildung empfängt, wie noch nirgend zuvor. Die Unterhaltung wird zu einer Kunst ausgebildet, die mit der Zeit Selbstzweck wird und schließlich alle anderen Angelegenheiten des Lebens in Schatten stellt, die Konversation wird um der Konversation willen geführt. Das war nur möglich bei Beteiligung der Frau an der Geselligkeit. Männer allein verhandeln, diskutieren, streiten und lassen sich erst zum Unterhalten herbei, wenn die Frau teilnimmt. Man beobachtet die Anfänge dieses neuen Gesellschaftsstiles bereits im 17. Jahrhundert, als das Hotel Rambouillet die schönen Geister beider Geschlechter vereint, um sie in Gemeinschaft die feineren Reize einer auf Geist und Witz gegründeten Geselligkeit kosten zu lassen. Wie schnell dieses Beispiel Nachahmung fand, zeigen Molières Précieuses ridicules, die schon das Nachäffen der aristokratischen Manieren in bürgerlichen Kreisen verspotten. Im 18. Jahrhundert wird dann die ganze Stellung der Frau eine andere. Sie spielt die Hauptrolle, was sich schon darin vor aller Augen sichtbar kennzeichnet, daß die Staatsangelegenheiten in den Boudoirs der königlichen Maitressen erledigt werden. Diese Damen ergreifen die Zügel der Regierung und entscheiden nach Laune und Gunst über die Geschicke der Nation. In ihren Händen liegen Wohl und Wehe Frankreichs. Den Ehrgeiz herrschen zu wollen, hatte von den Maitressen Ludwig XIV. nur die Marquise von Maintenon besessen, sogar unter der Bescheidung auf die wirkliche Macht, ohne den äußeren Anschein derselben. Während der Regentschaft tritt diese Sucht noch sehr viel allgemeiner hervor. »Es gibt niemand«, schreibt Montesquieu in den persischen Briefen, »der bei Hofe, in Paris oder in den Provinzen

ein Amt hätte, der nicht eine Frau besäße, durch deren Hände alle Gnaden und manchmal auch die Ungerechtigkeiten laufen, die er imstande ist, auszuüben. Diese Frauen haben alle Beziehungen unter einander und bilden eine Art von Republik, deren stets tätige Mitglieder sich gegenseitig unterstützen und helfen. Es ist wie ein neuer Staat im Staate und derjenige, der am Hofe, in Paris oder in der Provinz die Minister, Beamten oder Prälaten handeln sieht, ohne die Frauen zu kennen, von denen sie beherrscht werden, ist genau in der Lage eines Menschen, der sieht, wie eine Maschine sich bewegt und ihren Motor nicht kennt«. Das galante Naturell der Franzosen hatte den Frauen unter der Regierung Ludwig XIV. zu dieser Ausnahmestellung in der Gesellschaft verholfen. Der König selbst, der keinem weiblichen Wesen begegnete, welcher Klasse es auch angehören mochte, ohne es auf das zuvorkommenste zu grüßen, hatte nicht am wenigsten dazu beigetragen. Dem türkischen Gesandten Mehemed Effendi, der sich im Auftrage des Großherrn 1720/21 in Paris aufhielt, hat sich diese Beobachtung natürlich noch schärfer aufdrängen müssen als Westeuropäern. Er bemerkte in seinen Berichten in die Heimat darüber: »Die Frauen machen hier was sie wollen und besuchen jeden Ort, der ihnen gefällt. Ihre Befehle gelten überall. Man nennt Frankreich ihr Paradies, denn sie leben frei von jeder Sorge und Mühe und was immer sie wünschen mögen, das erhalten sie ohne weiteres«. Wie der Premierminister Herzog von Bourbon sich von der Marquise de Prie beherrschen ließ, so regierten die Herzogin von Chateauroux, die Marquise von Pompadour im Namen des Königs, eine Art der Stellvertretung, die sich nach unten hin fortpflanzte und den faktischen Einfluß in Regierung und Verwaltung in die Hand der Frauen legte. »Machen Sie sich lieber Freundinnen als Freunde«, riet Mme. de Tencin Marmontel, »denn mit Hilfe der Frauen macht man aus den Männern, was man will. Außerdem sind die einen zu liederlich, die anderen zu voreingenommen von ihren eigenen Angelegenheiten um nicht die Ihrigen zu vernachlässigen, während eine Frau immer an sie denken wird, wäre es auch nur, weil sie nichts anderes zu tun hat«. Diese Macht hat natürlich zu einer Günstlingswirtschaft ohne gleichen geführt, was bei der subjektiven Art des Urteils, die der Frau so viel näher liegt, wie eine rein sachliche, ohne weiteres zu verstehen ist. »Es genügte, den Frauen zu gefallen«, schreibt der Herzog von Lévis, »denn sie lenken die öffentliche Meinung und man weiß ja, worauf Erfolge dieser Art zurückzuführen sind«. Die Frauen waren es, die die hohe gesellige Kultur, auf die Frankreich im 18. Jahrhundert so stolz sein durfte, geschaffen haben. Sie benutzten das

Übergewicht, das ihnen das verliebte Temperament der Männer ganz von selbst gab, dazu, um sich nicht nur eine gewisse Unabhängigkeit zu sichern, sondern um aus dem koketten Hin und Her von Gefallen und Begehren ein Spiel zu machen, in dem die Gegner sich das Gleichgewicht hielten. Gründliche Kenner des französischen Volkes, wie beispielsweise Karl Hillebrand, haben der Französin einen höheren Wert zugeschrieben, als dem Franzosen. Solche Stimmen werden schon im 18. Jahrhundert laut. »Im allgemeinen sind die Männer schwerfällig und hohl«, schreibt Horace Walpole, »sie affektieren Ernsthaftigkeit, weil ihnen das philosophisch und englisch scheint. Im Tausch gegen ihren Leichtsinn und ihre natürliche Grazie aber haben sie nichts gewonnen. Die Frauen dagegen erscheinen wie aus einem anderen Land. Ich kenne sechs oder sieben von hervorragender Intelligenz, einige mit viel Geist, großem Reiz und gesundem Menschenverstand«. Sie wußten diese Gaben dazu zu benutzen, um in der allgemein gültig gewordenen gesetzlichen Unterdrückung ihres Geschlechtes ein Eiland zu schaffen, auf dem die Gleichberechtigung herrschte, wenigstens in der Idee, auf dem die Männerwelt dazu genötigt wurde, auf die bloß brutale Kraft zu verzichten, um sich durch feinere Mittel zur Geltung zu bringen, wo sie, um zu gefallen und sich zu behaupten, etwas von dem weicheren, schmiegsameren Temperament der Frau annehmen mußten. Diese Insel war der Salon, in dem die Frau die Preise verteilte und dem Mann eine sanftere Gesittung auferlegte. Welch ein Unterschied mit dem Anfang des Jahrhunderts, wo Liselotte sich beklagt, daß außer dem König niemand wisse was Politesse sei und zum Beweis dafür die handgreiflichen Späße aufführt, die sich der Dauphin mit den Damen erlaubt, Späße, die in der Tat ein merkwürdiges Licht auf den Umgangston der französischen Salons dieser Zeit werfen. Drei Menschenalter später schreibt Gräfin Genlis über die Manieren, die sich durchgesetzt hatten: »In der guten Gesellschaft wurden die Frauen damals von den Herren mit dem ganzen Respekt behandelt, wie er für den Umgang mit Prinzessinnen von Geblüt vorgeschrieben war. Sie redeten sie immer nur in der dritten Person an. Sie dutzten sich untereinander niemals vor ihnen und wie vertraut sie auch mit ihren Männern und Brüdern sein mochten, in ihrer Gegenwart würden sie sie niemals nur mit ihrem bloßen Namen bezeichnet haben. Wohlerzogene Leute lobten eine Frau niemals ins Gesicht. Sie setzten bei ihr die ganze Bescheidenheit ihres Geschlechtes voraus, das schmeichelhafteste Lob, das sie ihnen erteilen konnten. Wenn sie zu ihnen sprachen, so taten sie es mit leiserer Stimme als sie für die Männer brauchten. Diese Nuance des Respekts

hatte eine Feinheit, die sich nicht beschreiben läßt«. Das hat auf der einen Seite ganz sicher zu einer Besserung der Manieren geführt und einen feineren Ton begünstigt, als ihn noch die letzte Generation gekannt hatte, es hat auf der anderen aber auch der Ziererei und Affektation Vorschub geleistet. »Heute könnte man über die Frauen nichts sagen«, bemerkt Collé 1750, »das zu übertrieben wäre«, und 23 Jahre darauf schreibt Galiani an Mme. d'Epinay: »In Paris ist der Begriff der Natur beim weiblichen Geschlecht oft völlig verwischt«. Sie hatten ihren Vorteil zu stark wahrgenommen und die Grenzen überschritten, die die Natur den beiden Geschlechtern nun einmal gezogen hat. Als man im März 1757 den unglücklichen Damiens anderthalb Stunden lang zu Tode marterte, waren die Damen am gierigsten nach dem Schauspiel, und während die Männer es nicht mit ansehen konnten, fiel es allgemein auf, daß sich keine der Zuschauerinnen von den Fenstern zurückzog. Die Galanterie blieb denn auch Episode. Mit dem Reich der Frau war es schon aus, ehe sie die Revolution von dem Thron, den sie sich angemaßt hatte, wieder vertrieb. Bereits Turgot hatte zu Frau von Brionne, die ihn um eine Stelle für einen ihrer Günstlinge bat, gesagt: »Merken Sie sich, Madame, die Herrschaft der Frau ist vorüber«. Mit Händen greifbar trat dieser Umschwung zutage, als die Sturmflut der Revolution die Salons hinwegschwemmte. »Ich bemerke eine andere Wirkung der Revolution«, schreibt Arthur Young 1790, »welche allerdings nur natürlich ist, das ist die Verminderung oder vielmehr die Vernichtung der enormen Macht des anderen Geschlechts. Früher mischten sich die Damen in alles, um alles zu beherrschen, jetzt sehe ich das Ende ihrer Herrschaft. Die Männer dieses Landes waren Marionetten, gezogen von ihren Frauen. Statt den Ton anzugeben, müssen sie ihn jetzt in allen Fragen von nationalem Interesse empfangen und sich dazu bescheiden, sich in der Sphäre irgendeines Politikers zu bewegen, d. h. sie sind auf das Niveau herabgestiegen, für das die Natur sie geschaffen hat. Sie sind dadurch liebenswürdiger geworden und die Nation wird besser regiert«.

Das 18. Jahrhundert sah in Frankreich den Salon entstehen und wieder verschwinden, denn mit der Revolution kam die Politik zu Ehren und Ansehen, und welch ärgeren Feind besäße die Unterhaltung wohl als sie? Der Salon war die Schöpfung einer Epoche, die das Glück hatte, den Aberwitz der Politik noch nicht zu kennen, einer Epoche, die noch den Geist zu schätzen wußte und ihn ihrem Vergnügen dienstbar machte. Aus der Wechselwirkung zwischen Ernst und Anmut, Gedanken und Träumen entsprang die Causerie, Champagnerschaum des Geistes, der das schwere Wissen von den Dingen in

prickelnde Bläschen auflöst und verpufft zu flüchtigem Reiz enteilender Stunden. Vielleicht gab es nie und niemals eine feinere geistigere Geselligkeit, als sie die Pariser Bureaux d'Esprit im 18. Jahrhundert geboten haben. Sie konnte sich in dieser Vollendung nur ausbilden, weil sich in diesem Milieu Frauen fanden, die die Gabe besaßen, durch die Resonanz ihrer Seele jeden angeschlagenen Ton voll und melodisch ausklingen zu lassen, die die wertvollere Eigenschaft hatten, den vielstimmigen Chor harmonisch aufzulösen. Sie verstanden sich darauf, die Ideen und Gedanken aus den Köpfen herauszulocken und die ungefügen so zu schleifen, daß ihre Facetten ein blendendes Licht über ganz Europa hinfunkelten. Sie erst machten Paris in diesem Zeitraum zu dem Zentrum der Kultur, dessen Strahlen damals weithin leuchteten und wärmten. Der französische Geist, der im 18. Jahrhundert die ganze Welt in seine Abhängigkeit zwang, fand die Stätte seiner Pflege in diesen Vereinigungen mehr als in den Büchern. Er entstand im Salon, war für den Salon gedacht und verbreitete sich von einem zum anderen, bis er die Runde um den Erdball gemacht hatte. Was davon blieb, ist ein trockenes Wissen von Namen und Daten und Dingen, Blumen im Herbarium, Heu, Staub. Das Leben ist mit denen dahingegangen, die diese Salons füllten, und wenn wir auch noch mehr Beschreibungen davon besäßen, als wir ohnehin schon haben, die Essenz ist verflogen. Man kann davon erzählen und wird doch immer den Eindruck haben, als spräche man zu Blinden von der Farbe.

Nur Paris bot die Möglichkeit zu einer Entfaltung des geistigen Lebens in dem Umfange wie diese Zeit sie mit ansah, weil ein Vorteil der Zentralisation in der Vereinigung aller bedeutenden Köpfe des Landes in der Hauptstadt lag. Sie kannten sich, sie verkehrten miteinander und genossen den Vorzug, ihre eigene Bedeutung dadurch steigern zu können, daß sie sich ständig untereinander maßen. Der geistige Verkehr brachte die verschiedensten Kreise in Berührung und hat dazu beigetragen, eine Gesellschaftsschicht zu bilden, indem er alle geistig bedeutenden Köpfe zu einer Elite verschmolz, in der sich alle Stände vereinigt fanden. Die vornehmen Herren hatten an und für sich nur wenig Sympathie für die schönen Wissenschaften und sahen die Philosophen und die Leute von Geist nur ungern in ihren Zirkeln. »Sie lieben uns«, sagte Duclos, »wie Diebe die Laternen«. Das hinderte nicht, daß sie sich diesen Umgang doch ganz gern gefallen ließen, weil er sie unterhielt und sie sich am Ende dem großen geistigen Einfluß nicht entziehen konnten, den Männer wie Fontenelle, Voltaire, Rousseau u. a. auf ihre Umgebung ausübten. Der Geschmack an geistigen Genüssen, den das 18. Jahr-

hundert so außerordentlich stark betonte, hat den Literaten auch eine ganz neue Stellung geschaffen, er machte den literarischen Betrieb zu einem Erwerb und gab denen, die ihn ausübten, einen Stand und einen Platz in der Gesellschaft. »Ein Literat, der Manieren hat«, schreibt Duclos, »wird heute in der besten Gesellschaft empfangen«. Viele von ihnen haben sich in der Tat zu einer gesellschaftlichen Stellung aufgeschwungen, die Männern ihrer Herkunft noch 50 Jahre zuvor versagt geblieben wäre. Im 18. Jahrhundert aber adelte der Geist und stellte ihren Besitzer im Salon ebenbürtig neben Herzoge und Marquis. Das Genie der Fontenelle, Voltaire, Montesquieu, Buffon, Rousseau, der geistreiche Witz der Piron, Duclos, Chamfort, Rivarol, die geistige Bedeutung der Marmontel, Suard, Thomas, Rulhière, Laharpe u. a. genügte sie auch ohne Vermögen oder Verbindungen aus ihrer Sphäre heraus und auf die Höhen der Gesellschaft zu heben.

Den Reigen der Pariser Salons im 18. Jahrhundert beginnt die Marquise de Lambert, eine geborene Courcelles, die in dem ehemaligen Palais Mazarin, das zu ihrer Zeit dem Herzog von Nevers gehörte, eine große Wohnung inne hatte, in der sie von 1719 bis 1733 Gesellschaft empfing. Die Dame selbst war ein wenig Blaustrumpf, sie hatte »Ratschläge einer Mutter an ihren Sohn und ihre Tochter« und eine »Abhandlung über das Alter« veröffentlicht, von denen Fénélon sehr entzückt war, die Voltaire aber wegen ihrer gedrechselten Phrasen und ihres verschrobenen Stils nicht gefielen. Sie empfing jeden Dienstag und Mittwoch eine Elite der vornehmen und der literarischen Welt und besaß in beiden einen gewissen Einfluß. Es hieß, daß jeder, der in die Akademie aufgenommen sein wolle, im Salon Lambert gewählt werde. »Unter der Kuppel« (der Akademie), schreibt Argenson, »wird man nicht empfangen, wenn man nicht von Mme. de Lambert präsentiert wird«. Diesen Ansprüchen auf offizielle Geltung und Würde entsprach der Ton, der in diesem Salon herrschte, er war steif und förmlich und erinnerte daran, daß die Dame vom Hause noch ganz der Zeit des großen Königs angehörte. Von Herren waren Fontenelle, de Sacy, Mairan, Saint-Aulaire, Hénault, Argenson, von Damen Mme. Dacier, Adrienne Lecouvreur hier zu treffen. Als Mme. de Lambert 1733 gestorben war, wurde ihr Salon von Mme. de Tencin weitergeführt.

Claudine Alexandrine Guérin de Tencin hatte ihr Leben bis dahin in Liebschaften und Intrigen der mannigfaltigsten Art verbracht. Als mittelloses Mädchen in einem Kloster untergebracht, entfloh sie und begab sich nach Paris, wo sie glänzende Erfolge auf dem Gebiete der Galanterie hatte. Sie wurde

Maitresse des Regenten, des Abbé Dubois, des Herzogs von Richelieu, Argensons und mancher anderer. Durch den Chevalier Destouches wurde sie Mutter von d'Alembert, den sie vor einer Kirchtüre aussetzen ließ und um den sie sich nie kümmerte, nicht einmal, als er berühmt geworden war. Klug und geschickt, man möchte fast sagen gerissen, vernachlässigte sie über der Liebe keineswegs ihre Interessen. Sie gehörte zu denen, die bei Laws Aktienhandel beträchtlich verdienten, ja sie hatte mit einem ihrer Liebhaber so verwickelte Geldgeschäfte angefangen, daß dieser sich schließlich entleibte, sie aber im Besitze seines Vermögens zurückließ. Diese Angelegenheit führte Mme. de Tencin in die Bastille, wurde aber niemals ganz aufgeklärt, woran die schöne Spekulantin wohl auch gar kein Interesse hatte. Sie besaß eine große Vorliebe für Intrigen, so hat sie in Gemeinschaft mit dem Herzog von Richelieu die Erfolge der Schwestern de Nesle bei Hofe angebahnt, verschaffte ihrem Bruder ein Erzbistum und den Kardinalshut und verstand es immer, bei all ihren Machenschaften das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Schließlich schrieb sie Romane, was dazumal auch in der Damenwelt noch eine Ausnahme war. Die »Memoiren des Grafen von Comminges« und die »Belagerung von Calais« machten ihr auch auf diesem Gebiete einen Namen. Sie hatte in dem Salon der Marquise de Lambert verkehrt und zog nach deren Tode einen Teil dieses Kreises zu sich herüber. »Der Mittwoch«, schreibt Trublet in den Erinnerungen Fontenelles, »war nach dem Tode von Mme. de Lambert bei Mme. de Tencin«. Sie hatte in der Rue St-Honoré eine Mietswohnung inne, wo sie ihre Freunde bei sich sah. Sie war schon 51 Jahre alt, als sie ihren Salon öffnete, das erste Bureau d'Esprit, wie man damals halb ironisch sagte, das einen europäischen Ruf genoß. Die gleiche Begabung, die sie für die Liebe, die Geschäfte, die Intrigen, die Schriftstellerei gezeigt hatte, entfaltete sie auch in der Unterhaltung. »In ihrer Gesellschaft brauchte sich niemand zu fürchten, geistlos zu sein«, schreibt Marivaux, »sie verlangt von keinem mehr als er hat«. In seinem großen Roman, dem Leben Mariannens, hat er die Freundin als Mme. Dorsin geschildert: »Sie verstand sich bewundernswert auf die Unterhaltung. Sie ließ es sich weniger angelegen sein, ihren eigenen Geist zu zeigen, als den der anderen zur Geltung zu bringen. Diejenigen, welche Geist besaßen, versuchten vor ihr so viel davon zu zeigen, als sie möglich machen konnten, nicht als ob das nötig gewesen wäre, oder als ob sie sie daraufhin examiniert hätte, sondern nur um die Ehre zu haben, von ihr geistreich gefunden zu werden«. Fontenelle, Marivaux, Mairan, Mirabaud, de Boze, Astruc und Duclos bildeten ein Siebengestirn bedeutender Männer, das man

nur die sieben Weisen des Salon Tencin nannte. Um diese Stammgäste gruppierten sich Montesquieu, Marmontel, Piron, Mably, Helvetius und namenlose Hofleute, Finanziers, Militärs, Beamte und hohe Geistliche in großer Zahl. Es wurde rasch guter Ton, sich bei Mme. de Tencin einführen zu lassen, so daß sich auch alle Fremde von Distinktion Graf Hoym, Bolingbroke, Prior, Chesterfield und andere bei ihr einstellten. Sie führte einen ausgedehnten Briefwechsel und zählte Papst Benedikt XIV. zu ihren Bewunderern und Korrespondenten. Im Gegensatz zu dem Ton im Salon Lambert ging es bei Mme. de Tencin zwanglos und heiter zu, wozu wohl Piron, den Grimm einmal eine Witzmaschine nennt, das meiste beigetragen zu haben scheint. Er war witzbereit wie kein anderer, gefürchtet wegen seiner boshaften Ausfälle und Antworten. Mme. de Tencin nannte ihre sieben Weisen nie anders als meine Menagerie, meine Bestien und machte sich den Spaß, jedem der Herren zu Neujahr zwei Ellen Velours zu einem Paar Beinkleidern zu schenken. Als sie dann im Sommer einen Aufenthalt in Passy nimmt, verehren sie ihr zusammen einen Strohhut. »Du bedeckst uns im Winter den Hintern und wir Dir im Sommer das Haupt«, besang Piron sie bei dieser Gelegenheit. Ein andermal überraschen sie die Dame vom Hause mit einem Nachtstuhl und laden den Bruder Kardinal Tencin ein, auf demselben Platz zu nehmen. Er versuchte umsonst, die Stuarts auf den Thron Schottlands zurückzuführen, Verse Pirons, die das Geschenk begleiteten, bezeichnen nun diesen Sitz als einen Thron, der zwar niedrig sei, aber sicherer als mancher andere: »Du hast wenigstens die Süßigkeit auszukosten, daß Du ihn im tiefen Frieden allen Neidischen zum Trotz behaupten wirst und solltest Du doch den Donner grollen hören, wird es immer nur unter Dir sein«. Marmontel, der eine Zeitlang zu den Besuchern dieses Salons gehörte, entwirft ein gelungenes Charakterbild von ihm. »Montesquieu, Fontenelle, Marivaux, Helvetius, Astruc, das war zu viel Geist für mich und wirklich bemerkte ich sehr bald, daß man sich schon beim Kommen darauf präpariert hatte, eine Rolle zu spielen und daß der Wunsch, in Szene zu treten, der Unterhaltung nicht immer die Freiheit ließ, ihren Lauf leicht und natürlich zu nehmen. Es kam darauf an, wer sich am schnellsten und wie im Fluge des Augenblicks bemächtigen würde, sein Stichwort zu sagen, seine Geschichte, seine Anekdote, seinen Geistesblitz loszulassen, und um diesen Moment herbeizuführen, zog man ihn oft genug an den Haaren herbei. Bei Marivaux erschien die Ungeduld, seine Feinheit und seinen Scharfsinn zu zeigen, ganz sichtlich. Montesquieu besaß mehr Ruhe, aber er erwartete, daß der Ball zu ihm kam, er war darauf vor-

bereitet. Mairan wartete die Gelegenheit ab. Astruc legte keinen Wert darauf. Nur Fontenelle ließ sie kommen, ohne sie zu suchen und wußte die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte, so bescheiden zu benutzen, daß seine Einfälle, seine reizenden Erzählungen nie mehr als einen Augenblick in Anspruch nahmen. Helvetius, aufmerksam und schweigsam sammelte um eines Tages auszugeben«.



Marmontel, von Saint Aubin nach Cochin. 1765.

Wie Mme. de Tencin die Elemente, die die Grundlage ihres Salons bildeten, aus der Hinterlassenschaft von Mme. de Lambert empfing, so trat nach ihrem Tode Mme. Geoffrin die Erbschaft ihrer Gesellschaft an, nach deren Ableben sie wieder Mme. Necker übernahm. Diese Folge sicherte dem französischen Salon im 18. Jahrhundert eine gewisse Tradition und erhielt ihm seinen Stil, der nur durch die anders gearteten Persönlichkeiten der vier Damen seine verschiedenen Nuancen erhielt. Im Salon von Mme. de Tencin gehörten Damen zu den seltenen Erscheinungen, als sich nun kurz vor dem Tode der Frau vom Hause, der 1749 erfolgte, Mme. Geoffrin häufiger einzustellen pflegte, ahnte Mme. de Tencin sofort, was sie zu ihr führe. »Wisset Ihr auch, was sie will«? sagte sie zu ihren Getreuen. »Sie schaut, ob es nichts für sie zum erben gibt«. Und sie hatte recht. Mme. Geoffrin trat die ganze Erbschaft der Schöngeister an, die bei Frau von Tencin verkehrt hatten. Die Sukzession Lambert-Tencin erlebte ihre glänzendsten Tage in

diesem Hause. Der Salon von Mme. Geoffrin ist das Musterbild des Pariser Bureau d'Esprit in dieser Zeit geworden. Marie Therese Rodet, die Tochter eines Kammerdieners der Dauphine von Bayern, heiratete mit 14 Jahren den sehr viel älteren, aber recht wohlhabenden Herrn Geoffrin, mit dem sie in einer sehr zufriedenen Ehe lebte, wenigstens so lange, bis sie der Kitzel packte, Gesellschaften in ihrem Hause zu empfangen. Ob die Verbindung mit Mme. de Tencin, die gegen das Jahr 1730 begann, ihr diesen Wunsch einblies oder was sie sonst dazu veranlaßte, ist nicht überliefert, sicher ist nur, daß sowohl ihr Mann, wie ihr Bruder, der mit ihnen in einem Hause lebte und sogar ihre eigene Tochter mit der Verwirklichung dieses Gelüstes ganz und gar nicht einverstanden waren. Alle drei widersprachen umsonst. Mme. Geoffrin begann doch Gäste einzuladen und ihren Freunden sogar regelmäßig in der Woche ein Mittagsessen vorzusetzen. Der Ehemann schickte sich am ersten in das Unvermeidliche und machte sich bald zum Haushofmeister seiner Frau, indem er selbst für die Bewirtung der Gäste, für die Weine usw. Sorge trug. Im übrigen spielte er bei den Zusammenkünften im Salon gar keine Rolle, sondern verhielt sich so schweigsam, daß sein am 20. Dezember 1749 erfolgter Tod von den Freunden seiner Gattin nicht einmal bemerkt wurde. Mme. Geoffrin, die mit einer jährlichen Rente von 150000 Livres zurückblieb, lebte von nun an ganz ihrer Geselligkeit. Sie war in keinem Sinne eine ungewöhnliche Frau, weder literarisch noch künstlerisch begabt, mangelhaft erzogen und nur sehr unvollständig gebildet und verstand es doch 30 Jahre hindurch, eine Gesellschaft in ihrem Salon zu versammeln, welche die ersten und erleuchtetsten Köpfe Europas zu den ihren zählte. Ihr Salon war eine Einrichtung, die in der ganzen Welt berühmt war. Alle Fremde, die Paris besuchten, drängten sich dazu, ihr vorgestellt zu werden, um diesen Verkehr genießen zu dürfen. Die guten Eigenschaften ihres Herzens überwogen bei weitem die des Kopfes. Sie war außerordentlich hilfreich und immer auf der Suche ihren Freunden Annehmlichkeiten zu verschaffen. Sie hat sich diese Art der Wohltätigkeit Riesensummen kosten lassen, von denen niemals jemand etwas erfuhr und die selbst ihre Tochter erst nach dem Tode der Mutter aus deren Büchern kennen lernte. Takt und Diskretion und eine gewisse Vorliebe für das Maßhalten waren die hervorstechendsten Merkmale ihres Charakters. Wenn sie es in hervorragender Weise verstand, den Geist aus anderen herauszuholen, die anderen zum Sprechen zu veranlassen, so besaß sie auch Autorität genug, sie, wenn es nötig war, wieder zum Schweigen zu bringen. Ihr »Sehr gut, nun ist's genug«, mit dem sie Diskussionen abzuschneiden pflegte, die ihr



HELMAN NACH MOREAU LE J

OHNE FURCHT LIEBE FREUNDIN 1776



Mme. Geoffrin, von Chardin.
Nach dem Gemälde im Musée Fabre in Montpellier.

gewisse Grenzen zu überschreiten schienen, war unter den Genossen ihres Kreises berühmt. Der Prince de Ligne nannte sie das Genie des gesunden Menschenverstandes. In ihren letzten Lebensjahren, sie starb am 6. Oktober 1777, war sie besonders empfindlich in bezug auf die Politik, die alles überwucherte und eine Unterhaltung geradezu unmöglich machte. Politische Debatten waren ihr im Grunde des Herzens zuwider und wurden von ihr absolut nicht geduldet. Sie war nachsichtig bis zu einem gewissen Punkte, war dieser erreicht, zeigte sie sich unerbittlich und wurde ihren Freunden eine Freundin, die tüchtig schelten konnte. In gewissem Sinne scheint sie, wenn es das Wohl von Leuten galt, für die sie sich interessierte, sogar herrschsüchtig gewesen zu sein. Sie war bereit, alles für ihre Freunde zu tun, sie gab ihnen Wohnung, Kleidung, Essen, Einrichtung, Leibrenten usw., aber sie forderte dafür Unterwerfung und Folgsamkeit. Das hat natürlich viele mit unabhängigem Charakter abgestoßen. Greuze sagte einmal zu Grimm: »Ich werde sie malen als Schulmeister mit der Rute in der Hand«. Die einzige Forderung, die sie erhob, war die an den Geist ihrer Gäste, Leute ohne solchen wünschte sie nicht bei sich zu sehen. Schwerfälligkeit und langatmige Auseinandersetzungen waren ihr verhaßt, die Unterhaltung sollte alle Gebiete streifen, keines erschöpfen. Marmontel, der auch in diesem Salon nicht fehlte, hat Mme. Geoffrin vorzüglich charakterisiert: »Ohne den leisesten Anstrich von Kunst oder Literatur befand sie sich, die in ihrem Leben nichts gelesen und außer durch Zufall auch nichts gelernt hatte, inmitten der einen und der anderen Gesellschaft und fühlte sich wohl dabei. Sie hatte das Einsehen, niemals über etwas zu sprechen, das sie nicht sehr gut verstand und über alles andere unterrichteten Leuten das Wort zu lassen, immer nachgebend und doch stets aufmerksam. Sie langweilte sich nicht einmal, wenn von Dingen gesprochen wurde, die ihr fremd waren. Am besten verstand sie sich darauf, den Vorsitz zu führen. um diese beiden Gesellschaften, die sich so frei fühlen, in der Hand zu behalten, dieser Freiheit gewisse Grenzen zu ziehen, sie durch ein Wort, eine Geste wie an einem unsichtbaren Faden dahin zurückzuführen, wenn sie sich losmachen wollten. »Nun ist's genug«, war gewöhnlich das Signal der Weisheit, das sie ihren Gästen gab.« »Der Gesellschaft von Mme. Geoffrin«, sagt Marmontel an anderer Stelle seiner Erinnerungen, »fehlte eine Annehmlichkeit, auf die ich den größten Wert lege, die Freiheit des Gedankens. Mit ihrem sanften: Nun ist's genug, hielt sie die Geister wie an einem Zügel«. Sie hatte zwei Diners in der Woche eingerichtet, die regelmäßig Montag und Mittwoch stattfanden, das eine für Künstler, das andere für die schönen Geister

aus der Literatur und der Philosophie. Der Mittwoch sah Mairan, Montesquieu, Fontenelle, Marivaux, Marmontel, Delille, Laharpe, d'Alembert, Piron, Voltaire, der Montag vereinte Boucher, Latour, Jos. Vernet, Vien, Lagrénée, Drouais, Bouchardon, Cochin, Carle Vanloo, und außer ihnen die Ästhetiker und Kunstfreunde den P. Paciaudi, Graf Caylus, den Marquis de Marigny, Präsident Hénault, Mariette, den Abbé de St-Non u. a. Künstler in den Salon zu bitten, war damals etwas ganz Ungewöhnliches. Maler, Kupferstecher, Bildhauer, Musiker galten noch durchaus für Handwerker und niemand hatte bis dahin daran gedacht, sie in Gesellschaft zu ziehen. Von bekannten Fremden fanden sich Horace Walpole ein, David Hume, Abbé Galiani, Baron Gleichen, Benjamin Franklin, Mozart, der als Kind bei ihr spielte und viele andere mehr. Schließlich veranstaltete sie noch kleine Soupers, bei denen sich Marmontel, Gentil-Bernard, der Chevalier de Chastellux, Prinz Louis de Rohan, die Gräfin Brionne, Mme. Necker, Gräfin Egmont einfanden. Trotz alles Zudranges oder gerade dessentwegen blieb Mme. Geoffrin in bezug auf ihre Gesellschaft sehr wählerisch. Sie wies Elemente, die ihr nicht paßten, zurück. So konnten es u. a. weder der Herzog von Richelieu noch Mme. d'Epinay durchsetzen, von ihr empfangen zu werden. »Warum Mme. Geoffrin mich nicht mag«, schrieb die letztere am 3. November 1770 an Abbé Galiani, »das ist auch eines von den Rätseln, die ich niemals lösen werde, denn ich müßte ihr doch gefallen, weil ich immer nur in Ruhe beobachte, niemals jemand zu verdunkeln oder auszustechen suche, kein Vermögen habe, kein Haus mache, und weder dumm noch eroberungslustig bin«. Der Salon von Mme. Geoffrin war nicht nur ein gesellschaftliches Zentrum, er war geradezu eine soziale Einrichtung und ersetzte an Einfluß und Bedeutung ein Dutzend heutiger Zeitungen. Was die Fremden hier hörten und sahen, nahmen sie als höchste Offenbarung des tonangebenden französischen Geistes mit in ihre Heimat und verbreiteten die Urteile und Anschauungen dieses Kreises über alle Kulturländer Europas. Daher auch die sonderbare Erscheinung, daß die Pariser Bürgerfrau von den ausländischen Monarchen geradezu umworben wird. Katharina II. schreibt ihr die schmeichelhaftesten Briefe, Gustav III. von Schweden, der bei seinem Aufenthalt 1770 eifriger Gast im Hause Geoffrin gewesen war, setzte den Verkehr mit Eifer schriftlich fort. Fürst Kaunitz korrespondierte mit ihr, die von ihrem Briefwechsel so in Anspruch genommen wird, daß sie meist 7 bis 8 Briefe täglich schreibt und es sich zum Gesetz macht, nie weniger als zwei jeden Tag abzusenden. Berühmt wurde ihr Verkehr mit Stanislaus August Poniatowski. Sie hatte den kleinen polnischen

Edelmann, als er in Paris war, beträchtlich unterstützt und war nicht wenig erstaunt, als sie 1764 einen Brief von ihm aus Warschau empfing mit der lakonischen Mitteilung: »Schelten Sie mich, Mama, ich regiere«. Zwei Jahre darauf besuchte sie ihren jungen Freund, der über Nacht König geworden war, in seiner Residenz, in der sie sich, mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, zwei Monate aufhielt. In Paris führte sie in den rivalisierenden Salons seitdem nur noch den Spitznamen »Königin Mutter von Polen«. In Versailles war es ihr unmöglich, empfangen zu werden, auf der Durchreise in Wien war sie dagegen von der Kaiserin und dem jungen Kaiser auf das schmeichelhafteste aufgenommen worden. Sie reiste geradezu wie eine Missionärin des französischen Geistes. Alle Enzyklopädisten hatten bei Mme. Geoffrin verkehrt, so daß ihr Salon geradezu die Hochburg der Philosophie bedeutete. Es ist schon erzählt worden, daß es Mme. Geoffrin war, die mit 100000 Taler einsprang, als die Zurückziehung des Privilegs der Enzyklopädie diese geradezu mit dem Untergang bedrohte. Sie hatte Diderot eine ganz neue Wohnungseinrichtung mit Originalgemälden von Jos. Vernet geschenkt und den Philosophen andere Opfer in Hülle und Fülle gebracht. Wie wenig sie aber deswegen gewillt war, auf den Wohlanstand der bürgerlichen Kreise zu verzichten, zeigte sich bei ihrer letzten Krankheit. Ordnung, Maßhalten, Dezenz waren ihre Leitsterne gewesen, so duldete sie es, daß ihre Tochter, die Marquise de la Ferté Imbault, die bisherigen Freunde des Hauses vom Krankenbett der Mutter ausschloß und d'Alembert geradezu die Türe wies. An der Schwelle ihres Krankenzimmers tobte der Kampf zwischen den Philosophen und den Devoten, der ganz Paris in Spannung versetzte. Er endete mit einem Siege der Kirche. Mme. Geoffrin, die ihr Leben lang nur mit Freigeistern verkehrt, sie aus allen Kräften geschützt und gefördert hatte, starb mit den Sakramenten der Kirche versehen, wie es sich für eine anständige Bürgerfrau schickt. Die Schicklichkeit über alles! Nicht alle, die Mme. Geoffrin von ihrem Salon ausschloß, trugen dies Schicksal mit der Ergebung von Mme. d'Epinay. Palissot, der ebenfalls nicht zu den Erwählten gehörte, versuchte den ganzen Kreis lächerlich zu machen, indem er ihn in seiner Komödie die Philosophen 1760 auf die Bühne brachte. Mme. Geoffrin war darin als Cydalise karikiert, aber das Stück war so schwach, daß die Verspotteten die Lacher auf ihrer Seite hatten.

Wenn sie keine Feinde hatte, so fehlte es ihr dafür nicht an Rivalen. Ein Salon, der sich mit dem von Mme. Geoffrin an Einfluß und Berühmtheit messen konnte, war der der Marquise du Deffand. Marie de Vichy ent-

stammte einer vornehmen Familie der Provinz und heiratete 1718 mit 21 Jahren den Marquis du Deffand, ein armseliges Kerlchen, wenn man seiner Frau glauben will. »Er gab sich immer Mühe zu mißfallen«, schreibt sie einmal. Das Paar vertrug sich nicht und trennte sich 1730 endgültig. Sie gefiel jedenfalls mehr und genoß ihre Freiheit in vollen Zügen. Nach der Sitte der Zeit flog sie aus einem Arm in den anderen und ersetzte die eheliche Treue durch die lange Dauer ihres Verhältnisses zu dem Präsidenten Hénault. Auch diese Beziehung war eigentümlich genug. »Sie sind für mich ein unentbehrliches Übel«, schrieb ihr der Präsident. »Was sind Sie reizend, wenn Sie nicht da sind«! antwortete sie ihm. Die beiden sind sich in der Freundschaft treu geblieben bis an ihr Ende. Mme. du Deffand hatte das Unglück, mit 50 Jahren zu erblinden, was für ihren regen Geist eine Qual sein mußte. Sie wußte es mit so viel Geschick zu verbergen, daß Mme. Necker einmal schreibt: »Sie war blind, ohne daß wir oder sie selbst es merkten« und fürchtete in dem Dunkel, das sie hoffnungslos umgab, nichts wie die Langeweile, die ihr Schlimmeres bedeutete, als den Tod. »Das Unglück, das sie betraf«, schreibt der Präsident Hénault, »änderte weder ihre Laune noch ihre Unterhaltung, man war versucht zu sagen, daß das Auge für sie ein überflüssiger Sinn war«. Sie besaß nicht die Mittel, die Mme. Geoffrin zu Gebote standen, sie hatte in ihrer günstigsten Zeit nicht mehr als 37000 Livres jährliche Einnahme, aber sie hatte zweierlei vor ihr voraus. Einmal ihre Zugehörigkeit zur großen Welt und dann glänzende Eigenschaften des Geistes. Niemand besaß mehr Geist wie sie, niemand bewies weniger Eifer mit demselben zu glänzen und niemand verstand es besser wie sie, den Geist der anderen zur Geltung zu bringen. »Ich habe sie mit jeder Sorte von Menschen sprechen hören und über alle Arten von Gegenständen«, schrieb Horace Walpole 1769, »und ich habe sie niemals im Unrecht gefunden. Sie demütigt die Gelehrten und findet eine Unterhaltung für jedermann. Sie ist liebreich wie Frau von Sévigné ohne ihre Vorurteile zu besitzen und hat einen weit umfassenderen Geschmack«. Wie sie für die Unterhaltung eine besondere Begabung besaß, so auch für das Briefschreiben. Sie korrespondierte mit der halben Welt, und die dickleibigen Sammlungen von Briefen, die sie mit Walpole, Voltaire, der Herzogin von Choiseul und anderen wechselte, lassen uns heute noch die eigentümliche Art ihres Geistes erkennen und schätzen. Vielleicht hat sie niemand glücklicher charakterisiert als ihre einstige Freundin und dann bittere Feindin Mlle. de Lespinasse. »Die Lebhaftigkeit ihres Geistes«, schreibt sie, »wurde nur durch die Einfachheit desselben erreicht. Die Witzworte und



Der Präsident Hénault, von Moitte nach Saint Aubin. 1744.

treffenden Bemerkungen kamen aus ihrem Munde, ohne daß sie selbst acht darauf zu geben schien, förmlich ohne ihr Wissen. Sie gab sich niemals die Mühe, auch die besten Einfälle etwa zu unterstreichen. Vor dem Schwulst hatte sie ein eben solches Entsetzen wie vor dem Deklamationston und dem, was sie den schönen Stil nannte. Das ging so weit, daß bei ihr jede Unterhaltung über erhabene Gegenstände ausgeschlossen war. Für philosophische Dispute hatte sie wenig Geschmack«. Der Beginn des Salons der Marquise du Deffand fällt mit dem Tode der Herzogin von Maine zusammen, der 1753 erfolgte. Sie wohnte damals im Kloster St-Joseph in der Rue St-Dominique, wo sie die Räume inne hatte, die ein halbes Jahrhundert zuvor die Marquise von Montespan bewohnte. Sie hat diese bis zu ihrem Tode nicht mehr verlassen und für Jahrzehnte zu einem Sammelpunkt der besten Gesellschaft gemacht. Der Präsident Hénault, Montesquieu, Argenson, Marmontel, d'Alembert, Maupertuis, Turgot, von Ausländern Hume, Gibbon, Walpole, Fox trafen sich hier mit der Blüte der vornehmen Welt. »Niemals hatte eine Frau mehr Freunde«, bemerkte der Präsident Hénault, »und niemals hat eine sie mehr verdient. Die Freundschaft war für sie eine Leidenschaft und daher verzieh man ihr auch, daß sie ein übergroßes Zartgefühl hineintrug«. Während Mme. de Tencin und Mme. Geoffrin Damen bei ihren Zusammenkünften nicht gerade gern sahen, spielten sie im Salon der Marquise du Deffand

eine große Rolle. Die Marschallin von Luxemburg, die Gräfin Boufflers, die Herzogin von Choiseul und andere Sterne aus der Welt der Schönheit und der Eleganz waren tägliche Gäste. Nun schreibt Horace Walpole zwar 1766 an Crawfurt: »Die Damen gehen zu Mme. du Deffand nur, wenn kein eleganteres Haus geöffnet ist. Hinterher mokieren sie sich fürchterlich«, aber sie haben das doch fortgesetzt, solange die Marquise lebte. Beweis genug, daß es eine große Anziehungskraft besaß. Diese lag nur in der Unterhaltung, denn die Bewirtung war für damalige Verhältnisse bescheiden. Ihr Koch hatte sogar einen äußerst ungünstigen Ruf. »Der Unterschied zwischen ihm und der Brinvilliers« (der bekannten Giftmischerin), sagte der Präsident Hénault, dessen Koch allerdings berühmt war, »besteht nur in ihrer verschiedenen Absicht«. Sonntags war ihr Empfangstag, jeden Sonnabend gab sie ein großes Souper. Diese beiden Veranstaltungen waren so besucht, der Andrang so groß, daß es der Dame vom Hause schließlich zu viel wurde. »Ich will von jetzt an nicht mehr als sechs Personen zum Souper haben«, schreibt sie 1771 an die Herzogin von Choiseul, »aber täglich. Unsere Mahlzeiten werden sehr einfach sein: die pièce de résistance, zwei Entrées, ein Braten und zwei Entremets«. Die Unterhaltung war die Hauptsache. Sie war zwangloser als bei Mme. Geoffrin, da die Marquise ihre Gäste nicht dominierte. »Es war fast unmöglich, ihr zu widersprechen«, schreibt Gräfin Genlis, »sie hörte nicht zu oder schien nachzugeben, indem sie sich beeilte, von etwas anderem zu sprechen«. »Jeder kommt mit seinem Geist von alletage«, sagte Montesquieu. Eine Lieblingsunterhaltung bestand in den charakterologischen Porträts, die man voneinander entwarf. Mme. de Staal und der Präsident Hénault zeichneten sich in dieser Art der Literatur besonders aus.

Die Damen Tencin und Geoffrin wußten wohl, warum sie Rivalinnen aus ihren Salons ausschlossen, die Marquise du Deffand mußte erleben, daß eine Spaltung in ihrem Kreise eintrat, die sie selbst allerdings durch ihre Leidenschaftlichkeit zu einem vollkommenen Bruche trieb. Sie hatte im Jahre 1754 eine Verwandte ihres Bruders Julie de Lespinasse als Gesellschafterin in ihr Haus genommen und damit eine Anziehungskraft für ihren Salon gewonnen, deren große Macht sie eines Tages unliebsam bemerken sollte. Gegen 7 Uhr des Abends pflegten sich ihre Gäste gewöhnlich einzustellen, einige von ihnen aber, und darunter gerade ihr ältester Freund d'Alembert, hatten sich im Laufe der Zeit angewöhnt, schon eine Stunde früher zu erscheinen und dieses Stündchen im Zimmer der Gesellschafterin zu verplaudern. Als die Marquise diese Sezession ihres Salons bemerkte, ließ sie sich von ihrer Eifersucht dazu hin-

reißen, Mlle. de Lespinasse eine große Szene zu machen, infolge deren diese ihr Haus verließ. Julie de Lespinasse war ein uneheliches Kind des Grafen de Vichy und der Gräfin d'Albon und vollkommen mittellos. Der Verlust ihrer Stellung im Hause du Deffand aber zeigte, wie viele Freunde sie sich bereits erworben hatte. Die Marschallin von Luxemburg schenkte ihr das vollständige Mobiliar, dessen sie zu ihrer Einrichtung bedurfte, Mme. Geoffrin setzte ihr eine Leibrente von 2000 Livres jährlich und dann nochmals 1000 Taler im Jahre aus, so daß Mlle. de Lespinasse schließlich eine Einnahme von 8500 Livres besaß. Sie zog zuerst in die Rue St-Dominique, dann in die Rue Belle Chasse, wo sie mit d'Alembert in der größten Intimität, aber in allen Ehren, zusammenlebte. Sie muß in der Tat ein Wesen von ganz außerordentlicher Art gewesen sein. Sie hat, ohne schön, ohne auch nur hübsch zu sein, nicht nur alle Männer bezaubert, die in ihre Nähe kamen, sondern auch, was schließlich viel mehr sagen will, alle Frauen. Sie war die einzige Dame, welche Mme. Geoffrin regelmäßig zu ihren Montags- und Mittwochs-Diners hinzuzog, so daß Mme. du Deffand, die sich in einen förmlichen Haß gegen sie hineingesteigert hatte, sagte, als sie von ihrem Tode hörte: »Wenn sie in das Paradies kommt, soll sich die heilige Jungfrau nur in acht nehmen, denn sie wird ihr die Liebe Gottvaters entziehen«. »Die Art, wie sie versteht, die Unterhaltung in einem Grade gleichmäßiger Wärme zu erhalten, ist entzückend«, schrieb Mme. Suard. Mlle. de Lespinasse lebte, seit sie sich von Mme. du Deffand getrennt hatte, nur ihren Freunden. »Ich kenne nur ein Vergnügen«, schrieb sie 1773 an Condorcet, »ich habe nur ein Interesse, das der Freundschaft. Sie hält mich aufrecht und tröstet mich. Ich möchte jeden Tag meines Lebens auslöschen, an dem ich meine Freunde nicht sehe«. So empfing sie täglich von 6 bis 10 Uhr abends, und wenn ihre Einnahme auch viel zu gering war, um ihren Freunden zu essen geben zu können, »sie erlaubte ihnen nur zu verdauen«, wie Grimm witzig sagte, so war ihr Salon doch binnen kürzester Zeit einer der besuchtesten von Paris. Im Gegensatz zu der strengen geistigen Disziplin, der Mme. Geoffrin ihre Gäste unterwarf, genossen sie bei ihr völlige Freiheit und Mme. du Deffand hatte den Schmerz mitansehen zu müssen, daß die bedeutendsten Männer ihres Kreises sich beeiferten, von ihrer früheren Gesellschafterin empfangen zu werden. Als sie unvorsichtig genug war, ihren alten treuen Freund d'Alembert vor die Wahl zu stellen, entweder sie aufzugeben oder jene, entschied er sich für Mlle. de Lespinasse, was sie beiden nie vergeben hat. Ihre geistige Kapazität scheint außerordentlich gewesen zu sein. »Ihre Unterhaltung war niemals über oder unter derjenigen, zu denen

sie sprach«, schreibt Graf Guibert, »sie schien das Geheimnis aller Charaktere, das Maß und die Nuance jedes Geistes zu besitzen. Sie war die Seele aller Unterhaltungen, aber sie machte sich niemals zu ihrem Gegenstand«. »Sie war in erstaunlicher Weise aus Anstand, Vernunft und Weisheit zusammengesetzt«, sagte Marmontel, »und besaß dabei den lebhaftesten Kopf, die glühendste Seele, die feurigste Einbildungskraft, die es seit Sappho gegeben hat. Niemand sprach besser als sie und dabei ließ sie sehr wohl fühlen, bis wohin die Freiheit der Äußerungen gehen dürfe, ohne das Schamgefühl oder den Anstand zu verletzen«.

Jede der Damen, die ein Bureau d'Esprit hielten, hatte einen Philosophen, der ihrem Salon einen Mittelpunkt und ein gewisses persönliches Gepräge gab, Mme. Geoffrin den greisen Fontenelle, der bis zu seinem 100. Jahr frisch und munter blieb, Baron Holbach, den Feuerkopf Diderot, Mme. d'Epinay Grimm, Mlle. de Lespinasse d'Alembert. Außer, daß er ein großer Philosoph und bedeutender Mathematiker war, war er ein glänzender Gesellschafter, »ein Spaßmacher wie kein zweiter«, nannte ihn Abbé Galiani. Um ihn gruppieren sich im Salon Lespinasse alle Enzyklopädisten, so daß man ihn das Hauptquartier der Philosophen nannte. Wie man 30 Jahre zuvor im Salon Lambert die erledigten Sessel der 40 Unsterblichen vergeben hatte, so wurde der Salon Lespinasse jetzt das Vorzimmer der Akademie. Alles was in Paris Geist hatte oder zu haben glaubte, drängte sich hierher, auch alle Fremden, an denen Paris ja damals schon so reich war. Graf Caraccioli, Grimm, Baron Gleichen, Abbé Galiani, Hume, Walpole, keiner von denen, die Anspruch darauf machten, in Paris mitzuzählen, fehlte. »Mlle. de Lespinasse wußte Menschen von der verschiedensten Art Geist zu vereinen«, schreibt Grimm, »manchmal sogar von der allerentgegengesetztesten und ohne daß sie sich die allergeringste Mühe zu geben schien, wußte sie durch ein geschickt hingeworfenes Wort die Unterhaltung in Gang zu halten, sie zu beleben oder zu verändern, ganz wie es ihr gut schien«. Marmontel, der auch zu den Stammgästen dieses Salons gehörte, hat ihm in seinen Erinnerungen eine sympathische Beschreibung gewidmet. »Der Kreis von Mlle. de Lespinasse«, sagt er da, »war von Leuten gebildet, die untereinander nicht zusammenhingen. Sie hatte sie hier und dort in der Welt aufgegriffen, aber so gut ausgewählt, daß, wenn sie dort waren, sie sich in einer Harmonie befanden, wie die Saiten eines Instrumentes, das eine geschickte Hand gestimmt hat. Sie spielte dieses Instrument mit einer Kunst, welche Genie anzeigte. Sie schien genau zu wissen, welchen Ton die Saite erklingen lassen würde, die sie anschlug. Ich will sagen, daß unsere

Geister und unsere Charaktere ihr so genau bekannt waren, daß sie nur ein Wort nötig hatte, um sie in Schwingung zu versetzen. Nirgendwo war die Unterhaltung lebhafter, glänzender oder besser geregelt als bei ihr. Es war eine seltene Erscheinung dieser Grad einer mäßigen und stets gleichbleibenden Wärme, den sie zu erhalten wußte, indem sie ihn je nachdem mäßigte oder anfeuerte. Die dauernde Tätigkeit ihrer Seele teilte sich unserem Geiste mit, aber mit Maß, ihre Phantasie war das bewegende agens, ihre Vernunft die regulierende Instanz. ⟨Und die Köpfe Condillacs, Turgots, d'Alemberts waren doch weder schwach noch leichtfertig.⟩ Ihre Gabe, den Gedanken in die Unterhaltung von Männern dieser Klasse zu werfen, ihn selbst mit zu diskutieren und wie sie, mit Schärfe, mit Beredsamkeit, ihr Talent neue Ideen herbeizurufen und die Unterhaltung zu variieren, alles mit der Leichtigkeit einer Fee, deren Zauberstab mit einem Schlage die Szene wie durch Hexerei ändert, waren nicht die einer gewöhnlichen Frau«.

Julie de Lespinasse, die 1764 im Alter von 32 Jahren stand, war nicht wie die Damen Tencin, Geoffrin, du Deffand und andere über das Alter der Empfindungen hinaus, sondern denselben sogar in hohem Grade zugänglich. Mme. de Tencin und die Marquise du Deffand stammten aus einer Zeit, in der die Liebe nicht viel mehr bedeutet hatte, als einen flüchtigen Rausch der Sinne. Sie waren durch ihre Gefühle nicht weiter angegriffen worden, sondern wechselten ihre Neigungen, indem sie die alten einfach abschüttelten. Jetzt war eine andere Zeit, die Gefühlsschwelgerei in Mode und Mlle. de Lespinasse, die für Richardsons Clarissa Harlowe und die englische sentimentale Literatur so schwärmte, daß sie zu Sternes Reise eine Fortsetzung schrieb, besaß außer Geist und Verstand auch eine Seele voll Leidenschaft und Feuer. So blieben ihr zwei junge Männer ihres Kreises nicht gleichgültig. Graf Fuentes de Mora und Graf Guibert eroberten nacheinander und gleichzeitig ihr Herz. In den Konflikten dieser Liebe hat sie sich verzehrt und sie starb erst 44 Jahre alt am 24. Mai 1776 in Paris.

Die Salons der Damen Tencin, Geoffrin, du Deffand, de Lespinasse waren die bekanntesten Bureaux d'Esprit im Paris der Mitte des 18. Jahrhunderts. Aber sie waren natürlich durchaus nicht die einzigen Vereinigungspunkte der schönen Geister. Da war Mme. du Boccage, deren Salon einige Zeit mit dem von Mme. Geoffrin zu rivalisieren suchte, aber seiner Langeweile wegen bald gemieden wurde. Es war, wie Grimm verrät, den Gästen lästig, das Essen, das man ihnen vorsetzte, mit Lobhudeleien der Gedichte der Hausfrau bezahlen zu müssen. Als Mme. d'Epinay gestorben war, bot

sie sich dem Abbé Galiani als Korrespondentin an, der Neapolitaner ließ sie indessen abfallen. Mme. de Graffigny, ebenfalls ein Blaustrumpf, versuchte einige Schöngeister zu fesseln, was ihr aber nur mit Turgot gelang. Mme. Cassini, eine Schwester des Marquis de Pézai, der eine Zeitlang Einfluß auf Ludwig XVI. gewann, hielt ein Bureau d'Esprit, das aber zu keiner rechten Bedeutung gelangte. Mme. de Marchais versuchte mit Frau Necker zu rivalisieren, sie sah Choderlos de Laclos, Walpole, Marmontel, den Marquis de Créquy und gelegentlich und zufällig auch Damen der großen Welt wie die Herzogin Marschallin von Luxemburg u. a. Frau von Vauvray, die Gattin eines Intendanten der Marine, empfing die beste Gesellschaft in ihrem Hause, sie sah Fontenelle bei sich, den Maler Rigaud, den Komponisten Destouches, die Gelehrten Johann und Nicolaus Bernouilli, Charles Rollin u. a. Mme. Dupin, eine natürliche Tochter von Samuel Bernard, lebte auf großem Fuße. »Ihr Haus, ebenso glänzend und amüsant wie nur eines in Paris«, schreibt Rousseau, »vereinigte eine Gesellschaft, an der nichts auszusetzen war, als daß sie hätte weniger zahlreich sein müssen, um in jeder Beziehung eine Elite darzustellen«. Sie liebte es, alle hervorragenden Leute zu sehen, Vornehme, Literaten und schöne Frauen. »Der Geist dieser Dame«, erklärte Mme. du Deffand, »ist die Höhe des Unsinns«. Gräfin d'Houdetot, durch ihr Verhältnis zu Rousseau so bekannt geworden, sah in ihrem Salon alle Freunde des Marquis de Saint-Lambert, mit dem sie Jahrzehnte hindurch in einer so zärtlichen und treuen Verbindung lebte, daß der Liebhaber am Tage der goldenen Hochzeit des Ehepaares d'Houdetot einen furchtbaren Anfall von Eifersucht hatte. Ehe Saint-Lambert auch nur eine Zeile veröffentlicht hatte, genoß er schon in der Pariser Gesellschaft einen großen Ruf, war er es doch gewesen, der Voltaires Freundin, die nicht mehr jugendliche Marquise duChatelet, in andere Umstände versetzt hatte. Als die Arme bei der Entbindung starb, war er so berühmt, daß sein langweiliges Gedicht »Die Jahreszeiten« seinem Ruhm kaum etwas hinzufügen konnte. Gräfin d'Houdetot war ungemein liebenswürdig und ebenso liebenswert. Trotzdem sie schielte, daß man nie wußte, wen sie ansah, fehlte es ihr niemals an Anbetern. Sie hatte nach Mme. Suard nur einen Fehler, sie wußte alle Diskussionen mit so feinen und treffenden Bemerkungen zu enden, daß Niemand mehr etwas zu sagen übrig blieb. Sie wurde uralt und war immer glücklich. »Mme. d'Houdetot«, schreibt Choderlos de Laclos, »lebte mit Gläubigen und Ungläubigen, mit Prüden und Kecken und mit allen ohne ihnen etwas von ihrem Charakter zu opfern, niemand konnte sich jemals über sie beklagen«. Auf ihrer kleinen Besitzung



Beim Souper, von Helman nach Moreau le j. 1781.

in Sannois waren die Gäste jeden Dienstag willkommen, wer eingeladen war durfte immer kommen und fand stets den Tisch gedeckt.

Mme. d'Epinay, eine nahe Verwandte der Gräfin d'Houdetot, empfing in ihrem Salon die erlesensten Geister, »um sie zu vereinen«, wie ihr Voltaire schrieb. Die große Attraktion dieses Salons war zunächst Abbé Galiani, ein glänzender Causeur und zugleich ein wunderliches Gemisch von Gelehrtem und Spaßmacher. »Er ist für die Gesellschaft so kostbar«, sagte Diderot von ihm, »daß wenn man Männer wie ihn in den Läden verkaufte, jedermann einen würde haben wollen«. Später war der berühmte Melchior Grimm der Mittelpunkt ihres Hauses. »Mme. d'Epinay kann niemals hübsch gewesen sein«, schreibt Gräfin Genlis, »ihren Manien fehlt jede Vornehmheit, ihre Unterhaltung streift an den Klatsch, aber sie ist natürlich, verbindlich und ohne jede Pedanterie. Ihr Geist schien mir gewöhnlich und ihre Kenntnisse sehr beschränkt«. Mme. d'Epinay ist die einzige der geistreichen Damen, die uns in ihrer Erinnerung eine annähernde Kenntnis des intimen Lebens und Treibens der Kreise berühmter Leute bewahrte, unter denen sie sich bewegte. Da sehen wir Duclos, Rousseau, Grimm u. a. nach der Natur gemalt, allerdings auch mit dem ganzen Klatsch und Tratsch, der einer kleinen gesellschaftlichen Clique anhaftet. Mme. d'Epinay war es, an die Abbé Galiani seine witzigsten Briefe richtete.

Eines großen Rufes erfreuten sich eine lange Reihe von Jahren hindurch die »Diners du bout du banc«, die wechselweise bei der Schauspielerin Mlle. Quinault und dem Grafen Caylus stattfanden. Der Name will so viel besagen, als schnell im Stehen gegessen, im Vorbeilaufen. Die Dame gehörte von 1718 bis 1741 der Bühne an. Sie war erst Maitresse des Herzogs von Orléans, des Sohnes des Regenten, dann die des Herzogs von Nevers, für dessen Frau sie galt. Diese Diners fanden zweimal in der Woche statt und vereinigten Voltaire, Piron, d'Alembert, Marivaux, Destouches, Collé, Duclos, Moncrif, Montesquieu, Maurepas, Argenson, Voisenon, Saint-Lambert, Crébillon fils, Rousseau und andere Leute von Geist und Witz. Wer einmal geladen war, durfte ohne weiteres wiederkommen auf die Gefahr hin, daß die Dame vom Hause plötzlich 20 Gäste bei sich sah, während sie vielleicht auf 10 oder 12 gerechnet hatte. Bei den Festmahlen stand mitten auf dem Tisch ein Schreibzeug, das man dazu benutzte, um die besten Einfälle und Verse sofort zu Papier zu bringen, ein Verfahren, das in die Lustigkeit leicht etwas Gezwungenes hineinbringen konnte. Grimm hat sich über diese Veranstaltung 1767 als etwas Ermüdendes und Langweiliges ausgesprochen. In verschiedenen

kleinen Sammelwerken haben die Teilnehmer dieser Tafelrunde ihre witzigen Gedichte vereint, auch Graf Caylus hat viele derselben in seine Werke aufgenommen.

Von all den Unterhaltungen, die in diesen Bureaux d'Esprit gepflogen wurden, hört man immer nur, daß sie geistreich und bedeutend waren. Sie sind verrauscht und verflogen und Nachgeborene müssen sich an dieser Versicherung genügen lassen, so wie man auch auf Treu und Glauben hinnehmen muß, daß Talma ein großer Schauspieler und die Catalani eine gewaltige Sängerin war. Von den Gesprächen, die an der Tafel von Mlle. Quinault geführt wurden, sind uns wenigstens zwei überliefert worden. Mme. d'Epinay hat sie in ihren Erinnerungen bewahrt, und wenn sie sie auch erst nach langen Jahren zu Papier brachte, so darf man doch annehmen, daß ihr Verlauf wahrheitsgemäß geschildert sein wird. Um dem Leser einen Begriff von Ton und Geist dieser Zirkel zu geben, haben wir das eine derselben im Anhang zu diesem Kapitel übersetzt.

Außer den Bureaux d'Esprit, die sich um geistreiche Frauen bildeten, haben auch Herren an der Gesellschaft bedeutender Mitmenschen Geschmack gefunden, vor allem haben in der Mitte des Jahrhunderts zwei ein großes Haus gemacht, die beide durch Geist und Reichtum genugsam hervorragten, um sich den Luxus einer solchen Geselligkeit leisten zu können: Helvetius und Holbach. Helvetius war von literarischem Ehrgeiz so besessen, daß er seinen Posten als Generalsteuerpächter aufgab, um sich ganz der Literatur zu widmen. Wenn er persönlich auch geistig für pedantisch und schwerfällig gehalten wurde, so galt seine schöne Frau für um so liebenswürdiger. Sie war es, die den Salon Helvetius zu einem gesuchten Aufenthalt machte. Alle Enzyklopädisten haben in demselben verkehrt: Diderot, d'Alembert, Raynal, Grimm, Condillac, Turgot, Galiani, Rousseau, Jaucourt, Buffon und die übrigen großen und kleinen Sterne am literarischen Himmel der französischen Hauptstadt. Nach Helvetius' frühem Tode fuhr seine Gattin fort, Leute von Geist und Bedeutung bei sich zu sehen. Während seines Aufenthaltes in Paris war Franklin ihr ständiger Gast. Das Haus blieb so besucht und bekannt, daß während der Republik die Mietkutscher die Rue St-Anne, in der sie wohnte, nur die Rue St-Helvetius nannten. »Die Gesellschaft bei den Damen Geoffrin und Lespinasse«, schreibt Marmontel, »ließ es mich doch nicht versäumen, meine Seele in den Häusern von Helvetius und Holbach zu stärken, meinen Geist zu erheben und auszubreiten, meine Gedanken zu vermehren und zu befruchten«. Die Diners des überaus gastfreien Baron Holbach waren

berühmt, Galiani nannte den Hausherrn nur den »Haushofmeister der Philosophie«. Der Kreis war der gleiche wie bei Helvetius, da aber die Baronin in dem Hause nicht die Rolle zu spielen verstand, wie Mme. Helvetius in dem ihren, so war der Ton schroffer, ging mehr auf den Grund der Dinge und wurde vielen der Gäste durch seine Schärfe unangenehm. »Ich habe heute«, schreibt Horace Walpole darüber, »mit einem Dutzend Gelehrter diniert, und obgleich alle Domestiken dabei waren, um aufzuwarten, war die Unterhaltung doch bedeutend weniger reserviert, als ich es an meinem Tische in England dulden würde, wenn auch nur ein einziger Lakai dabei wäre«. Kurze Zeit darauf schreibt er am 19. Oktober 1765 an Thomas Brand: »Das Lachen ist aus der Mode, die armen Leute haben keine Zeit mehr dazu, denn sie müssen zuerst daran denken, Gott und den König zu Boden zu stürzen. Männer und Frauen, alle bis zum letzten arbeiten mit Andacht an diesem Zerstörungswerk«. Schließlich zieht er sich aus dem Kreise der Enzyklopädisten zurück. Er schreibt am 2. Dezember 1765 an George Selwyn: »Ich gehe manchmal zu dem Baron Holbach, aber ich habe seine Diners aufgegeben, es war nicht mehr zum aushalten mit seinen Autoren, Philosophen und Gelehrten, von denen er einen ganzen Taubenschlag hält«. Zu Holbach kamen auch die vielen Engländer Hume, Wilkes, Sterne, Franklin, Garrick. Rousseau hat den Baron Holbach als Wolmar in der neuen Heloise verewigt.

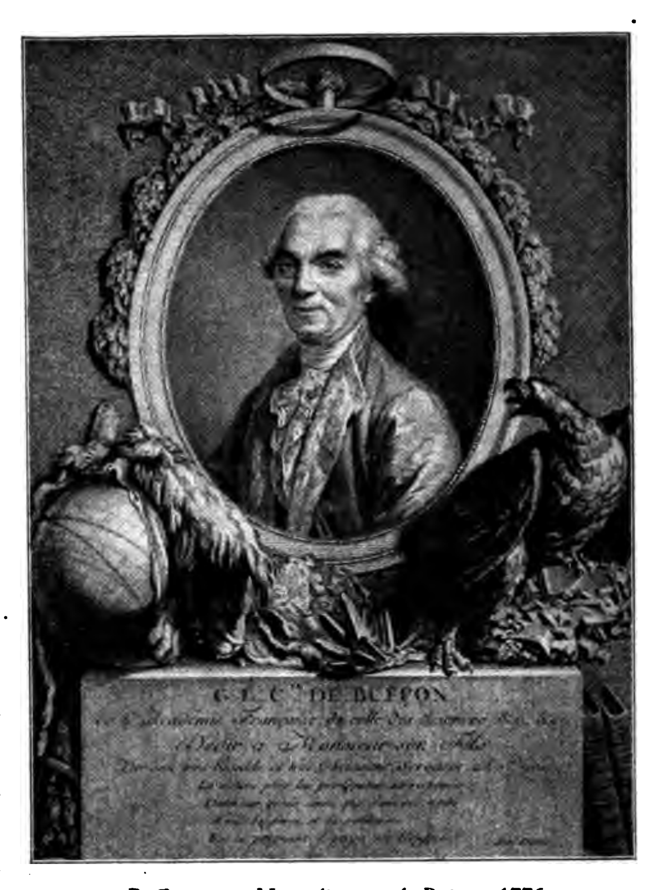
Generalsteuerpächter wie Helvetius war auch Pelletier. In seinem Hause verkehrten Crébillon fils, Collé, Saurin, Marmontel, Suard, Duclos. Man machte hier aus der Zusammenkunft ein Gesellschaftsspiel, indem man einen der Anwesenden als krank erklärte und ihn zwang, der ganzen Corona und ihren Angriffen standzuhalten.

Die Blüte des Salons war die Mitte des Jahrhunderts. Sie wurde repräsentiert durch die Namen Geoffrin, du Deffand und Lespinasse. Diese drei Damen haben für ihre Gesellschaft eine natürliche Begabung mitgebracht, die sie niemand vermachen konnten, auch als sich Erbinnen fanden, die sich bemühten, an ihre Stelle zu treten. Die meiste Mühe gab sich deswegen Mme. Necker, die Frau des Finanziers. Suzanne Curchod, eine protestantische Schweizerin, heiratete 1764 den Bankier Necker, der reich, aber noch weit entfernt von den Tagen seines Ruhmes war. Mme. de Vermenoux, die Freundin, die diese Partie zustande brachte, äußerte sich über die Verlobten: »Sie werden sich so miteinander langweilen, daß ihnen das schon eine Beschäftigung geben wird«. Diese Vorhersage erfüllte sich nicht, die Eheleute zogen es vor, sich gegenseitig anzubeten und zu verhimmeln. Sie wohnten

in fürstlichem Stil, erst in der Rue Cléry, dann in der Rue Bergère, wo sie auch ihre Gäste bei sich sahen. Ob es nun ein eigener innerer Trieb war, der sie dazu veranlaßte, einen Kreis geistreicher Männer um sich zu versammeln, oder ob es nur der Wunsch war, ihrem Gatten gewissermaßen ein Sprungbrett zu bereiten, von dem er sich in eine höhere Karriere stürzen könne, jedenfalls bildete der Salon von Mme. Necker eine Gesellschaft, die ein bestimmter Wille, eine Absicht vereinte zum Unterschied von den Freunden, die sich zwanglos um den Fauteuil von Mlle. de Lespinasse scharten. Wenn das schon die Natürlichkeit raubte, die den Reiz der anderen Salons bildete, so war es vor allem auch der Charakter der Dame des Hauses, die ihm das schon die Natürlichkeit raubte, die den Reiz der anderen Salons

dem Salon Necker ein so wesentlich verschiedenes Gepräge verlieh. Marmontel, der auch zu den Habitués des Neckerschen Salons gehörte, hat das sehr hübsch auseinander gesetzt. »Den Sitten von Paris ganz fremd«, schreibt er, »besaß Mme. Necker keinen der Vorzüge einer jungen Französin. Weder ihre Manieren noch ihre Sprache waren auf den Ton gestimmt, den eine Frau besitzt, die durch die Schule der großen Welt gegangen ist. Ohne Geschmack in der Kleidung, ohne Leichtigkeit in der Haltung, ohne Anmut in der Höflichkeit war ihr Geist viel zu sehr hergerichtet, um Grazie zu besitzen. Eine tugendhafte Erziehung und einsame Studien hatten ihr alles gegeben, was die Kultur der Seele einem ausgezeichneten Charakter hinzufügen können. Ihr Gefühl war ausgezeichnet, aber in ihrem Kopfe waren die Gedanken häufig konfus und unbestimmt. Statt, daß sie ihre Ideen durch Nachdenken aufgeklärt hätte, brachte sie sie durcheinander und übertrieb sie, indem sie sie zu vergrößern glaubte. Man sah sie immer bemüht, sich ihrer Gesellschaft angenehm zu machen, immer bestrebt, diejenigen liebenswürdig zu empfangen, die sie eingeladen hatte und jedem etwas Angenehmes zu sagen. Aber alles war vorher überlegt, nichts kam von selber und so machte nichts Eindruck«. Frau Necker besaß Kenntnisse, aber keinen Geist oder wenigstens nicht das leichte Verständnis, das sich im Sprunge fremden Ideen anzupassen vermag. Ihr Verstand war schwerfällig und systematisch. Einer ihrer Besucher fand einmal in ihrem Zimmer ein Notizbuch, in dem sie sich eine genaue Präparation ihrer abendlichen Unterhaltung entworfen hatte, und war indiskret genug, diese Entdeckung nicht für sich zu behalten. Sie galt für prüde, was bei der laxen Auffassung der Moral in der guten Gesellschaft nicht verziehen wurde. »Man sagt Mme. Necker nach«, berichtet Collé, »daß sie die Art, wie die Kinder entstehen, wenig sauber und anständig findet und daß sie eine andere Manier für diesen Zweck ausfindig machen will. Alle jungen Liebenden sind

in Todesangst, ob Gott nicht am Ende ihre Vorschläge anhören und seine alten Gesetze umstoßen wird«. Als Mme. Necker daranging, ihren Salon zu bilden, hatte es schon Schwierigkeiten einen Wochentag zu bestimmen, da Mme. Geoffrin, Holbach und Helvetius alle besetzt hatten und ihr nur den Freitag ließen, der sich als Fasttag zum Veranstalten von Soupers oder Diners wenig eignete. Sie wählte ihn notgedrungen doch und zog wie Mme. Geoffrin und Mlle. de Lespinasse möglichst die Enzyklopädisten in ihren Salon. Diderot, d'Alembert, Buffon, Suard, Marmontel, St.-Lambert, Morellet, Raynal, Thomas, Grimm, Galiani gehörten zu ihren Gästen, wie Grimm in seinen scherzhaften Anzeigen der philosophischen Kirche verkündet: »Schwester Necker gibt bekannt, daß sie alle Freitage zu essen geben wird. Die Kirche wird sich zu ihr begeben, weil sie Wert auf sie und ihren Gatten legt. Sie wünschte dasselbe von ihrem Koch sagen zu können«. Wenn die Herren der Geselligkeit im Salon Necker nur mit Vorbehalt zustimmten, so haben sich die Damen noch weit ablehnender verhalten. »Ich bin mit Mme. Necker bekannt geworden«, schreibt die Marquise du Deffand 1773, »ich habe gestern mit den Damen de Marchais und d'Houdetot dort soupiert. Wenn sie mich gesehen hätten, sie würden sich meiner Dummheit geschämt haben. Immer mußte ich mir sagen, warum begibst du dich auf diese Galeere. Die Furcht vor der Langeweile bringt einen dazu, daß man aus Angst vor dem Regen ins Wasser springt«. Kurze Zeit darauf hat sie wieder ein Souper in diesem Hause



Buffon, von Vangelisty nach Pujos. 1776.

mitgemacht. »Die Vernunft verstand ich nicht und das Gebrüll fand ich unerträglich«, ist die Schlußbemerkung, mit der sie sich aus diesem Kreise zurückzieht. Auch die Baronin Oberkirch spricht in ihren so unterhaltenden Erinnerungen wenig freundlich über Mme. Necker. »Die Kunst des Gefallens ist ihr fremd«, sagt sie, »sie kann weder lachen noch weinen«. Sie versuchte nicht nur die Philosophen anzuziehen, sondern auch die Dichter. Thomas, Gali-Thomas nannte der boshafte Voltaire seine Verse, gehörte zu ihren intimen Freunden und Bernardin de Saint-Pierre, dessen Paul et Virginie zuerst in ihrem Salon vorgelesen wurde, übrigens zur vollkommensten Langeweile der Hörer. Den Ton im Hause Necker, in dem der Hausherr eine ganz passive Rolle spielte, wie bei Holbach die Baronin, hat Galiani sehr hübsch in einem Briefe geschildert. »Keinen Freitag gibt es«, schreibt er aus Neapel an Mme. Necker, »an dem ich mich nicht im Geiste zu Ihnen begebe. Ich komme und finde Sie entweder bei der Vollendung Ihrer Toilette oder auf Ihrem Diwan ausgestreckt. Ich setze mich Ihnen zu Füßen. Thomas leidet darunter ganz still, Morellet ganz laut, Grimm und Suard lachen von Herzen und mein lieber Graf Creutz bemerkt es gar nicht. Marmontel findet das Beispiel würdig, um nachgeahmt zu werden und Sie, Madame, in Ihnen kämpfen zwei Ihrer schönsten Tugenden, Scham und Höflichkeit und in dieser Verlegenheit finden Sie, daß ich ein kleines Ungeheuer bin, das Sie zwar in Verlegenheit setzt, das Sie aber nicht hassen können. Man kündigt an, daß angerichtet sei. Wir gehen. Die anderen essen wie sonst. Ich faste und esse viel von dem grünen schottischen Kabliau, den ich so liebe. Ich überfresse mich, während ich den Abbé Morellet bewundere, der einen kleinen Truthahn tranchiert. Man steht auf, man ist beim Kaffee, alle sprechen auf einmal. Abbé Raynal stimmt mit mir darin überein, daß Boston und das englische Amerika auf ewig von England getrennt sind und in demselben Augenblick sind Creutz und Marmontel einig in Grétry den Pergolese Frankreich zu erblicken. Herr Necker findet alles in Ordnung, senkt den Kopf und geht«.

Frau Necker selbst hat, als ihr erstes Freitagsdiner vorüber war, einen Teil der Unterhaltung, die dabei stattgefunden hatte, aufgeschrieben. Ihre Niederschrift gibt ein recht anschauliches Bild auch von der Geistesabwesenheit des Herrn vom Hause. Wir geben es im Anhang zu diesem Kapitel in Übersetzung. Gentil-Bernard, der darin redend angeführt wird, starb im Jahre 1775. Es muß also vor diese Zeit fallen.

Im letzten Drittel des Jahrhunderts, zur Zeit als der Salon Necker blühte,



Aus der Choix de Chansons par De La Borde. Paris 1773.
Gestochen von Moreau le j.

standen ihm eine Reihe anderer an der Seite, die sich alle mehr oder weniger auf einen gewissen Kreis mit festumschriebenen Interessen beschränkten. Der Marquis de Mirabeau empfing Dienstag die Physiokraten zu Diners, bei denen seine Geliebte Marie de Malvieux dame de Pailly den Vorsitz führte. Die Ökonomisten, wie man sie nannte, kamen auch bei Turgot und im Salon von Mme. de Marchais zusammen. Ursprünglich hatten sie sich bei Quesnay versammelt, der in einem Entresol des Schlosses in Versailles wohnte. Da

sah man auch Helvetius, Grimm, Saint-Lambert, Kardinal Bernis, selbst die Marquise von Pompadour stieg öfters in das Speisezimmer ihres Arztes, um an der Unterhaltung teilzunehmen, da sie, wie Marmontel verrät, die Herren nicht dazu bewegen konnte, zu ihr zu kommen. Ganz Rokoko dieses Bild! Die Philosophen, deren Gedankenarbeit den Thron stürzen wird, dinieren vergnügt im Schlosse von Versailles zwischen den Zimmern des Königs und seiner Maitresse. Die Künstler gingen zu Watelet, der Finanzier, ausübender Künstler und Ästhetiker in einer Person war. Sein Haus und sein herrlicher Landsitz in Moulin-Joli, dessen Honneurs seine Geliebte Mme. Marguérite Lecomte machte, wurde von der besten und vornehmsten Gesellschaft besucht. In dieser Zeit hören die sogenannten Bureaux d'Esprit auf. Die Politik drängt die schöngeistigen Interessen so weit in den Hintergrund, daß die Beziehungen der beiden Geschlechter dadurch verändert werden. Die Männer isolieren sich und kommen entweder allein zusammen oder gründen Klubs, die in den 80er Jahren ihren Einzug aus England in Paris halten. Einzelne gehen bis in den Anfang des Jahrhunderts zurück, wie der Club de l'Entresol, der sich bei dem Abbé Alary versammelte. Dieser wohnte jahrelang in einem Entresol im Palais des Präsidenten Hénault, Place Vendôme, und sah alle bei sich, die man im damaligen Paris zu den spekulativen Geistern zählen durfte. Bolingbroke verkehrte dort, der originelle Abbé de Saint-Pierre, die besten Namen der Aristokratie, die Coigny, Matignon, Noirmoutiers waren dort zu finden. Argenson erzählt von diesen Zusammenkünften und verhehlt nicht, welchen Genuß und welche Anregung er von ihnen empfangen. Man führt die eigentümlichen Ideen, die seiner Zeit so weit vorauseilten und Argenson zu einem der bedeutendsten Köpfe Frankreichs im 18. Jahrhundert machen, auf seinen Verkehr in diesem Klub zurück. Dem Kardinal Fleury schien diese Vereinigung frei und unabhängig denkender Männer so gefährlich, daß er dem Hausherrn einen Wink geben ließ, seine Empfänge einzustellen. Eine ähnlich klubartige Gesellschaft war der Caveau, dessen Mitglieder aber mehr Wert auf eine lustige als eine geistreiche Unterhaltung legten. Er war um 1729 gegründet worden und vereinte eine Anzahl witziger und amüsanter Schriftsteller, wie Piron, Gresset, Collé, Saurin, Panard, Crébillon Vater und Sohn zu gemeinsamen Essen, die regelmäßig am 1. und 15. jeden Monats bei dem Gastwirt Landelle in der Rue de Buci stattfanden. Der Dichter Gallet wurde ausgeschlossen, weil bekannt wurde, daß er Geld auf Wucherzinsen verlieh. Man schrieb ihm sehr höflich: »Herr Gallet wird gebeten, Sonntags überall zu essen, außer im Caveau«.

Duclos fragte einmal den älteren Crébillon, der damals für den bedeutendsten lebenden Tragödiendichter Frankreichs angesehen wurde, welches sein bestes Werk sei. »Das weiß ich nicht«, war die Antwort, »das wenigst gelungene ist dieses«, indem er auf seinen Sohn zeigte. »Na, na«, fiel der jüngere Crébillon ein, »weiß man denn, ob Ihre Werke auch von Ihnen sind?« Das war eine doppelte Frechheit, denn die Verleumdung wollte wissen, daß die Tragödien in der Tat von einem gelehrten Kartäuser herrührten. Die Lustigkeit dieses Zirkels, die Einfälle und Gedichte, die hier entstanden, machten die Runde durch ganz Paris, so daß sich einmal auch einige vornehme Herren einfanden, um sich mit zu amüsieren. Sie wurden sehr artig empfangen und aufgefordert, Platz zu nehmen. Sie weigerten sich aber und zeigten, daß sie die Klubmitglieder nicht viel anders ansahen, als untergeordnete Spaßmacher, deren Gesellschaft ihnen zu gering sei. Diese Überhebung verdroß natürlich und die Herren blieben stumm wie die Fische. Gegen das Jahr 1742 löste sich der Caveau auf. 1749 unternahm es der Generalsteuerpächter Pelletier de Morfontaine ihn wieder ins Leben zu rufen, indessen ohne Erfolg. Um 1762 begann er ganz von selbst aufzuleben, indem sich um die zwei alten Mitglieder Crébillon fils und Piron eine Anzahl jüngerer Männer gruppierten, wie Favart, Voisenon, Philidor, Goldoni, Joseph Vernet, Salieri, Parny, Gentil-Bernard u. a. Sie verlegten den Sitz ihrer Zusammenkünfte in das Café Dubuisson im Palais Royal, wo der verjüngte Caveau etwa noch 20 Jahre existierte. Reine Herrengesellschaften waren auch die Empfänge, die der Leibarzt des Königs Falconet alle Sonntagvormittag veranstaltete. Sie dauerten bis 1762 und hießen allgemein nur die »Messe der Literaten«. Herr von Foncemagne, der der Akademie der Inschriften angehörte, empfing alle Abende Gelehrte und Schöngeister. Man nannte seine Soireen die »Conversation«.

Wenn wir den Salon von Mme. Doublet de Persan zuletzt erwähnen, so geschieht das aus dem Grunde, weil er eine Klasse für sich bildet. Er war ein Bureau d'Esprit, aber schon in dem Sinne einer modernen Zeitungsredaktion. Das Blatt, dessen Zusammenstellung hier erfolgte, berührt sich dann wieder so eng mit persönlichen Memoiren, daß dieser Salon und seine Wirksamkeit in der Pariser Kultur des 18. Jahrhunderts eine ganz besondere Stelle einnehmen. Mme. Doublet wohnte seit 1716 im Kloster der Filles St-Thomas, wo sie 60 Jahre hindurch die beste Gesellschaft von Paris empfing. Sie hat ihr Logis niemals gewechselt, in den letzten Jahren ihres Lebens das Haus überhaupt nicht verlassen. Man nannte ihren Salon, wohl ihres Wohnsitzes im Kloster wegen, die »Pfarrei« und seine Gäste die »Paroissiens«, die Ein-



Bei der Toilette, von Dennel nach Wille.

gepfarrten. Zu diesen Gästen gehörte alles, was damals in Paris einen Namen besaß und dieses damals erstreckt sich über drei Vierteile eines Jahrhunderts. Philosophen gehörten dazu, wie Gelehrte, Künstler und Blaustrümpfe. Mirabaud, Voltaire, Piron, Chauvelin, Voisenon, Coypel, Caylus, Rigaud, Largillière, Helvetius, Marivaux, Pont-de-Veyle, Mme. du Boccage u. a. Die Paroissiens erschienen alle zur gleichen Stunde und nahmen in dem großen Gesellschaftssaale auf Armstühlen Platz, die entlang der Wand jeder unter dem Porträt des betreffenden aufgestellt waren. Jeder erzählte was er wußte und gehört hatte. Auf einem Tisch in der Mitte lagen zwei Bücher. In das eine wurden die Nachrichten eingetragen, die man für ziemlich sicher hielt, in das andere die, welche weniger verbürgt schienen. Nachdem man sich über die Tagesneuigkeiten ausgesprochen hatte, fand das gemeinsame Souper statt. Dieser Salon war das große Klatschnest von Paris, in dem alle Neuigkeiten zusammenflossen, um von hier aus wieder in die Welt hinauszuflattern. Bald begnügte man sich nicht mehr mit der mündlichen Weiterverbreitung, sondern ließ nach jeder Sitzung die wichtigsten Nachrichten in ein Blättchen zusammenschreiben, das von den Dienern handschriftlich vervielfältigt, gewissen Freunden regelmäßig zugestellt wurde. Die ersten Nummern stammen aus dem Jahre 1737. Das Verfahren fand solchen Anklang, daß Bachaumont schon 1740 mittels Zirkular die Errichtung eines regelmäßigen Nachrichtendienstes ankündigen konnte. Diese Nouvelles à la main wurden handschriftlich vervielfältigt und

ganz im geheimen jeden Sonnabend unter die Türen gesteckt; in aller Heimlichkeit, denn die Anfertigung und Verbreitung solcher Zeitungen war streng verboten. Die Paroisse begnügte sich keineswegs mit dem Klatsch, der ihr mündlich zugetragen wurde, sie hatte Korrespondenten im Ausland, so daß ihre Nachrichten wirklich aus der ganzen Welt stammten. Es konnte nicht fehlen, daß die Polizei auf sie aufmerksam wurde und Mme. Doublet 1753 und 1762 sehr ernstliche Verwarnungen erhielt, ihren Zeitungsdebit einzustellen. Die alte Dame lächelte, versprach nichts und ließ sich keinen Augenblick stören. Bei dem zunehmenden Bedürfnis nach Neuigkeiten, das durch die allgemeine Unruhe und Aufregung genährt wurde, konnte auf die Länge eine bloß handschriftliche Vervielfältigung nicht genügen, so daß die Neuigkeiten seit 1777 gedruckt wurden. Aus diesem Kreise stammen die mit Recht so berühmt gewordenen geheimen Memoiren von Bachaumont, deren lange Bänderreihe das tägliche Leben der letzten Regierungszeit Ludwig XV. mit fast photographischer Treue widerspiegelt. In dem: Man hört, man sagt des Tagesgeschwätzes, das in ihnen einen Niederschlag gefunden, lebt man noch heute jene Jahre mit, und empfängt ein Bild, das die Zeit treuer und gewissenhafter gibt, als irgendein anderes Memoirenwerk. Von den 36 Bänden, die gedruckt vorliegen, stammen indessen nur die fünf ersten aus der Paroisse der Mme. Doublet. Sie umfassen die Jahre 1762 bis 1771. Die nächsten zehn sind von Pidansat de Mairobert, die letzten von Mouffle d'Angerville redigiert. Diese alle haben ihren Ursprung nicht mehr in dem Salon des Klosters der filles de St-Thomas gefunden, sondern verdanken ihre Herstellung schon dem modernen Journalismus.

Der Salon von Mme. Doublet, der seine Wirksamkeit nicht mehr auf die mündliche Überlieferung von Ideen und Tatsachen beschränkt, sondern sich schon auf die Vervielfältigung seiner Nachrichten einläßt, berührt sich auf das innigste mit den modernen Journalen und führt uns ganz von selbst zur Betrachtung des Zeitungswesens jener Jahrzehnte. Es war im Verhältnis zu dem der kommenden Zeit noch völlig unentwickelt. Ein kleines Blättchen mit kurzen, trockenen Notizen, das alle acht Tage erschien, stellte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die ganze Verbindung dar, die zwischen Paris und den Provinzen bestand. Es gab nur außerordentlich wenige Zeitungen in Frankreich, von denen der amtliche Mercure de France wohl die verbreitetste war. Aber selbst dieses Blatt zählte 1763 nur 1600 Abonnenten, von denen 600 auf Paris, 900 auf die Provinzen und der Rest auf das Ausland entfiel. Neben ihm stand die Gazette de France, die Montags und Freitags erschien.



Beim Aufstehen, von Halbou nach Moreau le j.

Diese Zeitungen waren armselig und einseitig informiert, so daß die verbotenen holländischen und deutschen Zeitungen in Paris stark gelesen wurden. Argenson und Barbier wundern sich, daß während des ersten schlesischen Krieges alle Welt in Paris mit Vorliebe die Zeitungen las, die der politischen Richtung der Regierung feindlich waren. Eine größere Rolle spielten die unpolitischen Blätter, zumal in den Jahrzehnten, in denen die Leser mehr literarisch als politisch orientiert waren. In den langen Jahren, in denen die jansenistischen Streitigkeiten das Interesse so vollauf in Anspruch nahmen, standen die Nouvelles ecclésiastiques in Paris im Vordergrund. Sie vertraten den Standpunkt der Jansenisten gegen die römische Kirche und fesselten die Neugierde um so mehr, als sie allen Verboten zum Trotz wie von unsichtbaren Händen verteilt wurden und es der Polizei aller Mühe ungeachtet niemals gelingen wollte, der Verfasser, Drucker oder Verbreiter habhaft zu werden. Das Journal de Trévoux, das die Jesuiten herausgaben, gehörte der Gegenpartei an. Es bekämpfte erst die Jansenisten, dann die Philosophen ebenso wie die Année litteraire, die Voltaires berühmter Gegner Fréron von 1754 bis 1776 redigierte.

Die Enzyklopädisten dachten natürlich daran, die Presse in ihre Dienste zu nehmen. Suard tat sich 1754 mit dem Abbé Arnaud, Grimm und dem Abbé Prévost zusammen, um die Franzosen in dem Journal étranger mit den bedeutendsten Erscheinungen der ausländischen Literatur bekannt zu machen. Bei dem geringen Verständnis, das man von jeher in Frankreich allen fremdsprachlichen Produktionen entgegenbrachte, hatte dieses Unternehmen kein langes Leben, auch seine Fortsetzung, die Gazette littéraire de l'Europe hörte schon 1766 zu erscheinen auf. Die rege Anteilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten weckte dann ein lebhaftes Interesse an der Tagespresse, so daß man 1778 von Mme. du Deffand hört, das sie regelmäßig vier Zeitungen liest oder sich vorlesen läßt, die Feuille du Jour, die Gazette de France, den Mercure und den Courrier de l'Europe. Alle gedruckten Zeitungen, wie alle durch die Druckerpresse vervielfältigten Werke überhaupt, kämpften mit staatlichen Vorschriften, die selbstverständlich mehr hindernd als fördernd wirkten. Eine königliche Erklärung von 1728 bedrohte jeden mit Pranger und Galeerenstrafe, der es wagen würde, Druckwerke ohne Privileg oder Erlaubnis herauszugeben oder zu verbreiten. Diese drakonischen Gesetze standen durchaus nicht nur auf dem Papier. Diderot schreibt an Mlle. Voland 1765, daß man einen Apothekerlehrling, der ein Exemplar eines verbotenen Buches weiterverkauft hatte, an den Pranger stellte, auspeitschte, brandmarkte und zu neun Jahren Galeerenstrafe verurteilte, während der Händler, von dem er das ominöse Buch bezogen hatte, mit fünf Jahren

Galeere und dessen Frau mit lebenslänglichem Arbeitshaus bestraft wurde. Als diese Gesetze doch nicht von Übertretungen abschreckten, erließ man 1757 ein neues Gesetz, das Verfasser, Drucker und Kolporteure von Büchern gegen die Religion oder die staatliche Ordnung mit der Todesstrafe bedrohte. Das führte natürlich dazu, daß die Leser begieriger wie je auf verbotene Bücher wurden und Grimm gerade im Jahre 1757 schreibt: »Die einzigen Bücher, die mehrere Auflagen erleben, sind die, welche zum Verbrennen verurteilt worden sind. Ein Verleger sollte die Behörden bestechen, damit sie seine Verlagsartikel verbrennen lassen, denn dann verkaufen sie sich am besten«. Seit 1741 gab es 79 Zensoren, ohne deren vorher einzuholende Bewilligung keine Zeile gedruckt werden durfte. Diese Hindernisse waren immerhin stark genug, um das Aufblühen der periodischen Literatur im 18. Jahrhundert hintan zu halten. Aus diesem Grunde sehen wir auch, daß die Presse sich begnügen mußte, ihren Lesern handschriftliche Exemplare zu bieten. Dadurch entging sie der Zensur und entzog sich vorsichtig den Fallstricken der Gesetze. Der Brief ist denn auch der eigentliche Vater der modernen Zeitung. Er ersetzte sie, zumal wenn der Schreiber im Zentrum der politischen Ereignisse lebte und seinem Korrespondenten alles mitteilen konnte, was er gehört und erfahren hatte. Briefe waren denn auch im 18. Jahrhundert von weit größerer Wichtigkeit als sie es heute sein können, sie wurden für den Empfänger selbst zu Ereignissen und es gab gesellige Zirkel, die sich zu keinem anderen Zwecke vereinigten, als zum Vorlesen eingetroffener Briefe. Wer dazumal geistig sehr rege war und sich aus irgendeinem Grunde genötigt sah, in der Provinz zu leben, der war darauf angewiesen, aus Paris alles das zu erfahren, was seinem politischen oder literarischen Interesse Nahrung geben konnte. So war die Marquise de la Cour de Balleroy, die die Eifersucht und die Sparsamkeit ihres Mannes auf einem einsamen Schlosse in der Normandie festhielt, ebenso genötigt, sich nach Korrespondenzen in der Hauptstadt umzusehen, wie etwa der Präsident Boursier, den seine Amtsgeschäfte an Dijon fesselten. Dieses Bedürfnis mußte ganz von selbst dazu führen, daß sich in Paris Lohnschreiber etablierten, die für ein gewisses Honorar bereit waren, Korrespondenzen in die Provinz oder ins Ausland zu übernehmen. So hatte schon der Herzog von Mazarin einen Schreiber in Paris, dem er monatlich 10 Livres zahlte, um immer auf dem laufenden über alles gehalten zu werden, was sich bei Hofe und in der Stadt ereignete. Das hat einen völlig geschäftlichen Betrieb hervorgerufen. Ein gewisser Dubreuil öffnete 1782 in der Rue Tavanne ein Bureau zur Herstellung von Nouvelles à la main. Das Abonnement sollte jährlich 144 Livres kosten, es gab aber Abonnenten,

die 600 Livres zahlten. François Chevrier gab 1762 einen Prospekt heraus, in dem er über seine Nouvelles à la main orientiert. Sie werden zweimal in der Woche geschrieben, enthalten einen politischen und einen literarischen Teil und kosten 240 Livres im Jahr, also in heutigen Geldwert ungefähr 5 bis 600 Francs. Es bilden sich um die Mitte des Jahrhunderts in Paris vollständige Büros mit Redakteuren, Mitarbeitern, Austrägern und Schreibern. Sie schicken Reporter auf die Promenaden, in die Kaffeehäuser, in die Salons, lassen sich sogar Nachrichten für schweres Geld aus Holland, England und Deutschland schicken und unterscheiden sich von heutigen Zeitungen nur dadurch, daß sie nicht durch den Druck, sondern durch Abschrift vervielfältigt wurden. Einer dieser Redakteure Namens Sarrazin erhielt ein Monatshonorar von 500 Francs. Die Mitarbeiter wurden nach der Zeile bezahlt, sind also von einem heutigen penny a liner nicht wegzukennen. Sehr bald bildeten sich, wie bei der modernen Presse, Spezialitäten heraus. Die politischen Neuigkeiten trennten sich vom bloßen Klatsch. 1741 geriet der bekannte Romanschriftsteller Abbé Prévost in den Verdacht, der Verfasser einer »galanten« Korrespondenz zu sein, die heimlich in Paris zirkulierte. Ein Journalist Charles de Julie gab 1752/53 eine handschriftliche Korrespondenz heraus, die sich nur mit den Liebschaften zweifelhafter und unzweifelhafter Damen befaßte. Sie hatte großen Erfolg und trug ihrem Besitzer beträchtliche Summen ein. Der Herzog von Orléans zahlte 96 Francs im Monat, der Generalsteuerpächter Villemur 500, sein Kollege Bouret gar 1200 Francs im Jahr für das Abonnement. Allerdings trug die Urheberschaft dieses Blattes seinem Verfasser auch eine Haft in der Bastille ein, die ihn indessen nicht am Weiterschreiben hinderte.

Diese heimlichen Zeitungen mit ihren unkontrollierbaren Nachrichten waren der Regierung ein Dorn im Auge, zumal sie auch der Spionage dienten. Zur Zeit Ludwig XIV. wütete die Verwaltung mit der ganzen Schärfe blutiger Gesetze gegen die Schreiber und Verbreiter handschriftlicher Zeitungen, Gefängnis war die mildeste Strafe, die sie traf. Meist warteten ihrer die Galeeren oder der Galgen. Da die strengsten Verbote ganz fruchtlos blieben — 1706 endeckte man, daß die Beamten der Post einen regulär funktionierenden heimlichen Zeitungsvertrieb gegründet hatten —, so entschloß sich der Kardinal Fleury, als ein verständiger Mann, die handschriftlichen Zeitungen nicht länger zu unterdrücken, sondern unter der Aufsicht der Polizei im Interesse des Staates arbeiten zu lassen. Von 1726 bis 1743 hatten die Zeitungsschreiber gute Tage. Die Polizei selbst war ihnen dazu behilflich, interessante Nachrichten zu erhalten, und daß sie die richtige Stelle dafür war, geht schon aus den Umstande hervor, daß



Die kleine Toilette, von Martini nach Moreau le j.



Die große Toilette, von Romanet nach Moreau le j.

der Polizeipräsident außer dem König der einzige Empfänger jener Geheimzeitung war, die das schwarze Kabinett der Post aus den geöffneten Privatbriefen zusammenstellte. Es ist interessant und merkwürdig zu beobachten, daß selbst eine so beschränkte Publizität, wie es die einer handschriftlich vervielfältigten Zeitung nur sein konnte, doch schon alle Kennzeichen des modernen Journalismus an sich trägt. Voltaire besticht 1742 den Chevalier de Mouhy, damit er den Mahomed in seinen Nouvelles gut bespräche, 1744 läßt ein gewisser Pascurel einen von ihm gefertigten Balsam empfehlen. Kaum besteht ein Organ, das sich an das Urteil breiterer Kreise als das der nächsten Bekannten wendet, als man auch schon versucht, diese Meinung auf Umwegen zu gewinnen und zu beeinflussen. Trotzdem aber das Metier des Zeitungsschreibers lange gar nicht verboten war, so fanden sich doch einzelne Unternehmer, die es vorteilhafter fanden, ihre Nouvelles à la main heimlich und unter der Hand zu vertreiben, ohne Vorwissen der Polizei. Dazu gehörte ein gewisser Cabaud de Rambaud, der 50 Kopisten für sein Blatt beschäftigte und 280 Abonnenten besaß. Er war 20 Jahre hindurch immer auf der Flucht vor der Polizei. Hatte sie ihn einmal erwischt und in der Conciergerie oder im Grand Châtelet inhaftiert, so war er sicher, dann schrieb er sein Blatt im Gefängnis und ließ es auch dort abschreiben, bis dahin reichte der Arm der Polizei nicht. Der Typus eines modernen Journalisten ist in diesen Zeiten der Chevalier de Mouhy, der mit flinker Feder über alles und jedes leicht und ansprechend zu schreiben wußte. Er war noch nicht 33 Jahre alt, da hatte er schon 12 Bände veröffentlicht. Seine Nouvelles à la main schrieben für und gegen Voltaire, wie es gerade kam, und haben ihrem Urheber mehr als einmal zu unfreiwilligem Aufenthalt in der Bastille verholfen. Das Tagebuch des Advokaten Barbier ist guten und großen Teiles aus diesem Journal geschöpft. Der heimliche Vertrieb geschriebener Zeitungsblätter hat sich bis zur Revolution behauptet. Necker beklagte sich noch 1790 über dieses Unwesen, daß, wie er sich etwas schwülstig ausdrückt, »in seiner furchtbaren Wirkung ebenso schnell wie Medeens Zauberstab die Furien herbeiruft«.

Als Verfasser einer solchen handschriftlichen Korrespondenz lebte der berühmte Melchior Grimm lange Jahrzehnte in Paris und verfaßte von 1754 bis 1774 die Correspondance littéraire, die er von Raynal übernommen hatte, um sie 1774 an Meister abzutreten. Auf das innigste mit den Enzyklopädisten liiert, mit Diderot, d'Alembert, Helvetius, Holbach intim befreundet, mit allen anderen gut bekannt, von allen, außer Rousseau, wohlgelitten, hat dieser Deutsche in Paris die Grundlagen der modernen literarischen Kritik geschaffen und uns die

wichtigste Kenntnis des französischen geistigen Lebens in dieser Epoche vermittelt. Seine Korrespondenz ging nur an einige erlesene Empfänger: Katharina II., Friedrich den Großen, den Herzog von Sachsen-Gotha, die große Landgräfin, König Stanislaus August Poniatowski, den Großherzog von Toskana u. a. Die wichtige Rolle, die er als Vermittler und Verbreiter der französischen Literatur über Europa spielte, blieb den meisten seiner Zeitgenossen unbekannt und gelangte erst zu öffentlicher Kenntnis, als seine Korrespondenz viele Jahre nach dem Tode des Verfassers im Druck erschien. Kaum ein Ausländer hat je besser, feiner und geistreicher in französischer Sprache geschrieben. Die Urteile, die er in seinen Berichten gefällt hat, sind von der Nachwelt in ganzem Umfange bestätigt worden.

Als dritter Faktor, der zur Verbreitung der Ideen der Zeit diente, müssen wir neben dem Bureau d'Esprit und der Presse der Kaffeehäuser gedenken. Sie haben eine wichtige Rolle gespielt, zählte man doch bereits unter Ludwig XV. gegen 600 Cafés in Paris. Sie waren als Mittelpunkte des geistigen Lebens schon eher auf dem Platze, als die Salons; Boindin, der 1751 starb, hatte den Atheismus schon in den Kaffeehäusern gepredigt, ehe noch Diderot seine erste Zeile drucken ließ. Besonders waren es zwei Kaffeehäuser, die von den Literaten bevorzugt wurden, das Café Procope gegenüber der Comédie Française und das Café Gradot auf dem Quai de l'Ecole. Beide waren durch die Zusammenkünfte der Schriftsteller, Kritiker, Schauspieler und anderer literarisch interessierter Männer Zentralpunkte des geistigen Lebens der Hauptstadt. »Das Café Procope«, sagt Marmontel, »war ein Tribunal der Kritik und eine Schule für junge Dichter, die die Stimmung und den Geschmack des Publikums kennen lernen wollten«. Als er später aus irgendeiner Laune den Besuch dieses Kaffeehauses aufgibt, bereut er es sehr bald. »Das Tribunal wurde mir dadurch feindlich gesinnt«, schreibt er.

Bei Procope traf man den Abbé Terrasson, Fréret, Piron, Desfontaines, bei Gradot La Motte, Saurin, Maupertuis u. a. La Motte galt für einen der liebenswürdigsten Menschen und Schriftsteller seiner Zeit. Man hat ihn den Gott des Café Gradot genannt. Er hatte sich so an den Besuch dieses Lokals gewöhnt, daß er selbst blind und gelähmt sich jeden Tag hintragen ließ, um seinen Anteil an der Unterhaltung zu nehmen. Unter Ludwig XVI. hatte sich der Advokat und Verfasser politischer Broschüren Linguet eine Kaffeehausberühmtheit geschaffen.

Anhang zum neunten Kapitel.

1. Unterhaltung bei Mlle. Quinault. 1750.

Aus den Memoiren von Mme. d'Epinay.

Mme. d'Epinay erzählt: Gestern hatte ich den Besuch von Mlle. Quinault. Sie verfolgte mich geradezu, um mich zum Diner bei ihr zu bitten und so habe ich es ihr nicht abschlagen können. Wir waren nur fünf: der Prinz von Beauvau, der Marquis de St-Lambert, Duclos und ich. Der Marquis hat unendlich viel Geist und ebensoviel Geschmack wie Zartgefühl und Kraft in seinen Ideen. Er macht Verse und als Sachverständiger denn er ist wirklich ein Dichter. Die Freiheit und das Vertrauen, welche in dieser Gesellschaft herrschen, machen es leicht, zu sehen, wie sie sich untereinander schätzen und aufeinander zählen. Eine Stunde der Unterhaltung in diesem Haus gibt einem mehr Ideen und macht einen zufriedener als die Lektüre aller Bücher, die ich bisher gelesen habe.

Bis zum Dessert war die Unterhaltung laut und allgemein. Das Schauspiel, die Balletts, die Projekte neuer Steuern bildeten so ziemlich den Gesprächsstoff. Beim Dessert gab Mlle. Quinault ihrer Nichte ein Zeichen von Tische aufzustehen. Sie zog sich zurück, ebenso wie die Domestiken. Sie ist eine junge Person von 12 bis 13 Jahren. Ich fragte ihre Tante, warum sie uns das Vergnügen entzöge, sie zu sehen, sie war erst im Augenblick des Essens erschienen. »Es ist unsere Gewohnheit«, antwortete Mlle. Quinault, »sie braucht sich nicht zu zeigen«. Ich machte ihr einige Komplimente über die Liebenswürdigkeit ihrer Nichte und wollte sie veranlassen, sie zurückzurufen. »Nicht doch«, erwiderte sie, »es ist genug, wenn man sich bis zum Dessert wegen dieser kleinen Rotznase in acht nehmen muß. Dann kommt der Augenblick, wo man mit den Ellenbogen auf dem Tisch alles sagt, was einem in den Kopf kommt und dann sind Kinder und Dienstboten unbequem. Lassen Sie nur, wir haben genug Mühe, den zärtlichen Arbassan zum Schweigen zu bringen (man nennt Herrn Duclos so, ich weiß nicht warum). Man würde sich nicht verstehen, wenn die Kleine dabei wäre«.

Duclos: Meiner Treu, Madame, Sie verstehen nichts davon, ich würde ihr mit einem Schlag eine richtige Anschauung von den Dingen beibringen, lassen Sie mich nur machen.

Mlle. Quinault: Ich zweifle nicht daran, aber wir leben nicht mehr in der Zeit, wo man ein Ding bei seinem rechten Namen nannte. Man muß zur rechten Zeit die Sprache seiner Zeit und seines Landes lernen.



MARTINI NACH MOREAU LE J.

PALASTDAME DER KOENIGIN 1777

Duclos: Das ist nicht die der Natur und nur diese ist gut.

Mlle Quinault: Ja, wenn Sie sie nicht verdorben hätten, denn trotz Ihrer Sprache hat sie doch von langer Zeit her an dem Ding gearbeitet, das man Schamgefühl nennt.

Duclos: Nicht an dem, das man heute so nennt. Es gibt beispielsweise wilde Völkerschaften, wo die Frauen bis zur Pubertät nackt bleiben, sicher werden sie nicht erröten.

Mlle. Quinault: Wie Sie meinen, ich glaube die ersten Keime des Schamgefühls fanden sich beim Manne.

St-Lambert: Ich glaube es. Die Zeit hat sie entwickelt. Die Reinheit der Sitten, die Unruhe der Eifersucht, das Interesse des Vergnügens, alles trug dazu bei.

Duclos: Und die Erziehung hat dann aus der erhabenen Tugend, die man »Haltung« nennt, eine Haupt- und Staatsaffaire gemacht.

Prinz: Aber es gab eine Zeit, wo nicht nur die Wilden, wo alle Menschen ganz nackt gingen.

Duclos: Gewiß, alle durcheinander. Dicke, feiste, pausbäckige, unschuldige und vergnügte. Trinken wir eins.

Mlle. Quinault (singt, indem sie ihm zum Trinken eingießt):

»Du erinnerst Dich eines reizenden Bildes,
Daß Dir mehr gefällt als Du willst«.

Gewiß ist das Kleid, das uns überall so famos sitzt, das einzige, das die Natur uns geben wollte.

Duclos: Verwünscht sei der erste, der sich einfallen ließ, ein anderes Kleid darüber zu ziehen.

Mlle. Quinault: Es war ein kleiner Zwerg, bucklig, mager, mißgestaltig, denn man denkt nicht daran, sich zu verstecken, wenn man gut gewachsen ist.

St-Lambert: Ob gut oder schlecht gewachsen, ist man allein, kennt man keine Scham.

Ich: Ist das so ganz entschieden? Mir scheint, ich besitze auch dann noch Schamgefühl.

St-Lambert: Die Gewohnheit, es zu haben, wenn man mit anderen zusammen ist, macht, daß man es wiederfindet, wenn man allein ist, aber geben Sie mir wenigstens zu, daß wenn Sie auch den Eindruck zu haben glauben, dieser sich abschwächt und weniger bedenklich wird.

Duclos: Das ist sicher, ich schwöre Ihnen, daß ich nicht erröte, wenn mich niemand sieht.

Mlle. Quinault: Und erst recht nicht, wenn man Sie sieht. Schönes Vergleichsmoment, das Schamgefühl von Duclos.

Duclos: Meiner Treu, es ist so viel wert wie ein anderes. Ich wette, daß nicht einer von Ihnen, wenn es sehr heiß ist im Bett, nicht seine Decken mit einem Fußstoß beiseite wirft. Adieu Schamgefühl. Schöne Tugend, die man des Morgens mit Stecknadeln an sich befestigt.

Mlle. Quinault: Ach, es gibt viele solche Tugenden in der Welt.

St-Lambert: Wie viele Laster und Tugenden gibt es, von denen nie im Gesetzbuch der Natur die Rede war und deren Namen im Traktat der allgemeinen Moral fehlt.

Prinz: Es gibt eine Menge, die auf bloßer Konvention der Länder, der Sitten, der Klimate beruhen, und das Schlechte, das im Traktat der allgemeinen Moral steht, ist überall schlecht. Es war schlecht vor zehntausend Jahren und ist es noch heute.

St-Lambert: Die allgemeine Moral ist die einzige, die unverletzlich und heilig ist.

Duclos: Das ist die Idee der Ordnung, es ist die Vernunft selbst.

St-Lambert: Es ist der Wille der gesamten Gattung.

Duclos: Mit zwei Worten: Es ist das dauernde Gesetz des Vergnügens, der Notwendigkeit und des Schmerzes.

Mlle. Quinault: Das ist sehr hübsch, was er da sagt. Er spricht wie ein Orakel. Trinken wir auf die Gesundheit des Orakels.

Duclos: Wenn ich mich in den Anfang zurückversetze.

Ich: In den Anfang?

Duclos: Ich sähe das menschliche Geschlecht über die Erde verbreitet ganz nackt.

Mlle. Quinault: Diese Idee gefällt Ihnen, Sie kommen oft darauf zrück.

Duclos: Mag sein, ich wollte nur sagen, daß wenn es damals jemand einfiel, sich mit einem Tierfell zu bedecken, er es tat, weil ihn fror.

Ich: Und warum nicht Schamgefühl?

Duclos: Worüber? Zu sein was man ist?

Prinz: Indessen kommt eine Zeit, wo die Natur schamhaft genug scheint, selbst einen Schleier zu formen, Schatten zu verbreiten.

Mlle. Quinault: Sehr schön, meine Herren, jetzt wird es wissenschaftlich.

St-Lambert: Wenn das die Absicht der Natur wäre, würde sie nicht so lange warten und dann verschleiert sie auch da, wo es nichts zu verschleiern gibt.

Duclos: Ah, wenn man sich nicht verschleiert hätte, man würde schöne Arme hergezeigt haben, einen Lockenkopf, ohne vom übrigen zu sprechen.

Mlle. Quinault: Es hätte weniger Mühe gekostet, um schöner zu sein und vielleicht besser.

Ich: Ich glaube, welche Ideen man sich auch von der Scham macht, sie ist von der Schande nicht zu trennen.

Prinz: Aber Madame, was ist denn die Schande?

Ich: Ich kann nicht gut ausdrücken, was ich darunter verstehe, ich weiß nur so viel, daß ich mir selbst mißfalle, wenn ich mich schäme. Ich empfinde dann sozusagen den Wunsch nach der Einsamkeit, das Bedürfnis, mich zu verbergen.

St-Lambert: Das ist sehr gut gesagt, Madame, aber dieses Mißfallen würde nicht bestehen ohne die Überzeugung von einer Unvollkommenheit, das ist sicher. Wenn diese Unvollkommenheit, über die Sie erröten, nur Ihnen bekannt ist, dann ist das Gefühl des Beschämtseins kurz, schwach, flüchtig. Im Gegenteil ist es lang und grausam, wenn die Vorwürfe der anderen sich den eigenen zugesellen.

Ich: Wenn es so ist, warum fühle ich mich erleichtert, wenn ich den Gegenstand meiner Beschämung gestanden habe?

St-Lambert: Weil Sie dann das Verdienst des Geständnisses haben. Das ist so wahr, daß Sie vielleicht nicht den Mut haben würden den anzusehen, der es erraten hätte.

Duclos: Deswegen gestehe ich auch alle meine Fehler.

Mlle. Quinault: Weil Sie sehen, daß es Ihnen nichts nutzt, sie zu verbergen.

Prinz: Und dann gibt es Fehler und Fehler. Die, welche man eingesteht, sind gewöhnlich nahe Nachbarn einer Tugend. Dabei ist also mehr zu gewinnen, als zu verlieren.

Ich: Wenn Sie die Möglichkeit zugeben, der Mensch könne nackt gehen, ohne zu erröten, dann geben Sie noch ganz andere Dinge zu.

Duclos: Na natürlich. Ohne das Beispiel, ohne den Unterricht Ihrer Mutter, den Widerstand Ihrer Bonne hätten Sie es gewagt.

Prinz: Es ist wirklich spaßhaft, daß die Orte, wo Menschen wohnen, die einzigen sind, wo man darüber errötet, den Naturtrieben zu gehorchen.

St-Lambert: Indessen ist sie nicht nur ehrwürdig durch ihren Charakter der Allgemeinheit. Sobald sie befiehlt, wird sie die Quelle einer gegenseitigen Sympathie, einer zärtlichen Freundschaft, eines tätigen Wohlwollens, deren Einfluß sich auf alle anderen Neigungen erstreckt.

Mlle. Quinault: Es bliebe nur zu untersuchen, ob alle die Gegenstände, die in uns nur darum so viele schöne und häßliche Gefühle entzünden, weil

man sie dem Blick entzieht, uns nicht kalt und gleichgültig lassen würden, wenn man sie fortwährend betrachtete. Davon gibt es Beispiele.

Duclos: Glauben Sie, daß die Berührung ebenfalls ihre Vorrechte verlieren würde?

St-Lambert ⟨mit Enthusiasmus, Mlle. Quinault sein leeres Glas hinhaltend⟩: Bitte, geben Sie mir ein Glas Champagner. Meine Herren, ich werde Ihnen eine Ode vortragen, und Sie werden sehen, daß die reizendste menschliche Verbindung auch hätte die feierlichste sein sollen. Der Gesetzgeber hat seine Absicht verfehlt. Der Jüngling und das junge Mädchen warum stellen sie sich nicht vor. Warum führt der ⟨hier ist eine Lücke im Mss.⟩ nicht die Vermählten, warum wird das Opfer nicht unter einem großen Schleier vollzogen? Die ausgesuchtesten Wohlgerüche müßten um sie duften, die sanfteste Musik müßte die Schreie und Seufzer der jungen Gattin übertönen. Wollüstig edle Hymnen hätten zur Ehre der Götter angestimmt werden müssen, und wenn man sie für denjenigen angerufen hätte, der geboren werden sollte, so würde der Akt Wichtigkeit und Feierlichkeit erhalten haben. Die Gattin statt Ideen überlassen zu sein, deren Kleinlichkeit sie stört und ihr törichte und komische Tränen erpreßt, würde gefürchtet haben, daß die Götter ihren Bund nicht segnen würden und ihr Wohlwollen dem Wesen entzögen, das in ihrem Schoße keimt.

Mlle. Quinault: Wahrhaftig, die Idee ist sublim, Pindar, Anakreon, das nennt man noch einen Dichter.

Duclos: Donnerwetter, wenn es so gewesen wäre, hätte ich alle Tage geheiratet.

Ich fand das Gemälde schon ein wenig stark, um es in Gegenwart anständiger Damen so auszumalen, aber Herr von Saint-Lambert mischte so ernsthafte und erhabene Betrachtungen hinein, daß alles, was in dieser Idee hätte anstößig erscheinen können, sehr bald der Bewunderung Platz machte. Ich starb vor Furcht, daß Mlle. Quinault ihn nicht mit einem schlechten Witz unterbrach, wie sie es zu Anfang getan hatte. Aber je länger der Marquis sprach, je mehr schien er uns seinen Enthusiasmus mitzuteilen, und als er geendet hatte, wollte der Beifall länger als eine Viertelstunde gar nicht aufhören, so daß man sich schließlich gar nicht mehr verstehen konnte. Endlich benutzte der Prinz einen Augenblick der Stille, um die Unterhaltung wieder aufzunehmen.

Prinz: Aber wie ist man denn nur darauf gekommen, eine so natürliche, so notwendige, so allgemein übliche Handlung zu verstecken?

St-Lambert: Und eine so reizende.

Duclos: Weil das Verlangen, eine Art von Besitzergreifung bedeutet. Der leidenschaftliche Mann versteckt das Weib wie der Hund, der einen Knochen erwischt hat, ihn in seiner Schnauze davonträgt, bis er ihn in einem Winkel verzehren kann und während er ihn verschlingt, wendet er den Kopf und knurrt aus Furcht, daß er ihm nicht entrissen wird. Wer es verstehen will, dem habe ich ja schon gesagt, die Eifersucht ist der Keim des Schamgefühls.

Das war eine Idee, die mir viel Vergnügen machte. Ich hätte nur gewünscht, daß der Vergleich etwas feiner gewesen wäre.

St-Lambert: Mag die Natur auch recht aufgeklärt sein, zuweilen ist sie doch arg stumpfsinnig.

Mlle. Quinault: Das ist wohl wahr, trinken wir, trinken wir, meine Herren.

Jeder nahm sein Champagnerglas. Duclos trank drei hintereinander, und die zwei Flaschen, die man auf einmal angeschenkt hatte, waren in einem Augenblick leer.

Prinz: Fahren wir fort, wo wir stehen geblieben waren. Es war die Rede von einem Hund. Teufel auch, was sagte Duclos?

Duclos: Meiner Treu, Prinz, ich weiß es nicht mehr. Was macht das? Ich sage etwas anderes, das kostet mir nichts.

Ich: Herr Duclos sagte, die Eifersucht sei der Keim des Schamgefühls.

Prinz: Aber, aber, einen Augenblick, meine Herren. Es gibt noch andere natürliche Handlungen, die man versteckt, und mit denen die Eifersucht nichts zu tun hat.

Duclos: Weiß Gott, das glaube ich. Derjenige, der mehr Faulheit besitzt als Eigenliebe, ist ein Schamloser. Meiner Treu, wenn man alles nimmt ist es oft recht gut sich zu verbergen. Die Umstände, welche den Ausbruch der Leidenschaften begleiten....

Mlle. Quinault: Schreien Sie doch nicht so, Duclos, die Scheiben klirren.

Duclos: Bei Gott, das sehe ich nicht, was ich sage ist doch sehr einfach.

St-Lambert: Madame, man muß gestehen, daß man von der Unschuld nichts gutes sagen kann, ohne etwas verdorben zu sein.

Duclos: Auch nicht von der Scham, ohne recht schamlos zu sein.

Mlle. Quinault: Darum spracht Ihr eben so gut. Nun wechselt das Thema oder führt eine Sprache, die man verstehen kann.

Ohne diese Ermahnung von Mlle. Quinault würde der Enthusiasmus der Herren einen Grad erreicht haben, daß ich, um der Unterhaltung einen Zügel anzulegen, den sie jeden Augenblick verlor, sagte:

Ich: Es gibt immerhin eine ängstliche Scham, die für viel Unschuld und Zartgefühl spricht und diese ist und wird allgemein geachtet.

St-Lambert: Ohne Zweifel, sie ist wie ein schöner Spiegel, den man mit seinem Atem zu trüben fürchtet.

Aber diese Abhandlung wurde bald von einem Herrn unterbrochen, der ein neues Gedicht Voltaires bei sich hatte. Es erschien mir ganz reizend und ich fand, daß man es sehr hart beurteilte. Herr von Saint-Lambert und der Prinz waren die einzigen, welche die Partei der Verse und des Dichters ergriffen. Als es vorgelesen worden war, wandte sich der Prinz an Mlle. Quinault: »Nun Madame, was halten Sie davon«? »Er ist ein frecher Kerl«, sagte Duclos. »Ich weiß nicht«, sagte Mlle. Quinault, »wie weit man sich durch seine Satire beleidigt fühlen kann, aber es scheint mir unmöglich, auf sein Lob Wert zu legen«.

St-Lambert: Warum? Niemand lobt mit so viel Grazie und Feinheit.

Mll. Quinault: Ja, aber es ist nicht das Gefühl der Gerechtigkeit, das ihn dabei leitet. Wenn er von jemand etwas Gutes sagt, tut er es nur, um einen anderen zu ärgern.

Prinz: Er ist ein richtiger Schöngeist.

Mlle. Quinault: Meinetwegen, aber ein sehr boshafter Geist.

Duclos: Er ist ein Mensch ohne Treu und Glauben, er wird es so weit bringen, daß er eines Tages einen Strolch gegen sich bewaffnen wird, einen Menschen, der nichts zu verlieren hat und der an seine reichen Besitzungen Feuer legen wird und es wird ihm Recht geschehen.

St-Lambert: Man kann ihm niemals ein wohltätiges, wohlwollendes Herz abstreiten.

Mlle. Quinault: Gewiß, das ist die Tugend der Leute, die sonst keine haben.

St-Lambert: Es ist die Tugend, ohne die es keine andere gibt. Glücklich derjenige, der sein moralisches Leben aus der Nähe betrachtet und dabei Gut und Böse im Gleichgewicht findet. Sicher hat Voltaire mehr Gutes getan, als man ihm jemals Übles nachgesagt hat. Wenn Sie damit eine Überlegenheit des Geistes verbinden, die man ihm doch nicht abstreiten kann, dann werden Sie nachsichtiger sein, außer Sie entschließen sich, alle Poussins, Raffaels, Guidos ins Feuer zu werfen, weil sie in einer Ecke ihrer Gemälde eine leichte Unvollkommenheit entdeckt haben.

Mlle. Quinault: Gut, lassen wir es gehen, mit diesen Leuten soll man einmal keine Verbindungen haben, weder näher noch weiter.

Es war spät, ich wurde zu Hause erwartet und ich benützte einen Augenblick des Schweigens, um mich zurückzuziehen, indem ich bei mir dachte, daß, wenn man sich die Mühe gibt, ein nützliches Vorurteil zu zerstören, man es wenigstens durch Prinzipien ersetzen sollte, die, wenn sie ihm schon nicht gleichwertig sind, doch der schwankenden Meinung einen Zügel anlegen und daß verrückt sein müßte, wer den Menschen in den Stand der Natur zurückführen wollte.

❋

II. Unterhaltung bei Mme. Necker. Vor 1775.

Aus d'Haussonville. Le salon de Mme. Necker. Paris 1882.

Mme. Necker hat nach dem Ende ihres ersten Diners sich etwas von der Unterhaltung notiert, welche zwischen ihr und ihren Gästen stattgefunden hatte.

Bernard: Sie befinden sich ausgezeichnet, Madame, Ihr Teint ist frischer als die Blumen.

Mme. Necker: Die Dichter sind galant.

Bernard: Sagen Sie lieber gefühlvoll.

Mme. Necker: Man kann diese beiden Eigenschaften vereinigen, aber ich fürchte, sie gehen verloren. Wirklich, der Abbé bringt mich zur Verzweiflung. Seit einer Stunde wütet er gegen die Frauen und diese Herren reizen ihn dazu an und spenden ihm Beifall.

Abbé Morellet: Ja, Madame, ich behaupte, daß die Frauen auch nicht einen Schatten von gesundem Menschenverstand haben und ich hätte Sie überzeugt, wenn Sie mir hätten zuhören wollen. Aber es ist unmöglich, mit Ihnen Vernunft zu reden. Sie selbst sind ein wundervoller Beweis meiner These. Was sagen Sie dazu, Herr Necker?

Necker: Sehr verbunden, mein Herr. Ich esse nicht davon.

Mme. Necker: Mme. Riccoboni z. B. zeichnet sich in ihrem Genre aus.

Suard: Aber zuerst hat sie ein Genre?

Mme. Necker: Das nennt man doch eines haben, wenn man mit Wärme und mit Grazie schreibt und seine Leser zu interessieren versteht.

Suard: Schreiben! Ich verstehe nicht was heißt Schreiben, sie arrangiert ihre Phrasen, ganz nett, ohne Einbildungskraft, ohne Ideen.

Mme. Necker: Oh, mein Herr, Sie übertreiben.

Suard: Ich verstehe nicht, was das heißt, übertreiben, übertreiben ist ein Wort, das keinen Sinn hat. Niemand übertreibt. Man sagt seine Gedanken, das ist alles.

Mme. Necker: Mit Herrn Suard bin ich niemals einer Meinung, nicht einmal über das Wetter. Wenn ich sage, es regnet, so antwortet er, er verstünde nicht, was Regen ist.

Suard: Reizende Frau, Sie werden heiter. Aber Herr Thomas bleibt neutral, das scheint mir nicht recht.

Thomas: Ich gebe zu, daß den Frauen das himmlische Feuer fehlt, das uns beseelt, der Enthusiasmus, der unsere Anstrengungen verlängert und sie der spätesten Nachwelt überliefert. Aber wenn sie nicht mit uns in den Himmel fliegen, so verschönen sie die Erde. Eine anständige Frau ist eines der schönsten Schauspiele für eine empfindende Seele.

Marmontel: Anständig! Vortrefflich, lieber Thomas, aber diese dürfen Sie ruhig in den Himmel entführen, wenn Sie uns nur die anderen lassen, um mit uns auf der Erde zu weilen.

Bernard: Schämen Sie sich, Sie sprechen wie ein Profaner und vergessen, daß Sie im Heiligtum sind.



Zehntes Kapitel

Der Stil des Lebens



Der äußere Zuschnitt und die Formen des Lebens entwickelten sich unter dem Einfluß des Hofes, der bis in Kreise hinab ein Vorbild war, die niemals direkt mit ihm in Berührung kamen. Wie Aufstehen und Niederlegen des Königs Staatsakte waren, die ein weitläufiges Zeremoniell umgab, so richteten sich auch die Prinzen bei dieser Gelegenheit große Empfänge ein. Beugnet hat in seinen Memoiren erzählt, wie es beim Herzog von Penthièvre noch kurz vor der Revolution dabei zuging. Dieser Herzog gehörte dem königlichen Hause an, aber auch Edelleute, die sich dieses Vorzugs nicht erfreuten, begannen wie der Herzog von Gesvres Besuche anzunehmen, während sie noch im Bett lagen. Bei den Ministern drängten sich die Bittsteller. »Eines der lächerlichsten Schauspiele, die es gibt«, schreibt Argenson, »ist das Zubettegehen des Kardinal Fleury. Ganz Frankreich (Parketttreter und Geschäftsleute) wartet an der Tür. Seine Eminenz kommt nach Haus und begibt sich in ihr Kabinett, dann wird geöffnet und man sieht dem alten Mann zu, wie er sich die Hosen auszieht und sorgfältig zusammenlegt, wie man ihm das Hemd gibt und einen schlechten Schlafrock. Lange kämmt er sich seine vier weißen Haare, quatscht allerlei und gibt schlechte Späße zum besten, die er mit Gemeinplätzen mischt. Der gute Kerl bildet sich ein, daß das ein Vergnügen für die sei, die sich beeifern, ihm den Hof zu machen, denn er kann ihnen keinen anderen Augenblick schenken, ohne die Geschäfte zu vernachlässigen«. Nach des Kardinals Tode wurde die Stunde, welche die Marquise von Pompadour an ihrem Toilettentisch zubrachte, das Stelldichein der Hofleute, Diplomaten, Glücksjäger und anderer Leute, die durch ihre Vermittelung etwas zu erreichen hofften.

Was sich hier im Schlafzimmer der Großen oder Mächtigen abspielte, wiederholte sich in den Haushaltungen minder wichtiger Persönlichkeiten, wenn sie nur im Besitze genügend großer Mittel waren, um andere an ihre Interessen zu fesseln.

Mme. d'Epinay hat in ihren Erinnerungen eine köstliche Schilderung von dem Lever ihres Gatten entworfen, der Generalsteuerpächter war, also eine Persönlichkeit von Gewicht, wenn auch nicht von Wert. Sie schreibt 1751: »Herr von Epinay hat seine Dienerschaft vervollständigt. Er hat drei Lakaien, ich zwei. Ich habe nicht mehr gewollt. Er hat einen Kammerdiener und er wollte, daß ich noch eine zweite Kammerfrau nehmen sollte, aber da ich nichts mit ihr anzufangen wüßte, habe ich auf meinem Willen bestanden. Offizianten, Frauen und Lakaien belaufen sich schon auf 16. Obgleich das Leben, welches ich führe, äußerst einförmig ist, so hoffe ich doch nicht, zu einer Änderung desselben gezwungen zu sein. Das von Herrn von Epinay ist ganz verschieden. Wenn er aufsteht, so geht sein Kammerdiener daran, ihn anzuziehen, zwei Lakaien erwarten seine Befehle. Der erste Sekretär kommt mit der Absicht, ihm die Briefe vorzulegen, die in seinem Departement eingegangen sind und die er zu öffnen hat. Er muß die Antworten vorlesen und unterschreiben lassen, aber er wird in dieser Beschäftigung mindestens zweihundertmal durch alle erdenkbaren Dinge unterbrochen. Da ist ein Roßtäuscher, der einige Pferde zu verkaufen hat. Allerdings sind sie von einem Herrn bereits mit Beschlag belegt und er ist auch nur gekommen, um sein Wort zu halten. Selbst wenn man ihm das Doppelte gäbe, könnte er das Geschäft nicht abschließen. Er macht eine verführerische Beschreibung. Man verlangt den Preis zu wissen. Herr Soundso bietet 60 Louisdors. Ich gebe 100. Das hilft nichts, außer, wenn der Herr zurücktritt. Der Handel wird, ohne sie gesehen zu haben, zu 100 Louisdors abgeschlossen. Am anderen Tage tritt der Herr natürlich zurück. Das alles habe ich in der letzten Woche selbst gesehen und gehört. Dann kommt ein Schelm, der eine Arie brüllt. Man verspricht ihm seine Unterstützung für ein Engagement für die Oper und gibt ihm gleichzeitig einigen Unterricht im guten Geschmack und in den Eigenschaften des französischen Gesanges. Dann ist ein Fräulein da, die man warten läßt, um nachzusehen, ob ich noch zu Hause bin. Ich stehe auf und gehe. Zwei Lakaien reißen beide Türflügel auf, um mich herauszulassen, mich, die ich durch ein Nadelöhr ginge, und zwei andere schreien ins Vorzimmer: »Die gnädige Frau«. »Meine Herren, die gnädige Frau«. Alle Welt stellt sich in eine Reihe. Da sind Tuch- und Instrumentenhändler, Juweliere, Kolporteure, Lakaien, Stiefelputzer, Gläubiger, alles was man sich Lächerliches und Betrübendes vorstellen kann. Es schlägt 12 oder 1 Uhr, bevor diese Toilette beendet ist und der Sekretär, der ohne Zweifel aus Erfahrung weiß, daß es unmöglich ist, verständig über die Geschäfte zu sprechen, übergibt seinem



Das Austernfrühstück, von de Troy.

Herrn ein kleines Aktenstück, um ihn über alles zu unterrichten, was er in der Versammlung zu sagen hat«.

Heute würde es kaum angehen, daß ein Herr oder eine Dame, welcher Gesellschaftsklasse sie auch angehören mögen, ihre Besuchsstunde auf diese Weise einrichtete; damals war das etwas anderes, denn man wußte zwar von Körperschmuck, aber nichts von Körperpflege. Reinlichkeit war nahezu unbekannt. Eine Anstandslehre von 1782 verbietet geradezu den Gebrauch des Wassers und sagt: »Es gehört zur Reinlichkeit, sich jeden Morgen das Gesicht mit einem weißen Linnen abzureiben«. »Der Anstand verlangt«, schreibt dieses selbe Handbuch an einer anderen Stelle, »daß man nicht zu viel Schmutz in seinen Ohren ansammeln läßt, sondern sie von Zeit zu Zeit mit einem Instrument reinigt, das besonders zu diesem Zwecke erfunden ist. Es empfiehlt sich, die Nägel nicht voll Schmutz zu haben und es ist sehr häßlich, sich mit der bloßen Hand zu schnauben, oder die Nase am Ärmel abzuwischen«. Ein anderes Lehrbuch, das 1640 zum ersten Male erschien, im Laufe des 18. Jahrhunderts aber wiederholt gedruckt wurde, sagt: »Man sollte manchmal in eine Badeanstalt gehen, um seinen Körper sauber zu erhalten, auch sollte man sich alle Tage die Mühe geben, sich die Hände zu waschen. Übrigens sollte man sich beinahe ebensooft das Gesicht waschen, die Haare von den Wangen rasieren und sich ab und zu den Kopf waschen«. Antoine de Courtin, dessen Anstandslehre im 17. und 18. Jahrhundert häufig aufgelegt wurde, fügt hinzu, man solle sich sogar die Füße waschen. Zwei berühmte Ärzte, die Brüder Bordeu, bekämpften in ihrem 1775 veröffentlichten Werke über die chronischen Krankheiten sogar die übertriebene Reinlichkeit, sie schade der Gesundheit und dem Vergnügen. Badezimmer waren unter diesen Umständen etwas ziemlich Unbekanntes und Badenanstalten sehr selten. Man hatte Wannen in einigen Schlössern, so groß, daß sie für mehrere Personen ausreichten, z. B. in Genlis eine solche für vier Personen, in Versailles eine so große, daß sie, nachdem sie jahrelang vermauert gewesen war und beim Umbau der Zimmer der Pompadour wieder entdeckte wurde, als Schale für einen Springbrunnen verwendet werden konnte, als Bedürfnis der Reinlichkeit existieren sie sozusagen nicht. Im Anfang des 18. Jahrhunderts besaß Paris zwei Badeanstalten, in denen man Wannen- und Dampfbäder nehmen konnte. Am Ende dieses Zeitraumes hatten sie sich immerhin auf 10 vermehrt, von denen jede etwa 10 bis 15 Wannen zählte. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß diese Anstalten einen schlechten Ruf genossen und ihre Unternehmer mehr oder minder für Gelegenheitsmacher angesehen wurden. Wen das Gelüst an-



Das Schinkenfrühstück, von Moitte nach Lancret.

wandelte, ein Bad zu nehmen, der ließ sich eine Wanne leihweise in sein Haus holen und gab sie nach der Benutzung zurück. Flußbäder zu nehmen war in besseren Kreisen etwas sehr Ungewöhnliches. Als der Unternehmer Turquin 1781 in einem Seitenarm der Seine eine Badeanstalt anlegte, die auf ständigen Durchfluß des Wassers eingerichtet war, da glaubte er sie noch als »chinesisches Bad« empfehlen zu müssen. Man kann sich leicht vorstellen, welche Luft diese elegante geputzte Gesellschaft um sich verbreitete. Bei einem Diner, das der Herzog von Chaulnes 1750 in Rouen gab, hatte die Präsidentin de Cussy einen Tischnachbar, der so stank, daß sie es nicht aushalten konnte, und da er sich auf Bitten der Dame nicht entfernte, ließ ihn der Herzog verhaften.

Je weniger man auf Reinlichkeit Wert legte, um so mehr bildete man die Regeln der Höflichkeit aus. »In Frankreich wird die Höflichkeit mehr studiert als im Königreich China«, schreibt Charles Cotolendi, ein Rechtsanwalt aus Avignon, in seinen Briefen eines Sizilianers, die er 1700 veröffentlichte, »die Personen von Welt üben sie mit der größten Annehmlichkeit, die Bürger mit Ziererei, das Volk ziemlich ungeschlacht«. Es gab genaue Regeln des Anstandes, die ein wohlerzogener Mensch nicht verletzen durfte. So wurde nicht an die Türen geklopft, sondern nur daran gekratzt, an der Tür des Königs hing zu diesem Zwecke ein Kamm. Man durfte in Gesellschaft die Arme weder über der Brust kreuzen, noch sie auf den Rücken legen, die Hand nur ohne Handschuh geben und so weiter. Von besonderer Wichtigkeit war das Benehmen am Kamin. Man solle nie den Rücken zum Feuer kehren, älteren Personen den besten Platz überlassen, kein Schriftstück, das ein anderer in die Flammen werfe, herauslangen und lesen usw. Es galt für höflich, eine größere Gesellschaft unbemerkt zu verlassen. Gehen, Stehen, sich setzen sollte mit Grazie und Anmut geschehen. Es gab Lehrer, die ihren Schülern beibrachten, wie sie graziös eine Prise Schnupftabak zu nehmen hätten. Es existierten so viele Vorschriften und jeder Mensch gab sich in seinem Denken und Fühlen so viel Mühe, sich den Anforderungen der Gesellschaft anzupassen, daß die Marquise du Deffand einmal an Horace Walpole schreibt: »Wir sind Kinder der Kunst. Einen wirklich ganz natürlichen Menschen unter uns sollte man auf dem Jahrmarkt zeigen. Er wäre ein Wunder«. Dürfte man der Gräfin Genlis Glauben schenken, so hätte sich allerdings in der letzten Spanne Zeit, die der alten Gesellschaft gegönnt war, ein ganz besonders feiner und artiger Ton durchgesetzt. Liest man aber ihre Schilderung, so wird man sich vielleicht doch vor Augen halten dürfen, daß die Schreiberin, als sie an die Ver-



DE LAUNAY NACH MOREAU LE J.

VOR DER LOGE 1777



gangenheit dachte, alt geworden war, nicht mehr zur guten Gesellschaft gehörte und sich einer Zeit erinnerte, in der sie jung, schön, begehrt gewesen war und eine große Rolle gespielt hatte. »In den Gesellschaften von 15 oder 20 Personen«, schreibt sie in ihren Erinnerungen, »fanden sich in der Tat die Annehmlichkeit und die Grazie des französischen Geistes beisammen. Alle Mittel zu gefallen und sich interessant zu machen, waren mit bewunderungswürdigem Scharfsinn vereinigt. Man fühlte, daß man, um sich von der schlechten Gesellschaft und den gewöhnlichen Kreisen zu unterscheiden, Ton und Manieren bewahren müsse, welche die Bescheidenheit, die Zurückhaltung, die Güte, die Duldung, den Anstand, die Milde und die Vornehmheit der Gesinnung anzeigten. Der gute Geschmack lehrte, daß man, um zu glänzen und zu verführen, sich mindestens die Formen der liebenswürdigsten Tugenden borgen müsse. In diesen Kreisen hatte die Höflichkeit die ganze Leichtigkeit und Grazie, welche ihr nur eine von Jugend auf geübte Gewohnheit und das Zartgefühl geben konnten. Die Medisance war aus der Unterhaltung verbannt, denn ihre Schärfe konnte sich mit der Sanftmut, welche jeder Teilnehmer mitbrachte, nicht vereinigen. Niemals artete die Unterhaltung in einen Streit aus. Da fand man in ihrer ganzen Vollendung die Kunst zu loben, ohne Albernheit und ohne Übertreibung, auf ein Lob zu antworten, ohne es gering zu schätzen oder anzunehmen, die anderen zur Geltung zu bringen, ohne den Anschein der Gönnerschaft und zuzuhören, mit verbindlicher Aufmerksamkeit. Wäre das alles auf der Moral begründet gewesen, man hätte sich im goldenen Zeitalter glauben können«. So sieht das Bild aus, wie es sich in der Erinnerung einer einstmals schönen Frau darstellt; hören wir nun auch die andere Seite. »Ich lobe die vollkommene Schicklichkeit des französischen Unterhaltungstones«, schreibt Arthur Young, »wenn ich ihn auch insipid finde. Alle Kraft des Gedankens wird im Ausdruck so verwischt, daß Verdienst und Unbedeutendheit auf ein gemeinschaftliches Niveau herabgedrückt werden. Verstümmelt, elegant, höflich, nichtssagend hat die Menge der ausgetauschten Ideen weder die Kraft zu beleidigen, noch zu unterrichten. Da, wo der Charakter so ausgelöscht ist, ist wenig Platz für eine Diskussion und ohne sie und den Widerspruch was wird dann aus der Unterhaltung? Eine Reise über eine endlose Ebene«.

Dieses ganze Wesen konnte sich natürlich nur im Salon der guten Gesellschaft entfalten. Wir lernten im vorigen Kapitel die Bureaux d'Esprit kennen, die dem geselligen Leben der französischen Hauptstadt im 18. Jahrhundert einen so großen Ruhm sicherten. Sie stellen aber nur einen Aus-



Der Wunsch zu gefallen, von Surugue nach Pater. 1743.

schnitt der damaligen Salons dar und wir müssen neben ihnen doch einen Blick auf jene Häuser werfen, in denen man zusammenkam, ohne daß man wie bei den Damen Tencin, Geoffrin, Lespinasse, Necker nötig gehabt hätte, einen mehr als durchschnittlichen Geist mitzubringen. Da war z. B. der Herzog von Sully, dessen Assembleen berühmt waren. Hier passierte dem jungen Voltaire das Mißgeschick, von den Dienern des Chevalier de Rohan Prügel zu empfangen, ohne daß ihm sein Gastgeber für diesen Schimpf Genugtuung gegeben hätte. In der ganzen ersten Hälfte des Jahrhunderts war das Haus des Präsidenten Hénault offen, eines liebenswürdigen und geistreichen Mannes, der dank seines vorzüglichen Koches die beste Gesellschaft in seinem Hause sah. Zur gleichen Zeit bildete das Haus des Prinzen Louis de Rohan-Chabot und seiner Gattin, einer Tochter des Herzogs von Roquelaure, einen der Anziehungspunkte der Pariser vornehmen Welt. Es war eine wunderliche Ehe.

Der Prinz hatte seine Frau, die häßlich und bucklig war, aus dem Kloster entführt, und dankte es nur seinem Namen, daß diese Angelegenheit niedergeschlagen wurde und nicht die fatalen Folgen nach sich zog, die sie für einen Entführer aus minderen Kreisen gehabt haben würde. »Dieses Abenteuer blieb romanhaft«, schreibt der Präsident Hénault in seinen Erinnerungen, »durch die sonderbare Art, in der Mann und Frau miteinander lebten. Niemals waren sie auch nur einen Augenblick einer Meinung. Der Prinz war heftig und die Prinzessin so zänkisch wie möglich. Leben konnten sie nur durch ihre Geschicklichkeit und ihr Haus, das von ganz Paris besucht wurde, und das durch die Gesellschaft, die es vereinte, den vornehmsten Anstrich von der Welt besaß, basierte auf einer Einnahme von allerhöchstens 15000 Livres, die sie ihr eigen nannten. Von da war es weit bis zu den 100000 Francs, die sie mindestens für ihre Ausgaben brauchten, und doch versagten sie sich nichts. Den ganzen Vormittag verbrachten sie damit, sich die nötigen Mittel zu beschaffen. Einige Kaufleute hieß es hinhalten, einige andere ermuntern, man mußte etwas erfinden, damit der Koch aus nichts etwas machen könne, und dem Haushofmeister schmeicheln, damit er auf sein Wort noch von einigen Lieferanten etwas herausziehe. Mann und Frau besaßen eine Menge Kunstgriffe, über die sie aber stets verschiedener Ansicht waren. In allen Nachbarhäusern hörte man, wie sie sich mit der größten Heftigkeit stritten und dazwischen vernahm man das Geschrei der Kaufleute. Man hätte glauben sollen, dies Haus sei so voller Stürme, daß man ihm nicht nahekommen dürfe, im Gegenteil, um 6 Uhr abends war alles vorbei. Der Hof, vormittags voller Gläubiger, füllte sich nach dem Diner mit Equipagen, man soupierte höchst vergnügt und spielte die ganze Nacht. Wollte ich alle die Szenen berichten, die sich folgten, ich könnte nie aufhören. Auf diese Weise bestand der Haushalt 20 Jahre. Man kann sich aber denken, wie man speiste. Herr von Argenson und ich haben einmal während der Fastenzeit nur von Butter aus der Bretagne gelebt, und gab es jemals einen guten Bissen, so aß ihn der Prinz selbst. Trotz alledem blieb niemand weg. Der Prinz war zwar launisch, aber sein Geist besaß viele Annehmlichkeiten, die Prinzessin war außerordentlich liebenswürdig, durch ihre Fröhlichkeit und die Seele, die sie zu allem mitbrachte. Niemals schien ihnen ihr Haus voll genug«.

Der reiche Steuerpächter La Popelinière, von dessen unglücklicher Ehe wir schon oben berichteten, machte um die Mitte des Jahrhunderts ebenfalls ein großes Haus. Er war kein Freund der Bureaux d'Esprit und hatte einst Marmontel eingeladen: »Was tun Sie denn bei Mme. Geoffrin, da kommen



Sommervergnügen, von Surugue nach Pater. 1744.

doch nur die schönen Geister zusammen«. Er liebte vor allem die Musik und besaß das beste Privatorchester der Hauptstadt. Der Komponist Rameau war der Mittelpunkt seines Kreises. Außerdem verkehrten Rousseau, der berühmte Vaucanson und die Künstler Latour, Carle van Loo, Chardin, Pigalle u. a. in seinem Hause. Das Liebhabertheater, das er in Passy auf seiner herrlichen Besitzung unterhielt, genoß einen großen Ruf und kein Fremder, der sich zur guten Gesellschaft rechnete, kam durch Paris, ohne sich nicht bei dem reichen Generalsteuerpächter einführen zu lassen. »Sein Haus«, schreibt Grimm 1763, »nahm alle Stände auf. Hofleute, Weltmenschen, Künstler, Fremde, Schauspieler, Schauspielerinnen, Freudenmädchen, alles versammelte sich hier. Man nannte das Haus nur die Menagerie und den Besitzer den Sultan«.

Die Glanzzeit der Salons, in denen man sich unterhielt, war die zweite

Hälfte des Jahrhunderts. Die Prinzessin von Beauvau, die Herzoginnen von Grammont und d'Anville, die Gräfinnen Tessé, Ségur, Boufflers und andere Damen waren die Mittelpunkte der Gesellschaft. Der Kreis, den Frau von Montesson, die zweite Frau des Herzogs von Orléans, um sich versammelte, war nach dem Zeugnis des Herzogs von Lévis »eine Schule des guten Geschmacks und der Höflichkeit, ohne die Manie der Schöngeisterei einfach und anspruchslos. Sie führte ein ausgezeichnetes Haus, wo sie alle Annehmlichheiten der Geselligkeit mit denen eines ausgesuchten Luxus vereinte«. Im Temple, der einige Jahrzehnte darauf als Gefängnis der königlichen Familie zu so trauriger Berühmtheit gelangen sollte, hielt der Prinz Conti seinen Hof, dessen Honneurs die Gräfin Boufflers-Rouvrel machte. Hier durfte man ungescheut die zwanglose Art des Umgangs pflegen, die man der Königin Marie Antoinette so stark zum Vorwurf machte. Hier fand die Behaglichkeit Eingang, die selbst einem Prinzen von Geblüt gestattete, Menschen, die nicht Prinzen waren, als Freunde bei sich zu sehen. Olivier hat in seinem hübschen Bild der englischen Teestunde, welche einen five o'clock im Spiegelsaal des Temple vorstellt und das um 1763 gemalt wurde, ein Abbild dieser Art der Geselligkeit hinterlassen. Ganz ähnlich hat der Herzog von Lévis den Salon der Herzogin von Polignac in Versailles beschrieben: »Man versammelte sich in einem großen Saal. Im Hintergrund befand sich ein Billard, rechts ein Piano, links ein Spieltisch. Man spielte, man machte Musik, man plauderte, niemals gab es Intriguen oder Sticheleien, es war gerade, als befände man sich 300 Meilen von der Hauptstadt und dem Hofe entfernt«. Die vielen Engländer, die sich in Paris aufhielten, gaben das Beispiel dieser harmlosen Geselligkeit, unter anderen die bekannte Herzogin von Kingston, die, wegen ihrer Doppelehe in England mit einem üblen Prozeß bedroht, jahrelang ein Palais in Paris in der Rue Coq-Héron inne hatte, wo sie die glänzendste Gesellschaft um sich zu versammeln wußte. Englische Sitten und Gewohnheiten verschafften sich rasch Eingang im Leben der Pariser vornehmen Gesellschaft. »Meine Teestunde ist geradezu berühmt geworden und im Augenblick Modesache«, schreibt 1772 Mme. du Deffand an die Herzogin von Choiseul. »Eine Mode, die sich in Paris verbreitet«, bemerkt Baronin Oberkirch im Februar 1786, »ist die Teestunde am Nachmittag«.

Es sind dies die Zeiten, die von den Memoirenschreibern nicht laut genug gepriesen werden können. »Man sah eine unvergleichliche Mischung von Einfachheit und Eleganz«, bemerkt Graf Ségur, »von Liebenswürdigkeit und Vernunft, Kritik und Artigkeit. Man unterhielt sich mit Sanftmut, man stritt



Der Morgen, von Longueil nach Charles Eisen.

fast niemals, und da der feinste Takt in der Kunst des Gefallens zur Wissenschaft wurde, so vermied man die Langeweile und wurde nie schwerfällig«. »Ohne Geist, ohne Eleganz«, schreibt Baronin Oberkirch in ihren Erinnerungen, »ohne Kenntnis der Welt und der tausend Nichtigkeiten, die sie ausmachen, durfte man nicht darauf rechnen, in diese Kreise zugelassen zu werden, die so reizvoll waren. Hier allein unterhielt man sich. Man plauderte über die geringfügigsten Gegenstände, es war wie der Champagnerschaum, der sich verflüchtet und nichts zurückläßt, dessen Geschmack aber doch unendlich angenehm ist. Wer ihn einmal gekostet hatte, fand alles andere fad«.

Wenn um diese Zeit Mme. Geoffrin und Mlle. de Lespinasse in der Welt der schönen Geister fast unumschränkt herrschten, so hielt in der großen Welt, in der man mehr Wert auf feinen Ton und Eleganz, als auf Geist legte, die Marschallin von Luxemburg Jahrzehnte hindurch das Zepter der Mode. Sie war eine Enkelin des Marschall Villeroy und hatte 1721 im Alter von 15 Jahren den Herzog von Boufflers geheiratet. Schön und gefallsüchtig tat sie sich nach allgemeinem Vorbild keinen Zwang an. »Ihre Schande war stadtkundig«, schreibt Bésenval, und doch verstand sie, nachdem sie 1750 in



Der Mittag, von Longueil nach Charles Eisen.

zweiter Ehe den Herzog von Montmorency-Luxemburg geheiratet hatte, sich eine Stellung zu verschaffen, die ihr bis zu ihrem 1787 erfolgten Tode einen Platz in der Gesellschaft sicherte, der ihr einen geradezu unbegrenzten Einfluß verschaffte. Durch ihren Takt, ihre Grazie, ihre Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit wußte sie ihre stark kompromittierte Vergangenheit vollkommen vergessen zu machen. Sie wurde auf dem Gebiet der Mode und des Geschmackes geradezu die Alleinherrscherin und unterwarf Hof und Stadt ihrem despotischen Urteil, das die öffentliche Meinung unbesehen respektierte. Sie ist das Urbild der vornehmen Dame dieser Epoche, vollkommen in allem, was damals in der Welt, in der man sich nicht langweilte, den guten Ton ausmachte. Sittenlos und unbekümmert, durch die Gewandtheit ihres Geistes und ihrer Manieren aber aller Welt überlegen, übte sie eine Herrschaft aus, der sich jedermann ohne Widerspruch unterwarf. Sogar ihre eigene Familie. Als bei einem sogenannten Jeu d'Esprit ihre Schwiegertochter einmal gefragt wurde, was sie täte, wenn sie vor die Wahl gestellt würde, ihre Mutter oder ihre Schwiegermutter aus einer Lebensgefahr zu erretten, gab sie zur Antwort: »Ich würde meine Mutter retten und mit meiner Schwiegermutter sterben«.



Der Nachmittag, von Longueil nach Charles Eisen.

Die Herzogin von Montmorency-Luxemburg gab wöchentlich zwei Soupers, die zu Tribunalen der Gesellschaft wurden, denn hier wurde über Gebräuche, Ansichten, Moden ein Urteil gefällt, gegen das es keinen Appell gab. »Niemals«, schreibt der Herzog von Lévis, »ist ein römischer Zensor den Sitten der Republik so nützlich gewesen, als die Herzogin es während der Jahre war, die der Revolution vorausgingen. Mit Hilfe eines vornehmen Namens, großer Kühnheit und eines vorzüglich geführten Haushalts, hatte sie es erreicht, einen mehr wie leichtfertigen Lebenswandel vergessen zu machen und sich als obersten Schiedsrichter in allen Fragen aufzuwerfen, welche den Anstand, den guten Ton und die Formen betreffen, die die Höflichkeit ausmachen. Ihre Herrschaft über die Jugend beider Geschlechter war unumschränkt. Sie hielt die Keckheit der jungen Frauen im Zügel und zwang sie zu einer ganz allgemeinen Koketterie, sie nötigte die jungen Leute zu Zurückhaltung und Rücksichtnahme, sie war es, die die französische Höflichkeit aufrecht erhielt. Das war um so nötiger, als die Anglomanie mit ihren Klubs, ihren Fracks und ihrer Grobheit die gute Gesellschaft zu überfluten begann«.

Wie der Geist der Geistreichen in den Bureaux d'Esprit, ist auch die Causerie der eleganten Salons hinabgerauscht in das große Meer des Ver-



Der Abend, von Longueil nach Charles Eisen.

gessens. Wir müssen die Lobreden der Memoiren auf Treu und Glauben hinnehmen. Mme. d'Epinay, die liebenswürdige Freundin Rousseaus und feinsinnige Korrespondentin Galianis, hat uns in ihren amüsanten Lebenserinnerungen gelegentlich auch derartige Unterhaltungen bewahrt und wir können uns nicht versagen, eine solche, die zwischen ihr, Mme. de Jully, Mme. de Courval und den Herren Gauffecourt und Francueil stattfand, als Kostprobe einzuschalten.

Sie schreibt: »Man erzählte einige Skandalgeschichten, aber Mme. de Jully unterbrach sie und sagte, sie liebe sie nicht, man solle die Médisance den Frömmlern und den Alten überlassen. Wenn man in dem Alter sei, Repressalien fürchten zu müssen, sei es verständiger, seine Nebenmenschen zu schonen.

Für meinen Teil, sagte sie, erkläre ich, daß ich nichts glaube.

Nicht einmal das Gute, fiel Gauffecourt ein.

Nein, Sie haben recht, das Schlechte nicht, weil es mir widersteht, und das Gute nicht, weil es in der Welt viel zu schwierig auszuüben ist.

Gut, sagte Frau von Courval mit ihrer erstaunten und harmlosen Miene, so glauben Sie also nur an Gott.

Nicht einmal an Gott, Kleinchen, wenn Sie es schon wissen wollen.

Still doch, Schwester, rief ich, wenn dein Mann uns hörte.

Was würde das machen. Seinem Liebhaber darf man niemals sagen, daß man nicht an Gott glaubt, für den Mann ist es doch ganz gleich.

Und warum dieser Unterschied?

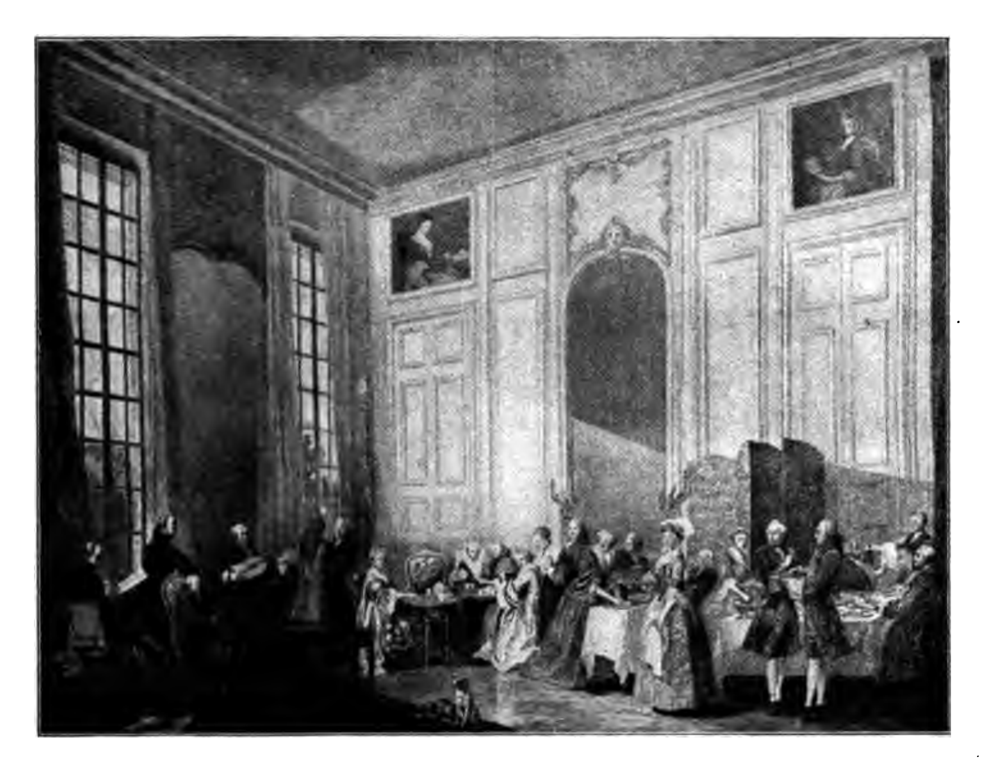
Mit einem Liebhaber weiß man niemals, was passieren kann, da muß man sich ein Hintertürchen auflassen. Gewissensbisse sind ein guter Vorwand. Man hat, wenn man diesen Grund vorschützt, keinerlei Folgen, keinen Eklat, keine Szene zu befürchten.

Aber, sagte Frau von Courval, man braucht seinem Liebsten doch nur ganz einfach zu sagen, daß man ihn nicht mehr liebt.

Die Ehemänner kamen und ließen uns diese ausgelassene Unterhaltung beenden«.

Und womit vertrieb man sich die Zeit? Die Musik spielte noch nicht die Rolle wie heutzutage und das erste Instrument, das im Salon Furore machte, war auch nicht das Klavier sondern die Harfe. Sie kommt nicht lange vor der Revolution auf und hat ihre eigentliche Zeit auch erst unter der Republik und dem Kaiserreich gehabt, als sie den Damen erlaubte, schöne Arme in vollstem Decolleté zu zeigen. Damals war sie noch etwas Ungewöhnliches und Frau von Oberkirch mokiert sich weidlich über die Gräfin Genlis, die ihre Harfe in alle Gesellschaften mitschleppte, die sie besuchte.

Im Salon parfilierten die Damen, d. h. sie zerzupften goldene Tressen und Besätze, um das Metall, das sie auf diese Weise gewannen, zu verkaufen. Dieser Sport blühte und kostete den Herren schweres Geld, denn wir hören, daß die Damen ganz ungeniert über sie herfielen und ihnen die Tressen von den Röcken schnitten. Der Herzog von Chartres ließ sich Brandebourgs von unechtem Gold auf seine Röcke setzen, um sie vor der Plünderung zu schützen. Grimm berichtet, daß man 1772, als diese Modetorheit sich auf der Höhe befand, in Paris die verschiedenartigsten goldgesponnenen Gegenstände herstellte, die nur dazu bestimmt waren, aufgedröselt zu werden, um zum Goldarbeiter zurückzuwandern. Der Herzog von Lauzun schenkte einer Dame eine Harfe in natürlicher Größe, ganz aus Goldgespinst, Graf Löwendal einer anderen ein ebensolches Schaf in natürlicher Größe. Abgelöst brachte das Gold kaum so viel hundert Francs ein, als es Tausende gekostet hatte, aber wer fragt auch bei einer Mode nach Vernunft! Nicht



Englische Teestunde, von Olivier.
Nach dem Gemälde in Versailles.

weniger sinnlos war die Unterhaltung, die man früher getrieben hatte, als man gegen 1728 anfing Kupferstiche auszuschneiden, die man dann auf Wandschränke und selbst auf Möbel klebte. Später kommt das Silhouettieren auf, das aber in Frankreich nicht die Ausdehnung erreichte wie in Deutschland. 1773 bedankt sich die Herzogin von Choiseul bei der Marquise du Deffand für Ausschnitte und Schattenrisse.

Die Herren stickten. Ludwig XV., der jeder ernsthaften Tätigkeit so durchaus abgeneigt war, gab das Beispiel. 1741 erzählte der Herzog von Luynes, begann er mit dieser eines Monarchen so wenig würdigen Beschäftigung und arbeitete manchmal an vier bis sieben Stickrahmen. In Chanteloup ließ der Herzog von Choiseul sich 1771 im Salon einen Stickrahmen aufstellen, an dem er sich mit Eifer betätigte. »Unsere Überraschung hört auf«, schreibt der Abbé Coyer im wunderbaren Jahr, »wenn wir Männer mit Locken über den Ohren sticken sehen, wenn sie mittags im Bett Besuche empfangen, eine ernsthafte Unterhaltung unterbrechen, um mit einem Hund zu schäkern, sich



Aus dem Choix de Chansons par De La Borde. Paris 1773.
Gestochen von Née nach Le Bouteux.

selbst im Spiegel anreden, mit ihren Spitzen spielen, über eine zerbrochene Nippesfigur in Zorn geraten, eines kranken Papageien wegen in Ohnmacht fallen, mit einem Wort, dem anderen Geschlecht alle seine Reize absehen«.

Eine sehr beliebte Unterhaltung waren Ordensspielereien. Wir erwähnten schon den Orden der Honigbiene, den die Herzogin von Maine für ihren Zirkel gegründet hatte. Die Marquise de la Ferté-Imbault stiftete 1771 den Orden der Lanturelus, eine scherzhafte Gesellschaft, deren einziger Zweck der

höhere Blödsinn war. Grimm, Kardinal Bernis, Frau von Staël, Großfürst Paul, Prinz Heinrich von Preußen u. a. haben ihm angehört. Solcher Orden gab es mehrere, so den der Glückseligkeit, den der Beharrlichkeit, den Frau von Genlis verteilte, der Kandidat hatte nichts zu tun, als ein Rätsel von ihrer Erfindung zu lösen.



Konzert, von Saint Non nach Gravelot.

Mehr als jede andere gesellschaftliche Zerstreuung aber blieb das Spiel der Zweck aller geselligen Zusammenkünfte. Kaum ein anderes Jahrhundert hat den Glücksspielen so gefrönt, wie das achtzehnte. Bereits Liselotte erwähnt zu wiederholten Malen, daß alle anderen Vergnügungen hinter dem Spiel zurücktreten müssen, und daß ihm zu Liebe selbst der Tanz vernachlässigt wird. Regnards Lustspiel »Der Spieler«, das am 19. Dezember 1696 zum ersten Male über die Bretter ging, geißelte diese Leidenschaft ohne Erfolg, denn der Hof ging mit üblem Beispiel voran. Saint-Simon berichtet wie unmäßig unter Ludwig XIV. in Versailles, in Trianon und Marly gespielt wurde und daß eine ganze Reihe der angesehensten Persönlichkeiten des Hofes du Charmel, Dangeau, Langlée, Chamillart, Saissac u. a. durch nichts anderes in die Höhe kamen, als durch ihr fabelhaftes Glück im Spiel. Sich dieses Glück durch unerlaubte Mittel zu sichern, galt keineswegs für unehrenhaft. Der Herzog von Guiche, aus dem Hause der Grammont, wurde 14 Jahre alt an den Hof geschickt und von seinem reichen Vater ohne Unterstützung gelassen, er verließ sich darauf, der junge Sohn werde schon verstehen, sich die nötigen



Aus dem Choix de Chansons par De La Borde. Paris 1773.
Gestochen von Née nach Le Bouteux.

Mittel durch Glückspiel zu verschaffen und er hatte sich nicht geirrt. 1740 schrieb Horace Walpole an Conway: »Es ist durchaus keine Schande, öffentlich eine Spielhölle zu halten, mehr als 150 Personen der vornehmsten Gesellschaft in Paris besitzen gar keine anderen Subsistenzmittel. Sie dürfen sie zu jeder Stunde der Nacht besuchen und Sie können immer sicher sein, ein Glücksspiel im Gange zu finden. Der Bankhalter des Herzogs von Gesvres zahlt ihm für jede Nacht 12 Guineen. Selbst Prinzessinnen von Geblüt ziehen

Vorteil von den Spieltischen, die in ihren Häusern aufgestellt werden«. Gewaltige Vermögen wechselten am Spieltisch ihre Besitzer. Die Herzogin von Berry, die berüchtigte Tochter des Regenten, verlor in einer Nacht 1800000 Livres. Herr Dupin de Chenonceaux einmal 700000 Livres. Der Marquis de Genlis war erst 20 Jahre alt, als er in einer Nacht 500000 Francs an den Baron von Vioménil verlor. Man sperrte ihn zwar mittels Lettre de cachet zur Strafe fünf Jahre in die Festung Saumur, für je 100000 Francs ein Jahr, das verhalf aber seiner geschädigten Familie nicht wieder zu ihrem Gelde. Wie hoch man unter Marie Antoinette bei Hofe zu spielen pflegte, haben wir schon erwähnt, aber das entsprach nur den Traditionen des Hofes. Bereits 1748 notiert Argenson in sein Tagebuch: »Man hat in Marly furchtbar hoch gespielt«. Diese Passion wirkte ansteckend, alle Kreise spielten, und Mme. d'Epinay, die konstatiert, daß man den Opernsänger Jélyotte in allen guten Häusern empfängt, wundert sich doch, daß man, wenn er im Spiel 20 Louisdor verloren hat, ihm sein Geld auch abnimmt. Als Marmontel Bordeaux besuchte, fand er unter den dortigen reichen Kaufleuten die Spielwut genau so verbreitet wie in der Hauptstadt, die er eben verlassen hatte.

Zu den beliebtesten Spielen gehörten Biribi und Cavagnole. Biribi war ein Glücksspiel, zu dem ein Tableau von 70 Feldern und ebenso viele Nummern gehörten. Hatten alle Mitspieler gesetzt, so zog der Bankhalter aus einem Sack eine der 70 Nummern und rief sie aus. Diejenigen, die auf diese Nummer gesetzt hatten, erhielten 64mal ihren Einsatz, die anderen verloren. Der Bankier hatte dabei einen Vorteil, den man auf den 13. Teil des gesamten Einsatzes berechnet, der sich jeweils auf dem Tische befand. Der reiche Orry de Fulvy verlor an einem Abend im Biribi 400000 Francs und selbst der vorsichtige und geizige Voltaire gesteht 1732 seinem Freund Cideville, daß er in diesem Spiel in einer Nacht 12000 Francs geopfert habe. Cavagnole beruhte auf einem ganz ähnlichen Grundsatz, nur wurde es ohne Bankhalter gespielt, in dem jeder Mitspieler ein kleines Tableau von fünf Feldern vor sich hatte und der Reihe nach eine Nummer zog. Bei Cavagnole waren die Chancen für die Spieler gleichmäßiger verteilt als bei Biribi. Das war wohl ein Vorzug, es scheint das Spiel aber nicht gerade amüsanter gemacht zu haben, denn es galt für sehr langweilig. Maria Leszczynska bevorzugte Cavagnole, weil der Geldeinsatz dabei eine geringere Rolle spielte, aber sie hatte auch Mühe, ihren Spieltisch zu besetzen. Als Marie Antoinette Landsknecht und Pharao bei Hofe einführte und allabendlich 500 Louisdor verlor, da fand sie zwar Mitspieler genug, aber auf Kosten ihrer Würde und ihres Rufes.

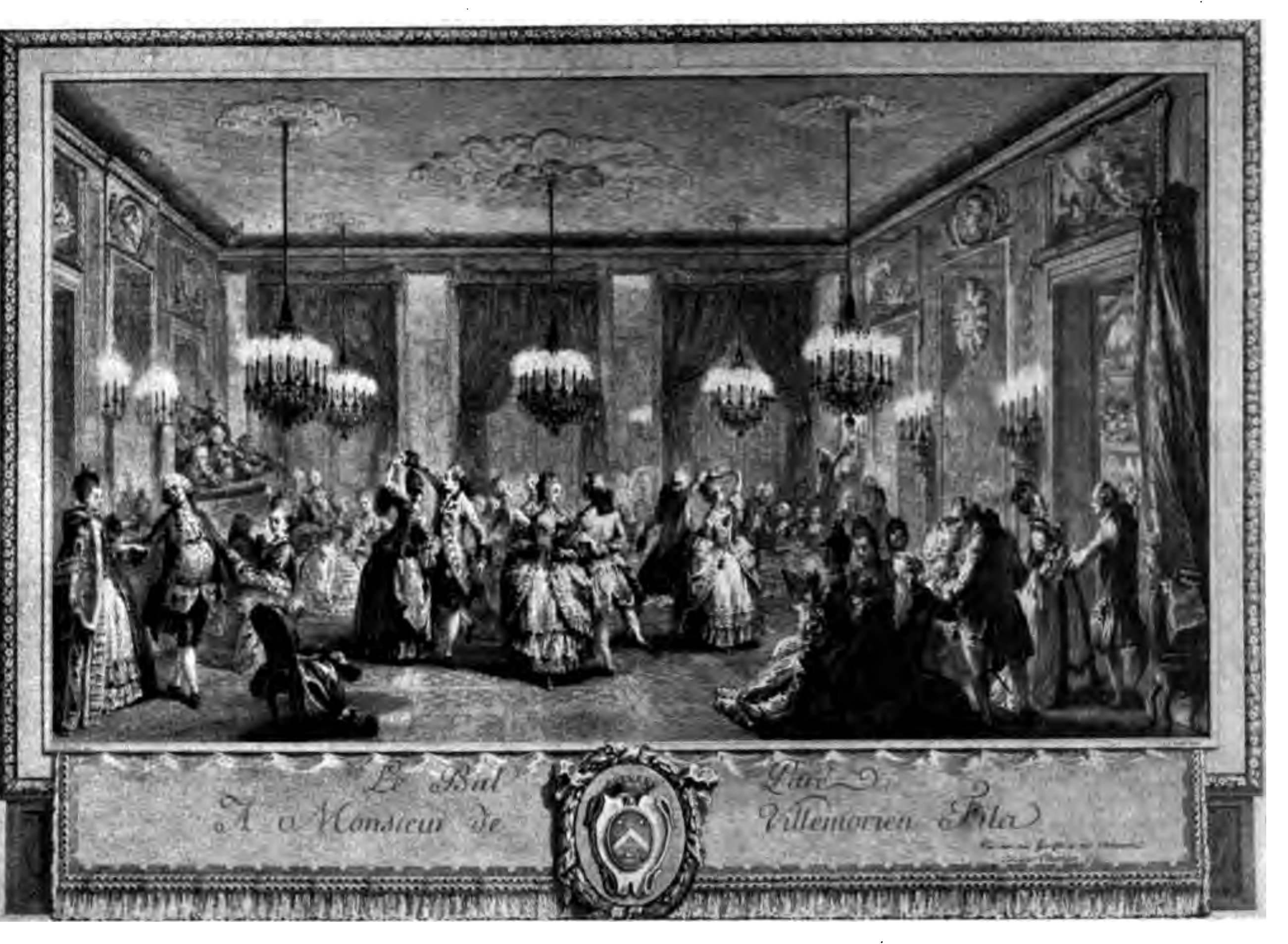
Das Konzert von St. Aubin nach Duclos.



AUS DER GALERIE DES MODES 1777



Darf man sich das Leben des Alltags so vorstellen, gewürzt durch Plauderei, Musik, Spiel, Handarbeit, so muß man wissen, daß es durch große Feste unterbrochen wurde. Diese hat man anspruchsvoll stilisiert. Die Hochzeiten, die der reiche Samuel Bernard 1733 seiner Tochter und seiner Enkelin ausrichtete, sind Beispiele dafür, wie man danach trachtete, besondere Festtage über das Einerlei hinauszuheben. Die Tochter heiratete den Präsidenten Molé und so war der große Saal, den man im Garten des Palais errichtet hatte, der Justitia gewidmet. Sie erschien unter 20 verschiedenen Gestalten und mit allen Symbolen ausgerüstet, welche die Reinheit ihrer Absichten darlegen sollten. Die Enkelin heiratete den Marquis de Mirepoix und der geschmeichelte bürgerliche Großvater improvisierte binnen fünf Tagen mit Hilfe von 2000 Arbeitern ein großes Fest, das ganz im Zeichen des Kriegsgottes stand. Der Saal war als Marstempel hergerichtet, militärische Embleme und Musik verkündeten, daß hier das Militär herrsche. Als Ludwig XV. nach einer kurzen Krankheit 1744 wieder hergestellt war, gab Herr Chartraire de Montigny in Dijon allen Angestellten seines Hauses Kaufleuten, Handwerkern, Arbeitern, Dienstboten usw. ein großes Freudenfest. Erst hielten Schäfer und Schäferinnen einen Umzug, bei dem sie einen Triumphwagen begleiteten, den die Götter des Olymps einnahmen, alle auf Kosten des Festgebers gekleidet. In der prachtvollen Galerie seines Palais, wurde an langen Tafeln gespeist, dabei übte ein Rheinlachs von 30 Pfund Gewicht eine große Anziehungskraft. Die Springbrunnen führten Wein, Illumination und Feuerwerk beschlossen den Tag, der aber für den Veranstalter mit einem kleinen Mißton endete. Als man nach dem Souper der unten versammelten Menge das Konfekt aus den Fenstern zuwarf, gerieten die Gäste in einen solchen Taumel des Entzückens, daß sie auch das kostbare Porzellangeschirr und die Gläser denselben Weg gehen ließen, so daß alles zerbrochen wurde. Herr von Montigny bezifferte seinen Schaden auf 10000 Francs. Präsident Portal in Vaudreuil gab einmal ein großes Fest, dabei erschienen alle Damen als Vestalinnen gekleidet und schickten sich eben an, ihrer Gottheit im Tempel ein großes Kaffeeopfer darzubringen, als türkische Korsaren den Tempel erstürmten und die Vestalinnen in den Harem des Sultans entführten. Bei dem Besuche des Großfürsten Paul in Chantilly war der ganze Hof des Herzogs von Bourbon maskiert, Najaden fuhren den Gast zur Liebesinsel, Götter und Göttinnen bedienten ihn, Schäfer und Schäferinnen bildeten seine Umgebung. Als Frau von Civrac, eine Tochter des Herzogs von Aumont, eine längere Badereise unternehmen mußte, die sie für Monate aus ihrem Pariser



Der Ball von St. Aubin nach Duclos.

Kreise entfernte, aber zu ihrem Leidwesen, da beschlossen ihre Freunde, ihr den Abschied zu versüßen. Sie eilen der Reisenden voraus und geben ihr an allen Orten, an denen sie unterwegs übernachten muß, Feste, die von dem Präsidenten Hénault arrangiert werden. In Bernis erwarten sie mittelalterliche Ritter, in Nemours Bauern und Bäuerinnen, anderswo Hirten und Hirtinnen, so wird die ganze Reise zu einem Festspiel in mehreren Akten. Weniger geschmackvoll war es, wenn der Herzog von Chartres 1769 dem Grafen Fitz James, der im Begriffe stand, sich zu verheiraten, ein Abschiedsessen gab, bei dem der Festraum schwarz ausgeschlagen war, wie bei einem Begräbnis, und die Dämchen vom Ballett, die dabei assistierten, in der tiefsten Krepptrauer der Witwen erschienen. Ebenso beliebt, wenn auch auf weniger hohem Niveau, waren die Jahrmarktsfeste. Collé arrangierte im September 1750 ein solches im Garten der Familie Meulan in Etioles. Da waren Seiltänzer, der Großtürke mit seinem Serail, Marktschreier aller Art, ein Liedermagazin, eine Wage nach eigener Erfindung, auf der die Verdienste von Tasso, Fénélon, Voltaire, Milton, Renard, Destouches gegeneinander abgewogen wurden, ein Cabaret du Parnasse, in dem Vorträge stattfanden und dergleichen mehr. Marie Antoinette veranstaltete ein ähnliches im Park von Klein-Trianon, bei dem die Hofdamen Buden hielten und die Königin einer Kaffeeklappe vorstand, in der sie Limonade und andere Getränke ausschenkte. Die Kosten sollen sich auf 100000 Francs belaufen haben.

Alle diese Feste sind mit ihren Veranstaltungen schon Theater oder liegen so nahe dabei, daß sie kaum davon zu unterscheiden sind. Das Theaterspielen bildet denn auch ein Hauptvergnügen der guten Gesellschaft. »Ich kenne mehr als zehn Damen der vornehmsten Welt«, schreibt der Fürst von Ligne, »die besser singen und spielen, als ich es jemals auf irgend einer Bühne gesehen habe«. Kein Wunder, daß man solche Talente nicht unter den Scheffel stellen, sondern sie auch vor möglichst vielen Zuschauern produzieren will. »Die Wut des Theaterspielens nimmt täglich zu«, liest man 1770 in Bachaumonts Journal, »es gibt keinen Prokurator, der auf seinem Landhaus nicht eine Bühne und eine Truppe zu haben wünschte«. Es wurde wirklich die große Mode, welche die Marquise von Pompadour an den Hof zu verpflanzen wußte. Wir haben schon in einem früheren Kapitel von dem Theater berichtet, das Liebhaber vom ersten Range mehrere Jahre hindurch in Versailles aufführten. Sie spielten, sangen und tanzten mit vollendeter Kunst. »Wer diesen Schauspielen beigewohnt hat«, schreibt der Herzog von Luynes, »muß gestehen, daß es für Schauspieler von Beruf schwer sein würde, besser und



Der reine Akkord von Helman nach Moreau le j. 1777.

intelligenter zu spielen«. Marie Antoinette nahm diese Vergnügen mit dem größten Eifer auf und übersah dabei nur das eine, daß das, was sich für die Maitresse des Königs schickte, für die Gemahlin desselben unpassend war. Die Brüder des Königs, die Grafen von Provence und von Artois, hatten ebenfalls Liebhaberbühnen im Gang. Der künftige Karl X. ist in seiner Jugend in Trianon sogar als Seiltänzer aufgetreten. Jedermann wollte es dem Hofe gleichtun. In Paris wimmelte es von Privattheatern. Die Damen Verrières hatten gleich zwei Bühnen, für die Colardeau die Stücke schrieb und deren Mittel der Steuerpächter d'Epinay bestritt. Die Tänzerin Guimard, die man ihrer Magerkeit wegen nur das »Skelett der Grazien« nannte, besaß ein Privattheater, dessen Repertoire Collé verfaßte. Die Vorstellungen, die Herr von Savalette auf seiner Besitzung in La Chevrette im Tal von Montmorency veranstaltete, fanden solchen Zulauf, daß man an manchen Abenden bis zu 300 Karossen vor seiner Tür zählte. Hier gingen 1774 Romeo und Julie zum erstenmal in Frankreich über die Bretter. Der Herzog von Orléans, Graf Clermont, der Herzog von Ayen in St=Germain und viele andere wetteiferten miteinander, immer Neues und Überraschendes zu bieten, ganz wie die konkurrierenden Bühnen einer Großstadt. Bei dem Grafen Vaudreuil in Gennevilliers wurde zum erstenmal Figaros Hochzeit gespielt. Collé stellte sein Talent ganz auf diese Vergnügungen ein. 1766 ließ er in Bagnolet bei dem Herzog von Orléans ein Kammerstück aufführen, das ohne Dekorationen und Kostüme sich wie ganz von selbst aus der Unterhaltung im Salon heraus entwickelte. Das Theaterspielen ging in die Klöster und die Kindererziehung über. Die Bernhardiner Mönche in Bresse spielten 1770 die Jagdpartie Heinrich IV., die öffentlich noch nicht aufgeführt werden durfte. Frau von Genlis schrieb Lustspiele für Kinder, da sie der Ansicht war, eine tadellose Aussprache und eine sichere graziöse Haltung seien nur auf der Bühne zu erwerben. Frau von Saint=Aubin ließ die Titelrolle von Voltaires Zaire von ihrer 10 Jahre alten Tochter spielen, assistiert von ihren vier Kammerjungfern. Frau von Montesson schrieb zahlreiche Stücke für die Bühne ihres Gatten, des Herzogs von Orléans, und ließ dieselben, die selbst ergebene Freunde, wie der Herzog von Lévis, als recht mäßig bezeichnen, 1782 sogar in acht Bänden zusammendrucken.

Es konnte nicht fehlen, daß das Leben im Salon, wo man immer unter sich war, die gute Gesellschaft auf die Dauer langweilte und daß man nach Unterhaltungen lechzte, die einmal etwas anderes boten und sich auf anderen, als den hergebrachten Geleisen bewegten. Da war es eine glänzende Idee,



Glückliche Zufälle beim Schaukeln von Fragonard.
Nach dem Gemälde der Wallace Collection.

daß der Chevalier von Bouillon dem Regenten vorschlug, den Winter hindurch im Saal der Oper dreimal wöchentlich öffentliche Bälle zu veranstalten, deren Zutritt jedermann gegen Entrée freistehen sollte. Der Einfall trug dem glücklichen Erfinder eine Leibrente von 6000 Francs im Jahre ein, seine Ausführung fand den größten und allgemeinsten Beifall. Die Opernbälle begannen 1716 und haben das ganze Jahrhundert hindurch angedauert. Mit Vorliebe suchte sie z. B. Ludwig XV. auf und noch Marie Antoinette war unvorsichtig genug, sie wiederholt allein und, wie sie glaubte, im strengsten Inkognito zu besuchen. Sie fanden vom Martinstag bis zum ersten Advent an den Sonntagen statt und begannen am Dreikönig, um den ganzen Karneval hindurch zweimal wöchentlich fortgesetzt zu werden. Sie dauerten meist von 11 Uhr abends bis 6 oder 7 Uhr früh. Auch die Comédie française veranstaltete öffentliche Bälle, die großen Zuspruch fanden. Die Tanzkneipen des Volkes, die guinguettes, fanden auch Beifall und Zuspruch von seiten der besseren Gesellschaft. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Tambour royal, gehalten von einem gewissen Ramponneau in Paris, ungemein populär. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts löste ihn die guinguette des Porcherons in der Beliebtheit ab. Gräfin Genlis und Gräfin Potocka besuchen sie als Stubenmädchen verkleidet und amüsieren sich himmlisch mit den männlichen Dienstboten ihrer guten Freunde, von denen sie nicht erkannt werden; ihr Vergnügen wächst, als sich ganz unvermutet die Mutter der Gräfin Genlis, als Köchin

maskiert, tanzend und singend ebenfalls einfindet. 1768 gründete der Unternehmer Torre nach englischem Vorbild ein Tanzlokal unter dem Namen Vauxhall, 1770 entstand in den Champs Elysées das Colisée, das aber zehn Jahre darauf schon wieder in Ruinen verfiel. Als die Marquise du Deffand noch jung und nicht auf den Geist als alleinige Unterhaltung angewiesen war, hat sie einmal mit mehreren vornehmen Damen ihrer Bekanntschaft der Marquise du Chatelet, der Herzogin von Boufflers, den Damen de Meuse, Graffigny, La Popelinière eine Orgie im Roten Hause in Chaillot veranstaltet. »Es ging zu, wie in Capri unter Tiberius«, äußerte sich der Kammerdiener, der aufwartete.

Man tanzte viel und gern, Wille fällt während seiner Reise nach Paris auf, wie viel überall getanzt wird. Die Tänze der guten Gesellschaft waren die Chaconne, der Lieblingstanz Ludwig XIV., Branle, Courante, Gavotte, Loure und wie sie alle hießen. Alle von feierlicher Haltung und mäßig bewegtem Tempo. Sie wurden im Beginn des Jahrhunderts von dem Menuett in den Hintergrund gedrängt, mit dem sich wenigstens im Salon kein anderer Tanz an Beliebtheit messen konnte. Man behauptete, ein Tanzmeister in Poitou habe diesen Tanz erfunden, der rasch alle anderen gangbaren Tänze überflügelte. Die erste Komposition eines Menuetts wurde Lully zugeschrieben und in das Jahr 1653 verlegt. Das Menuett war ein schwieriger und kunstvoller Tanz, der nicht in einigen Wochen erlernt werden konnte. Er forderte Anstand, Grazie, Würde und man wollte wissen, daß es nur wenige Tänzer darin zur Vollkommenheit brächten. Gerade aus diesem Grunde behauptete er sich jahrzehntelang in der Gunst der vornehmen Welt. Auch das Tempo des Menuetts war langsam und getragen. Der Tanzlehrer, der in dieser Epoche den größten Zulauf in Paris hatte, war Marcel, der sich durch seine Geschicklichkeit und, wie mancher moderner Tanzlehrer auch, durch seine Grobheit berühmt machte. Lord Chesterfield empfahl seinem Sohn dringend, bei ihm Unterricht zu nehmen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts drang die Allemande in die Tanzsäle der eleganten Welt. Sie stammte aus dem Elsaß, wurde in einem langsamen Walzertempo im $^2/_2$- oder $^3/_4$-Takt ausgeführt und war schwierig, weil sie große Anmut von den Tänzern verlangte. Die Allemande bildet in ihrer wiegenden Ausführung und der melodiösen Musik gewissermassen den Übergang zum Walzer, der aber in dieser Zeit in Frankreich noch keine Stätte findet. Die Franzosen lernten die englischen Rundtänze zuerst in ausländischen Badeorten kennen, wie Marmontel 1767 in Aachen im Ridotto die »sehr hübschen und guten ausgeführten« Anglaisen sah.



Beim Kartenspiel von Eisen.

Lange Jahrzehnte hindurch kam für das Leben der großen Welt nur der Hof in Frage oder die Hauptstadt, auf seinen Besitzungen hielt man sich nur auf, wenn man dorthin verbannt wurde. In Versailles oder in Paris besaß der Adel seine Palais und allenfalls noch ein Landhaus in der unmittelbaren Umgebung. Im letzten Drittel des Jahrhunderts wird das anders, es wird Mode, alljährlich einige Wochen oder Monate auf seinen Landgütern zuzubringen. Dazu mögen verschiedene Beweggründe beigetragen haben, einmal die allmählich immer weiter Platz greifende Geringschätzung des Hofes, zu der Marie Antoinette durch ihre Unbesonnenheit so außerordentlich viel beitrug, zweitens die Anglomanie, die sich beeiferte, die Sitten und Gebräuche der englischen gentry in Frankreich einzubürgern, drittens wohl auch Rousseau

mit seiner Schwärmerei für Natur und Landleben. Man nahm natürlich das ganze Salontreiben mit hinaus auf die Schlösser und Landsitze und lebte dort genau so, wie in den hauptstädtischen Palais. Baron Gleichen schildert 1769 Mme. du Deffand das Leben in Chanteloup: »Vormittags arbeitet (die Herzogin von Choiseul) und ich gehe spazieren. Wir essen um 3 Uhr. Nach Tisch spielen wir Trictrac oder Karten, dann reiten oder fahren wir aus, oder benutzen das Boot. Sind wir wieder zu Haus, so hören wir ein reizendes Konzert, soupieren und nachher erzählt uns Herr von Gontaut bis Mitternacht Geschichten«. Im folgenden Jahr unterrichtet Abbé Barthélemy die Marquise wieder: »Das Leben«, schreibt er am 15. Mai 1770, »ist wie die anderen Jahre. Großmama (die Herzogin von Choiseul) steht um 10 Uhr auf und wenn sie nicht ausreitet, so wird der Vormittag wie folgt hingebracht. Großmama schreibt, Mme. d'Achy hört die Messe, Gatty trinkt Milchkaffee, ich bleibe im Bade, man diniert um 2 Uhr. Obgleich das Essen ausgezeichnet ist, so nehmen wir doch nur Gemüse und Milchspeisen, um die Sanftmut unserer Charaktere zu stärken. Nach dem Diner Trictrac, Spaziergang, ein oder zwei Stunden Zurückgezogenheit, das Souper und dann gute Nacht«. Anschaulich und hübsch sind auch die Bilder, die Diderot in seinen Briefen an Sophie Voland von dem Aufenthalt auf dem Landgut des Baron Holbach oder dem der Mme. d'Epinay entwirft. So schreibt er am 15. September 1760: »Wir waren in dem traurigen und prächtigen Salon in La Chevrette. An dem Fenster, das auf den Garten hinausgeht, ließ sich Grimm malen, während Frau von Epinay sich auf die Stuhllehne des Malers stützte. Ein Zeichner saß etwas niedriger auf einem Schemel und fertigte ein Profilbild mit Bleistift. Es ist reizend geworden dieses Profil, keine Dame, die nicht vergleichen wollte, ob es ähnlich geworden sei. Herr von St-Lambert las in einer Ecke die neueste Broschüre, die ich Ihnen gesandt habe. Ich spielte mit Mme. d'Houtetot Schach. Die gute alte Frau von Esclavelles war von ihren Enkeln umgeben und unterhielt sich mit ihnen und ihrem Erzieher«.

Ein Hauptvergnügen auf dem Lande war die Jagd, mit der wir eines der trübsten Kapitel der vorrevolutionären Geschichte Frankreichs berühren. Die Ausübung der Jagd war ein ausschließliches Vorrecht des Königs und der Großgrundbesitzer, die mit unnachsichtlicher Strenge darauf hielten, daß niemand in ihre Gerechtsame eingriff, schlimmer noch, daß niemand sich gegen dieselbe schützen konnte. Wie sein Urgroßvater, war auch Ludwig XV. ein leidenschaftlicher Jäger, den nur ganz besondere Umstände davon abhalten konnten, täglich auf die Jagd zu gehen. Der königliche Hof besaß die voll-

kommenste Jagdausstattung, die man sich denken konnte. Sie umfaßte einen großen Stab von Angestellten nebst 280 Pferden und kostete jahrein, jahraus mehr als 1 Million Francs an Unterhaltung. 1783 kam das Futter der Jagdhunde und Pferde auf 233000 Livres zu stehen. Die Jagd auf den Hirsch, der gehetzt wurde, war die beliebteste. Zwischen 1732 und 1749 erlegte Ludwig XV. 3000 Hirsche, von 1743 bis 1774 6000 Stück. An einzelnen Tagen tötete er 250 Stück Wild, einmal in weniger als zwei Stunden 100 Stück. Daneben wurde die Wolfsjagd geübt, zu der er jede Woche wenigstens einmal auszog. Im Durchschnitt wurden jährlich in den Jagdgebieten des Königs noch 40 Wölfe erlegt. Ludwig XVI. war ein ebenso leidenschaftlicher Jäger. Die Jagd war ihm wichtiger als sein Thron. Ihr zuliebe vernachlässigte er die dringendsten Regierungsgeschäfte. »Die Unbekümmertheit und die Gleichgültigkeit, die bei Hofe herrschen«, schreibt Arthur Young am 26. Juni 1789, »sind geradezu beispiellos. Der jetzige Augenblick würde die größte Tatkraft erfordern, aber der König geht auf die Jagd, obwohl man darüber verhandelt, ob er König von Frankreich bleiben oder Doge von Venedig werden soll«. Ludwig XVI. hat während seiner Regierungszeit von 1774 bis 1787 1274 Hirsche erlegt und im ganzen 189251 Stück Wild zur Strecke gebracht. Diese Zahlen sind dem Tagebuch entnommen, das der König eigenhändig geführt hat und das im Grunde eigentlich überhaupt nur ein Jagdjournal vorstellt. Im Interesse des Monarchen trat alles andere gegen seine Erlebnisse auf der Jagd und ihre Resultate zurück. War sie ungünstig ausgefallen, so bemerkt er: Nichts, es sei sonst vorgefallen was da wolle. Dieses Tagebuch, das am 1. Januar 1766 beginnt und am 31. Juli 1792 schließt, ist für den König und seine Jagdpassion charakteristisch. Er trägt ein:

Juli 1789.

Mittwoch	1.	Nichts.	Deputation der Stände.
Donnerstag	9.	Nichts.	Deputation der Stände.
Freitag	10.	Nichts.	Antwort an die Stände.
Samstag	11.	Nichts.	Neckers Abreise.
Dienstag	14.	Nichts.	(Und an diesem Tage wurde die Bastille gestürmt.)

Oktober 1789.

Montag	5.	Vor dem Tor von Chatillon die Jagd. 81 Stück getötet. Durch die Ereignisse unterbrochen. Hin und her zu Pferde.
Dienstag	6.	Um Mittag Abreise nach Paris. Besuch im Stadthaus.

Man entnimmt diesem Tagebuch, daß Ludwig XVI. von 1775 bis 1789 104 mal auf der Eberjagd, 134 mal auf der Hirschjagd, 266 mal auf der



Aus dem Choix de Chansons par De La Borde. Paris 1793.
Gestochen von Née nach Barbier.

Rehjagd und 1058mal auf allerlei anderen Jagden war. Im ganzen hat er ungefähr den dritten Teil seiner gesamten Regierungszeit auf der Jagd zugebracht. In jedem Monat und Jahr addierte er genau, wieviel Stück Wild er erlegte, z. B. im Dezember 1775 1564 Hirsche, im ganzen Jahr 8424 Stück. Als Ludwig XVI. durch seine halbe Gefangenschaft in den Tuilerien daran gehindert wurde, täglich zu jagen, empfindet er dies als eine unerträgliche Beschränkung. Das Tagebuch führt im Jahr 1790 alle Jagden an, von denen

der König hört und spart nicht mit Ausdrücken des Bedauerns darüber, daß er sie nicht mitmachen kann. Unter den Beschwerdepunkten, die er aufsetzte und zurückließ, ehe er sich auf die Flucht begab, die in Varennes ein so trübseliges Ende finden sollte, steht die Klage darüber, daß man ihn abgehalten habe, auf die Jagd zu gehen, obenan.

Außer der Jagd fand Ludwig XVI. nur noch wichtig, sich Notizen über seine Spaziergänge zu machen. Er schreibt genau auf, ob sie bei Frost, Tauwetter, bedecktem Himmel oder Sonnenschein stattfanden.

Schon der Umstand, daß es möglich war, in der unmittelbaren Umgebung der königlichen Residenzen so hohe Schußzahlen zu erreichen, deutet darauf hin, wie sorgfältig die Pflege sein mußte, die dem Wilde zuteil wurde. Wie hätte es sich sonst so vermehren können. Das war selbstverständlich nur auf Kosten der Landwirtschaft möglich. Es war verboten, seinen Grundbesitz mit Gräben, Hecken, Zäunen oder Mauern abzuschließen, wer das tun wollte, bedurfte einer besonderen Erlaubnis, war aber genötigt, einen Durchgang für die Jäger zu Fuß und zu Pferde offenzuhalten. Niemand durfte Hieb-, Stich- oder Schußwaffen besitzen, die er zur Jagd hätte brauchen können, niemand einen Jagdhund halten und auch einen zur Jagd ungeeigneten Hund nur dann bei sich haben, wenn derselbe einen Maulkorb trug und an der Leine geführt wurde. Man hinderte die Besitzer sogar, ihre Kleefelder und Wiesen vor Johanni abzumähen, ja ihre Felder zwischen dem 1. Mai und dem 24. Juni überhaupt zu betreten, damit die Rebhühner in der Brut nicht gestört wurden. »Deshalb«, schreibt ein Zeitgenosse, »sind die Rebhühner mit den Menschen auch ganz vertraulich und lassen sich bei ihrem Herannahen in der Vertilgung des Getreides gar nicht stören«. Wollten die Besitzer von Feldern, Wiesen oder Weinbergen das Wild fernhalten, so mußten sie um Erlaubnis bitten, Wächter anstellen zu dürfen, die die ganze Nacht Lärm machen, denn mit Gewalt durften sie es nie vertreiben. In manchen Gebieten mußten die Besitzer selbst monatelang die Nächte durchwachen, um ihre Ernte zu schützen. Mit geringem Erfolge. Aus den Protokollen der Ständeversammlungen geht der Schaden hervor, den die so sorgfältig geschonten Tiere anrichteten. In der Pfarrei Vaux, in der Nähe von Meulan vernichteten die Kaninchen über 7000 Morgen Getreide, das zur Nahrung von 800 Menschen während eines Jahres ausgereicht haben würde. Bei Larochette fressen die Hirsche am Tage die Saaten auf dem Felde ab, während sie sich nachts an den Gartenfrüchten und Gemüsen gütlich tun, in Farcy haben sie in einem Garten, in dem 500 Pfirsichbäume gepflanzt worden waren, nach drei Jahren keine 20 übrig gelassen. »Man sieht Hirsche



Bei der Wahrsagerin von Lavreince.

und Hirschkühe am hellichten Tage zwischen unseren Häusern umherspazieren«, schreibt ein Dorfbewohner. Daher nehmen die Klagen über das Wild denn auch gar kein Ende. 1753 bemerkt Argenson, daß 20 Meilen um Paris herum alles in Verzweiflung sei und notiert ein andermal, die Bewohner von mehr als hundert Fontainebleau benachbarten Dörfern bestellen ihre Äcker nicht mehr, weil das Wild die Ernte fressen würde. Seit der Herzog von Orléans Villers-Cotterets besitzt und die Jagdhauptmannschaft wieder errichtet hat, sind dort 60 Güter zum Verkauf ausgeboten infolge der Belästigungen. Eine Domäne in der Nähe von Versailles, die früher eine Pacht von 2000 Francs eingetragen hatte, erbrachte nurmehr 400 Francs, seit in Versailles eine königliche Jagdhauptmannschaft eingerichtet worden war. Man wird sich unschwer die Gefühle des Landmannes gegen das Wild und seine Heger und Pfleger vorstellen können. »Jedesmal«, schreibt Montlosier, »wenn wir einem Rudel Hirsche oder Damwild begegneten, riefen meine Führer auf der Stelle: da kommt der Adel, womit sie auf die Verheerungen anspielten, die diese Tiere auf ihren Besitzungen anrichten«. Was das Wild etwa übrig ließ, das vernichtete die Parforcejagd, die schonungslos über Felder und Wiesen und Anpflanzungen hinwegging. »Ein einziger Tag des Jagdvergnügens beraubt die Hälfte der Einwohnerschaft einer Provinz eines ganzen Jahres ihrer Nahrungsmittel«, schreibt das Protokoll der Noblesse von Melun 1789. Die Landleute waren den Vexationen der Jagd-

besitzer schutzlos ausgeliefert. Wer auf Schadenersatz hätte klagen wollen, der verlor außer seiner Ernte auch noch seine Zeit und die Prozeßkosten. Wehren aber durften sie sich nicht, denn sie wurden von den Jägern, Förstern, Jagdaufsehern einfach niedergeschossen, ohne daß derartige Morde jemals bestraft worden wären. Jagdgesetze von solcher Schärfe brachten die Wilddieberei ebenso zur Blüte wie die Zollgesetze den Schmuggel. Alle Wälder der Monarchie beherbergten bewaffnete Wildschützen in großer Anzahl. Im Beginn der 50er Jahre taten sie sich bei Paris bandenmäßig zusammen. Sie hatten sogar Kavallerie und standen mit dem Landvolk ausgezeichnet, denn sie zahlten für alle Requisitionen mit barem Gelde. Sie vermehrten die Unsicherheit der Landstraße, denn die Grenze, wo der Wildschütz aufhörte und der Räuber anfing, war nicht immer streng zu ziehen. Es ist zwischen den Jagdbesitzern und den Wilddieben zu förmlichen Gefechten gekommen, einzelne Morde waren auf beiden Seiten nichts Ungewöhnliches.

Causerie, Handarbeiten, Spiel, Theater, Jagd sind alles Zersteuungen, mit den die oberen Stände sich den Müßiggang ihrer Tage verschönen. Von Mittelstand und Volk wissen wir wenig genug, um uns vorstellen zu können, daß sie keinen Zeitvertreib brauchten, weil sie zu arbeiten hatten. Ein äußerst anmutiges Bild von Leben und Treiben des Mittelstandes entrollt sich dem Leser von Johann Georg Willes Tagebuch. Es ist rührend und erfreulich zu sehen, wie behaglich und anspruchslos man in den Kreisen der Pariser Künstlerschaft in der Mitte des 18. Jahrhunderts lebte. Mit welcher Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit wird der ganz unbekannte junge deutsche Kupferstecher von den berühmten Malern Largillière und Rigaud aufgenommen, wie kameradschaftlich ist der Ton unter den jüngeren, wie gemütlich und gastfrei der im Hause der Gutsituierten. Wie harmlos und kindlich sind ihre Freuden. Da wird einmal beim Essen einem Gast plötzlich die Perücke an die Decke gezogen oder der Bohnenkönig erhält am Dreikönigstag eine fünf Fuß hohe spitze Mütze zu allgemeiner Heiterkeit. »Niemals haben wir so gelacht«, bemerkt Wille dazu. Und dabei besteht die Mehrzahl der Leute, die so harmlos miteinander verkehren, aus Künstlern von Weltruf, ein Ruhm, der sie nicht hindert, sich ganz natürlich und liebenswürdig zu geben. Ein Seitenstück dazu liefert Mme. Dupin, die Großmutter von George Sand, die mit 28 Jahren den 60jährigen Claude Louis Dupin de Francueil heiratete, denselben, der in den Erinnerungen von Mme. d'Epinay eine so große Rolle spielt. Sie erzählte ihrer Enkelin: »Dein Großvater, mein Kind, war schön, elegant, gepflegt, anmutig, parfümiert, liebenswürdig, zärtlich und von immer gleichbleibender Laune bis zu seiner Todes-



Eine Vorlesung des Mercure de France, von Guttenberg nach Lavreince.

stunde. Jünger würde er zu liebenswürdig gewesen sein, um ein so ruhiges Leben zu haben und ich wäre wahrscheinlich nicht so glücklich mit ihm geworden. Man würde ihn mir streitig gemacht haben. Ich bin überzeugt, daß ich das beste Alter seines Lebens gehabt habe und daß niemals ein junger Mann seine Frau so glücklich gemacht hat, wie ich es war. Wir verließen uns keinen Augenblick und ich habe mich niemals auch nur eine Minute an seiner Seite gelangweilt. Sein Geist war eine Enzyklopädie von Ideen, Kenntnissen und Talenten, die sich nie erschöpfte. Er besaß die Gabe, sich immer auf eine Weise zu beschäftigen, die für die anderen ebenso angenehm war, wie für ihn selbst. Am Tage musizierte er mit mir, er spielte ausgezeichnet Violine und baute seine Violinen selbst, denn er war Lautenmacher, außer, daß er Uhrmacher, Architekt, Drechsler, Maler, Schlosser, Dekorateur, Koch, Dichter, Komponist, Schreiner war und wunderbar stickte. Ich weiß nicht, was er nicht war. Das

Unglück war nur, daß er sein Vermögen vertat, um seine verschiedenen Gaben zu betätigen und sich in allen Dingen zu versuchen, aber ich sah darin nur sein Feuer, und so ruinierten wir uns auf die liebenswürdigste Art und Weise der Welt. Waren wir abends nicht in Gesellschaft, so zeichnete er an meiner Seite, während ich parfilierte, oder wir lasen uns wechselseitig vor, oder es kamen auch einige liebenswürdige Freunde, die seinen feinen und lebhaften Geist durch ihre angenehme Unterhaltung in Atem erhielten. Meine Feundinnen waren einige junge Frauen, die viel glänzender verheiratet waren als ich, aber sie wurden nicht müde, mir zu sagen, daß sie mir meinen alten Mann beneideten.«

Da wir uns um alles gekümmert haben, was das Leben des französischen Volkes im 18. Jahrhundert angeht, so dürfen wir auch nicht an seiner Küche vorübergehen, schon gar nicht wenn wir wissen, daß die Franzosen das 18. Jahrhundert als den Glanzpunkt ihrer Kochkunst betrachten. Bei dem niederen Volk bildete das Brot die Basis der Ernährung, aus welchem Grunde der Brotpreis nicht nur für die Verzehrer, sondern auch für die Regierung ein Moment von der höchsten Wichtigkeit war. »Über den teuren Brotpreis nimmt das Volk niemals Vernunft an«, schrieb Necker in seiner Ministerzeit. Und in der Tat bildeten die Schwankungen desselben eine der ernstesten Sorgen jeder Regierung. Wir haben in einem früheren Kapitel gesehen, daß das Königtum dieser Frage niemals Herr geworden ist und keiner seiner Minister imstande war, die schwierige Angelegenheit jemals in befriedigender Weise zu lösen. Die Binnenzölle zwischen den Provinzen, die mangelnden oder ganz ungenügenden Möglichkeiten des Transportes waren an und für sich Hindernisse einer gleichmäßigen Versorgung zu mittleren Preisen, die groß und schwerwiegend genug waren, wenn man selbst die Mißernten und die Aufkäufe gewinnsüchtiger Spekulanten gar nicht berücksichtigt. Jedenfalls war der Brotpreis auf die öffentliche Ruhe von großem Einfluß. Der mittlere Preis des Pfundes betrug 1 oder 1½ Sous, der aber in gewissen Augenblicken rasch doppelte oder dreifache Höhe annehmen konnte. 1745 kostete in Paris das Pfund 2 Sous, 1739 in der Touraine das Pfund 4 oder 5 Sous. Der Fleischgenuß der ärmeren Klasse war gering. Dem Engländer Arthur Young fiel es bei seiner Reise durch die französische Provinz auf, wie wenig Fleisch das Volk im allgemeinen ißt, aus Leyras, einem Ort in der Umgegend von Bordeaux, meldet er mit Erstaunen, daß man dort im ganzen Jahr nur



PATAS NACH MOREAU LE J.

IN DER LOGE



Gedeckte Tafel.
Aus Gilliers. Le Cannameliste Français. Paris 1768.

5 Ochsen tötet, während man in einem gleich großen Marktflecken Englands jede Woche mindestens 2 bis 3 schlachten würde. Der Fleischgenuß war in gewissen Gegenden, z. B. der Bretagne, so selten, er erfolgte nur an hohen Kirchenfesten und Hochzeiten, daß die Bauern des Berry ihre Festtagskleider mit dem Namen »Fleischanzug« bezeichneten, so wie wir wohl bei uns »Bratenrock« sagen. Auch im niederen Bürgerstand sah es nicht viel anders aus. Die Familie des Advokaten Tressoigne in Maubeuge z. B. aß im Jahr nur fünfmal Rindfleisch und zwei- oder dreimal Kalbfleisch. Einmal kaufte sie ein halbes Schwein und im Jahr etwa 8 Hühner. Eine Kalbsleber kostete 1783 nur 1 Sous. Zu Merciers Zeiten, also im letzten Drittel des Jahrhunderts nahm das gewöhnliche Volk drei Mahlzeiten täglich ein, das erste Frühstück, das zweite, je nachdem Dejeuner oder Diner genannt, und das Abendessen, das man persillade nannte, wohl nach dem Petersilienfleisch, das man meistenteils dabei aß. Unter Ludwig XVI. bestand das Essen der Pariser niederen Bevölkerung mittags aus einem Stück Suppenfleisch, abends aus gedämpftem Rindfleisch, dem berühmten Boeuf à la Mode, Sonntags aus einer Hammelkeule, Fisch aß man nie und Gemüse äußerst selten. Die Kartoffel, die heutzutage eine so große Rolle in der Ernährung spielt, war noch so gut wie unbekannt. Sie ist in den Provinzen des Nordens in der Umgegend von Douai, Maubeuge und Mons gegen 1740 eingeführt worden, aber erst 25 Jahre später erhob z. B. der Pfarrer von Grandrieu den Zehnten von der Kartoffelernte. Ein richtiges Volksnahrungsmittel begann sie erst in den Jahren der Republik zu werden, als dauernde Mißernten zu gar nicht endenden Unruhen führten und man hat selbst damals noch nicht recht gewußt, was man eigentlich mit dem Knollengewächs anfangen und wie man es zubereiten solle.

Wirklich kulinarische Kunst dürfen wir nur unter den höheren Ständen suchen. Nur sie besaßen Zeit und Mittel genug, um sie zu pflegen. Man aß in diesen Kreisen viel und gut und handelte augenscheinlich nach dem Grundsatz der Marquise du Deffand, die 1772 schrieb: »Nach meiner Anschauung ist der Magen der Sitz der Seele. Nach ihm richtet sich das Schicksal, er regiert das Universum, warum sollte man nicht seine Hoffnung auf ihn setzen«? Man aß enorm viel. Im Anfang des Jahrhunderts war Ludwig XIV. einer der stärksten Esser seines Reiches. Seine Schwägerin war Augenzeugin, wie der Sonnenkönig bei einer Mahlzeit vier Teller Suppenfleisch, einen ganzen Fasan, ein Rebhuhn, einen Teller Salat, einen Teller Irish Stew, 2 große Stück Schinken, einen Teller süße Speise, Obst und Konfitüren zu sich nahm. In dieser Zeit gewann Prinz Conti eine Wette von 1000 Louisdors gegen den Herzog von Bourbon dank der Gefräßigkeit seines Kammerdieners Laguiche, der 12 große Stück Hammelbraten aß, während die Uhr zwölf schlug. Der Finanzier la Mosson gab in Montpellier ein Souper von zwei Gängen und Dessert. Jeder der beiden Gänge bestand aus 140 verschiedenen Gerichten und zwar 50 von gekochtem und gedämpftem Fleisch, 50 Braten, Geflügel und Pasteten. Das Dessert umfaßte 160 verschiedene Delikatessen. Alles wurde auf Silber serviert, 48 Dutzend silberne Teller standen zur Verfügung der Gäste. Wenn eine Gesundheit ausgebracht worden war, wurden alle Gläser zerschlagen. Esther Piozzi, die in der Mitte des Jahrhunderts Frankreich bereiste, zählte bei einem Diner in einem bürgerlichen Haushalt in Boulogne 20 Schüsseln. Reiche Kaufleute in Lyon setzten ihren Gästen zum Diner 30, zum Souper 24 verschiedene Gerichte vor. Als Herr de la Verpillière einmal 100 Personen zum Essen einlud, ließ er 12 Hammel, ein Kalb und 50 Hühner schlachten und außerdem 100 Pfund Ochsenfleisch anschaffen. Nach den Untersuchungen, die Brillat Savarin in mehreren französischen Departements angestellt haben will, bestand ein Mittagessen von zehn Personen um 1740 aus zwei Gängen und Dessert. Erster Gang: Suppenfleisch, Entrée von Kalbfleisch in seiner Brühe, ein Hors d'œuvre. Zweiter Gang: ein Truthahn, Gemüse, Salat, ein Crême. Dessert: Früchte, Käse, Eingemachtes. Man gab in der Provinz nach der gleichen Quelle nur selten Kaffee nach der Mahlzeit, dagegen gewöhnlich Ratafia mit Kirschen oder Nelken angemacht, damals eine Neuerfindung. Zufällig erhaltene Rechnungen überzeugen uns von dem gesegneten Appetit jener Generationen. So speisten ein Baron Wedel und seine Freundin, Frau von St-Vincent, 1760 in der Chambre séparée eines vornehmen Restaurants:

Krebsauflauf	6	Livres
Enten à la Provençale	9	"
Grenadine von Karpfenmilchern	15	"
Junge Tauben	16	"
Aal in Remoulade	9	"
Wildschweinskopf	9	"
Turbot	24	"
Poularde von Caux	10	"
Trüffeln in Champagner	9	"
Spargel	6	"
Artischoken	2	"
Apfelscharlotte	3	"
	125	Livres

wobei man nicht vergessen darf, die Endsumme, um auf den heutigen Geldwert zu kommen, mit 3 zu multiplizieren.

In den 60er Jahren schrieb Gräfin Diane de Vichy geb. Gräfin d'Albon an eine Freundin: »Ich habe gegessen wie ein Wolf, denn wir haben einen ausgezeichneten Koch. Ich werde Ihnen einmal beschreiben, was wir alle Tage zu uns nehmen: eine gute Reissuppe, Feigen und Radieschen, Würstchen, Hammelrippchen à la Provençale um sich die Finger danach abzulecken. Als Entrée eine Poularde, eine Hammelkeule à l'Estouffade mit Spinat, als Kochfleisch Hammelnieren und ein leichtes Stück Rindfleisch, als Braten ausgezeichnete Rebhühner und zwei Schüsseln Entremets. Adieu, adieu, liebe Freundin, ich muß zum Abendessen«. Ein »sehr bescheidenes« und frugales Essen nennt Laurette de Malboissière das Diner, das sie am 20. Mai 1764 bei einem Bankier zu sich nimmt, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat. »Es gab eine gute, einfache, ländliche Suppe, ohne Saft oder Brühe, Salat, Schnittlauch und Sauerampfer, eine Schüssel gedämpftes Fleisch, das sehr gut aussah, frische Butter, Radieschen, gute gebratene Koteletts ohne Sauce, ein ausgezeichnetes Huhn, einen herrlichen Salat, eine Taubenpastete, eine Mandeltorte und grüne Erbsen à la Bourgeoise. Das war alles, was auf dem Tische erschien. Zum Dessert hatten wir einen Crêmekäse, Spritzkuchen, Konfitüren, Bonbons und getrocknete Aprikosen. Damit finis coronat opus gab man uns Kaffee, den der Herr vom Hause selbst zubereitete«. Wie vorzüglich selbst die Gefängniskost vornehmer Leute war, haben wir schon oben gesehen, als wir uns mit der Bastille beschäftigten. Als der Chevalier d'Eon 1779 in Dijon gefangen gehalten wurde, erhielt er täglich Suppe, gedämpftes Fleisch, Forelle oder Lachs, Krebse, Poularde oder Bekassinen, Gemüse, Kaffee, Likör und ein oder zwei Flaschen Clos Vougeot. So mokierte man sich denn auch ganz furchtbar über den Kardinal



Tafelaufsatz. Entwurf von J. A. Meissonnier.

Fleury und die ärmliche und sparsame Tafel, die er führte. Er hatte zwar ein offenes Haus, aber auf seinem Tische erschienen nur vier Entrées, ein Braten und vier Entremets, und das war in der Tat ungemein bescheiden, wenn man die Menus anderer vornehmer Häuser zum Vergleich heranzieht. In einem Haushalt, der etwas auf sich hielt, erwartete man zum Essen drei Gänge: 1. Ein nahrhaftes Gericht von Fleisch oder Fisch mit Gemüsen, vier kleinere Schüsseln und zwei Hors d'œuvres, 2. einen großen Braten, zwei Entremets, 3. Früchte und Kompott. Das war aber das Mindestmaß dessen, was in dem Haushalt eines Grandseigneur oder eines wohlhabenden Bürgers auf den Tisch kommen mußte. Ein beliebtes Kochbuch der Zeit der Nouveau Cuisinier Royal gibt in seiner 1714 erschienenen Ausgabe eine genaue Anweisung, wie man die Anzahl der Schüsseln mit der Zahl der Gäste in Übereinstimmung bringen soll. Bei 6 bis 8 Gästen müssen bei jedem Gang 7 verschiedene Gerichte aufgetragen werden, bei 10 bis 12 Gästen bei jedem Gang 9 verschiedene Gerichte, bei 30 bis 35 Gästen bei jedem Gang 43 verschiedene Gerichte. Der Präsident de Brosses in Dijon verlangte dreimal mehr Gerichte als Gäste. Einige Jahrzehnte darauf stellte der berühmte Grimod de la Reynière neue Regeln auf. Nach ihm sollte eine elegante Mahlzeit ohne übertriebenen Luxus 20 Gästen folgendes bieten: 4 Suppen, 4 Relevés, 12 Entrées, 4 sog. Pièces de résistance, 4 Braten, 8 Entremets, im ganzen 36 Schüsseln, ohne das Dessert. Das war kostspielig genug und es ist kein Wunder, wenn

man hört, daß es in Paris niemand gab, der reich genug gewesen wäre, mittags und abends offenes Haus zu halten. Der reiche Samuel Bernard, der 1739 starb, ließ sich sein Mittagessen im Jahre 150000 Francs kosten, was nach heutigem Geldwert ungefähr einer halben Million entsprechen würde.

Wie in allen anderen Dingen, die den guten Ton betrafen, ging der Hof auch hierin mit seinem Beispiel voran. Dié königliche Küche, die 400 Personen beschäftigte, figurierte im Etat des Hofes mit 2 Millionen im Jahre. Die Mahlzeiten des Königs kosteten täglich 455 Francs, an Fasttagen 620 Francs. War der König von Versailles abwesend, so erhielt jeder der Offizianten 40 Livres tägliche Entschädigung. Bei der Aufstellung der Menu's für die königliche Tafel wurden für das Mittagessen 21 Fleischgänge vorgesehen, dann zwei von Schlachtfleisch und eine Gemüseschüssel. Auf der Abendtafel erschienen 18 Fleischschüsseln, unter denen sich eine von Schlachtfleisch und gar kein Gemüsegang befand. Man ersieht aus dieser Disposition, welch geringe Rolle das Fleisch geschlachteter Tiere im 18. Jahrhundert spielte. Man zog das Fleisch der jagdbaren Tiere bei weitem vor und überließ Rind, Kalb und Hammel dem Volk. Erst im Laufe des Jahrhunderts, als die Kochkunst andere Bahnen einschlug, erschienen auch diese Sorten von Fleisch auf den eleganten Tafeln reicher Leute. Auch das Gemüse blieb bei der Verwendung für den Tisch weit zurück; es wurde wenig gegessen.

Die Menus der königlichen Tafeln lehren uns die Ansprüche, die man damals an ein Diner machte, am besten kennen. 1744 erschienen auf einer Mittagstafel Ludwig XV.:

Suppe von alten Kapaunen
Rebhühner mit Kraut
Kraftbrühe von Tauben
Bouillon von Hahnenkämmen

Hors d'œuvres

Gebratener Kapaun
Rebhühner mit Linsen
Gefüllte Poularde
Haché von Kapaunen

Entrées

Kalbsviertel
Taubenpastete
Hühnerfrikassée
Rebhuhnhaché

Kleine Hors d'œuvres

Rebhühner in ihrer Brühe
Gebackene Pastetchen
Pute am Rost
Getrüffelte Poularde
Hühnerragout mit Trüffeln

Braten

Gemästete Kapaunen
Junge Hühner
Tauben
Rebhuhnpastete
Bekassinen
Krickenten
Rebhühner

Die Fleischpasteten, Pfannkuchen, Gemüse und Salate sind nicht mit erwähnt. Das ist eine Speisenfolge, die der König erledigte, wenn er allein aß. Es sind uns aber auch Menus aufbewahrt, die serviert wurden, wenn Ludwig XV. auf einem seiner Lustschlösser in kleinen Zirkeln mit Damen soupierte. So gab es auf einer Reise nach Choisy Donnerstag 16. September 1745 zum Souper:

Dormant*)

Hammelbrühe
Potage financière

Zu beiden Seiten standen Olla potrida mit Purée und Olla potrida mit Kohl.

Hors d'œuvres

Poulardenfilets à la Monglas
Gurkenklein
Tauben mit ganzen Trüffeln
Pute à la Villeroy
Hirnwürstchen von Kaninchen
Pastetchen à l'Espagnolle
Hühnchen auf polnische Art
Rebhuhnfilets in Saft
Turteltauben auf italienische Art
Kalbsfilet auf Wildart
Salmi von Rebhuhn
Fasanenfilets à la Chirac
Hühnerflügel en surprise

Relevés

Ochsenlendenbraten in Saft
Hammelrücken
Kalbsviertel
Fasanenpastete

*) Das ist die große Schüssel in der Mitte der Tafel, die stehen blieb und nicht herumgereicht wurde.

Entremets

Pastetchen
Kuchen von Compiègne

Braten

Enten aus Rouen
Rebhühner
Regenpfeifer
Junge Hühner
Fasanen
Wachteln

Entremets

Schinken
Gebackenes mit Pfirsich
Crême à la Genest
Trüffeln in der Serviette
Eier in Kalbsbrühe
Blumenkohl mit Parmesan
Truthahnfüße à la St-Ménéhould
Kleine Zungen
Appetitbissen
Geschlagener Crême
Gebackenes Kalbshirn,
Ragout à la Provençale
Artischockenrippen
Artischocken au Singara

Das Souper, das es Freitag den 17. September 1745 gab, setzte sich aus lauter Fastenspeisen zusammen:

Dormant

Olla potrida von Krebsen
Julienne

Entrées

Hecht auf polnisch
Forellenpastete

Hors d'œuvres

Kleine Pastetchen
Barschfilet à la crême
Lachs
Seezungen aux fines herbes
Omelettes
Gehackte Eier mit Zichorien
Kabeljau
Aal am Spieß mit pikanter Sauce

Grüne Bohnen
Linsen
Eier mit Sauerampfer
Eier mit Gurken

Relevés

Queisen
Seezungenfilets à l'Orange
Makrelen à la maître d'Hôtel
Seebarben
Farcierte Karpfen in Ragout
Barsch auf polnische Art

Entremets

Eine Brioche
Krebspyramide

Braten

Karpfen blau
Kleine Steinbutten
Gebackene Seezungen
Gebackene Grundeln

Entremets

Rindfleischbrühe
Pfirsichtorte
Ein einfacher Crême
Blumenkohl
Schildkrötenragout
Flämische Brötchen
Artischocken mit Butter
Beignets à la Cloche
Kaffeecrême
Spargel in Butter
Geröstete Anchovis
Spinat
Grüne Bohnen
Krebse auf englische Art

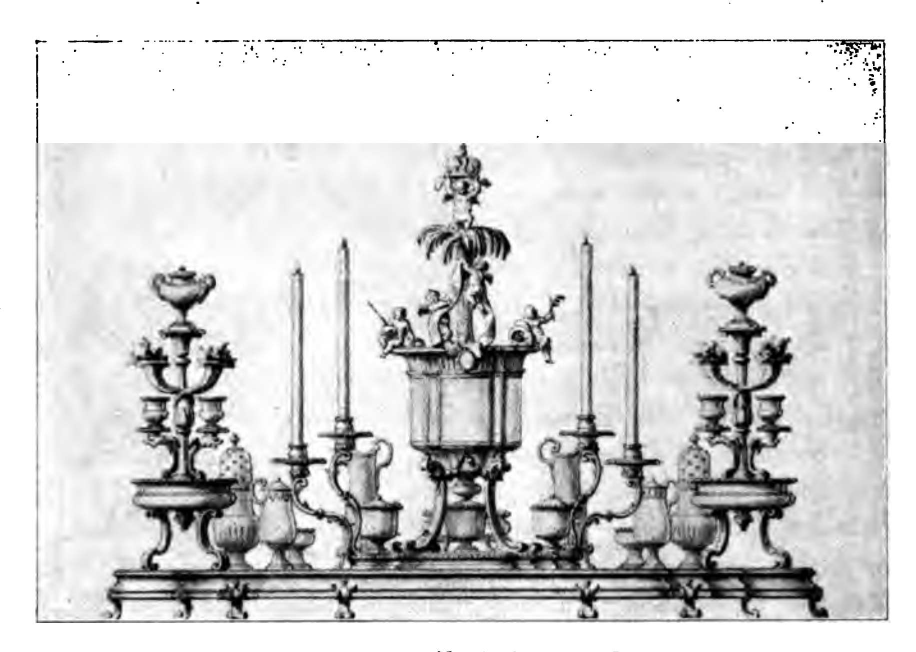
Die Küche gehörte, wie bekannt, zu den wenigen Dingen, die Ludwig XV. ernst nahm, so ernst, daß nächst dem Sticken das Kochen eine seiner Lieblingsbeschäftigungen bildete. In seinen Privatgemächern um den Hirschhof in Versailles besaß der König auch eine Küche, deren gesamtes Material aus massivem Silber bestand. Hier waltete er im Kreise seiner Intimen seines Amtes. De la Gorse erwähnt ein Diner, dessen sämtliche Gerichte von Ludwig XV. und seinen Getreuen persönlich hergestellt worden waren. Der König hatte sich die Zubereitung von Hühnern mit Basilikum vorbehalten, die Herzöge von Gontaut, von Coigny,

de la Vallière, Fleury, Prinz Bauffremont und der Marquis de Polignac hatten die anderen Schüsseln übernommen. Für Saucen und Ragouts hatte Ludwig XV. eine ganz besondere Begabung, außerdem besaß er den Ehrgeiz, den Kaffee besser zu bereiten, als irgend jemand in seinem Königreich. Wenn er sich in Versailles aufhielt, so brachte er den selbstgemachten Kaffee alle Tage nach dem Diner in das Zimmer seiner ältesten Tochter. Eine der witzigsten Satiren, die auf diesen König verfaßt wurden, ist denn auch die 1763 geschriebene Komödie des Grafen Lauraguais: »Der Hof des Königs Pétaud«. Der Monarch der Fabel bringt in diesem Stückchen ein Ragout, das er soeben selbst bereitet hat, und gibt es seinen Höflingen zu kosten. Alle erschöpfen sich in Lobeserhebungen, nur ein alter Kammerherr macht ein kritisches Gesicht und sagt nichts. »Schmeckt es Ihnen nicht«? fragt der König. »Doch«, antwortet dieser gedehnt, »aber ganz offen gestanden, die kleinen Pasteten, die Euer Majestät uns gestern gaben, waren weit besser«. »Brav, mein Lieber«, sagt Pétaud darauf, »ich liebe Männer, die mir die Wahrheit sagen«. Kirschen aß der königliche Feinschmecker nur abgeschält und eingezuckert.

Die alternden Töchter des Königs, die auf der Welt keine Tätigkeit auszuüben hatten, hielten es mit dem Grundsatz von Mme. du Deffand, sie machten aus dem Bauch ihren Götzen. Sie legten großen Wert auf das Essen, sowohl was die Qualität anlangt, wie was die Quantität betrifft. Sie hatten alle Schränke voller Leckerbissen, um in den Stunden zwischen Frühstück und Mittagessen und zwischen Mittag und Abendessen immer etwas gegen den quälenden Hunger zur Hand zu haben. Jedes ihrer Diners kostete 230 Livres, jedes Souper 203 Livres. Die Mahlzeiten der Fasttage kamen um 180 Livres höher zu stehen. Für die Bouillon, die ihnen serviert wurde, stellte der Hofkoch jedesmal drei Hühner, 12 Pfund Rindfleisch, 12 Pfund Kalbfleisch und 12 Pfund Hammelfleisch in Rechnung. Eines ihrer Menus lautete:

Potage à la reine
Huhn mit Reis
Kalbslende
Hühnerfilets à la crême
Rebhuhnschnitzel en Casserolle mit Reis
Taubenpastete
Gemästete Hühner
Hasenbraten
Rebhuhn
Gebackenes Hirn

An Fasttagen trug man ihnen auf: drei Suppen, fünf Entrées und vier Braten von Karpfen, Barbe, Lachs, Seezunge, Forellen.



Entwurf zu einem Tafelaufsatz von Pineau.
Nach der Handzeichnung in der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museum in Berlin.

Zur Steuer der Wahrheit muß man sagen, daß Ludwig XV. nicht der einzige vornehme Herr in seinem Reiche war, der am Kochen Geschmack fand. In der Aristokratie und in der Hochfinanz zählte er Rivalen zu Dutzenden, darunter mehrere, deren kulinarischer Ruhm den seinen überlebte. Da war Herr von Béchamel, der Erfinder des Vol au vent und der berühmten Saucen, von denen einer er selbst so begeistert war, daß er erklärte, er mache sich anheischig, seinen eigenen Vater zu essen, wenn man ihn nur mit dieser Sauce zubereiten wolle. Der Herzog von Richelieu, der bekannte Lebemann, ist der Komponist der Majonaise, die er ursprünglich nach der Stadt Mahon, die er mit Glück belagert hatte, Mahonnaise nannte. Prinz Salm, dessen schönes Palais noch heute steht, erfand das Salmi von Bekassinen, der Herzog von Rohan Guéménée eine besondere Zubereitung der Kalbkoteletts, die ihn allerdings weniger berühmt machte, als der Millionenbankerott, mit dem er 1782 fallierte. Der Regent dachte sich eine aparte Art von Weißbrot aus, auf seine Tochter gehen die Kaninchenfilets à la Berry zurück. Maria Leszczynska erfand die kleinen Appetitbissen, Bouchées à la reine; die Pompadour die Geflügelfilets à la Bellevue und die jungen Lämmer à la Pompadour; Präsident Hénault eine Krebssuppe; Sénac de Meilhan eine dicke Maronensuppe

und die Bouillon mit pochierten Eiern. Der Marschall Soubise, durch die Schlacht bei Roßbach zur Unsterblichkeit gelangt, setzte Ludwig XV. bei einem Besuche in Saint-Ouen ein Omelett vor, dessen Hauptbestandteil Hahnenkämme und Karpfenmilcher waren, die Zubereitung kostete 300 Francs. Es war ein allgemeiner Wettbewerb nach Erfindung von Leckerbissen, und der, dem sonst nichts einfiel, dachte sich wenigstens Süßigkeiten aus. So behauptet Gräfin Genlis niemals bessere Bonbons gegessen zu haben, als die, welche der berühmte Goldmacher und Tausendkünstler Graf St-Germain zubereitete, und selbst die Marquise du Deffand, deren Küche bekannt schlecht war, schickt ihrem teuren Crawfurt am 29. Dezember 1767 ein Kühlgefäß für die Zeit, wenn es Aprikosen und Pfirsiche geben wird, das sie mit einem kleinen Rezept begleitet. »Man schält die Früchte, entfernt den Kern und füllt sie mit Zucker. Dann gibt man sie in den doppelten Boden des Gefäßes, das oben darüber mit Eis gefüllt wird. Die so präparierten Früchte läßt man einige Stunden stehen, damit sie vom Zucker ordentlich durchzogen werden«.

Viele dieser Gerichte mögen nichts für sich gehabt haben, als ihren hohen Preis. So erfand der Schauspieler Camerani eine Suppe die 120 Francs kostete, der Financier Verdelet ließ sich ein Gericht aus 3000 Karpfenzungen bereiten, an dem er sich aber so gründlich den Magen verdarb, daß er an den Folgen starb. Der Ortolan à la Financière, Steinbutt mit Hummersauce, der Schinken, der dreimal gebacken und mit Madeirasauce angerichtet wurde, das Wildschwein à la crapaudine, das mit 60 Flaschen Champagner begossen werden mußte, die Schildkrötensuppe, zu der man die Tiere aus Jamaika kommen ließ, so daß die Schüssel nach Mercier auf 1000 Taler zu stehen kam, alles das sind Gerichte, die in den Küchen der Generalsteuerpächter entstanden und nur von ihnen bezahlt werden konnten. Einer von ihnen, der durch seine Verschwendung berühmt gewordene Bouret, ließ sich täglich frische Seefische aus Dieppe kommen, zu welchem Zweck er eigene Relais unterhielt. Der Regent hatte dem Abbé Margon zum Dank für geleistete Dienste ein Geschenk von 30000 Francs gemacht, das der Abbé nicht passender zu verwenden wußte, als daß er die ganze Summe für eine Mahlzeit ausgab, die er seinen Freunden in St-Cloud gab. Der Marschall von Soubise gab Ludwig XV. einmal ein Diner, das ihm auf 80000 Francs zu stehen kam.

Die größten Feinschmecker befanden sich unter den Generalsteuerpächtern, das Zepter der Gourmandise hielten drei Generationen nacheinander die Grimod de la Reynière. Sie wußten für ihre Sache zu leben und zu sterben. Der Vater starb, weil er sich an einer Gänseleberpastete überfressen hatte,

Sohn und Enkel aber trugen seine Erbschaft mit Würde. Der Sohn kam einst auf einer Reise in ein Dorfwirtshaus und verlangte zu essen. Es ist nichts da, hieß es. Herr Grimod ging persönlich auf die Suche nach etwas Eßbarem und entdeckte in der Küche 7 Puten am Spieß vor einem guten Feuer. Von 7 Puten werden Sie mir wohl etwas abgeben können, sagte er zur Wirtin. Unmöglich, erwidert diese, sie sind alle bestellt. Nun, bemerkt Herr Grimod, dann werde ich bitten, mich der Gesellschaft anschließen zu dürfen, die sie bestellt hat. Es ist keine Gesellschaft, es ist nur ein Herr. Ein Herr hat für sich allein 7 gebratene Puten bestellt? Jawohl. Er läßt sich das Zimmer dieses Herrn zeigen und erkennt in ihm seinen eigenen Sohn. Du bist es, der sich 7 Puten braten läßt, sagt er zu seinem Sprößling, indem er sich von seinem Erstaunen zu erholen sucht. Gewiß, lieber Vater, erwidert dieser, haben Sie mir nicht selbst gesagt, daß man von der Pute nur das gewisse Stückchen essen kann, das ein Unwissender daran läßt. Da ich nun großen Hunger habe, so mußte ich wohl oder übel 7 Puten nehmen. Die Geschichte berichtet nicht, wie Vater und Sohn sich über die Frage geeinigt haben, der vorsichtige Sohn und dritte Gourmand der Familie, ist der berühmteste von ihnen, denn er hat durch seine gastronomischen Schriften dafür gesorgt, daß sein Name nicht vergessen werden kann, so lange es noch Feinschmecker geben wird. Er gab im Karneval 1783 ein berühmt gewordenes Souper macabre, das in seiner äußeren Aufmachung einem Leichenschmause glich. Den Gästen wurden neun Gänge vorgesetzt, von denen jeder nur aus einer einzigen Sorte Fleisch bestand, die aber jeweils auf 22 verschiedene Arten zubereitet worden war. Damit erklomm er den Gipfel jener besonderen Art der Kochkunst, die in der abwechslungsreichen Zubereitung eines Grundstoffes ihren Ruhm suchte. Bereits 1755 hatte ein viel gelesenes Kochbuch Menus veröffentlicht, die lehrten, wie man lediglich mit Hilfe von Rind oder Kalb oder Hammel oder Schwein oder Eiern ganze Mahlzeiten zusammensetzen könne.

Die Zubereitung der Speisen war von der heute üblichen insofern verschieden, als alle sehr lange gekocht oder gebraten wurden. Sie standen oft stundenlang über kleinem Feuer. Ausländer beklagten sich wohl darüber. »Die französische Küche ist besser wie die englische«, schreibt Arthour Young, »aber alles ist übermäßig durchgebraten«. Auch die starken Gewürze würden einem modernen Magen nicht mehr zusagen. Man brauchte sie zwar schon in geringerem Maße als noch im 17. Jahrhundert, aber man fuhr doch fort, die Gerichte zu parfümieren, die Ragouts z. B. mit Rosenwasser, Ambra-

oder Veilchenwurzel zu tränken. Kapaune mästete man mit Moschus, Omelettes und andere Eierspeisen wurden mit Parfüms angemacht. Um die Mitte der Regierungszeit Ludwig XV. kommt eine neue Mode auf, die Kunst des Koches triumphiert über die bloße Freude am Essen. Die kräftigen und nahrhaften Speisen machten Gerichten Platz, an denen das Raffinement der Zubereitung das Beste ist. Meusnier de Querlon, der eine Vorrede zu dem viel gebrauchten Kochbuch des berühmten Marin, Dons de Comus schrieb, sagt darin: »Die alte Küche ist diejenige, welche die Franzosen in ganz Europa eingebürgert haben und der man vor 30 Jahren fast allgemein folgte. Die moderne Küche ist zwar auf den Grundsätzen der alten errichtet, aber mit weniger Umständen, obwohl ihre Mannigfaltigkeit ebenso groß ist. Dabei ist sie einfacher, feiner und ebenso gründlich. Die alte Küche war sehr kompliziert, die neue ist dafür eine Art von Chemie«. »Man hat gefunden, daß es unfein ist, zu kauen, wie das gemeine Volk«, schreibt Mercier, »daher verkocht man alles zu Brei oder Consommés. Man verlangt Gerichte, die weder den Namen noch das Aussehen von dem haben, was man ißt«. »Wer könnte alle die Schüsseln der modernen Küche aufzählen«, schreibt er an einer anderen Stelle. »Es ist eine neue Sprache. Ich habe Gerichte gekostet, die auf solche Art und mit so großer Kunst zubereitet waren, daß ich keine Ahnung hatte, was ich aß«. Dabei war der amüsante Chroniqeur von Paris überzeugt, daß die neue Küche »vorteilhaft sei für die Gesundheit, für die Verlängerung des Lebens und die Gleichmäßigkeit der Laune, die eine Folge der Gleichmäßigkeit des Temperaments sei. Es ist sicher, daß wir uns besser befinden, und besser genährt sind, als es unsere Väter waren«. Dieser Küche und dem Mangel des Kauens, schreibt Argenson die vielen Magenverstimmungen zu,



Entwurf zu einer Terrine von Roettiers.
Aus Pierre Germain. Elements d'orfévrerie. Paris 1748.

an denen Ludwig XV. zu leiden hatte. Auch Voltaire beklagte sich am 4. September 1765 in einem Briefe an den Grafen d'Argental über die veränderte Mode des Kochens: »Ich gestehe, daß mein Magen sich nicht an die neue Küche gewöhnen kann«, schreibt er. »Ich kann es nicht ausstehen, wenn ein Kalbsmilch in einer salzigen Sauce schwimmt, die es fingerhoch bedeckt. Ich mag kein Haché aus Pute, Hase und Kaninchen essen, das man mir als eine Sorte Fleisch vortäuschen will. Ich liebe die Taube à la Crapaudine nicht und noch weniger das Brot, das keine Kruste hat«. In diese Art der Zubereitung gehört das berühmte Fastenessen, das man in der Karwoche bei Hofe servierte. Es gab dabei nur Gemüse, aber man hatte sie nicht nur in der Gestalt von Seefischen angerichtet, sondern ihnen auch durch verschiedene Saucen den Geschmack der Fische mitgeteilt, die sie darstellten. Ludwig XVI. hatte zwar den starken Appetit seiner Vorfahren, er nahm als erstes Frühstück vier Koteletts, ein gemästetes Huhn, Eier und Schinken zu sich und trank dazu anderthalb Flaschen Champagner, aß auch bei der Galatafel so viel, daß die Königin sich für ihn schämte, aber dieser Heißhunger war ganz und gar nicht mehr zeitgemäß. »Man genießt kaum den vierten Teil dessen, was angerichtet wird«, schreibt Mercier, »es ist gar nichts Seltenes bei den prächtigen Mahlzeiten unserer Großen und Reichen Damen zu sehen, die nur Wasser trinken und 20 delikate Gerichte gar nicht anrühren. Sie gähnen, beklagen sich über ihren Magen und die Männer tun es ihnen dem guten Ton zuliebe gleich«. »Die Diners sind sehr kurz geworden«, bemerkt die Baronin Oberkirch um die gleiche Zeit. »Man schlingt, sagte neulich der Koch der Herzogin von Lavallière, man ißt nicht mehr, ich bin entehrt«. Frau von Genlis erzählt einmal recht drollig, wie sie eine ihrer Bekannten, die auch das Essen zu verachten vorgibt, dabei überrascht, wie sie sich heimlich in ihrem Ankleidezimmer an Schweinekarbonaden gütlich tut.

Ein Jahrhundert, das so großen Wert auf das Essen legte, wurde auch nachsichtiger in der Beobachtung der Fastengebräuche. Während der Fasten durften in Paris nur 5 Schlächtereien offen bleiben, die unter polizeilicher Kontrolle standen. Wer in dieser Zeit geschlachtetes Fleisch oder Wild in die Stadt einzuschmuggeln versuchte, verfiel strenger Strafe. Indessen hob das Parlament von Paris doch schon 1744 das Fastengebot auf, das bis dahin seit dem 14. Jahrhundert das ganze Jahr hindurch im Kolleg von Montaigu beobachtet worden war. Als Marmontel in die Bastille kam, wurde ihm trotz des Freitags ein Diner von Fleischspeisen vorgesetzt, während sein Diener Fastenspeisen erhielt. Erst 1774 durften dann auch Metzger und Fleischer während der Fasten Fleisch verkaufen.

Als Feinschmecker und gastfreie Wirte waren besonders bekannt der Präsident Hénault, den Voltaire durch einen Vers, in dem er ihn »berühmt durch seine Soupers« nannte, tiefgekränkt hat. Der Präsident wünschte als ernsthafter Schriftsteller und nicht durch die Eigenschaften seines Koches unsterblich zu werden. In den Erinnerungen Argensons spielen die Dejeuners der Gräfin d'Alluys, wie die Soupers der Frau von Fontaine-Martel eine große Rolle. Glänzend war der Haushalt des Herzogs von Choiseul eingerichtet. Solange der Herzog Minister war, hielt er offene Tafel, eine kleine von 16 Gedecken, eine große von 40. Als er in Ungnade gefallen war und sich in Chanteloup aufhielt, nahm seine Gastfreundschaft nur noch zu. Man erzählt, daß er oft 60 bis 80, ja selbst 100 Gäste zu Tisch bei sich sah, ohne daß es die Dienerschaft jemals vorher wußte. Kein Wunder, daß ein so gastfreier Herr bei seinem Tode 14 Millionen Schulden hinterließ. In bescheideneren Kreisen und bescheidenerem Umfange gab es Wirte, deren Veranstaltungen sich keines geringeren Rufes erfreuten. Garat rühmt die Dejeuners des Abbé Morellet, der keinem anderen die Sorge für seine Gäste überließ, alles selbst erfand und anordnete; »er änderte sie von Monat zu Monat und jede Änderung war eine Verbesserung«. Nicht weniger geschätzt waren die Dejeuners von Raynal, die beinahe beliebter waren wie seine Werke und zu seinem Ruhm in der Mitwelt jedenfalls nicht weniger beitrugen. Gerade in der Zeit, in der man anfing, weniger zu essen als die Eltern und Großeltern und seine Vorliebe leichteren Speisen zuwandte, nahm das Dejeuner an Beliebtheit zu. Rousseau hat ihm in der neuen Heloise ein Loblied gesungen. »Das Dejeuner«, sagt er da, »ist die Mahlzeit der Freunde, die Diener sind davon ausgeschlossen, die unangenehmen Menschen halten sich fern. Man sagt alles was man denkt, man offenbart alle seine Geheimnisse, man tut seinen Gefühlen keinen Zwang an, man darf sich ohne Unvorsichtigkeit den Süßigkeiten der Vertraulichkeit und der Familiarität überlassen. Es ist fast der einzige Augenblick, in dem es erlaubt ist, sich zu zeigen, wie man ist, warum doch dauert er nicht den ganzen Tag?«

Man opferte den Tafelfreuden bis zur Unvorsichtigkeit. Der Abbé de Verteuil, der Sohn des Herzogs von Larochefoucauld, der durch seine Maximen unsterblich wurde, starb an einer Indigestion, die er sich durch übermäßigen Genuß von Sterlett zugezogen hatte. Auch der erste Kammerdiener Ludwig XV., Bontemps, ließ sein Leben, weil er sich bei Tische zu wenig Zwang auferlegen konnte. 1775 hat die Marschallin von Luxemburg beim Grafen Gontaut zu viel gegessen und zuviel dazu getrunken. Sie erschreckt ihre



Entwurf zu einer Teemaschine.
Aus Pierre Germain. Elements d'orfévrerie. Paris 1748.

Freunde nach Tisch durch einen kleinen Schlaganfall. Die Marquise du Deffand, die dieses Abenteuer berichtet, ist trotz ihren hohen Alters kein bißchen vernünftiger. Kurze Zeit darauf überfrißt sich die alte Dame an Erdbeeren mit Schlagsahne, wie Walpole am 6. Oktober desselben Jahres an Conway schreibt.

Es ist die Zeit der berühmten Köche. Der Marschall von Soubise besaß in Marin einen der erfindungsreichsten, der in seinen »Dons de Comus« eines der am meisten benutzten Kochbücher der Epoche verfaßt hat. Mouthier war der Chef de cuisine der kleinen Zirkel Ludwig XV. zu den Zeiten der Pompadour. Er war der Haupterfinder der neuen Kochkunst und schmeichelte sich selbst, mit dem Titel des Hygienikers, dessen Gerichte die Erhaltung der Gesundheit bezweckten. Messalier, Laguipière sind weitere Namen geschätzter Kochkünstler dieser Zeit. Mercier wollte wissen, daß die besten Köche aus Languedoc stammten; man machte sie sich durch hohe Löhne streitig. Daß sie viermal mehr erhielten als der Erzieher der Kinder, verstand sich in einem vornehmen Hause von selbst.

Man richtete anders an als heute. Ein Gang bestand nicht aus einem Gericht, sondern aus vielen, die alle miteinander zugleich auf den Tisch gestellt wurden. Das Mittelstück, man nannte es »Dormant«, weil es nicht in Bewegung gesetzt wurde, bestand z. B. aus einem ganzen jungen Wildschwein, einer Kalbslende, garniert mit drei Hühnern und sechs Tauben, einer Hirschkeule mit Wildgeflügel, einem mächtigen Sterlett, begleitet von Barben, ringsumher standen die kleineren Schüsseln, von denen meist derjenige vorlegte, vor dem sich das Gericht gerade befand. Da man alles auf dem Tische vor Augen hatte, bedurfte es auch keines Menus, diese sind erst im 19. Jahr-



AUS DER GALERIE DES MODES 1778

hundert unter der Restauration aufgekommen. Man speiste in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den besseren Häusern durchweg von Silber. Voltaire veranschlagte, daß der Wert des Silbergeschirrs um 1720 dem des zirkulierenden Bargeldes gleichkomme. Der Kardinal Dubois hinterließ Silbergeschirr im Werte von 126000 Livres. Das Silbergeschirr der Pompadour schlug man auf 537000 Livres, ihr Goldgeschirr auf 150000 Livres an. Als der König in den üblen Jahren des Siebenjährigen Krieges sein Silberservice in die Münze schickte und die guten Bürger aufforderte, ein gleiches zu tun, wurden nach Angabe des Mercure de France vom Januar bis April 1760 für 20 Millionen silbernes Geschirr zum Einschmelzen abgeliefert. Trotzdem konnte man 30 Jahre später schon wieder für 14 Millionen Silbergeschirr einziehen. In gewöhnlichen Bürgerhäusern aß man von Zinn oder Steingut, das Porzellan kommt in Frankreich nicht vor der Mitte des Jahrhunderts in allgemeinen Gebrauch. Eigentlich erst nachdem die Heirat der Dauphine von Sachsen das Meißener Geschirr bei Hofe bekannt gemacht hatte. Es blieb noch lange sehr teuer. Das Porzellanservice der Pompadour war allein 150000 Francs wert, das der Dubarry, in Sèvres hergestellt und mit kleinen Rosen und Blumengirlanden bemalt, hatte ihr 24438 Livres gekostet.



Entwurf zu einer Kanne.
Aus Pierre Germain. Elements d'orfévrerie. Paris 1748.

Die Tafeldekoration war bei diesem Geschmack für prunkvolles Metall äußerst prächtig. Im Original sind leider nur wenig große Silberstücke erhalten. In den Entwürfen von Meissonnier, Germain u. a. sind uns aber Zeichnungen bewahrt, die erkennen lassen, wie herrlich diese großen Aufsätze und Terrinen gewirkt haben müssen. Man zog aber auch Porzellanfiguren und echte Blumen zum Tafelschmuck heran, wobei es bemerkenswert ist, daß bereits 1750 die

teuersten frischen Blumen auf Draht gezogen waren. Eine Zeitlang war es Mode, die Tafeln mit Landschaften zu schmücken, die aus buntem Sand gestreut wurden. Delorme und Richard waren die berühmtesten Landschafter, denen die Herstellung ihrer nur zu vergänglichen Kunstwerke mit 2 bis 3 Louisdor bezahlt wurde. Ein gewisser Carade erfand einen Lack, der anfänglich dem natürlichen Rauhreif glich, sich in der Wärme aber allmählich auflöste, so daß eine Winterlandschaft während des Essens in den Frühling überging, die Flüsse tauten auf, die Bäume wurden grün, die Blumen blühten auf usw.

Die Essensstunde stand nicht fest. Nach Mercier dinierte man um 3 Uhr, nach den Angaben der Baronin Oberkirch um 2 Uhr. In der Zeit, in der man begann, weniger Wert auf das Essen zu legen, kommt die englische Speisestunde auf, d. h. man aß um 4 oder 5 Uhr zu Mittag, um gleich vom Tische weg das Theater besuchen zu können. Auch das längste Diner überstieg nicht zwei Stunden Dauer.

Man trank in Frankreich natürlich die guten Weine des Landes und wenn Ludwig XIV. noch dem Burgunder den Vorzug gegeben hatte, so liebte man unter seinem Nachfolger mehr die Weine von Bordeaux. Der weiße und rote Wein von Bordeaux, von dem die Tonne 1641 etwa 80 bis 100 Livres gekostet hatte, kostete gerade hundert Jahre später 15000 bis 18000 Livres. Der Wein stand nicht auf der Tafel, sondern auf einem Nebentisch. Man ließ sich von einem Diener zu trinken reichen und gab das Glas zurück. Noch 1788 beschwert sich Mercier über diesen Gebrauch und verlangt, daß man Wein und Gläser auf den Eßtisch stellen solle. Ludwig XV. hatte an seiner Tafel eingeführt, daß sein Weinglas vor seinem Couvert in einem kleinen Schälchen mit Wasser lag, ein Gebrauch, den man auf Bildern schon in einer früheren Zeit gewahrt, den bei Hofe aber erst der Herzog von Luynes 1737 bemerkt. Jedenfalls hatte schon jeder Gast sein eigenes Glas, was Arthur Young mit einem gewissen Erstaunen auch in kleinen Bürgerhäusern feststellt. Im Norden war das Getränk des gewöhnlichen Volkes der Branntwein, ein Gastwirt hat einem Kranken in 6 Wochen 41 Liter Branntwein verkauft.

Schon 1777 gab es in Paris hübsch gestochene Einladungskarten, die man handschriftlich ausfüllte, wenn man jemand zum Essen einlud. Das Zur-Tafel-Führen, wie wir es heute üben, war nicht Gebrauch. In den 80er Jahren gingen alle Damen zuerst aus dem Salon in das Speisezimmer, nicht ohne die übliche Ziererei, weil jede, wie Necker schreibt, die erste sein möchte und es doch nicht zu zeigen wünscht. Der Aberglauben nicht zu 13 Personen

um einen Tisch bei der Mahlzeit zu sitzen, war schon im Schwange. Ludwig XV. konnte nach dem Herzog von Luynes sehr böse werden, wenn es sich so traf, daß er mit 12 anderen zu Tische sitzen mußte.

Im Beginn des Jahrhunderts wurden die Teller beim Essen nicht gewechselt, das kam erst später auf. 1782 wechselte man zweimal, nach der Suppe und vor dem Dessert. Nur in sehr vornehmen Häusern erhielt man nach jedem Gang reine Teller. Wenn die Gabel auch schon eine Errungenschaft des 17. Jahrhunderts ist, so geht sie doch erst im 18. Jahrhundert in den allgemeinen Gebrauch über. Noch Ludwig XIV. aß mit den Fingern alles, was er nicht mit dem Löffel zu sich nehmen konnte. Jeder legte mit dem Löffel, den er in den Mund führte, anderen vor. Wenn hübsche Damen dabei besonders elegant verfahren wollten, so leckten sie den Löffel vorher sauber ab. Zwar hatte schon der Herzog von Montausier in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Vorlegelöffel erfunden, der nicht zum Essen bestimmt war, sein Gebrauch bürgerte sich aber nur so langsam ein, daß noch 1749 in bürgerlichen Haushalten jeder mit seinem Löffel in alle Schüsseln fuhr. Diese urwüchsigen Manieren verfeinern sich allmählich unter dem Einfluß milderer Sitten. Schon 1696 hatte der Herzog von St-Simon der Gräfin Saint-Géran nachgerühmt, sie benähme sich beim Essen mit einer Zierlichkeit und einer Sauberkeit, die nicht weiter getrieben werden könnten. Da ihm das auffiel, muß es wohl noch eine große Ausnahme gewesen sein. Im letzten Jahrzehnt vor der Revolution gingen die Ansprüche an die Manieren eines Mannes, der zur guten Gesellschaft gehören wollte, schon bedeutend weiter. Wir erfahren das von Delille, der auf einem Diner bei Marmontel, das im April 1786 stattfand, berichtete, wie er einen Freund mit der Lebensart der guten Gesellschaft bekannt macht. Wir geben ihm das Wort:

»Kürzlich erzählte mir der Abbé Cosson, Professor am Collège Mazarin, von einem Diner, bei dem er sich einige Tage zuvor in Gesellschaft mehrerer Herren vom Hofe bei dem Abbé de Radonvilliers in Versailles befunden hatte.

Ich wette, sagte ich, daß Sie 100 Ungeschicklichkeiten begangen haben.

Wieso, erwiderte der Abbé lebhaft und etwas beunruhigt, mir scheint, daß ich dasselbe getan habe, wie alle Welt.

Welche Anmaßung! Ich wette, Sie haben nichts gemacht wie die anderen. Passen Sie auf, ich beschränke mich auf das Diner. Zuerst, was taten Sie mit Ihrer Serviette, als Sie sich zu Tische setzten?

Mit meiner Serviette? Ich machte es wie alle Welt, ich entfaltete sie, breitete sie über mich aus und zog sie mit einem Zipfel durch ein Knopfloch.

Also, mein Lieber, dann waren Sie der einzige, der das tat. Man breitet die Serviette nicht aus, man läßt sie auf den Knien liegen. Und wie aßen Sie Ihre Suppe?

Wie jedermann, denke ich. Ich nahm den Löffel mit der einen und die Gabel mit der anderen Hand.

Ihre Gabel, guter Gott, niemand braucht die Gabel, um seine Suppe zu essen, aber fahren wir fort. Was aßen Sie nach der Suppe?

Ein frisches Ei.

Und was taten Sie mit der Schale?

Wie alle Welt, überließ ich sie dem Diener, der aufwartete.

Ohne sie zu zerbrechen?

Ohne sie zu zerbrechen!

Also, mein Lieber, man ißt niemals ein Ei, ohne die Schale zu zerbrechen. Und nach dem Ei?

Ich verlangte Kochfleisch.

Kochfleisch! Niemand braucht diesen Ausdruck. Man fordert Rindfleisch und nicht Kochfleisch. Und darauf?

Ich bat den Abbé de Radonvilliers mir schönes Geflügel vorzulegen.

Unglücklicher! Geflügel? Man bittet um Kapaun, Huhn, Poularde, von Geflügel spricht man nur im Hühnerhof. Aber Sie sagen mir nichts von der Art, wie Sie zu trinken verlangten.

Ich bat, wie alle Welt, diejenigen um Champagner und Bordeaux, vor denen diese Flaschen standen.

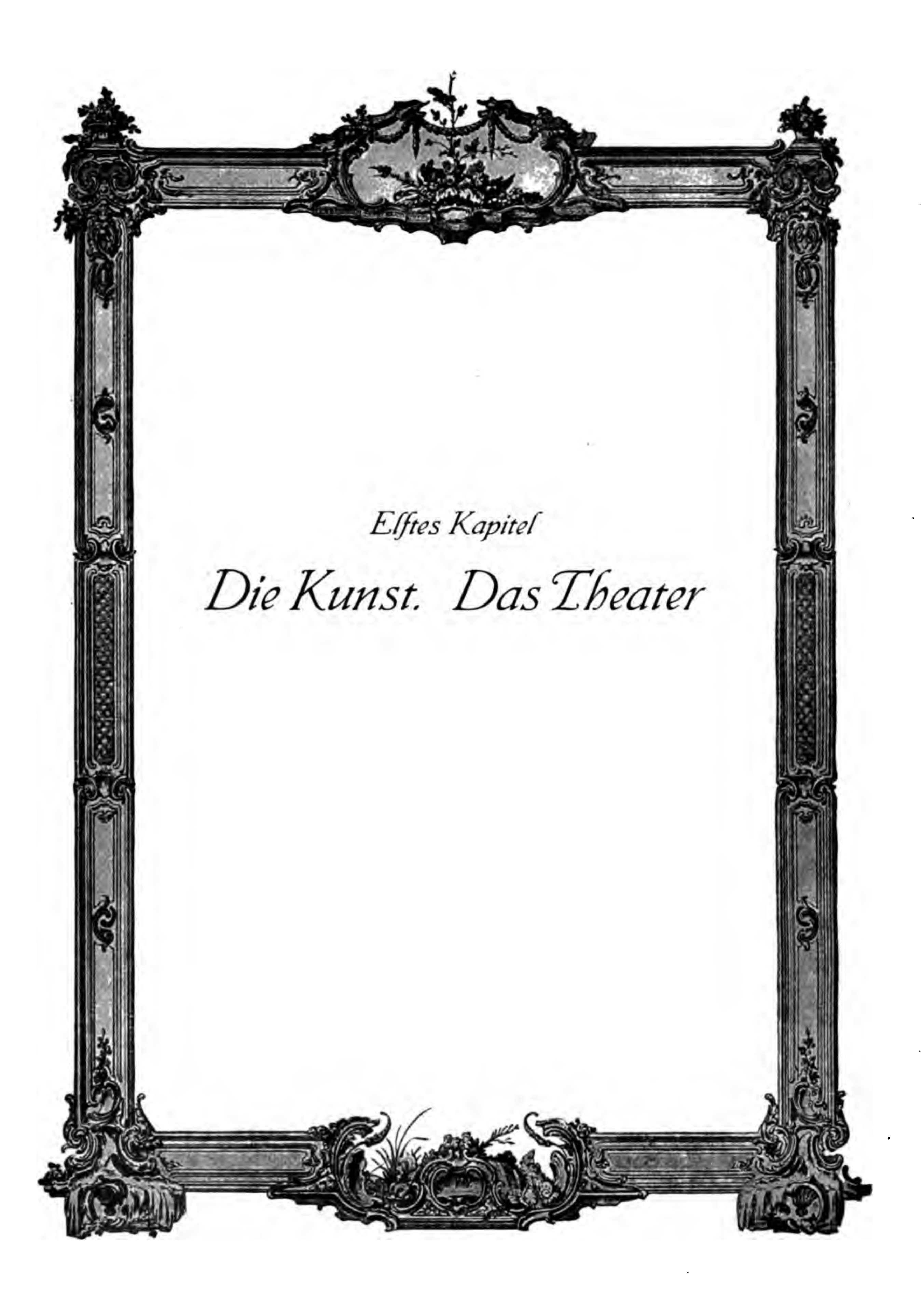
Wissen Sie also, daß man Wein der Champagne, Wein von Bordeaux erbittet. Sagen Sie mir, wie Sie Ihr Brot gegessen haben?

Ganz gewiß wie jeder andere. Ich schnitt es sauber mit meinem Messer.

Ach, man bricht das Brot, man schneidet es nicht. Fahren wir fort, wie tranken Sie Kaffee?

Also wahrhaftig, wie alle Welt. Er war kochend heiß. Ich goß ihn in kleinen Schlucken auf meine Untertasse.

Wohl, Sie handelten wie ganz sicher kein anderer der Gäste. Jedermann trinkt seinen Kaffe aus der Tasse und niemals aus der Untertasse. Sie sehen, mein lieber Cosson, Sie haben kein Wort gesagt und keine Bewegung gemacht, die nicht gegen den Gebrauch verstoßen hätte.



Elftes Kapitel

Die Kunst. Das Theater





Das 18. Jahrhundert liegt weit hinter uns. Niemand glaubt mehr an die Wahrheiten, die es entdeckte. Seine Gesellschaft gehört der Geschichte an, seine Schriftsteller werden nicht mehr gelesen, und wenn es trotzdem nicht aufgehört hat, einen Reiz auszuüben, so verdankt es das seiner Kunst. Alles andere ist längst verwelkt, verlor Duft und Farbe, nur die Kunst blieb frisch und bewahrte den Geist ihrer Zeit in feinerer Essenz als die bloß schriftliche Überlieferung es vermag. Die Gebäude, die Bilder, die Möbel erzählen mehr und aufrichtiger als es selbst die aufrichtigsten Memoiren vermögen; in höherem Grade blieb etwas von der Wesensart ihrer Besitzer an ihnen hängen. Sie scheinen etwas von den Sitten und Gewohnheiten, den Anschauungen, nicht zuletzt von den Launen derjenigen in sich aufgenommen zu haben, die sie entstehen ließen und denen sie dienten. In den Gemächern alter Schlösser, selbst in den Sakristeien und Kirchen jener fernen Tage hängt noch die Erinnerung an das Einst. In den Schnörkeln und Schweifungen, der wunderlichen Willkür ihrer geschwungenen Linien lebt noch etwas von der kapriziösen Selbstherrlichkeit jener Welt, die kein anderes Gesetz kannte, als das Vergnügen. Die Kunst ist weit aufrichtiger als das Wort und daher auch weit reizvoller. Niemand mag heute mehr Voltaire lesen und nur wenige Rousseau. Watteau aber hat uns immer etwas zu sagen, wie Chardin und Latour immer fesseln werden. Mit Mühe arbeitet sich der Geschichtsfreund durch den endlosen Wust alles dessen, was von Montesquieu bis auf Beaumarchais geschrieben worden ist und hört mit zweifelndem Ohre auf alle die Geständnisse, die von Liselotte bis zu Mme. Roland ihm ins Ohr geflüstert werden. Ein Blick auf die Kunst jener Tage lehrt die Menschen gründlicher und besser kennen. In den vier großen Etappen der französischen Kunst des 18. Jahrhunderts, die durch Watteau, Boucher, Greuze und David gekennzeichnet werden, ist eine tiefere Wahrheit, eine wesentlichere Kenntnis ihres Wollens zu finden, als in tausendbändigen Bibliotheken. Die Kunst ist ein Ringen um das Ideal, dem die Menschheit nachstrebt. Und wenn ihre wechselnden

Phasen der Folgezeit nur als Veränderungen des Geschmacks sichtbar zu werden pflegen, so enthalten sie im Kern doch das Höchste und Letzte, was die Menschheit an ihre Geltung zu setzen hat, die Seele. Es ist wohl eine merkwürdige Erscheinung, daß die Kunst dem Lebenden nur als die leichte Melodie erscheint, die über dem Grundbaß tieferer Töne schwebt, die er für die wichtigeren hält, daß sie aber in einer gewissen Entfernung der Zeit betrachtet zur Dominante wird, in der alle anderen Akkorde sich lösen und aufgehen. Dem 18. Jahrhundert war die Kunst ein Spiel zur Verfeinerung des Lebens, heute ist sie uns der Spiegel, in dem wir die Zeit und ihre Menschen erkennen. Was wir in den Büchern zwischen den Zeilen lesen müssen, was die Erinnerungen uns so gern verschweigen möchten, in der Kunst liegt es klar vor aller Augen. Die Linie der Entwicklung, die wir uns aus Büchern mühsam zu konstruieren haben, wir sehen ihre Zeichen deutlich an Mauern und Wänden, auf der Leinewand der Bilder und im Marmor der Skulpturen. Geist und Kunst gingen wie immer Hand in Hand und wenn die Kunst uns heute noch lebendig und frisch erscheint, während der Geist etwas von der gepuderten Atmosphäre behalten hat, die die Lebensluft jener fernen Tage bildete, so liegt es daran, daß die Kunst noch immer den warmen Pulsschlag ihres Schöpfers atmet.

Die Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts in Frankreich, fast ist man versucht zu sagen, auch die soziale, ließe sich aus den Denkmalen seiner Kunst allein herstellen. Der Tod Ludwig XIV. machte einen dicken Strich unter die feierliche Ruhe und die pomphafte Würde der Kunst, die den Sonnenkönig durch das Leben begleitete. Die Kunst befreit sich von dem Einflusse des Hofes und schüttelt dabei zugleich alle Regeln ab, die ihr Zollstab und Winkelmaß auferlegten, am liebsten würde sie sich auch von der Schwerkraft befreien. Eine seltsame und unerklärliche Unruhe befällt sie, so lange gehorchte sie der geraden Linie, nun erklärt sie ihr einen unbarmherzigen Krieg. Aus dem goldenen Käfig höfischer Gunst entschlüpft, beginnt sie ein köstliches Spiel des Tändelns und Flatterns, dem Vogel gleich, der seinem Bauer entronnen den ersten grünen Baum gewinnt, um sorglos von Zweig zu Zweig zu hüpfen. Die Senkrechte, das Gleichgewicht, die Symmetrie, eben noch die Grundgesetze jeder Kunstübung, fliegen zum alten Plunder, nur die Laune gilt und die Willkür. Alle Fesseln der alten Schule werden abgeworfen und jeder Tradition der Gehorsam aufgesagt. An Stelle der Ruhe, die ein kraftloses Beharren geworden war, tritt eine Bewegung, die zu fiebernder Unruhe wird, ein Überschwang des Wollens, der sich nie und nirgends genug zu tun vermag. Die Pracht wird von der Heiterkeit abgelöst, die Würde von der Anmut, die Pflicht von der Freude. Alle Formen scheinen flüssig zu werden, die



Triumph der Venus, von Boucher.
Nach dem Gemälde im Besitz des Baron A. Rothschild in London.

bloß schmückenden Teile gewinnen die Oberhand und erstarken zu selbständigem Leben. Selige Heiterkeit verbreitet sich da, wo bisher der Ernst thronte. Schwungvoll, kräftig, energisch, wie die Strophen Corneilles waren die Werke Le Bruns, die für die Epoche Ludwigs XIV. kennzeichnend sind. Unberechenbar wie Voltaires Witz, ist die Kunst der Regentschaft, die jene ablöste. Auffällig ist, daß die Ornamentiker den Sieg über die Architekten davontragen, daß die Dekoration Hauptsache wird und die Kunst des Baumeisters zurücktreten muß, auffällig auch, daß die neue Bewegung ihren Anstoß Ausländern verdankt. Wie Voltaire die Ideen englischer Denker in Frankreich heimisch

machte, so haben der Flame op den Oordt (Oppenort) und der Italiener Meissonnier die Richtung der Borromini, Bibbiena und Juvara auf französischen Boden verpflanzt, wo sie zu eben so glänzender Blüte gedeihen sollten, wie es durch Diderot, d'Alembert u. a. die englischen Gedanken getan haben. So traditionsfeindlich wie die großen französischen Denker dieser Zeit sind, so sehr sind es auch die richtunggebenden Künstler. Beiden war das Hergebrachte der Feind, gegen den es zu kämpfen galt. Beide begegneten einer mächtigen Opposition. Wie das Parlament immer bereit war, die Philosophen zu hindern, so waren die Akademiker immer bei der Hand, den Künstlern, die den Zeitgeschmack trafen, Steine in den Weg zu werfen. Die Ästhetiker haben sich stets in ausgesprochenem Gegensatz zu den schaffenden Künstlern befunden und Theorien entwickelt, die mit dem Geschmack des Tages in einem Widerspruche standen, den kein Kompromiß überbrücken konnte. In Frankreich hat die Antike seit der Renaissance einen Halt gefunden, wie in keinem anderen Lande. Frankreich hat selbst das Barock nur widerwillig und mit halbem Herzen mitgemacht. In Paris wurde der große Kampf zwischen Barock und Antike ausgekämpft, als Bernini berufen worden war, dem Louvre eine neue Fassade zu geben, und er wurde zuungunsten des italienischen Barock entschieden. In der Bauakademie behielt die Antike eine beherrschende Stellung, von der aus sie immer wieder gegen Strömungen vorging, die ihr von der Regel der klassischen Kunst wegzuführen schienen, und wenn des Parlament der Geister nicht Herr wurde, die Akademie bändigte die Künstler und legte ihnen schon nach einer Generation wieder die Zwangsjacke der Regel an, die sie eben abgeworfen hatten. Die starke Grundströmung der französischen Kunst ist auch im 18. Jahrhundert die Antike, und wenn das leichte Wellengekräusel der Oberfläche eine Zeitlang in den Ringeln und Wirbeln fremder Einflüsse andere Linien zeigt und sich von den Gesetzen der klassischen Kunst so weit entfernt, als es nur immer möglich zu sein scheint, so ist diese Erscheinung doch nur vorübergehend. Die große Richtung der Flut bestimmt letzten Endes doch das Ziel. Das tritt ganz deutlich hervor, als in derselben Zeit, in der Montesquieu das Ideal der antiken Republik dem des Königtums gegenüberstellt, auch die Antike wieder Mode wird. Wie eine tolle Maskerade ist das Linienspiel vorübergetanzt, das die Oppenort und Meissonier entfesselt haben. Dem Rausch der zitternden Ekstase folgt die klassische Ernüchterung und wieder wechseln die schrankenlose Freiheit und die Regelgerechtigkeit die Plätze. Die Akademie behält recht, die Antike siegt, wenn auch nicht zum Vorteil der Kunst. Frankreich besaß im 18. Jahrhundert Architekten von großer und

starker Begabung, die Zumutung aber, der sie sich gegenübergestellt sahen, ihr Schaffen in Einklang mit der klassischen Baukunst zu setzen, hat sie gelähmt. Man kannte von der antiken Baukunst nur einige Fragmente öffentlicher Bauten, von denen Theoretiker die Regeln der absoluten Schönheit abstrahierten. Auf sie wurde jeder Schaffende verpflichtet, ohne Rücksicht darauf, wie weit die Lebensbedingungen moderner Menschen von denen des Altertums abwichen, wie ganz anders beschaffen also auch die Ansprüche an Zweckmäßigkeit und Schönheit ausfallen mußten. In einer Zeit, die vor keinem Dogma haltmachte, die jede Autorität auf ihre Berechtigung prüfte, stand der Glaube an die alleinige Richtigkeit, an die alleinige Berechtigung der Antike in der Kunst fest und unerschüttert da. Wie die Kirche die Vernunft dem Dogma unterordnete, so unterwarf man das Empfinden des schaffenden Künstlers einer Erkenntnis, die man für unumstößlich hielt und raubte ihm auf diese Weise Kraft und Wollen.

Diese Anschauung war ein folgenschwerer Irrtum, sie hat sich an der großen französischen Architektur des Jahrhunderts bitter gerächt. Sie raubte ihr die Ursprünglichkeit der schöpferischen Idee und hat die großen Baukünstler Boffrand, Soufflot, Gabriel in der Entfaltung ihres Könnens gehindert und zurückgehalten. Kein Bauwerk krankt stärker daran als die bedeutendste Architektur dieses Zeitalters, die Paris aufzuweisen hat, die Kirche der H. Genovefa. Eine große Aufgabe ist rein und würdig gelöst, aber so wenig wie die fehlerlose Auflösung einer schwierigen arithmetischen Aufgabe vermag auch dieses klassische Exempel es, die Seele zu erwärmen. Alles ist richtig, vieles ist schön, der Eindruck ist groß und doch läßt das Ganze kalt. Es liegt etwas Zeitloses über dem Werk, als gehöre es so recht eigentlich gar keiner Epoche an. Es ist ein Werk der Gelehrsamkeit mehr als der Frische ursprünglicher Empfindung. Schon die Schicksale dieses Gotteshauses im steten Wechsel heute Kirche, morgen Pantheon, wieder Kirche und wieder Pantheon beweisen, daß ihm im Grunde jeder eigene Charakter fehlt, keiner anderen Kirche innerhalb der Stadt hätte man so veränderte Bestimmungen zumuten dürfen.

Je mehr sich politisch die Neigung für das Altertum verstärkte und die römische Republik eine immer größer werdende Anziehungskraft auf die politisch Denkenden ausübte, um so stärker betonte auch die Ästhetik ihre Vorliebe für die alte Kunst. In ihrer Rückwirkung auf die eigene Zeit hat diese Geschmacksrichtung zu immer größerer Einfachheit, Schlichtheit und Schmucklosigkeit geführt. Die Linienführung gewinnt die alte Unerbittlichkeit zurück, die Profile werden scharf und kantig, die Gliederung mager und dürftig. Der strenge Stil der Republik war da, schon ehe die erste Stunde der Revolution schlug, denn wie



Die Toilette der Venus, von Boucher.
Nach dem Gemälde im Besitz des Baron A. Rothschild in London.

eine Linie der Entwicklung von Montesquieu zu Beaumarchais führt, so leitet auch eine von Watteau zu David, von Freude und Übermut zu Tugend und Bürgersinn.

Die Erben des Sonnenkönigs haben mit allem, was er hinterlassen, gebrochen. Leben und Politik, Denken und Fühlen schlugen andere Richtungen ein, als er sie gutgeheißen. Nur die Kunst besinnt sich rasch wieder auf die ursprüngliche Orientierung, die Ausgelassenheit, der sie sich nach dem Tode Ludwig XIV. hingegeben, bleibt eine Episode, denn sie füllt kaum ein Menschenalter aus. Man unterscheidet bei uns im allgemeinen in der Kunst des 18. Jahr-

hunderts zwischen Rokoko und Zopf. Die Franzosen sind strenger in ihrer Klassifizierung, sie benennen die Stile, die einander in Frankreich folgten, nach den Regenten. So kennen sie den Stil Louis quatorze, den der Régence, den Ludwig des Fünfzehnten und Sechzehnten. Das was man in Deutschland Rokoko nennt, eine Bezeichnung, die man in Frankreich nicht kennt, deckt sich mit dem Stil der Regentschaft, der auch noch die ersten Jahrzehnte der Regierung Ludwig XV. beherrscht. Das was wir Zopf heißen, fällt mit den letzten Jahrzehnten der langen Regierung Ludwig XV. und mit der seines Enkels zusammen.

Wie es durch das ganze Leben Frankreichs nach dem Tode Ludwig XV. wie ein Aufatmen geht, so auch durch die Kunst. Sie sprengt ihre Fesseln oder richtiger gesagt, sie legt sie für eine Zeitlang beiseite, denn sie hat sich rasch wieder hineingefunden. Damals aber wollte man auf der Stelle etwas Neues, etwas anderes und da die Baukunst nicht so schnell zu gehorchen imstande ist, begnügte man sich einstweilen mit einer Änderung der Dekoration. Das macht den Stil der Regentschaft, das eigentliche Rokoko, vorwiegend zu einem Ornamentstil. Gilles Marie Oppenort, der 1742 starb, und Juste Aurèle Meissonnier, der 1750 starb, sind die beiden Meister, auf deren Erfindung er zurückgeht. Beide Künstler hatten, was damals unerläßlich war, ihre Lehrzeit in Italien hinter sich, als sie in Paris auftraten und den Geschmack der großen Welt auf der Stelle für sich gewannen. Oppenort war es, der im Auftrage des Regenten die Wohnräume des Palais Royal ausschmückte und in seiner flotten, sicheren Art der Dekoration gerade die Note traf, die einem Genußmenschen, wie es der Herzog von Orléans war, entsprach. Bis dahin hatte auch die Innendekoration den Gesetzen gehorcht, nach denen die Fassadenbildung ihre Einteilung traf. Tragende und getragene Glieder waren genau unterschieden, den zierenden Teilen waren ihre Plätze genau vorgeschrieben und eng begrenzt. Alle diese Beschränkungen hat Oppenort beiseite geschoben, die Rücksicht auf die architektonische Gliederung verschwindet, das Ornament wird zur Herrschaft gerufen. Es schiebt seine Grenzen sofort weit in das fremde Gebiet vor und spielt in der leichten Beweglichkeit, die ihm der Künstler verlieh, keck und voller Grazie über die grämlichen Unterschiede von Tragendem und Lastendem hinweg. Oppenort hat die Muscheln und das Muschelwerk (rocaille), von dem das Rokoko seinen Namen führt, die Fratzen, die eigentümlichen Gehänge, den ganzen Überschwang halb tierischer, halb pflanzlicher Gebilde in die Zierkunst eingeführt und mit der überlegenen Kunst eines großen Meisters gehandhabt. Er verstreut sie über Wände und

Decke und bringt durch den freien Fluß, den er ihnen mitteilt, jenen Eindruck sorgloser Heiterkeit, unbekümmerter Freude hervor, der noch heute den Beschauer entzückt. Meissonnier ging in der Willkür noch einen Schritt weiter als Oppenort, indem er die absichtliche Unsymmetrie in das Ornament einführt und sich ganz der Caprize überläßt. Ihn graust es geradezu vor der geraden Linie, der er im weiten Bogen aus dem Wege geht. Der Künstler, halb Franzose, halb Italiener, besitzt eine größere Anmut als der nur halb pariserische Flame, den er auch in der Feinheit seiner Schöpfungen übertrifft. Bei ihm spielen naturalistische Elemente eine große Rolle im Ornament, allenthalben sind Blumen, Blätter, Ranken angebracht, die in spielerischer Freiheit nur ihren eigenen Launen zu gehorchen scheinen. Im Vergleich mit den Werken Meissonniers erscheint die Antike als Pedanterie. Wie Oppenort war auch Meissonnier so gut wie ausschließlich für das Kunstgewerbe tätig. Seine Entwürfe haben Dekorateuren, Schreinern und Musterzeichnern als willkommene Vorlagen gedient. Berühmt war lange Zeit das Haus Bréthous in Bayonne, ein Wohnhaus, das dazumal den vollendetsten Typus dessen darstellte, was der bürgerliche Wohnbau hervorgebracht hatte. Auch diese Beschäftigung stand im Widerspruch mit dem, was das Zeitalter des großen Königs gefordert hatte. Damals hatte man nur von Palästen gewußt, hohen, weiten, geräumigen Zimmern, Sälen, Galerien und Treppenhäusern von verschwenderischer Ausdehnung. Jetzt verlangt man nach Wohnlichkeit und Behagen. Die übermäßig hohen Gemächer schrumpfen zusammen und was sie an schwerer Pracht einbüßen, das gewinnen sie an Intimität. Erst in dieser Zeit begann man Wert auf die Bequemlichkeit des Wohnens zu legen.

»Vor dieser Zeit«, schreibt der Architekt Patte 1765, »konnte man mit Recht sagen, daß die Architektur nichts anderes war, als die verschönerte Maske eines unserer wichtigsten Bedürfnisse. Man legte nur auf das Äußere und die Pracht Wert. Nach dem Beispiel der alten Bauwerke und derjenigen Italiens, die man zum Muster nahm, waren die Innenräume weit und ohne jede Bequemlichkeit. Es waren Salons von der doppelten Höhe der Stockwerke, weiträumige Gesellschaftszimmer, riesige Festsäle, Galerien, in denen sich der Blick verlor, Treppen von ungewöhnlicher Ausdehnung. Alle diese Räume lagen ohne Gänge dazwischen, einer neben dem anderen, man wohnte nur, um zu repräsentieren. Die Kunst bequem zu wohnen und für sich, kannte man gar nicht. Die angenehme Verteilung der Räume, die man heute in unseren modernen Palais bewundert, wo die Zimmer so bequem mit einander verbunden sind, die versteckten Treppen, all der Komfort, der die Be-



Venus tröstet Cupido, von Boucher.
Nach dem Gemälde bei Baron Alfred Rothschild in London.

dienung der Domestiken so sehr erleichtert und aus unseren Wohnungen einen so entzückenden und bezaubernden Aufenthaltsort macht, sind erst in unseren Tagen erfunden worden. Es war das Palais Bourbon, bei dem man 1722 den ersten Versuch machte, der nachher in so verschiedenartiger Weise wiederholt worden ist. Diese Veränderung unserer Innenräume brachte auch an die Stelle der schwerfälligen Zieraten, mit denen man sie überlud, alle Arten einer leichten Dekoration voll Geschmack und in tausenderlei Manier verschiedenartig ausgestaltet. Man versteckte die sichtbaren Balkenlagen und bedeckte sie mit den Plafonds, die die Räume so anmutig machen, weil man sie mit Friesen und allerlei reizenden Ornamenten verzierte. Anstelle der

Gemälde oder der enormen Basreliefs, welche man über den Kaminen angebracht hatte, dekorierte man sie mit Spiegeln, die durch die Wiedergabe dessen, was sich ihnen gegenüber befindet, jene beweglichen Bilder darstellen, welche die Zimmer vergrößern und beleben, und jenes fröhliche und doch prächtige Ansehen geben, das sie vorher nicht besaßen. Man verdankt diese Neuerung Herrn de Cotte«.

Das hier genannte Palais Bourbon war von dem Architekten Lassurance dem Vater erbaut worden, der außerdem noch eine ganze Reihe anderer Palais des hohen Adels für die Roquelaure, Béthune, Noailles u. a. in Paris errichtete. Er gehörte zu den Baumeistern, die in der Dekoration in die Fußtapfen Oppenorts traten und sich nicht nur in der Innenausschmückung den Ideen dieses Meisters anschlossen, sondern auch in der äußeren Verzierung ihrer Bauten mit Reliefs, Büsten und dergleichen weit über das hinaus gingen, was die Kunst der Akademiker erlauben wollte. Wie Lassurance haben auch Boffrand, Le Blond und der obengenannte Robert de Cotte ihre Aufmerksamkeit der Bewohnbarkeit der Räume zugewendet, um aus dem bloßen Prunk zu Verhältnissen zu gelangen, die den Ansprüchen des lebenden Geschlechtes mehr entsprachen, als die kalte Pracht der vergangenen Generation. Der Architekt Le Blond stellte neue Grundsätze der bürgerlichen Baukunst auf, die diesem Ziele entsprechen. Er empfiehlt die Lagerung der Wohnräume zwischen Hof und Garten, die Verlegung der Ställe und der Küche außerhalb des Hauses, um vor der Belästigung der Geruchsnerven sicher zu sein. Schließlich die Anlage nur eines Stockwerkes, damit der Bewohner in seiner Ruhe nicht gestört werde. In einer für moderne Begriffe ganz unverständlichen Weise fehlten unter den Bequemlichkeiten die Reinlichkeit, selbst die allerelementarste. Der furchtbare Schmutz und Gestank in Paris rührte davon her, daß jedermann in den Vorhöfen und Vorplätzen entlud. »Das Palais Royal stinkt nach Pisse«, schreibt Liselotte 1721, »daß es kaum zum Aushalten ist«. Darin ändert sich im Laufe des Jahrhunderts so gut wie nichts, denn nach 1782 bestätigt Mercier, daß die Pariser an ihren Gewohnheiten festhalten und Viollet le Duc erzählt sehr drollig, wie er einmal eine Hofdame in St-Cloud führt und sie bei dem Pestgestank, der in den Korridoren nach den Ausleerungen der Passanten herrscht, ganz entzückt ausruft: »ach dieser Geruch erinnert mich an die schönsten Zeiten meiner Jugend«. Wasserklosetts nach englischem Muster waren seltene Ausnahmen wie in Versailles, wo eines für den König existierte, oder Sehenswürdigkeiten, die man seinen Gästen zeigte, wie der Kardinal de la Rochefoucauld dasjenige, das er 1752 in seinem Palais in Bourges eingerichtet hatte.



MALBESTE NACH MOREAU LE J

NACH SCHLUSS DER OPER



Die eigentliche Aufgabe des Architekten wird in dieser Zeit die Ausgestaltung und Dekoration der Innenräume, die in erster Reihe zum Behagen ihrer Bewohner zu dienen haben. Es wird ein Ehrgeiz der Baumeister, Lösungen zu finden, die diesen Anspruch befriedigen, die Räume so anzuordnen, daß sie nicht nur schöne Fluchten bilden, sondern auch praktisch und zweckmäßig für Herrschaft und Dienerschaft sind, die sich in ihnen bewegen sollen. Die Nebengelasse, die für die Bedienung und die Abwickelung der wirtschaftlichen Notwendigkeiten bestimmt sind, erhalten eine Bedeutung, die man ihnen noch wenige Jahre zuvor niemals zuerkannt haben würde. Wie dieses Streben zu einer äußerst geistreichen Lösung des Grundrisses führt, zeigen die Werke von Briseux, der in der Erfindung und Zusammenstellung von Haupt- und Nebenräumen äußerst geschickt genannt werden muß. Bei seinem Zeitgenossen Boffrand wird die Anlage des Grundrisses zu einer bewußten Künstelei, die Schwierigkeiten aufsucht, um sie dann um so glänzender beiseite schaffen zu können. Eigentümlich ist der Zwiespalt, in den gerade in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Außenarchitektur mit der der Innenräume gerät. Nur wenige Baumeister und Bauherrn wagen in dem, was sie vor aller Augen sichtbar hinstellen, eine Abweichung von der strengen Regel. Man lehnt sich gegen die Vorschriften der königlichen Akademie des Bauwesens auf, aber man folgte ihnen doch immer halb wider Willen. Für die Schauseiten galt der Klassizismus auf sie hat er seine Ansprüche nie ganz aufgegeben und seine Rechte an sie nie ganz verloren. Hatte man aber das Portal überschritten, so befand man sich im Reich der Phantasie, in dem keine Regel mehr Geltung hatte. So zeigen fast alle die Palais dieser Jahre ein doppeltes Gesicht, sie hüllen sich nach außen in das Gewand, das die Schicklichkeit verlangte, und sie toben dann im Innern die ganze Glut der Empfindung, die ganze Tollheit der Laune aus, die im Kern steckte. Außen klassizistisch, innen Rokoko, das ist die Doppelseele der Baukünstler dieser Periode. Bezeichnend für diese Entwickelung sind in mehr als einer Hinsicht Germain Boffrand und Briseux. Beide, die im gleichen Jahr 1754 gestorben sind, waren gleich einflußreich als ausführende Architekten wie als Theoretiker. Beide bekennen sich als eifrige Parteigänger der Antike, griechisch, römisch gelten ihnen anscheinend als die letzten Losungsworte der Kunst. Die edle Einfalt, »la noble simplicité«, wird von Boffrand als das eigentliche Wesen reiner Kunstentfaltung gepriesen, die Antike von Briseux als allein gültiger Maßstab für das künstlerische Schaffen verkündet. In ihren ausgeführten Werken sind dagegen beide Meister so Rokoko wie möglich, das Palais Montmorency, das



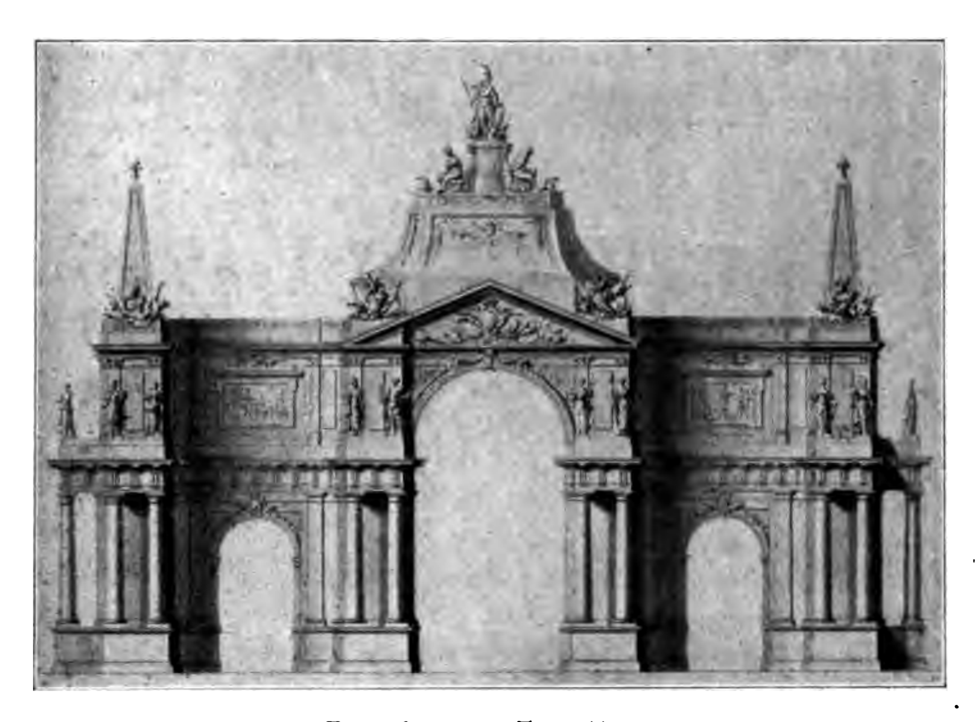
Amor unter den Grazien, von Boucher.

Briseux in Paris errichtete, geradezu ein Schulbeispiel für die Zweiteilung des Geschmackes, der sich begnügte nach außen demonstrativ klassisch zu sein, während er sich innen der ganzen Ausgelassenheit der Regellosigkeit überließ. Boffrand, der vom Hofe und dem Adel ununterbrochen mit großen Aufgaben beschäftigt wurde, er erbaute in Paris Palais für die Duras, Torcy, Argenson u. a., ist einer der glänzendsten Könner dieser Zeit. Sein Geschmack in der Innendekoration unerreicht. Glänzender ist vielleicht nie eine Ausschmückung von Wohnräumen ausgefallen, als er sie seiner Zeit in den Palais Soubise und Rohan in Paris geschaffen hat. Die Grazie, die Feinheit und die Freiheit seiner Schnitzereien und Stukkaturen sind unübertrefflich.

Der Kontrast, der zwischen der Außen- und der Innenarchitektur bestand, wurde anscheinend gar nicht empfunden, denn kein anderer der französischen Meister der Zeit hat solche Schule gemacht wie Boffrand. Das Bekenntnis zur Antike, das er in seinem Handbuch abgelegt hatte und in seinen Fassaden auch in ziemlich dürrer Weise befolgte, half darüber hinweg, daß der Reichtum seines Ornaments, den er im Innern entfaltete, all die zierlichen Blumengehänge und Trophäen nichts mehr mit dem klassischen Geschmack, auf den er zu schwören vorgab, gemein hatte. Briseux ging es ganz ebenso, nur daß er, der einer jener Künstler gewesen war, die dem französischen Rokoko sein

eigentliches Cachet verliehen haben, sich noch zwei Jahre vor seinem Tode mit heftiger Begeisterung nochmals zur Antike bekannte, in einer Zeit, in der der Neoklassizismus allerdings schon auf seinem unaufhaltsamen Siegeszuge begriffen war.

Den nachhaltigsten Einfluß auf die Entwicklung des Geschmackes übte in dieser Zeit Antoine Watteau aus, ein junger Maler, dessen Werke in einem eigentümlichen Kontrast zu seinem Leben stehen. Aus kleinen Verhältnissen stammend, arm und immer kränklich, er starb 37 Jahre alt schon 1721 an der Schwindsucht, bilden seine Gemälde geradezu eine Synthese des Treibens der vornehmen Welt, in das er doch immer nur von außen hineingeblickt hat. In ihm spiegelt die Epoche ihr heiteres, sorgloses fröhliches Dasein, das immer nur auf den Genuß des Lebens ausgeht und nichts von seinem Ernst, nichts von seinen Konflikten weiß. Er wird für die neue Zeit der Schöpfer des neuen Stils, er, der von Rubens herkommt, vollzieht damit die Mischung flämischen Blutes mit dem französischen, die der französischen Malerei des 18. Jahrhunderts neue Kräfte zuführt und eine neue Blüte hervorbringt. Eine sinnende poetische Natur, voll unbestimmter Sehnsucht taucht er alle seine Schöpfungen in ein Element poetisch empfundener Schönheit, der selbst in ihren lichtesten und heitersten Momenten eine stille leise Schwermut anhaftet. Das Gebiet seiner Vorwürfe ist eng: sanfte Tändelei verliebter Pärchen bei Lautenspiel, Gesang und Tanz, sein Ausdruck einfach und ungezwungen, sein Inhalt unendlich, denn er klingt in Träume aus, die zu tausend fernen Wonnen und Wundern locken. Die unbestimmten, nur leicht angedeuteten Landschaften haben etwas Geheimnisvolles, rätselhaft Reizendes, das die Personen, die weder ganz der realen Wirklichkeit noch der bloßen Phantasie ihr Dasein verdanken, vollends zum Märchen wandeln. Die zarte Formensprache, der pikante Ton des Kolorits, die Natur, die immer hinter seinen Werken steht, haben Watteau zu dem Künstler gemacht, der der ganzen französischen Kunst des 18. Jahrhunderts seinen Stempel aufdrückte. Er kam erst 1702 nach Paris, wo er meist mit Dekorationsmalereien beschäftigt war, das bekannte Firmenschild des Gersaint ist eine solche, Antoine Crozat beschäftigte ihn in seinem Palais. 1712 wurde er in die Akademie aufgenommen, der er aber erst 1717 sein berühmtestes Werk die Abreise nach der Insel Cythere überreichte. In Erfindung, Komposition und Farbe ist hier der ganze Watteau, ein galantes Fest, getaucht in einen unwirklichen, schönen Traum. Der Künstler hat von der Bewunderung seiner Schöpfungen weder Freude noch Nutzen gehabt. Die Zeitgenossen waren zu befangen in ihren Vor-



Entwurf zu einem Triumphbogen.
Arbeit eines französischen Künstlers aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.
Nach dem Original in der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museum in Berlin.

urteilen, um ihn ganz zu würdigen, ihnen gehörte zur großen Kunst auch der große Vorwurf. »Es ist bedauerlich«, schreibt Mariette im Abecedario, »daß die ersten Studien Watteaus nicht im historischen Genre ausgeführt wurden, dann würde man annehmen können, daß er einer der größten Maler Frankreichs geworden wäre«. Nun, er ist es trotz der mangelnden historischen Studien geworden und nicht nur einer der größten französischen Künstler, sondern einer der größten, den wir kennen. Das Genre, das Watteau geschaffen, die poetische Verklärung vornehmer Weltlust, das Schmetterlingsdasein, das junge, schöne, reiche, sorglose Menschen beiderlei Geschlechts verkosen und vertändeln, hat viele Zeitgenossen und Nachfolger zu ähnlichen Werken inspiriert. Lancret, Pater, Carle van Loo, de Troy, Natoire u. a. haben ihn nachgeahmt, ohne ihn zu erreichen, aber Mit- und Nachwelt von einer Gesellschaft erzählt, deren Existenz so von der Sonne dauernden Glückes durchleuchtet ist, daß jene Epoche manchmal wie ein goldenes Zeitalter erscheinen will.

Es sind nicht nur Watteaus Bilder, die ihm einen dauernden Einfluß auf die Kunst seiner und der Folgezeit sicherten, sondern ebenso seine Ornament-Entwürfe für Wandfüllungen, die in ihrer kecken Grazie vielleicht niemals zu übertreffen sein werden. Die sogenannte Groteske, das mit allerhand mehr oder weniger frei erfundenen oder kombinierten Gestalten ausgefüllte Panneau war eine hergebrachte Kunstübung aller Musterzeichner, aber erst wenn man Watteaus Erfindungen mit denen seiner unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenossen, beispielsweise Marot und Bérain vergleicht, wird man die ganze Anmut gewahr, die ihn vor jenen auszeichnet. Eine oft schwerfällige Formengebung, eine gequälte Erfindung dort, eine entzückende Leichtigkeit hier. Er scheint sich gar nicht von der Natur zu entfernen, und wenn er Menschen und Tiere, Bäume und Blumen, Felsen und Grotten in seine Entwürfe verwebt, so erweckt er gar nicht den Eindruck des sinnlos Unwahrscheinlichen, das so vielen ähnlichen Produkten der früheren Zeit anhaftet, sondern immer nur den eines heiteren selbst möglichen Spieles. Die nötige Stilisierung, die das Flachornament erheischt, ist mit einer Grazie vorgenommen, die Gegenständlichkeit des Objektes so artig verflüchtigt, daß der Künstler hier, wie in seinen Bildern, immer mit der Phantasie des Beschauers arbeitet und sie immer gefangen nimmt. Der kühne Aufbau, die dämmernde Ferne locken und reizen: Komm, geh mit! Watteau ist der Erfinder der Chinoiserien, denn er war der erste, der in seine Ornament-Kompositionen das Chinesentum einführte. China war bis dahin nur als der Fabrikationsort bekannt, der das so hoch geschätzte und ebenso hoch bezahlte Porzellan lieferte. Erst unter Ludwig XIV. machten die dort völlig heimisch gewordenen Jesuiten mit dem Reich der Mitte, seinem Volke und seinen Einrichtungen bekannt, allerdings nur, um den Neid und die Mißgunst der Dominikaner in einem solchen Grade herauszufordern, daß der zwischen beiden Orden entfachte Streit das ganze mühsam errichtete Werk der Jesuiten in Trümmer legte. Wenn nun auch das Missionswerk aus der Heimat der schlitzäugigen gelben Rasse ausgeschaltet war, im Lande der Poesie blieb China heimisch. Es wurde, wie die Goncourt so hübsch sagen, »eine Provinz des Rokoko«. Man glaubte wohl, daß ein Land, das so köstliche kunstgewerbliche Artikel hervorbrachte wie die Lackarbeiten und das Porzellan, die man um so höher schätzte, als man damals noch nicht gelernt hatte, sie nachzuahmen, ein Eden sein müsse, in dem ein glückliches Völkchen in paradiesischer Seligkeit harmlos dahin lebe. Man stellte sich das um so lieber vor, als die Wirklichkeit, die von diesem Bilde so weit abwich, gar nicht bekannt war. Nun taucht im Kunstgewerbe der Chinese

auf und die Chinesin, ein allerliebstes Völkchen, denn im Grunde sind sie alle maskierte Pariser und Pariserinnen. Eben drollig genug, um über sie zu lächeln und doch nicht gerade lächerlich. In putzigem Ernst mit ihrer Pfeife und ihrem Thee beschäftigt, mit kuriosen Kleidern, Hüten und Zöpfen, ein bezaubernder Reiz für Sinnen und Sinnieren. Watteau hat diese bunte Welt in das Kunstgewerbe eingeführt, sie ist das ganze Jahrhundert nicht wieder daraus verschwunden. Die Wände, die Fächer, die Kaminschirme füllen sich mit Szenerien chinesischer Zuständlichkeit. Das Porzellan, das man eben entdeckt, entlehnt ihm seinen Décor, sogar die Bühnendichter wagen es gelegentlich, aus dem klassischen Altertum zu desertieren und sich Stoffe aus dem fernen China zu holen. Voltaires chinesische Waise wird 1755 sogar, man denke, mit echt chinesischen Kostümen aufgeführt. Die Eroberung dieser reichen Provinz dankt das Rokoko Watteau.

Niemand hat mehr von Watteau gelernt als der unmittelbare Erbe seiner Manier und seines Ruhmes, François Boucher. In dem Jahr, in dem Watteau den Schauplatz verläßt, betritt ihn der 18jährige junge Pariser zum ersten Male mit eigenen Arbeiten. Alles, was dem einen versagt blieb, ist dem anderen in reicher Fülle zuteil geworden. Gesundheit, Genuß, Ehre, Ruhm und Geld sind ihm zugeströmt und treu geblieben bis an sein Ende. Boucher hat sich, wie es die Anschauung der Zeit mit sich brachte, jahrelang in Rom und Italien aufgehalten, stärker aber noch als der Einfluß der Italiener, besonders der Tiepolos war jener, den Watteau auf ihn ausgeübt hat. Ein Freund des Verstorbenen, Herr von Julienne, gab in einer Sammlung die Zeichnungen Watteaus heraus und beschäftigte bei der Wiedergabe derselben den jugendlichen Boucher, auf den diese Arbeit so nachhaltig einwirkte, daß er von den Zeitgenossen oft genug deshalb getadelt worden ist. Er malt dieselben Vorwürfe, mit derselben Leichtigkeit und derselben Grazie. Mühelos erbaut er sich ein Reich heiteren Lebensgenusses und froher Liebesseligkeit. Seine Erfindungsgabe ist eher größer als die seines Vorbildes, aber wie ihm die leise Melancholie fehlt, die über allen Schöpfungen Watteaus liegt, so besitzt er auch nicht dessen vornehme Haltung. »Boucher traf die Grazien nur an schlechten Orten«, sagt der boshafte Marmontel einmal, und hat damit vortrefflich den Charakter bezeichnet, der den weiblichen Gestalten des Malers anhaftet. Ob sie nun Göttinnen, Nymphen oder Schäferinnen darstellen, immer sind sie kleine Pariserinnen, die sich gerade genug ausziehen, um pikant zu wirken, die ganz genau wissen, wie weit man gehen darf, um noch zu reizen ohne abzustumpfen. Sie sind immer lüstern genug, um mit dem Feuer



Entwurf zur Fassade eines Theaters von J. Ch. Delafosse.
Nach dem Original in der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museum in Berlin.

der Sinnlichkeit zu spielen und doch nie so liederlich, um es in helle Flammen ausbrechen zu lassen. Ihre Sprache ist keck, aber sie bleibt zweideutig, hinter ihren Gebärden lauert ein Doppelsinn, dessen Witz ergötzt, ohne durch Brutalität zu erschrecken. Sie sind mit einem Wort Geschöpfe des Salons, ihr Reich ist nicht der Olymp, sondern das Boudoir. So ist der Charakter von Bouchers Kunst auch nicht der der Natur, sondern der nur zur Hälfte wahre der Eleganz. Der Blick trifft immer auf ein mondaines Theater, auf einen Schauplatz, der zu gewissen Zwecken für eine gewisse Klasse zurechtgemacht ist. Der Künstler lügt nicht grade, aber er sagt auch nicht die Wahrheit. Alles ist gekünstelt, ein Kompromiß zwischen Natur und Mode. Seine Schaffenskraft ist unendlich, sein ganzes Oeuvre ist noch nie zusammengestellt worden, seine Zeichnungen schätzte Boucher selbst auf 10000, seine Gemälde sind ungezählt. Am glänzendsten wurde er dekorativen Aufgaben gerecht, die ihm nur so zuströmten. Für die königlichen Schlösser in Versailles, Marly, Choisy, für die Pompadour in Bellevue, für die reichen Financiers, die Damen der Halb- und Ganzwelt ist er ununterbrochen beschäftigt gewesen. In seinen Gemälden für Plafonds und Supraporten, die bestimmt sind, mit der ganzen

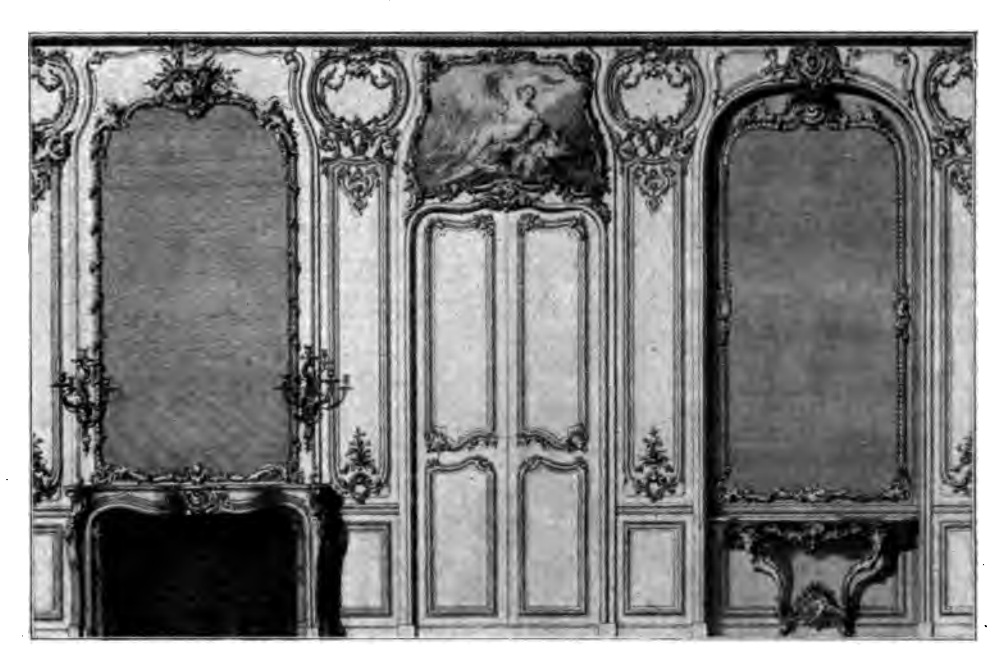
Dekoration eines Zimmers, mit Ornamenten, Möbeln, Spiegeln, Vorhängen und Vergoldung zusammenzugehen, ist er unübertroffen. Diese Räume füllt er mit dem sichersten Geschmack, mit dem feinsten Gefühl für die Ansprüche von Stil und Farbe. Er war der Dekorateur, den seine Zeit brauchte, der sie verstand und der ihr gerecht wurde. Seine Technik ist sicher, sein malerisches Können, das ebenso wie das Watteaus von Rubens herkommt, von starkem Reiz. Seine Palette ist auf eine Harmonie zarter und blasser Farben gestimmt, so wie die Zeit und die Umgebung sie forderte, dazu eine leichte Hand und eine Phantasie, die nie erlahmte. »Welcher Farbenzauber, welche Vielseitigkeit, welcher Reichtum der Darstellung und der Erfindung«, schreibt Diderot 1761 über ihn, »alles hat dieser Mensch, nur nicht die Wahrheit. Er lockt immer wieder, er ist ein süßes Laster«. Kein Zeitgenosse hat sich dem Zauber von Bouchers Talent entziehen können. Die quellende Frische seiner Komposition, der Reiz seiner Linienführung, die Anmut, die ihn nie verließ, schlugen alle in Bann. »Der Geschmack, den er immer für das Vergnügen hatte«, schreibt der Abbé de Fontenay, »hinderte Boucher nicht, der fruchtbarste Maler seiner Zeit zu sein. Seine immer tätige Phantasie und seine Liebe für die Kunst ließen ihn keinen Tag für seinen Ruhm verlieren.« Boucher hat in der Tat die erste Hälfte der Regierungszeit Ludwig XV. vollkommen beherrscht, er ist mehr wie irgendein anderer, der Maler des Rokoko, soweit man darunter Sinnenfreude, Übermut und verfeinerten Lebensgenuß versteht. Als diese Epoche vorüber ist und die latente Reaktion des Klassizismus sich zu verstärkter Wucht aufrafft, werden die kritischen Stimmen laut. »Es gibt nichts, das eleganter, graziöser, sinnlich reizvoller wäre, als dieses Bild«, schreibt Grimm über Bouchers Gemälde Jupiter und Europa, das er für Choisy ausgeführt hatte. »Boucher besitzt Genie und Begabung. Seine Komposition wäre jedoch noch mehr wert, wenn er sie gehörig studieren und durchdenken wollte. Sein Kolorit ist niemals kunstvoll und nur selten naturwahr, aber fast immer glänzend. Er hat alle Talente, die ein Maler haben kann und Erfolg im großen wie im kleinen. Man macht ihm den Vorwurf, seine Köpfe seien nicht ausdrucksvoll genug, insbesondere die der Frauen mehr hübsch als schön, mehr kokett als vornehm. An Grazie kommt ihm kein Maler unserer Zeit gleich, aber er malt eben für Geld und damit untergräbt er sein Talent«. Dem Klassizismus, dem Bouchers Formen nicht streng genug sind, gesellt sich bald die Gegnerschaft der Empfindelnden, die an der Lüsternheit des Malers Anstoß nehmen, die auf einmal als Sittenlosigkeit gebrandmarkt wird. Diderot, der den Künstler eben noch so hoch gepriesen,

kann ihn in seinem Salonbericht von 1765 gar nicht tief genug verdammen. »Ich weiß, was ich von diesem Menschen sagen soll«, schreibt er, »die Verderbtheit des Geschmackes, der Farbe, der Komposition, der Charaktere, des Ausdrucks, der Zeichnung folgten Schritt für Schritt der Entartung der Sitten. Was wollen Sie, daß dieser Künstler auf die Leinwand bringt? Was in seiner Einbildung lebt und was kann in der Phantasie eines Menschen leben, der sein Leben mit den Prostituierten der niedersten Gattung zubringt? Ich wage zu behaupten, daß dieser Mensch wirklich nicht weiß, was Grazie ist, ich wage zu sagen, daß er die Wahrheit niemals gekannt hat,



Die Überraschung, von Clodion.

ich wage zu sagen, daß die Ideen von Zartgefühl, Ehrbarkeit, Unschuld, Einfalt ihm ganz fremd geworden sind. Ich wage zu sagen, daß er in keinem Augenblick die Natur gesehen hat, wenigstens jene nicht, die meine Seele interessiert oder die Ihre, oder die eines wohlerzogenen Kindes, einer fühlenden Frau, ich wage zu sagen, daß ihm der Geschmack fehlt«. Diese Wandlung der Anschauung, die der Kritiker Diderot, der sich mit dem Publikum von dem heiteren Boucher zu dem sentimentalen Greuze wandte, mit so herber Strenge feststellt, hat dem Meister insofern nicht geschadet, als seine Auftraggeber ihm treu blieben. Alle Ehren, die der Staat zu verleihen hatte, wurden ihm zuteil, er wurde Hofmaler und stieg in der Akademie bis zu ihrem Direktor. Seine Einnahmen sollen sich trotz mäßiger Preise auf 50000 Livres im Jahre belaufen haben.



Entwurf zu einer Wanddekoration.
Aus Briseux. Traité du beau essentiel. Vol. II. Paris 1752.

Auch die Natur, die so verschwenderisch gegen ihn gewesen war, blieb ihrem Liebling treu bis ans Ende. Sie nahm ihm den Pinsel bei der Arbeit aus der Hand, man ist beinahe versucht zu sagen, daß sie den »Maler der Grazien« in den Armen der Venus sterben ließ, denn er starb 1770 während er an einem Venusbilde beschäftigt war. Als es sich um ein Urteil über den Verstorbenen handelte, schlug sich Diderot reuig an die Brust. »Vielleicht habe ich ihm doch allzu viel Schlimmes nachgesagt«, schrieb er. Boucher war außerordentlich vielseitig. Er hat als Musterzeichner für das Kunstgewerbe, als Radierer, als Ornamentiker, Vollendetes geleistet. Seine Entwürfe für Wandteppiche gehören zu seinen glänzendsten Schöpfungen.

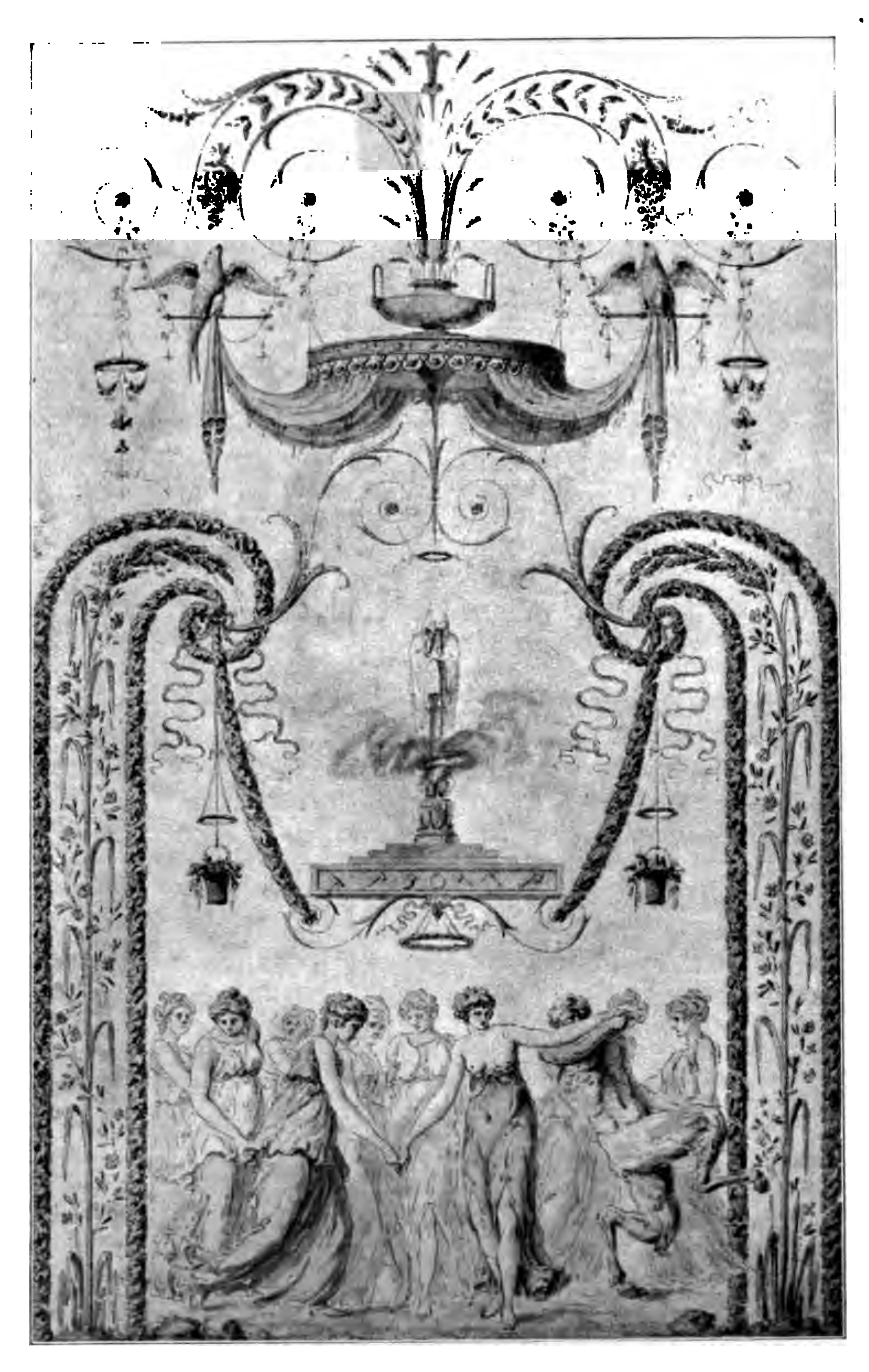
Der Klassizismus, den Oppenort und Meissonier ignoriert hatten, mit dem Boffrand und Briseux einen halben Waffenstillstand schlossen, besaß in der Königlichen Akademie des Bauwesens eine Hochburg, in der er zwar eingeschlossen werden konnte, aus der er aber nicht so leicht zu vertreiben war. Colbert hatte dieses Institut 1671 gegründet, gewissermaßen um die Grundsätze Blondels zu verewigen. Die Folgezeit lehrte, daß es ihm gelungen war. Wenn schon zwei so ausgezeichnete Vertreter des Rokokostils wie Boffrand

und Briseux mit der Antike paktieren zu müssen glaubten, so lieferten sie dadurch den besten Beweis, daß sie die Festigkeit der Position des Klassizismus anerkannten. Während diese Meister noch arbeiteten, das Rokoko mit seiner Willkür alle Gebiete der Kunstübung beherrschte, sammelten sich schon die Kräfte zu einem Vorstoß, der die Antike wieder in den Alleinbesitz des Geschmackes setzen sollte. Sie kamen von allen Seiten her, Theoretiker, Künstler, Gelehrte und Kunstfreunde und nicht zuletzt das Theater wirkten zusammen und errangen den endlichen Sieg, vielleicht doch nur aus dem Grunde, weil ihnen der innere Widerstand gegen das Königtum zu Hilfe kam und ihre Ansichten trug und unterstützte.

Groß war der Einfluß der Bühne und der Festdekorationen, die ihren Effekten verwandt sind. Die Geburt des Dauphin, die 1729 stattgefunden hatte, feierte Kardinal Polignac in Rom mit einem großen Fest, dessen Ausschmückung mit einer vorübergehend errichteten Architektur der Baumeister Panini besorgt hatte. Sie näherte sich dem klassischen Stil und fand, als sie durch Zeichnungen und Kupferstiche in Paris bekannt wurde, großen Beifall. Wichtig für den Streit zwischen Rokoko und Klassizismus wurde die Baugeschichte der Kirche St.-Sulpice in Paris. Meissonier hatte in der Epoche seines größten Ansehens eine Fassade für dieses Gotteshaus entworfen, die, wäre sie ausgeführt worden, das eigensinnigste Rokkokobauwerk auf französischem Boden dargestellt hätte. Sorgfältig war jede gerade Linie im Grundriß vermieden, alle schwangen in Kurven, stärker noch als Borromini es auch bei seinen kühnsten Schöpfungen gewagt hatte. Seine Zeichnung fand Beifall und Widerspruch, das Projekt blieb unausgeführt liegen. Schließlich wurde die Ausführung einem Architekten übertragen, der sich durch seine Bühnendekorationen im klassizistischen Stil einen großen Namen gemacht hatte. Servandoni war es, der sie seit 1732 im neuklassischen Stil errichtete. Es waren eben in erster Reihe die Opern, die das Publikum mit dem Anblick von Gebäuden im klassischen Stil bekannt und vertraut machten, ein Einfluß, der nicht unterschätzt werden darf. In zweiter Reihe taten die Dekorationen das ihre, die bei Gelegenheit von Todesfällen in den der königlichen Familie nahe verwandten Fürstenhäusern in Pariser Kirchen aufgeschlagen wurden und die damals mehrere Jahre hintereinander von Michel René Slodtz, der gerade aus Rom kam, ausgeführt worden sind. Die Kirchen und die Chöre, in denen das betreffende Castrum doloris aufgeschlagen wurde, waren gotisch, der Künstler aber führte seine Arbeit in dem neuesten Modegeschmack aus. Cochin äußert sich über diese Frage in einer für die Anschauungen der Zeit außerordentlich bezeichnenden Weise. »Das Problem ist

schwierig zu lösen«, schreibt er, »und ich weiß nicht, wer es auf sich nehmen wollte zu entscheiden, ob man, wenn eine gotische Kirche auszuschmücken ist, willentlich und absichtlich eine Dekoration in dem anerkannt schlechten Geschmack der gotischen Architekten ausführen soll, oder ob es passender ist, die Beziehungen zum Ganzen zu vernachlässigen und eine schöne Architektur in dem Teil auszuführen, der uns überlassen bleibt. Vielleicht wird man sagen, man könnte eine geschmackvolle Architektur finden, die ein Mittelding wäre zwischen griechisch und gotisch. Bis man sie gefunden haben wird, ist es wahrscheinlich das sicherste, die Architektur anzuwenden, die allgemein als schön anerkannt wird«.

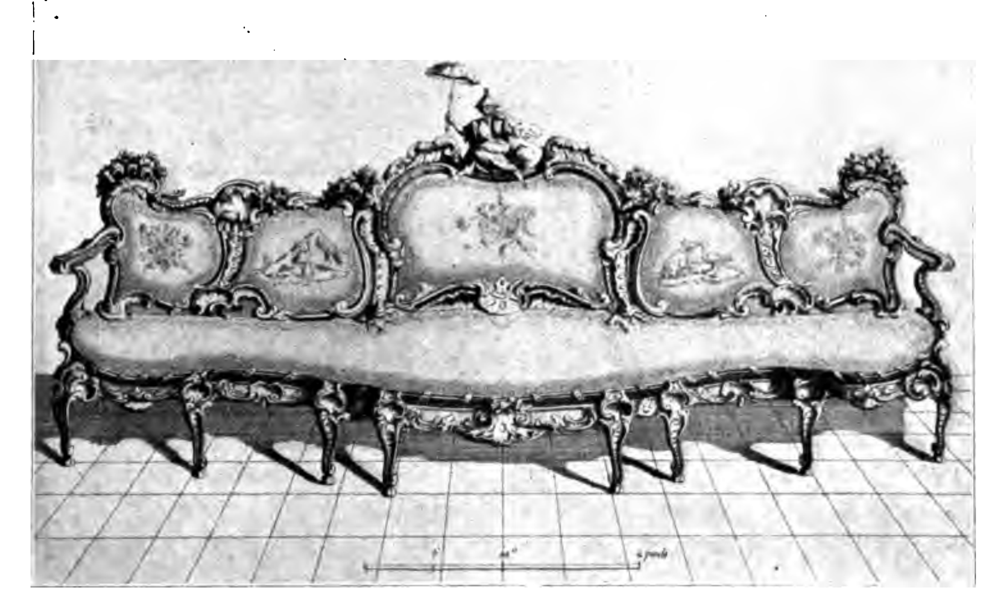
Von bildenden Künstlern bekannte sich der Maler und Akademiedirektor Coypel zu der klassischen Kunst, indem er seinen Schülern den Rat gab, zwar die Natur zu studieren, aber sie mit der feinen Zeichnung der Antike zu verbinden und der Kupferstecher Charles Nicole Cochin, der schon mit 18 Jahren seine Angriffe auf das Rokoko begann, indem er im Mercure de France 1737 Briefe an einen jungen Mann veröffentlichte, in denen er den gefeierten Meissonier auf das heftigste angriff. In seinen Mémoires inédits läßt er ihn zwar als einen Künstler von Genie gelten, aber, sagt er, »ein ungeordnetes Genie, das in Italien durch seine Bewunderung für Borromini verdorben war. Ihm gelang es, Unordnung in allen Köpfen anzurichten«. Als Führer der Bewegung galt, weil er dafür zu gelten wünschte, der Graf Caylus, Grandseigneur, Gelehrter, Sammler, Künstler und Kunstfreund, eine Persönlichkeit von unleidlichem Charakter, aber großem Einfluß. Der »Beschützer der Künste und die Geißel der Künstler«, nannte ihn Grimm. Er hatte durch weite Reisen die klassische Kunst in den Gebieten, in denen sie einst ihre bedeutendsten Denkmale aufgeführt hatte, gründlich kennengelernt und einen Einblick in ihr Wesen gewonnen, wie es in ähnlicher Weise außer ihm in Europa vielleicht nur noch Winkelmann besaß. Er studierte sie, schrieb über sie und wurde nicht müde, sie zu preisen und in Gegensatz zu dem herrschenden Stil zu bringen. In einer berühmt gewordenen Sitzung der Akademie der Künste richtete Caylus 1749 einen heftigen Angriff gegen das Rokoko und seine auffällige Extravaganz, aber an diesem Zeitpunkt führte der Gegner, gegen den er zu Felde zog, nur noch ein Scheinleben. Er war bereits zur Strecke gebracht. »Caylus hatte so oft selbst gesagt«, schreibt Marmontel, »und seine Schmeichler veranlaßt, es zu wiederholen, daß er in der Baukunst der Wiederhersteller des reinen Stils sei, daß es schließlich jedermann glaubte«. Dazu kam, als ein wenigstens nicht unwichtiger Faktor, die große Reise, welche die Pompadour



Entwurf zu einer Wanddekoration, von Salembier.
Nach der Aquarelle im Besitz der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museum in Berlin.

ihren Bruder machen ließ. Abel Poisson, nacheinander Marquis de Vandières, de Marigny und de Ménars, wurde in Begleitung des Abbé Leblanc, des Architekten Soufflot und des Kupferstechers Cochin nach Italien geschickt, wo er sich von 1748—51 aufhielt. Als er zurückkehrte, wurde er zum Intendant des Beaux Arts befördert und damit in eine Stellung gebracht, die ihm in allen Kunstfragen entscheidenden Einfluß sicherte. Cochin, der Reisebegleiter des Marquis, schreibt darüber: »Die entscheidende Epoche war die Rückkehr des Herrn von Marigny und seiner Begleiter aus Italien. Wir hatten gesehen und mit Nachdenken gesehen. Wir waren empfindlich für das Lächerliche und wir schwiegen nicht darüber. Unser Geschrei verursachte in der Folge, daß Soufflot ein Beispiel gab. Potain folgte ihm und mehrere andere gute Schüler aus der Zahl der Architekten, die von Rom zurückkamen. Ich half dabei wie eine Bremse. Ich schrieb im Mercure gegen die alten Torheiten und ich bedeckte sie mit Lächerlichkeit«. Jeder wollte sich selbst gern den Hauptanteil an der Wandlung des Zeitgeschmacks zuschreiben. Im Grunde war niemand und nichts so stark an demselben beteiligt wie der Wunsch nach der Veränderung. Länger als dreißig Jahre hatte die Regellosigkeit geherrscht, nichts natürlicher, als daß ein Wechsel eintrat. Die klassische Theorie siegte und schlug den schöpferischen Geist in Fesseln. Der Zug zum Anmutigen, die spielerische Tendenz der Willkür wurden überwunden, vielleicht schon, weil das feste Schema, das die Antike enthielt, einen Rückhalt von größerer Stärke zu bieten schien, als es der rein persönliche Geschmack war, dem die Rokokomeister sich überlassen hatten.

Einen Bundesgenossen fand die klassizistische Richtung in der Plastik, die nie aufgehört hatte, in den Antiken Vorbilder zu sehen, die unerreichbar schienen. Die Bildhauer fuhren fort, sich berufsgemäß aus Rom stets neue Impulse in dieser Richtung zu holen. Die französische Plastik des 18. Jahrhunderts geht auf die Familie der Coyzevox-Coustou zurück, die im Sinne des Barock mächtig bewegte Werke geschaffen haben. Die Pferdegruppen Guillaume Coustous, die ursprünglich für Marly bestimmt, nach der Zerstörung dieses Schlosses an den Eingang des Champs-Elysées versetzt wurden, darf man wohl als eine der grandiosesten Schöpfungen des ganzen Jahrhunderts betrachten. Die Nachfolger dieser Meister suchten mit der Kraft, Weichheit und Grazie zu verbinden und jene edle Einfalt, die an den Werken der Antike so entzückte. An Bouchardon, der in den 30iger Jahren aus Rom nach Paris zurückkehrte, priesen die Zeitgenossen »die Reinheit der Antike, zusammen mit der Anmut Correggios«. Seit 1739 arbeitete er an der Fontaine, die in der Rue de Grenelle aufgestellt wurde und eben in dieser Zeit jahre-



Delafosse: Entwurf zu einem Sopha. Stil Louis XV.

lang an seinem Amor, der sich aus der Keule des Herakles einen Bogen schnitzt. Der jüngere Pigalle zeigte ähnlich wie Boffrand und Briseux die doppelte Seele der Zeit. Er ist im Grunde ganz Rokoko und möchte doch nichts lieber sein als klassisch. Sein berühmtes Grabmal des Marschall Moritz von Sachsen in der Thomaskirche zu Straßburg geht in seiner dramatischen Bewegung noch weit über Bernini hinaus. Es ist noch in ganz barocker Weise mit Allegorien angefüllt, während sein sitzender Merkur, seine Statue der Pompadour ihn schon auf dem Wege zur Antike zeigen. Als im Salon von Mme. Necker beschlossen wurde, Voltaire eine Statue zu setzen, übertrug man sie Pigalle, der in seinem klassischen Enthusiasmus so weit ging, den abgelebten Greis porträtgetreu und ganz nackt zu bilden. Diderot, der gelegentlich den Künstlern, z. B. dem Zeichner Cochin vorwirft, sie hätten eine ausschweifende Vorliebe für die Allegorie, kann sich selbst nicht von ihr befreien. Die »Quelle der Ideen«, wie man ihn nannte, läuft immer von Symbolen über. Als es sich darum handelte, dem verstorbenen Dauphin und seiner Gattin in Sens ein Denkmal zu errichten, da entwickelt er in seinen Briefen an Sophie Voland Programme dafür, die sich in der Heranziehung allegorischer Personifikationen gar nicht genug tun können. Die Religion, die Gattenliebe, die Krankheit, die



Sopha mit Beauvais Tapisserien im Stil Louis XVI.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

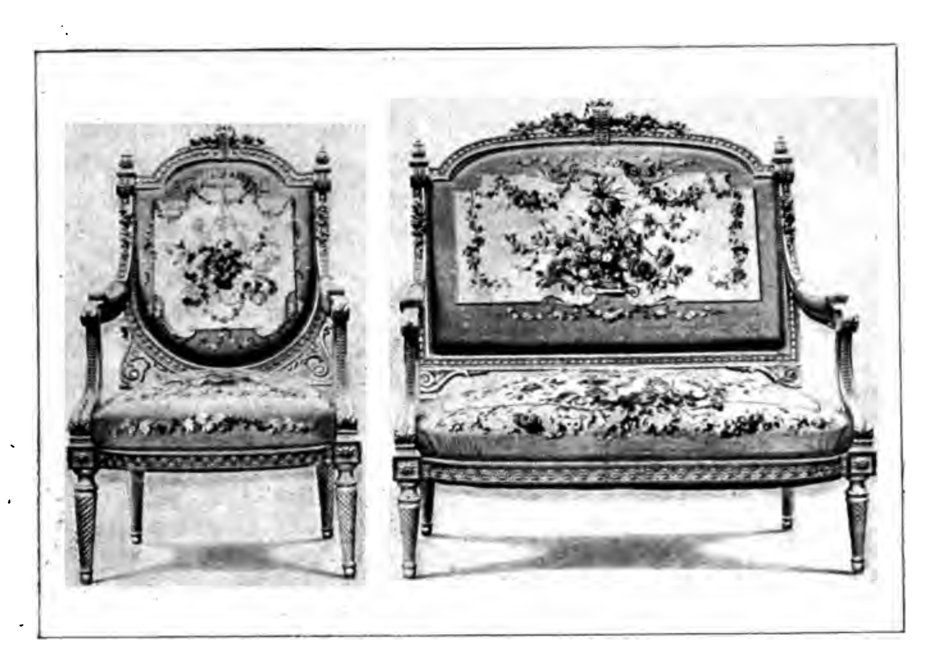
Gerechtigkeit, das trauernde Frankreich, Genien und anderes mehr scheinen ihm unerläßlich, um den Gedanken, den er verkörpert sehen will, plastisch auszusprechen. Ein Neuklassiker ist in dieser Zeit auch Falconnet mit seinem Reiterstandbild Peters des Großen in Petersburg, dem größten Bronzeguß des Jahrhunderts.

Theorie und Theater im Bunde haben das Rokoko entthront. Es sollte schon binnen kürzester Zeit klar werden, daß die Antike einen vollen Sieg errungen hatte. Gerade die Mitte des Jahrhunderts war reich an den größten baulichen Projekten. Schon das 17. Jahrhundert hatte großen Gefallen gefunden an einheitlich komponierten Platz- und Straßenanlagen. Berninis geniale Schöpfungen in Rom waren dafür vorbildlich gewesen. In Paris hatte Hardouin Mansart die Place Vendôme und die Place des Victoires, Chatillon die Place Royale in diesem Sinne gestaltet. Das 18. Jahrhundert folgte mit Unternehmungen weit größeren Maßstabes. So hatte Robert de Cotte in Lyon von 1713—28 die Place Louis le Grand ausgestaltet, Héré de Corny im Auftrage des Königs Stanislaus Leszczynski die großartige Place Stanislaus in Nancy geschaffen, die Jean Lamour mit den berühmten schmiedeeisernen Gittern schmückte. Montpellier, Valenciennes, Reims, Rouen, Rennes folgten. Die Veranlassung zu



AUS DER GALERIE DES MODES 1778





Sitzmöbel mit Beauvais Tapisserien im Stil Louis XVI.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

diesen kostspieligen baulichen Umgestaltungen war in der Tat erstaunlich, wenigstens für heutige Begriffe. Als Ludwig XV. 1744 plötzlich gefährlich krank wurde, gelobten verschiedene Städte nach seiner Genesung, dem »Vielgeliebten« Denkmäler zu setzen. Der König widersprach nicht nur nicht, sondern war großmütig genug, nach dem für Frankreich so beschämenden Aachener Frieden auch der Stadt Paris zu erlauben, ihm ein Reiterdenkmal zu errichten. Bouchardon modellierte die Figuren von Pferd und Reiter. Das Denkmal sollte auf keinem der vorhandenen Plätze aufgestellt werden, sondern eine imposante Anlage geschaffen werden, die ihm als Rahmen zu dienen hätte. 1753 hatte man sich für den Platz entschieden, die heutige Place de la Concorde, und einen allgemeinen Wettbewerb unter den Architekten ausgeschrieben. Die Konkurrenz fand den allgemeinsten Beifall und wurde von zahlreichen Baukünstlern mit Projekten beschickt. So erstaunlich wie die Mannigfaltigkeit der entwickelten Pläne ist die Großartigkeit derselben und ihre — Einseitigkeit. Die Formensprache aller dieser Baumeister ist durchaus die klassische, sie bestreiten allesamt den architektonischen Aufwand mit Säulenhallen und Triumphbogen und der einzige Unterschied zwischen ihnen ist der, daß die einen die korinthische, die anderen die toskanische Ordnung vorziehen.

Die Antike triumphierte. Jacques Ange Gabriel, der in den nächsten Jahren die wichtigsten und umfangreichsten öffentlichen Gebäude in Paris aufgeführt hat, das Garde-Meubles, die Ecole militaire, ist ein ausgesprochener Klassizist von beinahe nüchtern zu nennender Formenstrenge. Er ist auch der Schöpfer des Petit Trianon und war mit dem Umbau des ganzen Versailler Schlosses betraut, als er starb, die Arbeiten stockten und durch den Ausbruch der Revolution vollends liegen blieben. Das eigentliche Denkmal dieser Geschmacksrichtung ist die Kirche Ste-Géneviève, die Soufflot übertragen wurde. Er war in Begleitung des Marquis de Marigny in Italien gewesen, hatte 1750 die Tempel von Pästum vermessen und in Lyon ein großes Krankenhaus in ziemlich tockenem Stil gebaut, als ihm dieser Auftrag zuteil wurde. Seit 1755 arbeitete er an den Entwürfen, 1765 wurde der Grundstein gelegt und bis 1787 daran gebaut. Der Künstler verwirklicht in dem Bau ein Ideal der Architektur, das schon Michel Angelo vorgeschwebt hatte. Er schuf ein griechisches Kreuz, an der Vierung von einer majestätischen Kuppel überhöht. Die Säulenstellungen, die Giebel, die antiken Tempeln abgesehen sind, legen ein ganz unumwundenes Bekenntnis zu dem neuen ästhetischen Ideal ab, für das die Theoretiker schon so lange kämpften, aber sie lassen gar nicht an eine Kirche denken. Wie Ste-Géneviève ein Triumph der Antike über die Ästhetik des Rokoko ist, so ist sie auch einer der Philosophie, denn ihre bauliche Idee stellt einen Sieg des Heidentums über das Christentum dar.

Verkörperte sich das Rokkoko in Boucher, so fand der Klassizismus seinen Meister in David. Jacques Louis David, ein Pariser Kind, im Jahre des Aachener Friedens geboren, war ein Schüler der Akademie, an der er sich unter der Leitung von Vien und Boucher bildete. Seine frühen Arbeiten verraten noch keinen eigenen Stil. »Erst Rom hat mir den Star gestochen«, pflegte er später zu sagen, wenn er auf den fünf Jahre dauernden Aufenthalt zu sprechen kam, den er von 1775—1780 in der ewigen Stadt genommen hatte. Er kehrte in der Tat als ein anderer zurück, als der er gegangen war. Das Bild, das er mitbrachte und 1781 im Salon ausstellte, wirkte wie eine Fanfare. Es stellte den geblendeten Belisar vor, der von Vorübergehenden sein Brot erbettelt. Diese Erinnerung an den schändlichen Undank eines Kaisers traf den Ton der Volksstimmung in geradezu gefährlicher Weise und verhalf dem Gemälde zu einem großen Erfolg. Noch größer, geradezu sensationell war die Wirkung seines nächsten großen Werkes, das den »Schwur der Horatier« darstellt. Er hatte es 1784 in Rom gemalt und brachte es 1785 in Paris zur Ausstellung. Es wurde mit einem Sturm der Begeisterung begrüßt, der in der Tat anzeigte,

daß eine Epoche vorbei war und eine neue anbrach. Ganz aus der Linie entwickelt, hart und spröde in der Farbe, stellt es einen vollständigen Bruch mit allen Traditionen der Malerei dar, wie sie bis dahin von der Akademie gepflegt worden war. Aber gerade darin lag das Aufreizende und Aufwühlende dieses Kunstwerks, das man versucht ist, eine Synthese der öffentlichen Meinung zu nennen. Wie hier künstlerisch mit der Vergangenheit gebrochen war, so wollte man auch politisch von ihr los, wie hier mit fortreißendem Schwung der Geste Römertugend und Römergröße gepriesen wurden, so sehnte man sich auch nach Kraft und Heldentum. Das hohe Lied auf die römische Republik, das David 1789 mit dem »Brutus an den Leichen seiner Söhne« fortsetzte, stellt diese Kunst schon mitten in die Revolution. Kühn, mit herausfordernder Sicherheit trug David ihr Banner voran. Er hat die Kunst des Rokoko zu Grabe geleitet, er ist ganz und gar ein Mann von 1789, der in der Umwelt der Greuze, Fragonard, Latour u. a. wie ein Anachronismus gewirkt haben muß.

Wenn man Boucher und David als den Inbegriff ihrer Zeit betrachten darf, die sie übrigens nicht nur in ihrer Kunst, sondern auch in ihren Charakteren spiegeln, so darf man in Greuze den Repräsentanten der Epoche der Empfindelei begrüßen, wie sie Rousseau inaugurierte. Seine Gemälde erschienen im Salon, während Rousseaus Schriften Köpfe und Herzen berauschten, sie ergänzen einander gewissermaßen. Die Sentimentalität des Malers, die jeden Vorwurf melodramatisch zuspitzt, wirkte genau wie die moralisierenden Romane der Engländer, die man damals auch in Frankreich so hoch schätzte. Die aufgeregte Tugend mit den großen Gebärden entsprach einer Zeit, in der die Moral so selten anzutreffen war, daß man sie dreimal unterstrich, wenn man ihr begegnete. Da die Tränen Mode waren, so arbeitete Greuze auch mit ihnen. Alle sind sie gerührt und alle rühren sie, die segnenden, fluchenden, betenden, sterbenden Hausväter, die dankbaren, undankbaren und bestraften Haussöhne. Die Empfindung ist immer oberflächlich, aber die Charakteristik kokett und voller Anmut. Die Komposition glücklich, wenn auch theatralisch. Auffassung und Farbe immer hart auf der Grenze zwischen Naturbeobachtung und Rampenlicht. Diderot hat Greuze geradezu leidenschaftlich überschätzt. Er verlangte, daß die Malerei eine Schule edler Grundsätze sein solle, daß sie den Beschauern Tugend und Moral zu predigen habe, und da fand er allerdings in dem Maler einen Apostel seiner Ideen. Die Bilder des Künstlers wirken immer wie das Schlußtableau eines bürgerlichen Rührstückes. Sie gleichen in ihrer berechneten Aufdringlichkeit stets den faustdicken Nutzanwendungen der Kinderfibeln.



Schreibtisch aus der ersten Epoche Ludwig XV.
Schloß in Compiègne.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

Im Gegensatz zu der weinerlichen Pathetik von Greuze und ihrem hysterischen Schluchzen steht die Kunst Chardins, deren köstliche Ruhe den Pulsschlag ungetrübter Gesundheit atmet. Hätten wir ihn nicht, wir wüßten gar nichts von dem französischen Kleinbürger jener Epoche, dessen Bild uns vollkommen fehlen würde. Er gibt den Mittelstand mit seiner einfach behaglichen Umgebung und seiner Lebensluft hausbackener Moral. Wo Greuze sich aufregt, da ist Chardin immer vollkommen gelassen, wo jener sich bemüht, die alltäglichen Vorgänge sentimental zu übersteigern, aus jedem Haushalt ein weinerliches Theater zu machen, da begnügt sich dieser mit der schlichten Wirklichkeit und mit einer Einfachheit, die stärker packt, weil sie natürlich und wahr ist. Greuze ist ein Poet, der sich martert, um Effekt zu machen, seine gequälten Strophen lassen den Beschauer kalt, Chardin ein Prosaiker, dessen kunstlose Erzählung ans Herz greift. Als Maler des bürgerlichen Familienlebens ist Chardin unerreicht. Er füllt mit seinem Werk eine Lücke aus, die die Literatur der Zeit gelassen hat. Man müßte den Künstler heranziehen, um die Livres de raison jener Zeit zu illustrieren, beide zusammen geben erst das Bürgertum wieder, das ehrlich und gerade unverdrossen bei der Arbeit ist, unbekümmert um die Schrullen der Mode und die Launen des hastenden Tages. Wie seine Modelle, die Mütter, die Kinder, die Dienstmädchen ihrem Tagewerk mit heiterer Selbstverständlichkeit nachgehen, immer sie selbst sind, ohne jeden Nebengedanken des Effektes, so einfach und so unkompliziert ist die Seele des Künstlers, der sich immer mit seiner Kunst selbst begnügt und nicht wie Greuze auf Wirkungen zielt, die außerhalb derselben liegen. Die Vorwürfe sind einfach wie die Mache und doch ist Chardin in Auffassung und Durchdringung des Stoffes einer der größten Maler seiner Zeit. Seine Palette übertrifft in der Feinheit und sorgfältigen Zusammenstimmung der Töne bei weitem die von Greuze, der so viel aufdringlicher und anmaßender ist. In Frankreich scheint, wenn man den Chronisten und den Memoirenschreibern glaubt, der Mittelstand im 18. Jahrhundert gar keine Rolle gespielt zu haben. Von den Höhen der Gesellschaft fiel so viel Glanz, daß man ihn in der Ecke, in der er un-

beachtet stand, nur zu oft und zu gern übersieht, weil Eleganz und Geist und Witz bei ihm keine Stätte zu finden schienen. Chardin hat ihm die Ehrenrettung geschrieben und so wirkungsvoll und mit solchem Nachdruck, daß er ihm für alle Zeiten die Stellung sicherte, die ihm gebührt. Neben dem Zeitgenossen Fragonard, dem hochberühmten Meister der Galanterie, der weltmännischen Allüren, der Lebenskunst wirkt Chardin wie die rotbäckige Gesundheit neben der geschminkten Hysterie. Über dem Werk des einen steht groß und frech: »Nach uns die Sündflut«. Über dem des anderen ganz bescheiden und schämig: »Ehrlich währt am längsten«.

Im Vergleich zu der ruhigen, fast nüchternen Selbstverständlichkeit Chardins verlieren sogar die französischen Porträtisten der Zeit, weil keiner von ihnen die Ehrlichkeit besitzt, die den Maler der bürgerlichen Sitte auszeichnet. Die Bildniskunst hat mehr wie jede andere Kunstübung den höfischen Stil angenommen, den die Zeit Ludwig XIV. ihrer Umwelt aufprägte. Sie hatte sich ohne Zurückhaltung auf den großspurigen Ton gestimmt, der mit Beflissenheit jeden Bürgersmann zum großen Herrn und jede brave Hausfrau zur olympischen Göttin umlog. Was ihr an individueller Charakteristik dabei verloren ging, das ersetzte sie durch die blendenden Äußerlichkeiten einer pomphaften Inszenierung und eines prunkvollen Apparates, der uns z. B. im Bildnis Samuels Bernards statt eines Spekulanten den gebietenden Herrscher der Meere zeigt. Das Rokoko verzichtete auf die Aufgeblasenheit, die eine ganz selbstverständliche Begleiterscheinung der Wolkenperücke bildete, aber die Künstlichkeit der Mache legte es nicht ab, es vertauschte nur die Würde mit der Heiterkeit, die Geste des Befehlshabers mit der des liebenswürdigen Schwerenöters. Die Porträtisten des Rokoko, wir brauchen nur an Nattier, Tocqué, Boucher u. a. zu denken, haben ihren Bildnissen die Anmut und die Grazie von Haltung, Charakter und Farbe mitzugeben verstanden, die die Zeit von ihren Kindern forderte. Wie man Lehrer nahm, um mit Grazie eine Prise Tabak nehmen zu können, so erzog man sich beständig dazu, den liebenswürdigen Salonmenschen zu spielen. Das Mitglied der guten Gesellschaft war dauernd zu jener heiteren Überlegenheit verpflichtet, die jeder Lage des Lebens mit einem Lächeln begegnen kann. Niemand hat dieses Geschlecht parfümierter Schöngeister treffender gemalt, als Latour, der Kraft der Charakteristik und Anmut des Ausdrucks in seltener Weise vereint und die Gesellschaft des Rokoko gewissermaßen mit ihrem eigenen Element fixierte, dem farbigen Puderstaub des Pastell. Mit Recht betrachten ihn die Franzosen als einen der größten Künstler des 18. Jahrhunderts und es ist noch in aller Erinnerung, daß

die Etappe eines deutschen Reservekorps, das St-Quentin besetzt hatte, dem Maler in einem prächtigen und geistreich eindringlichen Werk eine Huldigung darbrachte, mitten im Kriege auf dem neutralen Boden der Kunst. Die Kunst des Malens, oder wenn man lieber will, farbigen Zeichnens, mittels trockener Stifte, hatte die Venezianerin Rosalba Carriera 1720/21 nach Paris gebracht und mit ihrer zierlichen und eleganten Manier den allergrößten Beifall geerntet. Der damals 16jährige Maurice Quentin de la Tour war von dem neuen Verfahren so hingerissen, daß er in seinem Enthusiasmus beschloß, die nur 30 Jahre ältere Künstlerin zu heiraten. Dazu kam es nicht, aber wenn er auch dieser Flamme nicht treu blieb, vom Pastell, das ihn so entzückt hatte, ließ er nicht wieder und hob diese Kunst auf eine Höhe, von der die Italienerin weit entfernt geblieben war. Wer einmal, wie etwa in Dresden, eine größere Sammlung ihrer Arbeiten beisammen gesehen hat, der wird sich rasch mit einem »allerliebst, wirklich allerliebst« losgekauft haben. Es ist eine niedliche Kunst für niedliche Dämchen und niemand würde im Angesicht dieser herzigen Nichtigkeiten für möglich halten, daß sie unter anderen Händen zu einem Instrument werden könnte, mit dem die höchsten Wirkungen der Malerei ausgelöst werden können. Aber Latour besaß die Gabe des Psychologen, er war ein Seelenmaler. »Meine Modelle«, sagte er, »glauben, daß ich nur die Züge ihres Gesichtes erwische, aber ohne daß sie es merken, steige ich bis auf den Grund ihres Inneren hinab und packte sie ganz und gar«. Damit hatte er nicht zu viel gesagt. Wenn man die lange Reihe der Bildnisse durchmustert, die er hinterlassen hat, Ludwig XV., die Königin, die Pompadour, d'Argenson, d'Alembert, Rousseau und so viele andere, so empfängt man in der Tat seltsame Aufschlüsse über Zeit und Menschen. Er hat Leben, Ausdruck, Wahrheit in manchmal erschreckendem Grade. Man glaubt den Zeitgenossen die oft wiederholte Versicherung, daß Latour die Ähnlichkeit traf, wie kein anderer, und es will scheinen, die psychische nicht minder wie die physische. Er charakterisiert mit einer Eindringlichkeit, einer Rücksichtslosigkeit, die uns im Bilde des Königs weder die Armseligkeit seines Geistes, noch in dem der Königin die Beschränktheit erspart. »Was für Porträts«, ruft Diderot aus, »sie haben eine Wahrheit und Einfachheit, wie ich in meinem Leben noch nichts gesehen habe. Nicht einen Schatten von Manier, sie geben die Natur ganz rein und ohne Künstelei«. Dabei ist die virtuose Mache das Resultat einer mühsamen Arbeit, eines unausgesetzten Strebens. Latours Bildnisse sind die Resultate eines seelischen und technischen Studiums von größter Intensität. Wie er wollte, daß im Bilde des individuellen Charakters auch der Typus des Standes zur Geltung kommen



Entwurf zu einem Rollbureau, von Lalonde.

müsse, so suchte er auch jeder Individualität mit eigenen Mitteln der künstlerischen Wiedergabe gerecht zu werden. Er hat sich einmal in einem Vergleich der Kunst mit der Poesie über seine Forderungen ausgesprochen: »Wie ich wünschte, daß den Unterschieden der Gegenstände, die wiedergegeben werden sollen, ebenso viele voneinander abweichende Arten der Malerei entsprächen, so möchte ich auch von unseren Dichtern verlangen, daß ihr Stil sich abstufe, um sich den einzelnen Charakteren anzupassen. Für die Herkulesse gehören grobgefügte kernige Verse, schwungvolle für die Helden, majestätische für vornehme Herren, graueneinflößende für Verbrecher. Die Frauen aber sollen süße, leichtflüssige, gefällige, zärtliche Verse sprechen, je nach ihrem Charakter, Maß und Reim müssen immer wieder anders sein. Ich weiß es wohl, das sind Hirngespinste, es gibt weder Gemälde noch Dichtungen, die so sind, wie meine Sehnsucht sie haben möchte. Eine solche Vollkommenheit ist menschlichen Fähigkeiten nicht erreichbar«. Latour hat sie wenigstens angestrebt und Linien und Farben zu Hilfe genommen, um seinem Modell seelisch so nahe zu kommen, wie möglich. Seine Zeichnung ist sicher, die Farbe glänzend. Mit kecker Selbstverständlichkeit überspringt er gelegentlich die Grenzen der Pastelltechnik und malt zur Erzielung eines bestimmten Effektes mit Ölfarbe in das Pastell. Aus der Skala der gebrochenen halben Töne, die die Zeit bevorzugte, hat er wahre Wunder farbiger Stimmung herausgeholt, hier draufgängerisch, dort zurückhaltend, in jedem Augenblick und zu jedem Zweck aller seiner Mittel vollkommen Herr.



Cylinderbureau im Stil Louis XVI.
Wahrscheinlich von Riesener.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

Der Meister war ein wunderlicher Heiliger, der seinen Mitmenschen genug Anlaß zum Kopfschütteln gab. Er legte sich keinen Zwang auf, weder in Worten noch Werken. Als er im Schlosse von Versailles die Pompadour malt, zieht er den Rock aus, nimmt die Perücke ab, bindet die Strumpfbänder auf, und wird sehr unangenehm, als plötzlich der König eintritt. Sofort packt er seine Sachen zusammen und geht mit der Bemerkung: »Ich werde wiederkommen, wenn die Marquise allein ist«. Dem Dauphin sagt er rund heraus, daß seine Kinder recht schlecht erzogen seien. Die Bilder der königlichen Töchter vollendet er nicht, weil die Prinzessinen unpünktlich zur Sitzung kommen. Als der Generalsteuerpächter Grimaud de la Reynière ihm absagen läßt, malt er statt des Herrn den Lakaien. »Du siehst viel besser aus, wie dein Dummkopf von Herr«, sagt er zu dem Diener und als der Arme daraufhin aus dem Dienst entlassen wird, stellt Latour das Bildnis im Salon aus und die Geschichte, die sich schnell herumspricht, verschafft dem jungen Mann ein großes Angebot der besten Stellungen. Die nervöse Anlage, die ihm die Ausübung der Kunst zu einer Last machte, mit deren Bewältigung er schwer zu ringen hatte, hat Latour im Verein mit einem unausgeglichenen Temperament seelisch zermürbt. Er starb in geistiger Umnachtung am Vorabende der Revolution. Er hat wenigstens den Untergang der Gesellschaft, die er, wie kein anderer, in ihrer ganzen verführerischen Liebenswürdigkeit festzuhalten wußte, nicht mehr mit ansehen müssen. In selbtgefälliger Munterkeit, in strahlender, unzerstörbarer Frische lebt sie in seinen Bildern weiter, und wenn der Gesellschaft des Rokoko so etwas wie eine ewige Jugend beschieden ist, wenn die Sehnsucht nach diesem Lande der Sonne nicht sterben will, so dankt sie das zum guten Teil der Kunst Latours.

Bei einem Vergleich der Plastik dieser Jahrzehnte mit der Malerei kommt man in Versuchung, Clodion neben Fragonard und Houdon neben Latour zu stellen. Claude Michel, genannt Clodion, besitzt dieselbe spielende Grazie, wie sie Fragonard eigen, dasselbe prickelnde Gefühl für den Überschwang des Lebens, für Lust und Frohsinn und die jubelnde Ausgelassenheit. Er hat mit dem Meister der galanten Feste auch die Vorliebe für das kleine Format gemein. In keinem Material kommt sein Talent glücklicher zum Ausdruck als in den Kleinplastiken der Porzellanmanufaktur von Sèvres. Seine Kinder, Nymphen, Faune sind zwar voll Leben und Übermut, aber das spröde Material hält sie technisch ebenso im Zaum wie die Auffassung des Künstlers sie seelisch nicht über den Umkreis des Salons hinausgelangen läßt.



Cylinderbureau von Riesener 1777 gefertigt.
Aus Molinier: Mobilier Royal Français. Paris 1902.

Houdon ist Latour als Psychologe ebenbürtig, als Künstler ihm vielleicht noch überlegen. Er besitzt die große Ruhe der Antike und die Einfachheit der Mittel, mit denen sie zu stärkstem Ausdruck gelangt. Sein erster großer Erfolg datierte aus Rom, als der erst 28 Jahre alte Künstler 1769 in S. Maria degli Angeli seine Statue des H. Bruno ausstellte. Sie wirkte überwältigend. »Der Heilige würde sprechen«, sagte der Papst, »wenn seine Regel es ihm nicht verböte«. Auch heute noch empfängt jeder Besucher der ewigen Stadt von diesem Kunstwerk den gewaltigsten Eindruck. In der Bildnisplastik hat Houdon keinen ebenbürtigen Rivalen. Das Wesen der geistigen Persönlichkeit seiner Modelle erschloß sich vor ihm wie vor Latour. Seine psychologisch tief schürfende Auffassung gelangte zu einer Verkörperung ihrer Naturen, die sie, man möchte sagen, seelisch ohne Hülle der Nachwelt überlieferte. Houdon

überzeugt, wie Latour es tut. Sprühend von innerem Leben überschreiten seine Werke doch nie die Grenzen ihrer Kunst, und selbst da, wo störende Zufälligkeiten der Physiognomie vom Künstler nicht übergangen werden können, wie die Pockennarben Glucks, weiß der Meister sie im höheren Sinne der Charakteristik dienstbar zu machen. Vor jeder seiner Büsten fühlt man die Wahrheit und bewundert die erhabene Einfachheit der Mittel, mit denen der Bildhauer seine Absicht erreichte. Im Verkehr mit den erlesensten Geistern seiner Zeit, erfüllte Houdon der Wunsch, der Nachwelt die Porträts dieser großen und bedeutenden Männer zu überliefern. »Eine der schönsten Eigenschaften der schwierigen Kunst des Bildhauers«, schreibt er selbst, »ist die mit aller Wahrheit die Formen der Menschen zu bewahren und fast unvergänglich zu machen, die den Ruhm oder das Glück ihres Vaterlandes ausgemacht haben. Diese Idee hat mich dauernd verfolgt und in meinen langwierigen Arbeiten unterstützt«. In der Tat haben ihm alle Größen seiner Zeit Modell gestanden, Voltaire, Rousseau, Buffon, d'Alembert, Lavoisier, Gluck und wie sie alle heißen mögen. Neben Houdons Büsten verlieren alle Gemälde, und wer z. B. Rousseaus Porträt, wie es Latour malte, und die Büste, die Houdon modellierte, nebeneinander hält, wird keinen Augenblick im Zweifel sein, daß der Bildhauer den wirklichen Rousseau gibt. Das angstvoll, zornig, mißtrauisch blickende Auge, die eingekniffenen Lippen künden den kranken Genius, dessen Seele sich dauernd mit Menschen und Dingen in Konflikt setzte und schließlich an jenem Widerspruch zugrunde ging. Die sitzende Statue Voltaires gibt den Patriarchen von Ferney, dessen Worten ganz Europa mit Bewunderung lauschte, ein Monumentalwerk, dessen scharfe seelische Belebung in einem so packenden Kontrast zu der statuarischen Ruhe der Haltung seht. Houdon war ebenso groß in der Wiedergabe weiblichen Reizes wie in der männlicher Charaktere, Diana auf der Jagd ist in der Grazie der schlanken Glieder, der Eleganz der Bewegung eines der liebenswürdigsten Werke der Epoche. Der Bildhauer hat sogar den naiven Liebreiz kindlicher Unschuld und Harmlosigkeit vollendet zum Ausdruck gebracht.

Das Rokoko ist ein Ornamentstil und es hat seine ganze Begabung nirgends deutlicher an den Tag gelegt, als in der Ausschmückung der Innenräume. Wie alles, was das 18. Jahrhundert an die Stelle des Vorhandenen schiebt, es ersetzt die große Oper durch das Singspiel, die heroische Tragödie durch das Familiendrama, das Lustspiel durch das Vaudeville, den feierlichen



Schreibtisch (sogenannter Bonheur du jour) aus Rosenholz mit Auflage von Sèvres-Porzellan. Von Martin Carlin. Wallace Collection in London.

Alexandriner durch den lockeren Vers, so läuft es auch hier auf ein Verringern der Proportionen, auf ein Verniedlichen wenn man will hinaus. Das ganze Gebiet der Kunst, in dessen Größe, Weite und Herrlichkeit die Ära Ludwig XIV. den Menschen hatte emporreißen wollen, wird nun dem Individuum angepaßt und da konnte es nicht gut ohne ein Verkleinern abgehen. Man hatte eben noch das Übermenschliche gewollt, man begnügte sich nun mit dem Allzumenschlichen, man war auf Stelzen gegangen, nun wollte man überhaupt nicht mehr gehen, sondern sich ruhen und genießen. Auch in der Innenkunst hatte der Stil Ludwig XIV. den heroischen Zug nicht verleugnet, der im Sinne der Zeit lag. Man wohnte in riesigen Räumen, oft von zwei Reihen Fenster übereinander. Schwer lastende Stukkierungen trennten den Plafond, den gewaltige allegorisch-mythologische Kompositionen schmückten, von den Wänden, die streng architektonisch gegliedert waren. Die Teilungen gingen in rechten Winkeln vor sich und wie sehr manche Ornamentiker sich auch bemühten, zu einer leichteren Ausdrucksweise zu gelangen, so sehr hinderte sie die Überfülle einer kleinlich schaffenden Phantasie noch daran, sich von der Schwerfälligkeit, die aus der Hypertrophie der Erfindung entstand, zu befreien. Nun wird alles geringer, leichter, weniger. Die Räume selbst schrumpfen ein, werden niedriger und kleiner. Die großen Bilder, die sich figurenreich über den ganzen Plafond ausdehnten, reduzieren sich auf kleine Mittelstücke, die volle Rundung des Stukkos wird zum Flachrelief, die Wände geben die Einteilung in steife Rechtecke auf und werden zwangloser und lebendiger. Zugleich machen die schweren satten Farben heiteren und lichten Tönen Platz. Die ungebrochenen Akzente von kräftigem Rot und Blau weichen dem Rosa, dem Himmelblau und Apfelgrün. Die lastende Pracht der Vergoldung an Decken und Wänden wird durch das glitzernde Silber ersetzt. In die Wände fügt Robert de Cotte die großen Spiegel, die so wesentlich zur Aufhellung und Belebung beitragen. Das Palais de Vrillière, heute die Bank von Frankreich, das Robert de Cotte von 1713—19 ausschmückte, war eines der ersten Gebäude, dessen Dekoration dem neuen Stil entsprach. Hier ging die Stukkierung schon die neue Farbenverbindung ein, die sich im Laufe des Jahrhunderts einen immer weiter werdenden Raum erwerben sollte. Weiß auf blassem Blau, auf Rotgrau führt die Mattfarbigkeit ein, die unter der Herrschaft der Antike dann sobald zur völligen Farblosigkeit entarten sollte. Die Vertäfelung der Wände, in die Bilder und Spiegel nach Bedarf eingelassen werden, nimmt die gleichen Farben auf, alles zart und diskret, wie kosend und flüsternd.

In den Innenräumen feiert das Rokoko seine eigentlichen Triumphe, hier

ist der Platz, wo es sich in seiner ganzen Ausgelassenheit austoben kann. Halb naturalistisch und halb stilisiert, nie ganz wirklich und niemals ganz erfunden, spielend, tändelnd, breitet es das Blendwerk seiner phantastischen Laune über Wände und Decke, Boden und Möbel. Die Motivenreihe, die es aus der Muschel ableitet, ist unerschöpflich, eine wuchernde Fülle der Erfindung, wie in einem tropischen Urwald der Ornamentik. Der hohe Kunstwert dieser Schöpfungen, die doch nur der Laune des Augenblicks dienen zu sollen scheinen, rührt daher, daß die besten Künstler sich an den Entwürfen für das Kunstgewerbe beteiligten. Oppenort und Meissonier, Boffrand und Briseux, Boucher und Falconnet haben dafür gearbeitet, denn man hatte damals den Unterschied zwischen der großen und der angewandten Kunst noch nicht entdeckt. Boucher zeichnete glänzende phantasievolle Entwürfe für Gobelins, die in Paris und Beauvais ausgeführt wurden, Falconnet modellierte Püppchen für Pendulen auf dem Kamin mit demselben heiligen Eifer für die Kunst wie die Modelle für die großen Denkmale, die auf die öffentlichen Plätze der Residenzen zu stehen kamen.

Das Kunsthandwerk hat durch die Mitwirkung dieser großen Künstler eine Blüte erlebt, wie sie ihm in späterer Zeit nicht wieder zuteil geworden ist, es sah in den Angehörigen der Familien Germain, Caffieri u. a. aber auch Handwerker von einer Begabung an der Arbeit, wie sie vielleicht nie wieder erscheinen werden. Vergleicht man den Möbelvorrat, über den das 17. Jahrhundert verfügte, mit dem des nächsten Jahrhunderts, so erstaunt man über den Fortschritt, den das Streben nach Bequemlichkeit zeitigte. Wenn schon die Form der Sitzgelegenheiten, der Sofas, Ruhebänke und Sessel sich unendlich vervollkommnen, so hat sich auch die Zahl der Möbel, die in dieser Zeit ganz neu hinzugekommen sind, außerordentlich vermehrt. Alle Arten von Tischen sind neu geschaffen worden, dazu die Kommode, der Schreibtisch und die verschiedenartigsten Schränke. Alle Techniken werden zur Ausschmückung des Möbels herangezogen. Furnierung mit seltenen Hölzern, Intarsia mit kostbaren Materialien, Bemalung, Lack, Inkrustation mit Malerei, Miniaturen, Porzellan, Beschläge mit Silber und vergoldeter Bronze, so daß das Möbel des Rokoko mit vollem Recht den Rang des Kunstwerkes beanspruchen darf.

Niemals aber hat man auch größeren Wert auf die Ausschmückung seiner Umgebung gelegt als damals, und seinen Zimmern mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet. »Sein Zimmer ist klein, niedrig und mit rotem Sammet tapeziert«, so beschreibt Mme. Graffigny Voltaires Interieur in Cirey, bei der Marquise du Chatelet. »Eine ebensolche Nische mit Goldfranzen, das ist für



Kabinet aus Rosenholz mit Auflagen von Sèvres-Porzellan.
Von Weisweiler, die Bronzen von Thomire.
Aus Molinier: Mobilier Royal Français. Paris 1902.

den Aufenhalt im Winter. Es sind wenig Tapisserien da, aber viel Vertäfelung, in die entzückende Bilder und Spiegel eingelassen sind. Eckkommoden aus herrlichem Lack, porzellanene Pagoden, eine Pendule in sonderbaren Formen, die von Pagoden gehalten wird, unendlich viel kostbare Dinge in diesem Geschmack. Dazu ist das Ganze von einer Sauberkeit, daß man das Parkett küssen könnte«. Als die Marquise du Deffand sich von ihrem Bruder, mit dem sie jahrelang zusammengewohnt hatte, trennte und daran ging, sich eine Wohnung im Kloster St-Joseph einzurichten, bestellte sie die Stoffe für die

Wandbespannung und das Mobiliar in Avignon und ließ sie eigens weben. Für den Salon bezog sie die goldgelbe Seide mit eingemusterten feuerroten Schleifen, an die ihre Korrespondenten sich so oft erinnern. Ferner 100 Ellen weiße Serge, 70 Ellen gelben Taffet und 30 Ellen purpurroten Taffet. Billig war das Einrichten in jener Zeit, wollte man mit Geschmack untergebracht sein, also nicht. Sehr genau wissen wir auch im Salon von Mme. Geoffrin Bescheid. Er lag in der ersten Etage ihres Hauses und war mit Gobelins der Manufaktur von Beauvais dekoriert, für die sie 8000 Livres gezahlt hatte. Die Supraporten waren von van Loo gemalt, die Spiegel wurden auf 22480 Livres geschätzt. Auf dem Kamin befand sich eine Pendule, die Guyard eigens für sie modelliert hatte, sie kostete 3000 Livres. Ferner schmückte den so berühmt gewordenen Salon eine Marmorbüste von Racine, eine Bronzegruppe, die Heinrich IV. und Sully darstellte und ein kleines Monument aus Marmor, Elfenbein und vergoldeter Bronze, das Gouthière für Mme. Geoffrin ausgeführt hatte und das sie auf 600 Livres zu stehen kam. Die kleinen Häuschen der Generalsteuerpächter, die verschwiegenen Stätten ihrer Lust, waren mit einem übertriebenen Luxus eingerichtet. Das Schlafzimmer von de la Haye z. B. war mit Silber gewirkter rosa Seide ausgeschlagen und mit Points d'Angleterre besetzt, wie die Hofdamen sie an ihren Gesellschaftskleidern zu tragen pflegten, Festons, von Gold- und Silbergaze mit Rosengirlanden durchflochten, schlossen den Dékor an der Decke ab. Im Lustschlosse La Meutte hatte Ludwig XV. ein Zimmer mit schwerem weißem Gros de Tours ausschlagen lassen, der mit bunten Blumen in Ölfarben bemalt war.

Der Kunstschreiner, mit dessen Möbeln sich der Stil der Regentschaft scharf von dem Ludwig XIV. absetzt, ist Charles Cressent. Während man unter dem großen König dem dunklen Schildpatt und dem Ebenholz den Vorzug gegeben hatte und Einlagen von Metall liebte, eine Dekorationsart, die Boulle und seine Söhne noch tief in das 18. Jahrhundert hinein fortsetzten, furniert Cressent seine Möbel mit den mattgefärbten exotischen Hölzern, die von Übersee kamen und ihrer Tönung zuliebe die Namen Rosen-, Veilchen-, Amarantenholz erhielten. Während die Möbel der Epoche Ludwig XIV. geradlinig aufgebaut sind, entwickelt sie Cressent aus Kurven und bedeckt sie mit Zierbronzen, die bis dahin nur für die stärksten Akzente bestimmt gewesen waren. Diese Bronzen, die er selbst modellierte, volles saftiges Rokoko, geben den Möbeln Cressents ihren spezifischen Charakter. Sie sind ebenso glücklich in der Erfindung wie reich und schwungvoll in der Ausführung, von sorgfältigstem Guß und auf das feinste ziseliert. Man begegnet in Cressents Bronzen vielfach den

Affen und Chinesen, die Watteau eben in die Ornamentik einführte. Ein häufig nachgebildeter kommodenförmiger Münzschrank, den der Künstler 1738 für den Salon Ludwig XV. in Versailles anfertigte, ist vielleicht der beste Typus seiner Möbel. Seine Kommoden à la Régence, à la Bagnolet, à la Dauphine, seine Schreibtische mit den abgerundeten Ecken waren das ganze Jahrhundert beliebte und gesuchte Objekte für Sammler und Liebhaber.

In dieser Zeit der Vorliebe für China und seine Kunstprodukte entdeckten die Martin in Paris einen Lack, den sie zu Arbeiten benutzten, die, wenn sie in der Qualität vielleicht mit dem ostasiatischen Erzeugnis auch noch nicht rivalisieren konnten, es jedenfalls an malerischer Feinheit mit ihm aufnahmen, wenn sie es darin nicht übertrafen. Sie führten in dieser Technik Möbel, Kommoden, Schränkchen und dergleichen aus, die mit Blumen, Vögeln, kleinen Schäferszenen, Ornamentkartuschen usw. bemalt waren und auf einer solchen Höhe der Kunstübung stehen, daß sie noch heute von den Sammlern mit phantastischen Preisen bezahlt werden, wenn sie ja einmal im Handel auftauchen. Sie gingen zu größeren Objekten über, bemalten Kutschen, Portechaisen und wagten sich selbst an die Dekoration ganzer Innenräume. Mme. de Graffigny sah auf ihrer Wallfahrt zu Voltaire in Cirey einen ganzen Plafond, den ein Schüler der Martin in Lackmalerei ausgeführt hatte. Die Marquise von Pompadour, die ihr Lustschloß Bellevue mit dem ganzen Luxus der Zeit ausstattete, zahlte an die Martin 1752 nur für Lackarbeiten in diesem Ruhesitz mehr als 58000 Francs. Der Lackmaler Dandrillon besaß ein Geheimnis, das ihm erlaubte, seiner Farbe ein Parfüm zuzusetzen, dessen Wohlgeruch mehrere Jahre lang vorhielt. Huet, der berühmte Tiermaler, malte ganze Zimmer mit Affenszenen aus, eine Drôlerie, die großen Anklang fand. Die bekanntesten Beispiele dieses Geschmackes befinden sich wohl in Chantilly. Van Spaendonck, ein Blumenmaler, hat den Salon der Tänzerin Duthé mit Blumenstücken und Girlanden ausgeschmückt, deren leichte Grazie von unvergleichlichem Reiz ist. Fragonard malte das Boudoir der Guimard aus, Rousseau de la Rottière nahm die Zimmerdekoration in pompejanischem Stil auf.

Findet man bei Cressent den üppigen Stil Oppenorts, so darf man die beiden Caffieri vielleicht als die ausführende Instanz Meissoniers ansehen. Sie haben besonders in der Ausführung der Feinbronzen, die zur Verzierung von Möbeln bestimmt waren, Unnachahmliches und Unübertreffliches geleistet. Der originelle und kapriziöse Geschmack, in dem sie arbeiteten, die vollendete Technik und die Sorgfalt der Durchführung machen die Möbelstücke von Jacques und Philippe Caffieri zu Musterbeispielen des Rokokogeschmacks in seiner reinsten



DAMBRUN NACH MOREAU LE J.

DIE WHISTPARTHIE 1783



Kommode mit Beschlägen von vergoldeter Bronze im Stil Louis XV.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

Gestalt. Jacques Caffieri war für die Pompadour beschäftigt, der Sohn Philipp, der den Ruhm des Vaters überstrahlte, war für die königlichen Schlösser in Versailles, Choisy, Compiègne tätig. Für den Schwager von Mme. d'Epinay, Lalive de Jully, fertigte er eine ganze Einrichtung, weit bekannt ist der berühmte Schreibtisch aus dem Besitz des Fürsten Metternich mit dem seitlichen Aufsatz. Zu den hervorragendsten Ebenisten dieser Epoche des eigentlichen Rokoko gehört Jean François Oeben, dessen Möbel sich durch ihre kunstvolle Einlagearbeit in kostbaren Hölzern auszeichneten. Mme. de Pompadour wußte ihn zu schätzen, die Notizbücher von Lazare Duvaux geben Kunde davon, wieviel sie für Möbel aus der Werkstatt von Oeben ausgegeben hat. Der Meister begann den wunderbaren Schreibtisch Ludwig XV., der mit seinen Marketterien und Bronzen, der stark geschweiften Linienführung so recht ein typisches Beispiel für den Übergangsstil in der Entwicklung vom Rokoko zum Klassizismus darstellt. Nachdem er mit seinen Gehilfen jahrelang daran gearbeitet hatte, mußte er ihn schließlich unvollendet hinterlassen. Erst Riesener hat ihn fertiggestellt und 1769 abgeliefert.



Kommode mit Beschlägen von Goldbronze, von Cressent.
Wallace Collection in London.

Man suchte ein Raffinement nicht nur in der künstlerischen Herstellung, dem Geschmack und der Eleganz des Entwurfs, sondern ebenso in der Überwindung technischer Schwierigkeiten, der Mosaikarbeit geschweifter und geschwungener Flächen, der Einführung von Rolladenverschlüssen und dergleichen. Besonders praktische Konstruktionen wurden hoch geschätzt. Der Schreiner Migeon empfing von der Pompadour eine lebenslängliche Pension von 3000 Francs im Jahr, weil er für sie einen schönen Nachtstuhl angefertigt hatte. Die Tische, die Ludwig XV. sich für die Speisezimmer in Choisy und Versailles hatte konstruieren lassen, erregten Bewunderung. Den ersteren hatte Sulpice, den zweiten Arnoult konstruiert, beide waren zum Versenken eingerichtet und erlaubten dem Monarchen, in der Gesellschaft seiner ausgewählten Freundinnen soupieren zu können, ohne daß er sich vor den Augen der Dienerschaft hätte genieren müssen. Diese Erfindung machte die Aufwartung durch die Domestiken überflüssig. Der Ingenieur Loriot erfand für Klein-Trianon einen ähnlichen Tisch, der geradezu ein Wunderwerk angewandter Mechanik war.

Unendlich war die Mannigfaltigkeit der Schreibtische, die in einer so schreibfrohen Zeit wie diese ja auch ein lebhaftes Bedürfnis waren. Rousseau erwähnt in seinen Bekenntnissen einen jungen Mann, der seine Geliebte aus keinem anderen Grunde verließ, als um die Genugtuung zu haben, ihr Briefe schreiben zu können. Walpole kannte Leute in Paris, die sich viermal am Tage schrieben, und hörte 1771 von einem verliebten Pärchen, das sich nie verließ, also eigentlich kein Motiv gehabt hätte, sich zu schreiben. Da ließen sie einen Wandschirm in ihrem Salon aufstellen und warfen sich ihre Briefe über denselben zu. Es gab Schreibtische von jeder Größe, aber auch die kleinsten durften nicht ohne den süßen Reiz geheimer Fächer und Schubladen sein. Baron Holbach wollte einmal die Verderbtheit der Sitten und den verringerten Geschmack der französischen Nation mit der Menge verschiedenartiger Geheimmöbel in Zusammenhang bringen, aber Diderot verteidigte sie, da man sie für Liebesbriefe gebrauche.

Der Triumph der Antike in der großen Kunst konnte selbstverständlich nicht ohne Rückschlag auf die Innendekoration und den Möbelstil bleiben. Auch hier siegt die gerade Linie und der rechte Winkel, die Bauchungen und Schweifungen verschwinden mit der ganzen Willkür der Asymmetrie und der kapriziös geformten Bronzen. Die Flächen entsprechen wieder ihrem Namen, d. h. sie sind flach, die Profile werden scharf, die Linien dünn. Die Möbel erhalten den schlanken und zierlichen Charakter, der ihnen unter Ludwig XVI. so schnell etwas Zerbrechliches geben wird. An Stelle des Muschelwerkes, dessen rippige, rissige Konturen das Rokoko so liebte, treten die Motive, die man aus der Antike heranschleppt: Girlanden, Mäander, Akanthus, Säulen, Medaillons, leichtes Gitterwerk und dergleichen. Die erste größere Innendekoration in antikisierendem Charakter ist das Schloßtheater in Versailles, das Jacques Ange Gabriel bis 1770 vollendete. Die Wohnräume waren schon vorausgegangen, der Salon in Fontainebleau, in dem die Sitzungen des Ministerrates stattfanden, war schon 1751 weiß ausgemalt worden, ohne Vergoldung, »der Plafond in kleinen Kompartiments im antiken Geschmack«, bemerkt der Herzog von Luynes. Der Salon, den sich Mlle. de Lespinasse 1764 in der Rue St-Dominique einrichtete, war weiß boisiert mit Vorhängen von kirschroter Seide. Er enthielt Kommoden von Rosenholz, einen kleinen Schreibtisch von Kirschholz und eine Pendule von Masson. Außerdem war er angefüllt mit Sitzmöbeln aller Art. Die Ornamentzeichner Salembier, Bellangé, Dugourc, Cauvet, Delalonde, Forty u. a. arbeiteten in diesem Stil einer Neubelebung der Antike, aus dem in Verbindung mit anmutiger Zierlichkeit und leichtfüßiger Grazie der Stil wird, den man in Frankreich den Ludwig XVI. nennt. Er schöpft zwar aus der Formenwelt des klassischen Altertums, aber er modelt diese Formen so geschickt für den Gebrauch der Zeit um, daß die klassische Erinnerung ihn nur wie ein ganz leichtes Parfüm umschwebt. Zu den bunten »Hölzern von den Inseln« tritt in dieser Epoche das Mahagoni. Die allgemeine Farbigkeit büßt ein, denn der weiße Marmor verdrängt die köstlichen Buntmarmore und



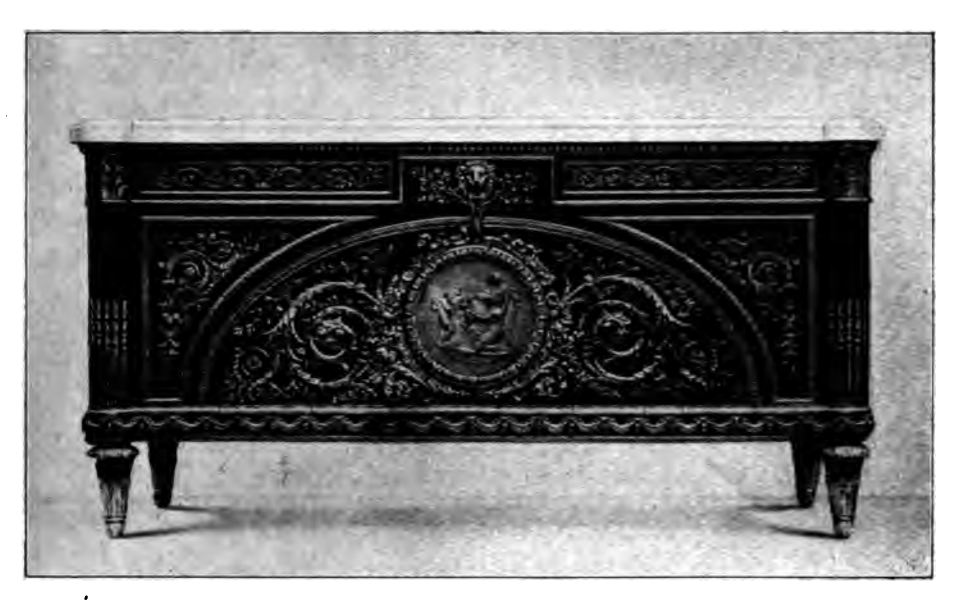
Lackkommode von Martin. Forme à la Régence.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.



Kommode in Lack mit Beschlägen von vergoldeter Bronze. Von Dubois.
Wallace Collection in London.

das florentinische Mosaik. Am reinsten repräsentieren den Stil Ludwig XVI. die Möbel von Martin Carlin, am glänzendsten und reichsten die der deutschen Kunstschreiner Johann Heinrich Riesener, Wilhelm Benemann, Adam Weißweiler und Johann Ferdinand Schwerdfeger, die alle in Paris arbeiteten. Riesener galt unbedingt für den ersten Möbeltischler seiner Zeit. Seine Stücke zeichneten sich durch Eleganz des Entwurfs ebenso aus, wie durch die Feinheit und Sorgfalt der Ausführung. Die Bronzen waren von dem delikatesten Geschmack, ausgeführt wie Goldschmiedearbeiten. Die Benutzung von Lack und Porzellanplatten zur Dekorierung der Möbel schreitet fort und wird gelegentlich, wie von Schwerdfeger, geradezu übertrieben. An dem berühmten Juwelenschrank der Königin, den sie übrigens nicht lange benutzt hat, er wurde erst 1787 fertig, sind Einlagen von Perlmutter, Bronze, Porzellan und selbst Hinterglasmalereien von Degault zu finden. Die Dekorationsbronzen für den Zimmerschmuck und die Applikation an Geräten fertigen in dieser Zeit Gouthière, Thomire, Forestier u. a. in einer Vollendung des Entwurfs und der Arbeit, daß die von ihnen dekorierten Gebrauchsmöbel wohl das Vollkommenste darstellen, was das Kunsthandwerk in dieser Beziehung überhaupt leisten kann. Sie sind allerdings auf eine Höhe gelangt, die sie hart an die Grenze der Brauchbarkeit rückt, denn die dünnbeinigen Kommodchen und Tischchen und Schränkchen mit dem Auflagen von gemalten Sèvresporzellan, den feinziselierten Bronzen und anderem Schmuck scheinen nicht mehr von Sterblichen, sondern nur von Feen und Sylphen benutzt werden zu dürfen.

In dieser Epoche gehört das Möbel zu den Gegenständen, mit denen der ausgesuchteste Luxus getrieben wird. »Alle Zimmer«, schreibt Mercier, »müssen boisiert oder lackiert und mit Goldstäben verziert sein. Die Möbel sind Objekte des größten Luxus und der größten Ausgaben geworden, alle sechs Jahre muß man sein ganzes Ameublement wechseln, um sich immer das zu verschaffen,



Kommode von Beneman mit Auflage von Porzellanplatten.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

was die moderne Eleganz als schönstes erklärt«. Die Preise für die ausgesuchten Meisterstücke der Möbeltischler entsprachen denn auch durchaus der aufgewandten Arbeit. Das obenerwähnte Rollbüro Ludwig XV. (in Herrenchiemsee ließ König Ludwig von Bayern eine Kopie aufstellen) hatte eine Arbeitszeit von neun Jahren beansprucht und schließlich 72775 Livres gekostet, was nach dem heutigen Werte des Geldes etwa einer Summe von 175000 Mark entsprechen würde. Riesener erhielt in den Jahren 1775—1785 nur vom Hofe allein 500000 Livres und verdiente in einem Jahrzehnt alles in allem fast eine Million. Er verlor während der Revolution sein Vermögen und starb 1806 in bitterer Armut. Benemann bezahlte der Hof für einen flachen Herrenschreibtisch 5716 Francs. David Röntgen für einen Sekretär allein 80000 Francs. Welche Summen selbst in den Schlössern des Provinzialadels im Mobilar investiert waren, haben die Verkäufe aus dem konfiszierten Besitz der Emigrierten bewiesen. Die Marquise de Massiac hinterließ ein Mobiliar im Werte von zwei Millionen. Als 1793 in einer finanziell äußerst ungünstigen Epoche die Einrichtung des Schlosses Champrond der Grafen de Vichy öffentlich versteigert wurde, betrug der Erlös 48000 Livres, eine Summe, die man, um zu dem heutigen Geldwert zu gelangen, mindestens vervierfachen müßte. Kein Wunder, daß Kenner das Mobiliar von Mlle. Hus, der Schauspielerin, auf eine halbe



Kommode im spätesten Stil Louis XVI.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

Million schätzten und Mme. du Deffand die Einrichtung von Luciennes, dem Schlößchen der Dubarry auf 900000 Francs anschlug, das Bett allein auf 600000 Francs. Die Zimmer, die der verliebte alte König der Gräfin Dubarry, seiner letzten offiziellen Maitresse in Versailles einrichtete, sind wohl als ein Höhepunkt dessen zu betrachten, was die Innendekoration dieser Epoche an Luxus und Geschmack zu erreichen vermochte. Die Zimmer sind mit ihren Einrichtungsstücken von den Lieferanten genau beschrieben. Im Salon befand sich auf dem Kamin eine prächtige von Säulen getragene Pendule mit kleinen Porzellanfiguren, in der Mitte des Zimmers stand ein Tisch mit Platten von französischem Porzellan dekoriert. Das Hauptstück war eine Miniatur nach Le Prince, die Bronzegarnitur war tadellos ziseliert und matt vergoldet. Das sehr schöne englische Fortepiano mit einem Musikwerk steckte in einem Gehäuse aus Rosenholz, weiß und blau eingelegt und mit matt vergoldeten Bronzen verziert. Auf einer Seite stand eine herrliche Kommode von altem Lack der ersten Qualität, auf den Mittelstücken reich gekleidete Mandarinen, die Beschläge von ziselierter und vergoldeter Bronze, die Platte von weißem Statuenmarmor. Auf der anderen Seite eine zweite schöne Kommode mit fünf Platten französischen Porzellans verziert und sehr reichem Beschlag von fein ziselierter und vergoldeter Bronze, innen mit grüner Seide ausgeschlagen. Auf der einen von ihnen stand eine Bronzegruppe von antiker Färbung, der Raub der Helena

durch Paris, auf der anderen eine kleinere Gruppe von fünf Kindern, die mit einen Bock spielen nach Sarrazin. Der Lüster von Kristall de roche mit sechs Kerzen hatte 16000 Livres gekostet. In ihrem Schlafzimmer befand sich auf dem Kamin eine vergoldete Pendule von Germain. Sie stellte die drei Grazien vor, die eine Vase tragen, mit einer laufenden Scheibe als Zifferblatt, Amor zeigt mit seinem Pfeil die Stunden. An Möbeln enthielt es einen Sekretär und eine Kommode mit Platten von Porzellan dekoriert, mit Bildern nach Watteau und van Loo. Beide Stücke reich mit ziselierter Golzbronze beschlagen. Auch das Kabinett enthielt Möbel, die mit Porzellanplatten verziert waren und dazu Etageren mit chinesischen Lackarbeiten, orientalischem und Meißener Porzellan, Büchsen von Bergkristall und dergleichen besetzt. Auch die Palais der Dubarry in Versailles und Paris waren mit dem gleichen Luxus eingerichtet und besonders verschwenderisch hatte sie den Pavillon von Louveciennes ausgestattet, den Ludwig XV. ihr 1769 geschenkt hatte. Mme. Vigée le Brun, welche die Gräfin 1786 porträtierte, hat ihn beschrieben: »Jeden Tag nahmen wir den Kaffee in dem Pavillon, der durch den Geschmack und den Reichtum seiner Verzierung so berühmt war. Das erste Mal, daß Mme. Dubarry ihn mir zeigte, sagte sie: in diesem Saal hat Ludwig XV. mir die Ehre erwiesen, mit mir zu speisen. Der Salon war entzückend. Man hatte aus seinen Fenstern die köstlichste Aussicht von der Welt. Die Kamine, die Türen waren von der kostbarsten Arbeit, die Schlösser hätte man als Meisterwerke der Goldschmiedekunst bewundern können und die Möbel waren von einem Reichtum und einer Eleganz über jede Beschreibung hinaus«. Die Gräfin mochte auf diesen Luxus auch dann nicht verzichten, als sie nach dem Tode ihres königlichen Liebhabers eigentlich gar nicht mehr die Mittel besaß, ihn zu befriedigen. Sie ließ sich von Roettiers eine Einrichtung für ihren Toilettentisch von purem Golde anfertigen, die wegen der kolossalen Unkosten schließlich gar nicht beendet werden konnte, und den berühmten Gouthière hat ihre Verschwendung geradezu in das Unglück gestürzt. Sie hatte sich von diesem hervorragenden Bronzebildner Arbeiten für ihr geliebtes Louveciennes ausführen lassen, deren Rechnung sich am Ende auf 756000 Livres belief. Die Revolution machte die ehemalige Maitresse erst zahlungsunfähig, dann um einen Kopf kürzer, und der um seinen Verdienst geprellte Künstler starb im Elend, weil auch die Erben der Dubarry ihn nicht bezahlen konnten. Die Familie der Favorite teilte ihren Geschmack. Arthur Young sah in Toulouse das Palais ihres Schwagers, dessen Staatsappartement von sieben oder acht Zimmern mit dem verschwenderischesten Luxus tapeziert und möbliert war,



Arbeitstisch von Carlin mit Auflage von Porzellanplatten.
Wallace Collection in London.

besonders bewunderte der Engländer den Verschluß der Kamine, der mittels beweglicher Spiegel hergesellt wurde, die man nach Wunsch in der Mauer verschwinden lassen konnte.

Die Kostbarkeit des Mobiliars wurde unterstützt durch das Beiwerk kleiner Kunstwerke, Pendulen, Wandleuchter, Lüster, Feuerböcke und anderen Kleinkrams, dem man die gleiche künstlerische Pflege zuteil werden ließ, wie den Möbeln. Das Sammeln von Bibelots wird im 18. Jahrhundert in der vornehmen und reichen Gesellschaft guter Ton. Gemälde und Zeichnungen, Bronzen und Marmorskulpturen, Vasen aus Ruinen Marmor und dergleichen machten sich die Liebhaber zu hohem Preise streitig. Das Journal von Lazare Duvaux, die Inventare und Kataloge der großen Sammler, z. B. des Herzogs von Aumont u. a., geben einen Begriff von den Kunstschätzen, die sich damals in Paris anhäuften. Dieser Geschmack herrschte nicht nur in der großen Welt, die Aufzeichnungen Willes zeigen ihn dauernd mit der Abrundung und Vervollständigung seiner kleinen Kunstsammlung und der Ausschmückung seiner Zimmer beschäftigt. Einer besonderen Vorliebe als Sammelgegenstand hatte sich schon von jeher das chinesische Porzellan erfreut, dessen Deckelkrüge man durch kostbare Fassungen von vergoldeter Bronze zu verfeinern wußte. Das Meißener Porzellan wurde erst durch die Heirat des Dauphins mit der Kurprinzessin von Sachsen am französischen Hofe so recht bekannt, aber auch sehr beliebt, bis das einheimische Fabrikat der Manufaktur von Sèvres das ausländische Geschirr etwas zurückdrängte. Es hatte lange nicht gelingen wollen, ein dem sächsischen ebenbürtiges Porzellan in Frankreich herzustellen. Das Frittenporzellan, von den Franzosen pâte tendre genannt, das man seit 1756 in Sèvres herstellte, war eine Masse, die dem Glase ähnelte, aber es besaß vor dem Meißener mannigfache Vorzüge. Es ist imstande, die Farbe tiefer einzusaugen und erhält dadurch einen Glanz von größerer Sättigung. Erst seit 1765 gelang es in Sèvres auch echtes Porzellan, die sogenannte pâte dure herzustellen. Die Erzeugnisse von Sèvres errangen schnell eine große Höhe

der künstlerischen Vollendung. Ihre Formen, ihr Dekor und ihre schönen satten Farben, das tiefe Königsblau, das leuchtende Gelb und das Rosa, das den Namen der Dubarry trägt, machten sie so beliebt, daß die Vasen dieser Manufaktur in keinem Salon der Zeit fehlen durften. Man machte den ausgedehntesten Gebrauch von der neuentdeckten Technik. In Bellevue richtete sich die Pompadour ein Gewächshaus mit Porzellanblumen ein, die sie sich die Summe von 800000 Francs kosten ließ. Außer zur Dekoration von Möbeln benutzte man die bemalten Porzellanplatten auch zur Verzierung von Kutschen, die man um so köstlicher ausstattete, je weniger man verstand, sie komfortabel zu machen. Die Lebedamen Mlle. Duthé und Mlle. Dupré besaßen z. B. solche. Nach Bachaumonts Journal schenkte der Herzog von Aiguillon 1770 der Dubarry eine derartige Kutsche, die 50000 Livres gekostet hatte. Indessen war die Stimmung gegen die unsinnige Verschwendung der Hofkreise doch schon so bedrohlich, daß die königliche Maitresse nicht wagte, das Geschenk zu benutzen.

Wie es mit den Wagen ging, die köstliche Ausstattung gar nicht mit der Bequemlichkeit harmonierte, die man noch nicht zu erreichen wußte, so stand es auch mit der Innendekoration. Die Zimmer waren herrlich ausgeschmückt und eingerichtet, aber eigentlich nur für den Sommer, denn da man an den zwar sehr malerischen und dekorativ ungemein wertvollen Kaminen festhielt, statt, wie schon Montaigne gewollt hatte, zur Ofenheizung überzugehen, so mußte man auch die Folgen dieses Eigensinnes tragen, d. h. frieren und zwar tüchtig. Ganz schreckliche Berichte sendet Abbé Barthélemy im Januar 1771 aus Chanteloup, wo alle Kamine rauchen und man nur damit beschäftigt ist, sich vor der Kälte zu schützen. Nach Liselottes Briefen fror in Versailles in besonders harten Wintern der Wein auf der Tafel des Königs. Man kann sich denken, wie es da den Bewohnern ging. Wer empfindlich für Zug und Kälte war, wußte in der Tat nicht, wie er sich in der kalten Jahreszeit erwärmen sollte. Mme. du Deffand hatte sich einen Lehnstuhl bauen lassen, der einer Tonne glich, denn er war wie die modernen Strandkörbe an allen Seiten geschlossen und nur an einer offen. Der Herzog von Lévis ist von dem Anblick der berühmten Tonne der Marquise, die in ihren Briefwechsel häufig erwähnt wird, so betroffen, daß er gar nicht dazu gelangt, einen Eindruck von der merkwürdigen Frau selbst zu empfangen. Die Marschallin von Montmorency-Luxemburg half sich dadurch, daß sie in einem sehr kalten Winter ihre Portechaise in den Salon stellen ließ und sich während der rauhen Monate in derselben aufhielt.



Flügel mit Lackmalerei in der Art von Gillot.
Aus der Sammlung Lelong.

Die Franzosen sind ein ebenso unmusikalisches Volk wie die Engländer. Je kleiner die Rolle ist, welche die Musik in ihrer Kultur spielt, um so größer ist die des rezitierenden Dramas. Ihre großen Dramatiker gehören dem 17. Jahrhundert an, der Ära des Sonnenkönigs. Corneille schildert in Gestalten von übermenschlichem Zuschnitt Größe und Niedergang der Staaten und Geschlechter. Er ist voll Schwung und kriegerischem Feuer und besitzt das rhetorische Pathos und die heroische Geste, die seine Landsleute so lieben. Racine ist von kleinerem Ausmaß, liebenswürdiger, bei ihm dreht sich alles um die Religion, die für ihn im Mittelpunkt aller Interessen steht. Ihr Nachfolger ist im folgenden Jahrhundert Voltaire, der beweglicher wie beide auch den Witz sein eigen nennt, der Corneille und Racine fehlt. Er verfolgt andere Ideale, denn ihn beschäftigt beständig die Propaganda für seine Ideen: Kampf für die Freiheit und gegen Knechtschaft. Er ist immer darauf aus, den Fanatismus in jeder Gestalt zu erlegen. Darum ist er auch ein Gegner der Tradition. Wie ver-

schieden diese drei Dichter als Dramatiker auch voneinander sein mögen, die äußeren Formen der Einkleidung ihrer Stücke sind sich gleich geblieben. Die redenden Personen erscheinen nur als Begriffe, die aneinander hinsprechen, es scheint nach dem hübschen, von Bersot gebrauchten Bilde, als träfen sich ein paar Oden und begännen eine Unterhaltung. So ist es bei Voltaire, bei Crébillon père und noch Jahrzehnte später bei de la Harpe. Sie sind die Vertreter der großen, auf Stelzen daherschreitenden Tragödie, die so durch und durch unwahr ist. Voltaire begann seine dramatische Laufbahn 1718 mit dem Oedipus, er hat sie erst volle 60 Jahre später mit Irene beschlossen. Sein Erstlingserfolg mit Oedipus machte ihn zu einem der geschätzesten Dramatiker und sicherte ihm den offiziellen Ruhm. Wenn er, und er hat das mehrfach z. B. 1762, 1767, 1770 getan, der Comédie Française Stücke von sich unter anderem Namen einreichen ließ, so wurden sie jedesmal als »plattes Geschreibsel« abgelehnt. Solange der ältere Crébillon noch lebte, war er, trotzdem seine Tragödien fast immer auf den größten Unwahrscheinlichkeiten aufgebaut sind, auf ganz unmöglichen Inkognitos und dergleichen fußen, ein gefährlicher Rival Voltaires. Beide behandelten mit Vorliebe die gleichen Stoffe aus der Antike und der Beifall des Publikums war durchaus nicht immer auf seiten Voltaires. Crébillon erhielt 40 Louisdors für jede seiner Tragödien, für seinen Catilina, an dem er ein halbes Leben hindurch gearbeitet und die Neugier der Kritik und des Publikums auf dieses Stück immer in Atem und in Spannung zu erhalten gewußt hatte, empfing er ein Honorar von 3600 Francs. Daß die ewigen Römertragödien das Publikum langweilten, wenn der Zwang der Konvention auch stark genug war, dieses Gefühl nicht zum Durchbruch kommen zu lassen, bewiesen kühne Neuerungen, die zu gleicher Zeit auf der Bühne gewagt wurden. Belloy schuf die Nationaltragödie, die im Februar 1765 mit der »Belagerung von Calais« das erste Mal über die Bretter ging. Der Erfolg war unerhört, denn ein solches Wagnis war noch gar nicht dagewesen. Der Enthusiasmus war um so größer, als mit diesem Stück ein starker Trumpf gegen den Adel ausgespielt wurde. »Die Leute von Stande«, schreibt Collé, »sind empört und finden es geradezu unverschämt, daß ganz gewöhnliche Leute Helden sein sollen und der einzige Verräter ein Edelmann von altem Adel ist«. Der große Erfolg ermunterte den Dichter jedenfalls, den betretenen Weg nicht zu verlassen und der Belagerung von Calais folgten rasch nacheinander Gaston und Bayard, Gabrielle de Vergy und Peter der Grausame. Gleichzeitig mit der nationalistischen Tragödie tritt das bürgerliche Drama auf den Plan. Saurins Beverley entfesselt 1768 auch im Theater die Tränenströme, die in der Zeit der Rührung



Pendule in vergoldeter Bronze. Um 1744.
Schloß in Versailles.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.

nun einmal unerläßliche Mode waren. Der Dichter selbst aber war seiner Sache so wenig sicher, daß er 1771 eine neue Buchausgabe seines Stückes herausbrachte, in der der fünfte Akt mit doppeltem Schluß vorhanden war. Der eine geht gut aus, der andere traurig. Diderot hatte das bürgerliche Rührstück auf den Gipfel des Pathetischen geführt, sein natürlicher Sohn von 1757 und der Familienvater von 1758 bestehen nur aus Ausrufen, Schluchzen, Seufzern und bewegen sich innerhalb eines Reichtums von Gefühlsäußerungen, der bei Diderot immer einen moralischen Hintergrund hat. Wie er von der Malerei eigentlich ein gemaltes Theater verlangte, so war ihm die Bühne gemimte Malerei, immer mit der Nutzanwendung im Vordergrunde. Er wollte, daß beide Künste eine starke Wirkung auf das Herz ihrer Beschauer ausübten. Die Mitte des Jahrhunderts, die in jeder Beziehung so bedeutungsvoll für die französische Kultur geworden ist, bereicherte das französische Theater auch noch durch die Einführung Shakespeares. Ducis übernahm die Einbürgerung des großen Britten auf der Pariser Bühne, 1769 brachte er Hamlet, 1772 Romeo und Julia, 1783 König Lear, 1784 Macbeth, die, wenn sie auch stark für den französischen Geschmack zurecht gemacht waren, doch der in überlebten Formen erstarrten Dramatik des französischen Theaters neues Blut zuführten und neue kräftige Impulse gaben.

Die komische Bühne der Franzosen hatte wenigstens in Paris mit einem gefährlichen Rivalen zu kämpfen, der Commedia dell' Arte der Italiener. Sie hatte schon seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Paris existiert und so vielen Anklang gefunden, daß ein Teil ihrer Typen, der komische Alte, der freche Bediente, wenn auch unter anderen Namen in den Rollenbestand



Pendule von Martin Carlin.
Aus Williamson: Meubles d'art. Paris 1883.



Pendule mit beweglichem Zifferblatt.
Wahrscheinlich von Falconet modelliert.
Wallace Collection in London.

des französischen Theaters übergegangen waren. Ludwig XIV. hatte das Komödienhaus der italienischen Schauspieler 1695 geschlossen, weil sie gewagt haben sollten, in la finta Matagna eine Satire auf die Prüderie der Marquise von Maintenon aufzuführen. Bei Lebzeiten des Königs durfte nicht wieder von ihnen gesprochen werden, der Regent erlaubte ihnen, 1716. zurückzukehren und sie haben sich von diesem Zeitpunkte an in Paris behauptet.

Gewisse Feinheiten des französischen Geistes, der schlagfertige Witz, die funkelnde Antithese, die den Situationen auf der Bühne ein so schillernd farbiges Leben überhauchen, kommen bei den Dichtern der komischen Muse im 18. Jahrhundert viel stärker zur Geltung als bei den Tragikern. Wie man in Verlegenheit sein würde, wenn man den großen Dramatikern des 17. Jahrhunderts, Corneille oder Racine, oder denen des neunzehnten, Victor Hugo z. B., ebenbürtige Genossen im achtzehnten an die Seite stellen sollte, so wenig wird man dagegen im Zweifel sein können, wenn man nach Vertretern der komischen Gattung in dieser Zeit sucht, sie in Marivaux und Beaumarchais auch zu finden. Sie sind geradezu die typischen Repräsentanten des französischen Geistes dieser Epoche, er verkörpert sich in ihnen, wie die Kunst etwa in Latour oder Houdon. Man könnte sie auch schon aus dem Grunde mit diesen beiden Künstlern in Parallele stellen, weil ihr Werk genau so persönlicher Art ist, so ganz und gar auf die eigene Individualität gestellt, daß sie in ihrem Genre weder Schüler noch Nachfolger gefunden haben. Marivaux hat einen liebenswürdigen Witz, eine Grazie der Unterhaltung, die er sich vielleicht in den Bureaux d'Esprit jener Zeit zu eigen machen konnte. Man hat den aparten Reiz, die Feinheit, die sein Dialog besitzt, »Marivaudage« genannt,

weil sie nur ihm eigentümlich sind und bei keinem anderen Lustspieldichter wieder in ähnlicher Weise angetroffen werden. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen könnte, ist der, zuviel Geist aufzuwenden und ihn in zu gleichmäßigen Dosen über alle sprechenden Personen seiner Schauspiele zu verteilen. Herren und Diener, Jugend und Alter, drücken sich in derselben Manier aus. Marivaux war der Lieblingsautor der Gesellschaft seiner Zeit, denn sie hat es immer geliebt, sich auf der Bühne selbst wie im Spiegel zu sehen, und wie hätte sie in diesem Falle dem Spiegel nicht trauen sollen, da er ihr ein so geschmeicheltes Abbild zeigte! Der Dichter hat zu seiner Zeit die Bühnen Europas beherrscht. Man braucht nur die Hamburgische Dramaturgie Lessings aufzuschlagen, um sich davon zu überzeugen, welche Rolle seinen Stücken im Spielplan deutscher Bühnen zufiel. Marivaux, der 1763 starb, gehört die erste Hälfte des Jahrhunderts, Beaumarchais das letzte Drittel. Beide verkörpern ihre Zeit, der eine die schöne Geistigkeit einer früheren Epoche, der andere die aggressiven Tendenzen eines unzufriedenen und nervös gewordenen Geschlechts. Beaumarchais ist ein Satiriker, der die Schwächen der Gesellschaft aufsucht, aber wie weit entfernt ist er z. B. von Piron, dessen harmlose Mé-



Die Uhr mit den drei Grazien, von Falconet.

tromanie nicht lange vor ihm so viel Beifall fand und zu den am häufigsten gespielten Stücken des 18. Jahrhunderts gehörte. Bei ihm wird die Szene zum Tribunal, die Schwächen der oberen Klassen werden nicht verspottet, sondern verurteilt. Die Premiere des Barbier von Sevilla am 23. Februar 1775 und die von Figaros Hochzeit am 27. April 1784 wurden zu Gerichtsverhandlungen, in denen einer ganzen Klasse der Gesellschaft das Todesurteil gesprochen wurde. Figaros Hochzeit, um deren Aufführung ein heftiger und lange dauernder Streit zwischen der Behörde und dem Theater geführt wurde, gab das Signal zur Revolution. »Wenn ich die Erlaubnis zur Aufführung dieses Stückes gebe«, sagte Ludwig XVI., »muß ich die Bastille einreißen lassen«. Er wußte gar nicht, wie recht er prophezeit hatte. Das aufreizende Stück wurde in den nächsten drei Jahren mehr als hundertmal gespielt und der lebhafteste Beifall wurde ihm von seiten derer gezollt, die sich darin an den Pranger gestellt sahen. Sie wurden gerichtet und verurteilt und sie klatschten auch noch.

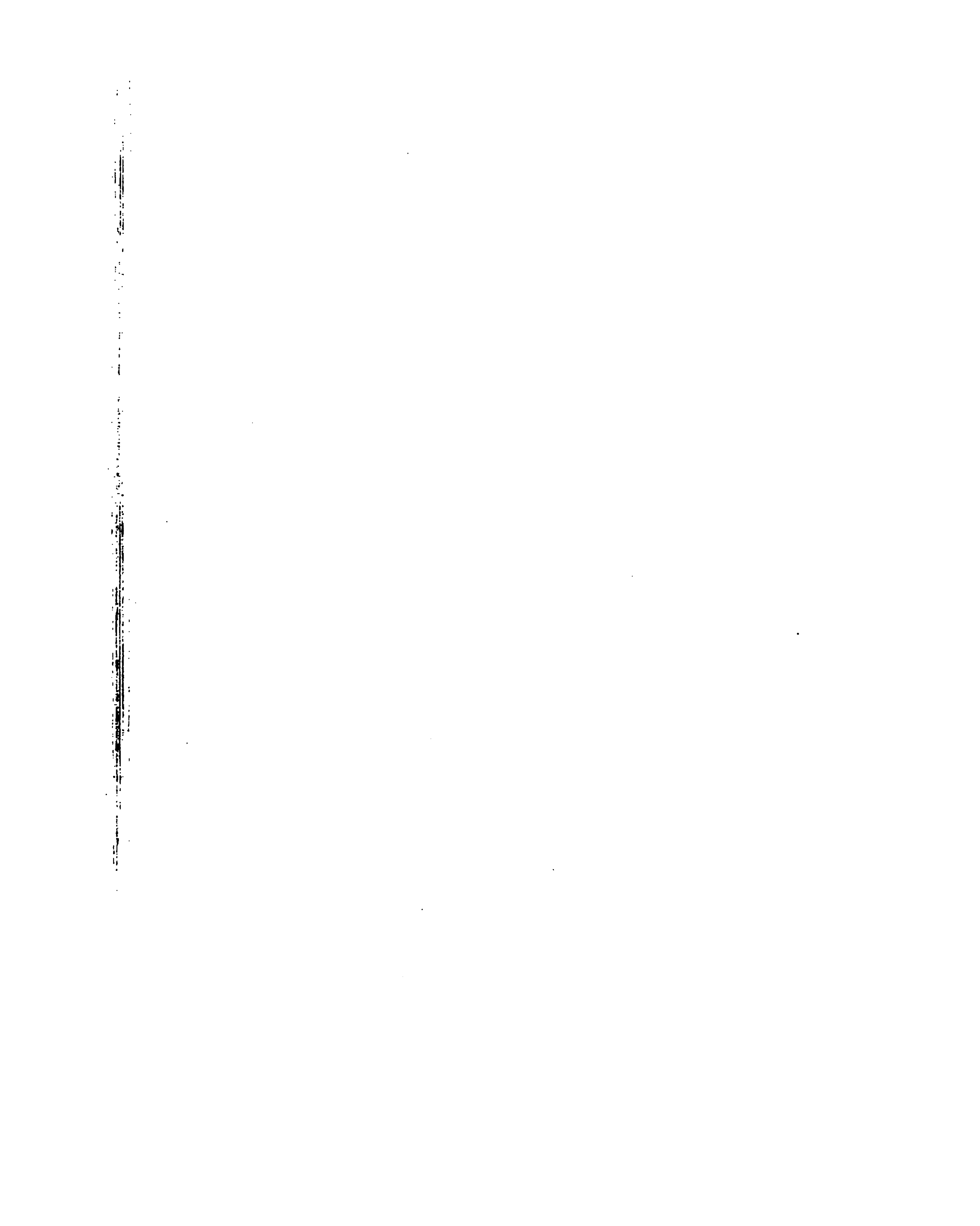
Die äußeren Verhältnisse von Bühne und Haus waren bescheiden. Die Beleuchtung wurde von Talgkerzen besorgt, die nur eine sehr mäßige Helligkeit verbreiteten und immerfort geschnäuzt werden mußten, oft auch während des Spiels, ein Anblick, an den die Zuschauer allerdings so gewöhnt waren, wie moderne Menschen an das flackernde Gas oder das intermittierende elektrische Licht. Erst seit 1784 wurden Kerzen und Öllampen verwendet. Die offen brennenden Lichter hatten ihre Gefahren. Zweimal ist im 18. Jahrhundert die Pariser Oper abgebrannt, 1763 und 1781. Die Plätze der Zuschauer waren eng und unbequem. Im Parterre stand man gedrängt, in den Logen saß man, ohne sich rühren zu können. Erst seit 1782 wurden auch in einem Teil des Parterres Bänke aufgestellt. Theaterspektakel gehörten zu den alltäglichen Vorkommnissen, so daß dauernd eine Wache auf der Bühne postiert war, um nötigenfalls mit Gewalt Ruhe zu stiften. Bis 1759 bestand eine Einrichtung, die uns nicht mehr verständlich erscheinen will, die Bühne der Comédie Française war nämlich dicht mit Zuschauern besetzt. »Das Theater konnte einer Handlung, wie der von Voltaires Semiramis, nicht gerecht werden«, schreibt Marmontel. »Die Szene war eingeengt durch eine Menge von Zuschauern. Die einen saßen auf den Stufen, die anderen zwischen den Kulissen, viele andere füllten den Hintergrund. Die verzweifelnde Semiramis und der Schatten des Ninus, der sein Grab verließ, mußten sich durch eine dicke Hecke eleganter Stutzer drängen, wenn sie auftraten«. Erst Graf Lauraguais hat, während er Direktor des Theaters war, diesen Mißbrauch abgeschafft, einen Mißbrauch, an dem die Schauspieler selbst festhielten, weil die 200 Plätze, die auf der Bühne

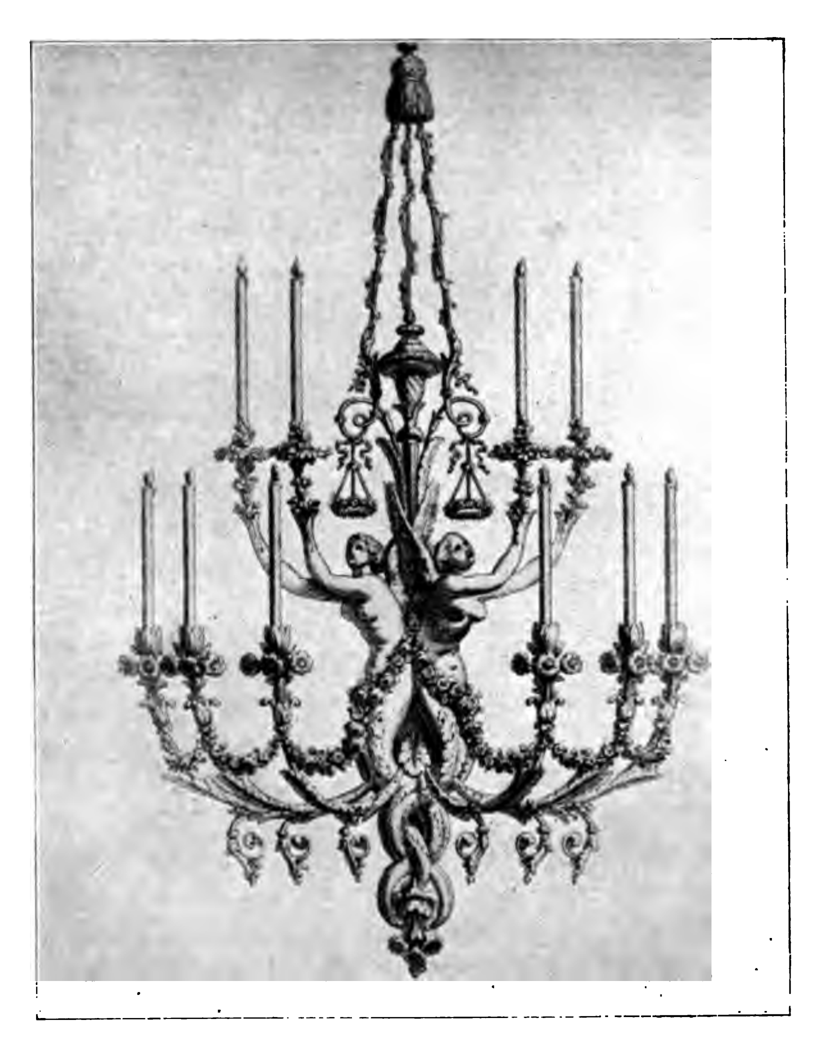


MME. VIGÉE LEBRUN

MARIE ANTOINETTE UND IHRE KINDER

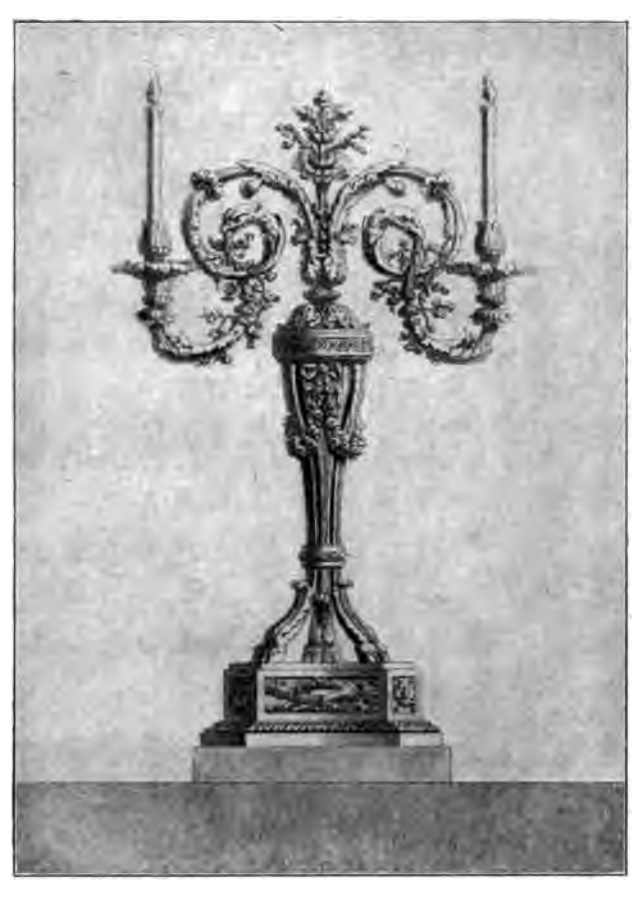
NACH DEM GEMAELDE IN VERSAILLES.





Entwurf zu einem Kronleuchter.
Aus Jean Franç. Forty: Oeuvres de sculptures en bronze. Paris (um 1770).

vorhanden waren, ihnen besonders hoch bezahlt wurden. Der eifrige Graf ließ sich die Neuerung, die er einführte, 12000 Francs kosten. Erst seit die Zuschauer von der Bühne verschwunden waren und die Illusion nicht mehr stören konnten, haben die Schauspieler gewagt, auch an die Reform des Bühnenkostüms zu denken. Bis dahin traten Römer und Griechen in der Kleidung auf, wie sie die Zeitmode vorschrieb, die Damen in dem großen breiten Reifrock, die Herren in Perücken, die, wenn Cato oder Cinna heftige Bewegungen



Entwurf zu einem Leuchter.
Aus Jean Franç. Forty: Oeuvres de sculptures en bronze. Paris (um 1770)

machten, Wolken von Puder stäubten. Mlle. Clairon, wohl die berühmteste Heroine der französischen Bühne im 18. Jahrhundert, und ihr Partner Lekain waren es, die in Voltaires chinesischer Waise den ersten Versuch machten, ein den Zeitumständen, unter denen das Stück spielte, wenigstens angenähert richtiges Kostüm zu beobachten. Marmontel, der sich diesen Bestrebungen zuneigte und Mlle. Clairon sehr nahe stand, er schreibt einmal von ihr: »Solange sie liebte, liebte niemand zärtlicher, leidenschaftlicher und treuer«, verfolgte auch diese Bemühungen seiner Freundin mit großem Interesse. Er besuchte sie, nachdem sie auf dem Schloßtheater in Versailles die Roxane gespielt hatte. »Zum erstenmal«, schreibt er, »fand ich sie als Sultanin gekleidet, ohne Reifrock, die Arme halb nackt, in wirklich orientalischem Kostüm. Dieser Erfolg ruiniert mich, sagte mir die Künstlerin, ich verliere eine Garderobe, die 10000 Taler wert ist«. Ein andermal sah er sie in Elektra in einem Drama von Crébillon. Anstatt des lächerlichen Reifrocks und der weiten Trauerkleider, in denen man sie sonst bei dieser Gelegenheit gesehen hatte, erschien sie im einfachen Anzug einer Sklavin, mit wirrem Haar und langen Ketten an den Armen.

Die Claque war eine wohlbekannte Einrichtung. Favart, selbst Theaterdirektor, erzählt in seinen Erinnerungen, daß ein gewisser La Morlière Chef

aller Theaterkabalen war und die Claque so in der Hand hatte, daß er die Stücke reussieren oder durchfallen ließ, je nachdem die Verfasser tiefer oder weniger tief in ihren Beutel gegriffen hatten. Die eigentliche Stelle, an der die Verdikte über neue Stücke ausgesprochen wurden, war das Parterre, weil es der Platz war, an dem die gebildete männliche Jugend sich zusammenzufinden pflegte. Seit der Gebrauch aufkam, was seit der Mitte der fünfziger Jahre der Fall war, daß auch die Herren die Logen dem Stehparterre vorzogen, wollte man bemerkt haben, daß der Geschmack Einbuße erleide, denn nun drang der ungebildete und unmanierliche Teil des Publikums in das Parterre und fällte literarische Entscheidungen, die sein unliterarisches Urteil und sein vulgärer Geschmack allerdings mehr als zweifelhaft machen mußte.



Räuchergefäß von Thomire.
Aus Molinier: Mobilier Royal Français. Paris 1902.

Die Oper hatte das 18. Jahrhundert im Zeichen Lullis betreten, der als der eigentliche Schöpfer des französischen Musikstils gilt. Sein Rezitativ ist schwerfällig und schleppend, aber die Komposition trägt immer dem Texte Rechnung und erlaubt nicht, wie die italienische, der Musik sich auf Kosten des Sinnes und der Sprache auszubreiten. Sein Nachfolger wurde im 18. Jahrhundert Rameau, ein Musiktheoretiker von großer und bleibender Bedeutung. Seit 1733 versorgte er auch die Oper mit neuen Kompositionen, die die Orchestrierung der Opern wesentlich bereicherten, aber da sie in diesem Sinne über Lulli weit hinausgingen, auch heftig angefeindet wurden. Seit der Aufführung seiner ersten Oper »Hippolit und Aricia« 1733 spalteten sich die Kreise der Musik-

freunde in zwei feindliche Lager. Die Anhänger des ewig Gestrigen schworen auf Lulli, die, welche auch dem Neuen seinen Platz gönnten, auf Rameau. Lullisten und Ramisten bekämpften sich auf das heftigste. Der Broschürenkrieg nahm so wenig ein Ende wie die Intrigen und es bedurfte erst der Ankunft einer italienischen Truppe, die im August 1752 in Paris eintraf, um die Gegner zwar nicht auszusöhnen, aber wenigstens zusammenzuführen. Die Italiener brachten in anderthalb Jahren zwölf Opern von Jomelli, Pergolese u. a. zu Gehör und da sie den bel canto vor allen Dingen pflegten, ohne auf das Zusammengehen von Text und Musik gerade übermäßigen Wert zu legen, so gewannen sie den Teil des Publikums, der zufrieden ist, schöne Musik zu hören, sofort für sich. Dieser großen Gefahr gegenüber vergaßen Lullisten und Ramisten den häuslichen Streit und einten sich als Partisane der französischen Musik gegen die italienische. Nun begann aufs neue ein heftiger Streit. Der Nachgeborene empfängt den Eindruck, daß der Parteihader die französischen Musiker mehr und intensiver beschäftigt habe, als ihre Kunst. Was die französischen Komponisten Philidor, Mondonville, Monsigny, Dalayrac u. a. in dieser Zeit sonst geleistet haben, ist recht dürftig, und wenn sich die Anhänger der beiden rivalisierenden Schulen bei der Konkurrenz von Pergoleses Serva padrona mit Mondonvilles Titon entzweiten, so waren es ganz sicher nicht rein künstlerische Beweggründe, die sie leiteten. Die französische Musik war insofern im Nachteil, als nicht nur die weniger begabten Musiker auf ihrer Seite waren, sondern die Gegner, die Buffonisten, wie sie spottweise nach der Opera Buffa genannt wurden, auch unter ihren Wortführern den größeren Geist besaßen. Grimm war es, der in seinem Brief über Omphale 1752 den Kampf aufnahm und in seinem berühmt gewordenen kleinen Propheten von Böhmischbroda eine so witzige Streitschrift gegen die französische Musik veröffentlichte, daß Voltaire ganz erstaunt schrieb: »Was fällt denn diesem Deutschen ein, mehr Geist haben zu wollen, als wir«. Rousseau trat Grimm sofort zur Seite und gab 1752 und 1753 eine Anzahl Broschüren heraus, die sich alle zugunsten der italienischen Musik und gegen die französische aussprachen. Im Parterre der Oper schlugen die Gegner ihre Hauptquartiere unter den Logen des Königs und der Königin auf. Der coin du roi war für die Franzosen, der coin de la reine für die Italiener. Die Enzyklopädisten verstärkten die italienische Partei, außer Grimm und Rousseau gehörten auch Diderot, d'Alembert, Buffon, Turgot, Holbach, Helvetius, Marmontel, Morrellet in den coin de la reine.

Diese Parteikämpfe, die mit ungemeiner Erbitterung geführt worden sind, erneuerten sich von Vierteljahrhundert zu Vierteljahrhundert. Kaum waren

Lullisten und Ramisten über Buffonisten und Antibuffonisten vergessen, als Gluckisten und Piccinisten den alten Streit wieder auffrischten. Diesmal war es der Deutsche Gluck, dessen »Iphigenie in Aulis« das Signal der Feindseligkeiten gab. Die Protektion der Dauphine Marie Antoinette hatte es durchgesetzt, daß die Oper des Deutschen am 19. April 1774 in Paris zur Aufführung kam. Im gleichen Jahr noch folgten ihr Orpheus und Alceste. Alle drei wurden mit ungeheurem Beifall aufgenommen und enthusiasmierten ganz Paris. »Seit 14 Tagen denkt man und träumt man in Paris nichts anderes als Musik«, schrieb Grimm im April 1774 in seiner Korrespondenz, »Musik ist der Gegenstand aller unserer Dispute und Unterhaltungen, die Seele aller unserer Soupers. Es würde lächerlich erscheinen, wollte man für irgend etwas anderes Interesse bezeugen. Auf eine politische Frage antwortet man ihnen mit einer Harmonie, auf eine Reflexion über Moral mit der Melodie einer Arie, als Antwort auf eine Frage über Racine oder Voltaire bittet man sie über die Wirkung des Orchesters in dem schönen Rezitativ Agamemnons nachzudenken. Muß ich nach alle diesem noch hinzufügen, daß es die Iphigenie des Ritters Gluck ist, die alle diese Aufregung verschuldet?« Es herrschte ein solcher Zudrang zu den Vorstellungen, daß zum erstenmal seit Bestehen der Großen Oper sogar Billetts für die Generalproben ausgegeben werden mußten. Der ganze ungeheure Erfolg rief sofort Gegner ins Feld, die sich auch diesmal nicht aus musikalischen Gründen allein für oder gegen den deutschen Kom-



Büste Glucks von Houdon.

ponisten erklärten. Da Gluck für einen Protégé des Hofes, zumal der jungen Königin galt, so erklärte sich die ganze antiösterreichische Partei gegen ihn. Der Streit der Musik spaltete nicht nur die Musiker, sondern das Personal der Oper, den Hof, schließlich die ganze Stadt in zwei Parteien. Neutral zu bleiben wäre unmöglich gewesen. Alle Gegner Glucks scharten sich um Piccini und wußten es einzurichten, daß das Libretto eines Roland, das Gluck zur Komposition übergeben worden war, auch dem italienischen Komponisten zu demselben Zweck anvertraut wurde. Piccini übersiedelte 1776 nach Paris, wo sich Marmontel seiner nach Möglichkeit annahm. Er modernisierte einige der altbeliebten Textbücher Quinaults, die schon Lulli komponiert hatte, und machte den Italiener mit der Prosodie der französischen Sprache bekannt. Gluck hatte den Text des Roland liegen lassen, Piccini ließ den seinen 1778 aufführen mit einem Beifall, der um so größer war, als es galt, den feindseligen Widerstand der Gluckisten zu besiegen. Beide Parteien bekämpften sich auf das heftigste. Die Broschüren und Artikel, mit denen sie sich befehdeten, würden eine Bibliothek füllen. Marmontel, d'Alembert, Laharpe waren für Piccini, Arnauld, Suard u. a. für Gluck. Anfänglich schien Piccini im Vorteil zu sein, weil 1778 eine italienische Operntruppe nach Paris engagiert wurde, welche die älteren Opern des Meisters, die durch einen großen Reichtum frischer Melodien entzückten, zur Aufführung brachten. Als er aber im Wettbewerb mit Gluck eine Iphigenie in Tauris komponiert hatte, unterlag er. Glucks Komposition war schon 1779 mit dem altgewohnten ungeheuren Beifall gegeben worden. Die Vertonung Piccinis, die 1781 vollendet war, mißfiel nicht, aber sie ließ die Hörer kühl. Nun sahen sich die Piccinisten nach einem anderen Parteigötzen um und fanden ihn in Sacchini, den sie 1782 nach Paris kommen ließen. Der Streit ging weiter, bis ihn ernstere Angelegenheiten in den Hintergrund drängten. Marie Antoinette hatte nicht nur Gluck protegiert, sie ließ die Sonne ihrer Gunst immer über dem scheinen, der zuletzt gekommen war.

Wie die Franzosen des 18. Jahrhunderts im Lustspiel bedeutender sind als in der Tragödie, so haben sie auch im Singspiel Hervorragenderes geleistet als in der Oper. Die eigentliche Heimat der französischen komischen Oper sind die Jahrmärkte. Hier wurde mit solchem Beifall gespielt und gesungen, daß die Große Oper eifersüchtig wurde und kleinlich genug war, den Jahrmarktschauspielern das Handwerk verbieten zu lassen. Sie hatte sich in der Wirkung ihrer Maßregel indessen verrechnet. Die vom Jahrmarkt Vertriebenen kamen nach der Hauptstadt und im Jahre 1765 besaß Paris bereits vier Singspielbühnen. Einer ihrer künstlerischen Schöpfer ist Favart, der für dieses Genre

ungefähr 150 verschiedene Stücke schrieb, darunter die unendlich oft aufgeführten Annette et Lubin, Bastien et Bastienne, Ninetta am Hofe u. a., denen seine Gattin die größten Erfolge sicherte. Als sie in Paris aufzutreten begann, bezauberte sie das Publikum durch Liebreiz und Anmut und riß den Marschall von Sachsen zu einer tollen Leidenschaft hin. Er verfolgte die Sängerin mit seinen Liebeserklärungen und da Mme. Favart taub gegenüber seinen Wünschen blieb, so ließ er sie mittelst eines Lettre de cachet einsperren. Als er selbst durch diesen Gewaltschritt nicht zum Ziele kam, erklärte er der Künstlerin, wenn sie sich ihm nicht fügen wolle, so werde er ihren Mann töten lassen. Nun fand sie sich bereit, notgedrungen seine Geliebte zu werden und wurde erst durch den Tod des stürmischen Liebhabers 1750 wieder von ihm frei. Die Glanzpartien ihres Repertoires scheinen die naiven Rollen gewesen zu sein. Sie gehörte zu denjenigen Bühnenkünstlerinnen, welche eine Reform des Kostüms anbahnten. Bis zu ihrer Zeit waren die Bäuerinnen in Seide, mit Spitzen und Diamanten aufgetreten, geschmückt wie die Prinzessinnen. Sie wagte es zuerst, in den echten Kleidern wirklicher Bäuerinnen die Bühne zu betreten, sogar mit den groben Holzpantinen derselben. Ob Collé sie wohl deswegen so indezent findet? »Mme. Favart ist eine mittelmäßige Tänzerin«, schreibt er. »Sie brachte zum Theater weder Verstand noch Übung mit. Sie singt im Vaudeville mit abstoßender Indezenz und tanzt mit Bewegungen, die unanständig und widerwärtig sind«. Bedeutenden Einfluß hatte Rousseau mit dem Devin du village, der 1752 erschien. Er wies dem französischen Singspiel neue Bahnen und erhielt sich länger als 60 Jahre auf der Bühne. Der populärste Komponist des Liederspiels war Grétry, der, ein geborener Lütticher, 1767 nach Paris kam. Seine Melodien waren in aller Mund. Marmontel schrieb Libretti für ihn und sogar der Graf von Provence ließ sich herbei, ihm den Text für eine komische Oper zu dichten. Die Caravane du Caire, die auf diese Weise zustande kam, wurde eines der erfolgreichsten Werke des Komponisten, sie ging in Paris allein mehr als 500 mal über die Bretter und gehört zu den Stücken, die, wie auch Figaros Hochzeit, ihren Einfluß selbst auf die Tagesmode geltend machten.

Die Bühne der Opern und der komischen Oper waren zwar nicht mit Zuschauern besetzt, wie die der Comédie Française, aber in der Kostümierung wichen sie so wenig vom Herkommen ab wie jene. Die Heroinen traten in dem riesigen flachen und breiten Reifrock der Mode auf, gleichviel ob sie in den Olymp, in das Altertum oder in irgendwelche andere Ferne der Zeiten oder Völker gehörten. Mit größtem Eigensinn hielten manche Sängerinnen

und Schauspielerinnen auch dann noch an dieser seltsamen Kostümierung fest, als diese schon nicht mehr der allgemeinen Zeitmode angehörte, sondern ausschließlich Galatracht des Hofes geworden war. Dadurch hatten sie wenigstens etwas mit den Hofdamen gemein. Die Helden trugen ein stilisiertes Phantasiekostüm, das in seinem unteren Teil Kniehosen, Wadenstrümpfen und Schnallenschuhen der Zeitmode entsprach, in seinem oberen einem Stoffpanzer glich, der etwas unter die Taille hinunter reichte und über den Hüften in ein kurzes Reifröckchen überging, das ringsum weitab spreizte. Gepuderte Perücken, über denen hohe Federaufsätze thronten, vervollständigten diesen Anzug. Erst kurz vor der Revolution versuchte die Sängerin Mme. Saint-Huberty in den klassischen Rollen ihres Repertoires ein Kostüm durchzusetzen, das dem Antiken wenigstens angenähert war. Aber sie hatte mit den größten Widerständen von seiten der Intendanz, der Kolleginnen und des Publikums zu kämpfen.

Die Große Oper, damals königliche Akademie der Musik genannt, spielte dreimal wöchentlich. Die Logen wurden in Jahresmiete vergeben, der Abonnent bekam den Schlüssel, den er Freunden schickte, wenn er selbst nicht die Absicht hatte, die Loge zu benutzen.



Zwölftes Kapitel

Die Kleidung





Die Kleidung, in der sich Frankreich im 18. Jahrhundert gefiel, hat insofern eine große Ähnlichkeit mit seinem Kunstgewerbe, als auch in ihr das Prinzip des Raffinements und der Verfeinerung zur Geltung kommt, das in jenem so vollendete Resultate erzielte. In der Verarbeitung der Stoffe, in der Zusammenstellung der Farben, im Ausputz werden alle Reize entfaltet, die ein hochentwickelter Geschmack zu zeitigen vermag. Man ist fast geneigt, wenn man Kunstgewerbe und Kleidung dieser Zeit betrachtet, von einer Überkultur zu sprechen. Die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts in Frankreich hat die beiden Faktoren ihrer Kultur, die durch Kunst und Kleidung bedingt werden, auf einen Punkt der Vollendung getrieben, von dem aus sie nicht weiter verfolgt werden konnten. Man mußte abbrechen und da man nicht umkehren konnte, von neuem beginnen. Beide, die Kunst und die Kleidung, tragen übrigens in gleicher Weise dazu bei, der Epoche des Rokoko Sympathien zu erwerben und zu erhalten, die das rein geistige Element dieser Periode ihr gewiß nicht in dem Grade sichern würde. Daß »Rokokoherren« und »Rokokodamen« von unseren Maskenfesten nicht verschwinden wollen, ist doch ein Beweis dafür, daß diese Kleidung Reize ausübt, welche dem Kostüm anderer Jahrhunderte nicht in dem Grade innewohnen, und daß der Stil, der in ihm zur Geltung kommt, Saiten des menschlichen Wesens berührt, die immer von neuem Lusteffekte auslösen. Die Formen, in denen die Mode des Rokoko den männlichen und den weiblichen Körper stilisierte, sind weder mehr noch weniger geschmackvoll oder künstlich oder abgeschmackt, als es die anderer Zeiten, denken wir etwa an die Tracht des burgundischen Hofes der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch sind. Aber es wohnen dem Rokoko in dieser Beziehung doch noch besondere Elemente inne, die so bizarr, ja selbst pervers wie sie scheinen mögen, doch ein Raffinement der Sinnenkunst mit sich bringen, wie man es vergeblich ein zweites Mal suchen würde. Wir denken dabei an die Art, wie man die Altersunterschiede unterdrückte, wie Jugend und Alter sich Kon-

zessionen machten, die Jugend sich das Haar puderte, um alt zu erscheinen, während das Alter sich schminkte, um die Rosenwangen der Jugend vorzutäuschen. Die Kleidung wurde dadurch selbst zu einem Ausdruck der Gesellschaftskunst, indem sie alle, die sich im Salon zusammenfanden, gleich machte. Die Jugend trat ihren Reiz dem Alter ab und das Alter überließ die Würde seiner grauen Haare der Jugend. Die Tendenz des Gleichwerdens vor der Mode herrscht in der Kleidung des 18. Jahrhunderts durchaus vor. Sie hat sich mit Erfolg durchgesetzt.

Der Beginn des Jahrhunderts, der die letzten Jahre Ludwig XIV. sah, betonte noch scharf die Standesunterschiede im Anzug. »Bis zum Tode des Königs«, schreibt St.-Simon, »würde kein Parlamentsmitglied bei Hofe anders als in der Robe erschienen sein, keiner der Räte, kein Beamter, kein Advokat in Paris ohne Mantel; viele der Herren vom Parlament gingen stets in der Robe«. Dieses »Robe« genannte Kleidungsstück war das lange talarähnliche Amtskleid der hohen richterlichen Personen in Frankreich. Sie waren teils scharlachrot, teils schwarz, aus schweren Stoffen, Sammet, Seide oder Damast und machten ihre Träger freilich schon von weitem kenntlich genug. Der ganze Stand wurde nach diesem Anzug auch »die Robe« und der richterliche Adel zum Unterschied vom Schwertadel der der »Robe« genannt. Man empfand diesen Anzug, dessen auf ein feierliches Auftreten berechneter Schnitt zur Würde nötigte, als lästig und unbequem und die jungen Herrn von der Robe waren emsig bemüht, sich ihrer Standeskleidung zu entledigen und sie zur reinen Amtskleidung zu degradieren, die sie nur noch trugen, wenn sie die Geschäfte ihres Berufes ausübten. Alle, die zur Robe gehörten und zu Hofe gingen, suchten nach Vorwänden, um sich von einem Anzug zu befreien, der sie so sichtlich von der übrigen Gesellschaft unterschied. »Auch die Königin wünschte«, schreibt der Präsident Hénault, »daß ich bei Hofe nicht mehr den Mantel tragen sollte, wie es eigentlich alle Leute von der Robe tun«.

Die Mode, der zuliebe die Beamten so gern auf ihre Würde verzichteten, entwickelte sich aus dem Kostüm, wie es Ludwig XIV. getragen. Es bestand aus drei Hauptstücken. Ein langer, fast bis zu den Knien reichender vorn geschlossener Rock mit Ärmeln, die am Ellenbogen in weiter Stulpe zurückgeschlagen waren, so daß der Hemdärmel, der in Spitzenmanschetten endete, darunter hervorkam. Ein Gilet, von dem nur ein kleines Stück zu sehen war. Die Kniehose. Der Wadenstrumpf reichte über das Knie herauf. Der König selbst war im Alter in seinem Geschmack sehr zurückhaltend geworden, seine Lieblingsfarbe war braun, so daß er beständig in die verschiedensten

Nuancen dieser Farbe gekleidet erschien. Seine Gilets waren rot, blau oder grün, meist aus Atlas oder Seide und reich gestickt. Die Spitzenmanschetten waren natürlich immer von der besten Qualität. An den Schnallen der Schuhe, den Strumpfbändern und am Hut trug er Juwelen. Der Hut war mit Goldborde besetzt und mit einem weißen Federstutz geschmückt. Die jüngeren Herren waren farbenfreudiger als ihr Monarch und entfalteten ihm zuliebe in ihren Anzügen große Pracht. Als 1697 die Hochzeit des Herzogs von Burgund mit der Prinzessin von Savoyen gefeiert wurde, hatte Ludwig XIV. den Wunsch ausgesprochen, daß der Hof bei dieser Gelegenheit sich recht prächtig zeigen möge. Dieser Wunsch wurde dem König in so ausschweifender Weise erfüllt, daß er bereute, ihn ausgesprochen zu haben. Der Gesandte der Signorie Niccolo Erizzo berichtete nach Venedig über die Anzüge, die er bei den Hochzeitsgästen gesehen, daß der bescheidenste auf 12000 Francs geschätzt worden sei, die reichsten aber 30000 Francs überschritten hätten und dabei, fügt er hinzu: ohne die Edelsteine. Der Herzog von St.-Simon und seine Frau gaben für ihre Hochzeitstoiletten 20000 Livres aus. War auch nach dem Tode Ludwig XIV. kein Hof mehr da, an dem man hätte glänzen können, so ließen es sich die Herren doch nicht nehmen, in ihren Anzügen die größte Verschwendung zu treiben. Als Peter der Große 1717 in Paris war, wurde ihm der Marquis de Nesle beigegeben, um ihm die Honneurs zu machen. Dieser setzte seine Ehre darein, jeden Tag in einem neuen prächtigen Anzug zu er-



Liotard. Selbstportrait.
Nach dem Pastell der Dresdener Galerie.

scheinen, so daß der Zar schließlich ausrief: »Mein Gott, was müssen Sie für einen schlechten Schneider haben, daß Sie täglich ein neues Kostüm anziehen müssen«. Diese Prunksucht nahm im 18. Jahrhundert um so mehr zu, als Veränderungen im Schnitt des männlichen Anzugs eintraten, die eine Entfaltung noch größeren Luxus begünstigten. Der Rock, das eigentliche Hauptkleidungsstück des Mannes, öffnet sich jetzt vorn nach seiner ganzen Länge und läßt das Gilet in voller Breite sehen. Die Ärmel behalten die halbe Länge bei und enden am Ellenbogen in breit aufgeschlagener Stulpe, unter der nach wie vor der Hemdärmel mit Spitzenmanschette vorbauscht. Die sehr wesentliche Veränderung des Rockes besteht darin, daß die Schöße anfangen von den Hüften abzustehen, so, als ob die Herren einen kleinen Reifrock trügen. Das war nicht der Fall, das Abstehen wurde durch gesteiftes Futter, z. B. Wachstuch, erreicht. Durch diese Veränderung wurde ein Schnitt notwendig, der dem Rock in den Schößen größere Fülle verlieh. Das Gilet, das man jetzt stets sah, ging bis auf die Hälfte der Oberschenkel herab und trug an beiden Seiten große Taschen mit Klappen. Das Beinkleid wird nicht mehr über den Knien, sondern darunter, unmittelbar über der Wade geschlossen. Zur Zeit Ludwig XIV. hatte man die schweren Brokate für die Röcke geliebt, jetzt macht man zwar noch die Gilets aus diesen prächtigen Stoffen, für die Röcke aber gibt man den glatten Sammeten und Seiden den Vorzug, die dafür um so reicher mit Stickerei verziert werden. Auch die Gilets werden gestickt, wie die Röcke in Gold und Silber, so daß bei dem Herrenanzug nicht der Stoff das teuerste war, sondern der Ausputz. Als Graf Dufort de Cheverny, der die fremden Gesandten am Hofe von Versailles einzuführen hatte, 1754 den Grafen Kaunitz vorstellte, trug er einen Rock von geschorenem Sammet mit Goldblumen gemustert, auf allen Nähten reich mit Gold gestickt, Beinkleid und Weste von ähnlichem Stoff, mit Goldblumen auf silbernem Grund.

Im Gegensatz zu seinem Urgroßvater liebte Ludwig XV. heitere Farben, zumal das Hellblau. Er trug z. B. auf einem Hofball 1739 einen Rock von blauziseliertem Sammet mit Diamantknöpfen und dem in Diamanten eingestickten Stern des Ordens vom H. Geist, dazu eine Weste von Goldstoff. Diesem königlichen Geschmack folgten die Herren des Hofes und in weiterer Folge die der Pariser guten Gesellschaft, so daß die zartesten Nuancen rosa, himmelblau, reseda nicht nur von jungen, sondern auch bejahrten Kavalieren getragen wurden. Der Marquis de Pézai frühstückt in Gesellschaft bei dem Minister Maurepas in einem Anzug von apfelgrüner Seide mit rosa Weste, alles in Silber gestickt. Der Anzug der Herren zeigte in Farben, Stoffen und

Stickereien eine Verschwendung, die Melchior Grimm 1760 folgenden Stoß-seufzer entreißt: »Die Pracht der Anzüge bei der Hochzeit des Herzogs von Chartres war bis zum Exzeß übertrieben. Wohin soll dieser Überschwang des Luxus noch führen? Vor 15 Jahren erfand man für den Männeranzug Stoffe von drei Farben und glaubte, eine so frivole Mode könne nicht von Dauer sein. Seitdem aber hat man das Geheimnis ergründet, für eine Palette von Farben aller möglichen Schattierungen auf dem Rücken eines Mannes Platz zu finden. Heute ist man schon so weit, die Gold- und Silberstickereien ebenso abzutönen und mit Pailletten zu vermischen. Wäre ich König von Frankreich, so würde ich für meine Person diese gotischen Moden ablegen, die aus einem bekleideten Franzosen das unwürdigste, unbedeutendste und lächerlichste Geschöpf machen, das jemals auf zwei Beinen ging«.

Als Grimm sich so beklagte, war die Reform schon unterwegs. Sie erfolgte auf doppeltem Wege, einmal durch die Vereinfachung des Schnittes und dann durch eine Vereinfachung in den Stoffen, die von England angeregt wurde, so daß die Anglomanie der Franzosen wenigstens in Modefragen von günstigem Einfluß war. Der weite Schoßrock, den man bis in die 50er Jahre getragen hat, so daß man als seine untere Grenze etwa das Jahr 1760 annehmen darf, schrumpft ein. Die Schöße werden bedeutend verkleinert, indem man sie vorn abschrägt, die Absteifung fällt weg, die Ärmel gehen bis auf das Handgelenk vor und geben die weite Stulpe auf. In dieser Form wird der Rock aus der ersten Hälfte der Regierung Ludwig XV. zu dem Frack seiner letzen Jahre. Die Weste wird enger, aber sie reicht noch immer über die Hüften hinunter, das Beinkleid ändert sich kaum. Für die Frackmode werden leichtere Stoffe beliebt als für die großen weiten Röcke, Seide und Halbseide. Die Stickerei begleitet nur mehr die Nähte und umrandet die Knopflöcher. Während man früher Rock, Gilet und Beinkleid meist aus drei verschiedenen Stoffen, auch von verschiedenen Farben wählte, sieht man jetzt ganze Anzüge aus einem Stoff. Dadurch wird diese Mode wesentlich wohlfeiler. Der Chevalier von Tournon zahlte 1762 für einen vollständigen Anzug aus Satin mordoré 185 Livres, für einen solchen von Lustrine 233 Livres.

Der Einfluß der englischen Tracht auf die französische Mode äußert sich in der zunehmenden Verwendung des Tuches statt der Seiden und Halbseidenstoffe. Das war allerdings nicht in erster Reihe billiger, denn die Tuche kosteten nicht weniger als manche der leichten Seidenstoffe, aber es führte insofern zu einer Vereinfachung, als man diese Stoffe in schlichterer Weise, d. h. ohne Stickerei verwendete. Man ersetzte, wenn man auf den Ausputz nicht ver-

zichten wollte, die Stickerei durch Besatz mit Gold- oder Silbertresse. Auch wurden die Tuche nicht in den hellen Farben hergestellt wie die Seide, so daß im Laufe der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der männliche Anzug im allgemeinen einen sehr viel bescheideneren Eindruck macht wie in der ersten. Der Chevalier von Tournon zahlte für einen Frack von grauem Tuch 1762 106 Livres. Wille berichtet im September 1770 voll Stolz: »Ich habe zum erstenmal einen Tuchanzug angelegt von brauner Farbe und sehr gut gemacht. Er ist prachtvoll mit Gold galloniert«. Die Sucht nach dem Putz, die die französische Mode von der englischen wesentlich unterschied, mußte vor dem Einfluß der fremden Elemente zurücktreten. Als Joseph II. in Paris war, fiel es nach den Mitteilungen der Baronin Oberkirch auf, wie einfach und schlicht er gekleidet war. Die Damen der Halle, die dem fremden Monarchen einen Blumenstrauß überreichten, bemerkten es mit Vergnügen, so daß die Wortführerin zu dem Kaiser sagte: »Das Volk, welches die Tressen ihrer Kleider zu bezahlen hat, muß sehr glücklich sein«. Ganz allmählich wird der französische Anzug ein Festkleid, das nur noch bei außergewöhnlichen Gelegenheiten getragen wird und aus dem Leben des Alltags verschwindet. Bereits 1779 unterschieden die Modejournale genau zwischen dem Anzug für halbe Gala, was wir heute Straßenanzug nennen würden, der höchstens an den Rändern besetzt sein darf, und der großen Gala, die aus einem reicheren Stoff bestehen soll, in Silber oder Gold gestickt sein darf und in jeder Beziehung besser ausgestattet ist. »Es ist heute nicht mehr Gebrauch«, schreibt das Cabinet des Modes am 15. Mai 1786, daß die Damen die großen Roben anlegen, so wenig wie die Herren das Habit à la française. Sie werden nur noch bei Hochzeiten, großen Bällen, Galadiners, Assembleen und ähnlichen Gelegenheiten getragen«.

Man entschädigte sich für das Verschwinden der hellen Farben, der Stickerei und der schmückenden Zutaten im Anzug, indem man wenigstens bei der Wahl der Weste noch der alten Farbenfreude huldigte. Man hat die Weste das ganze Jahrhundert hindurch zu einem Gegenstand des Luxus gemacht und großen Staat mit ihr getrieben. In dieser Epoche war sie bedeutend kleiner geworden, sie schloß bereits an der Taille, aber sie wurde bei der Einfachheit, zu der der Anzug im allgemeinen neigte, dafür um so liebevoller behandelt, ja eine Zeitlang geradezu ein Artikel für den Modesport. »Man sieht jetzt Westen«, bemerkt das Journal général de la France am 19. November 1786, »auf denen galante oder komische Szenen dargestellt sind, ein Herr hat ein Dutzend Westen bestellt, auf denen die Hauptszenen aus Richard



LEGRAND

DIE LIEBESERKLAERUNG

Löwenherz, der Verrückten aus Liebe, Figaros Hochzeit usw. zu sehen sei werden«. Diese Westen besetzte man zum Überfluß auch noch mit riesen großen Knöpfen, die ebenfalls bildliche Darstellungen enthielten. »Es ist jetzt guter Ton«, schreibt Baronin Oberkirch, »Westen zu Dutzenden zu haben, selbst Hunderte, wenn man die Mode machen will. Man stickt sie prachtvoll mit Jagdszenen, Kavalleriekämpfen, Seeschlachten und dergleichen. Die Knöpfe sind bizarr, groß wie ein 5=Franken=Taler, mit Bildern der Könige von Frank=reich, Miniaturen usw.«. »Ich habe mir eine scharlachrote Weste gekauft«, schreibt der brave alte Wille im Januar 1789, »sie ist prachtvoll in verschie=denen Farben gestickt, das ist die Mode von heute«. In Bachaumonts ge=heimen Denkwürdigkeiten liest man am 18. November 1786 darüber: »Es gibt keine Mode, welche nicht dank des Leichtsinns, der Oberflächlichkeit und der Wut unserer eleganten Herren alles zu übertreiben, sofort in Extravaganzen ausartet. So hat man jetzt die Knopfmanie bis zur äußersten Lächerlichkeit getrieben. Man trägt sie nicht nur von ganz ungewöhnlicher Größe vom Umfang der 5=Frankenstücke, sondern man wählt Miniaturen, ganze Bilder dafür, so daß es Garnituren zu fabelhaften Preisen gibt. Da hat man einen Satz Knöpfe, welche die Medaillen der 12 ersten römischen Kaiser vorstellen, andere reproduzieren antike Statuen oder die Metamorphosen Ovids. Man hat im Palais Royal einen Unverschämten gesehen, welcher auf seinen Knöpfen die Posturen Aretins trug, so daß die anständigen Damen, die sich ihm näherten, nicht wußten, wo sie hinsehen sollten«. Eine junge Dame schenkte ihrem Bräutigam eine Serie von Knöpfen mit Reproduktionen der berühmtesten Gemälde von Greuze. Es gab derartige Garnituren gemalter Knöpfe, die 1000 Francs und mehr kosteten. Viele namhafte Künstler, u. a. Isabey, die Blarenberghe, Dumont u. a., haben im Anfang ihrer Karriere mit dem Malen von Knöpfen begonnen.

Das Beinkleid war von der Mode eigentlich am wenigsten berührt worden, es blieb das ganze Jahrhundert hindurch bis zur Revolution die Kniehose, deren Schnitt nicht wesentlich gewechselt hat. 1718 schreibt man der Marquise de la Cour de Balleroy zwar aus Paris, es sei ein neuer Hosenschnitt aufgekommen ohne Taschen, den man Culotte à la Régence nenne, wie er aber beschaffen gewesen ist, wissen wir nicht. Die Bilder lassen auch durch die ganzen Jahr=zehnte hindurch keine andere Veränderung erkennen, als die des Abschlusses oberhalb oder unterhalb des Knies. Nach 1780 wird die Kniehose, die immer etwa halb anliegend getragen wurde, ganz eng, so eng, daß sie die Formen vollständig modelliert. Mercier spricht sich 1788 sehr ungehalten über die un=



Gravelot: Junger Mann.

anständig kurzen Westen und die schamlosen Beinkleider aus: »Der Herr steckt darin wie in einem Handschuh, er kann sich nicht setzen. Adam war mit seinem Feigenblatt bedeutend anständiger gekleidet«. Daß Mercier nicht übertreibt, wenn er behauptet, der Träger dieses Kleidungsstückes nach der neuesten Mode könne sich nicht setzen, bestätigt der Herzog von Lévis, der von dem Herzog von Guines erzählt, daß dieser zu jedem Anzug zwei Paar Beinkleider besessen habe, eines, in dem er sitzen konnte, ein anderes, in dem ihm das nicht möglich war.

Ludwig XIV. und Ludwig XV. hatten die prächtigen Kleider geliebt, Ludwig XVI. trug sich wesentlich einfacher. Vormittags legte er gewöhnlich einen einfachen grauen Anzug an, nachmittags wählte er eine dunkle Uniform von Tuch ohne Ausputz, Stickerei oder Spitzen. Daß der König Uniform anlegte, war in Frankreich etwas ganz Neues und höchst Ungewöhnliches. Man ging nicht einmal darin zu Hofe. Der Herzog von Luynes notiert in seinem Tagebuch im Mai 1752 als außerordentlich auffallend, daß der König dem Marquis de Rochefort erlaubt, zu ihm in den Wagen zu steigen, trotzdem derselbe Uniform trägt. »Das war noch nie da und ist das erstemal«. Der Sohn Ludwig XV. ging sogar noch einen Schritt weiter wie sein Vater. »Im Jahre 1764«, erzählt Graf Valentin Esterhazy in seinen Erinnerungen, »erschien der Dauphin zum größten Erstaunen des ganzen Hofes in der Uniform seines Regiments und trat dadurch dem Gebrauch der Prinzen, nie eine Uniform anzulegen, entgegen, seit der Zeit aber hat man es manchmal gesehen«. Daß die Uniform allmählich salonfähig wird, hatte sie wohl dem Umstande zu danken, daß der Anzug der Herren so kostspielig war, daß Mittel und Wege gefunden werden mußten, diese Ausgaben einzuschränken. Dazu hatte man schon bei Hofe die Phantasieuniformen eingeführt. Die Herren, die den König

auf seinen Reisen nach Choisy, Crécy, La Meutte, La Celle begleiteten, berichtet der Herzog von Luynes 1748, tragen eine grüne Uniform mit goldener Einfassung. Diese Einrichtung ersparte den Herren große Summen und vereinfachte die Reisen. Sie wurden von Privaten nachgeahmt. Die Marquise von Pompadour führte auf ihrem Schloß Bellevue eine Hofuniform von rotem Tuch ein, die mit Gold bestickt war. Sie bezahlte den Herren das Tuch. Auch der Herzog von Choiseul gab seinen Gästen die Erlaubnis, in Chanteloup eine besondere Uniform zu tragen, sie war, wie uns Graf Valentin Esterhazy verraten hat, grün mit goldenen Brandebourgs. Als Grimm 1772 nach Neapel kommen will und sich bei dem Abbé Galiani erkundigt, was er wohl an Garderobe für einen längeren Aufenthalt nötig hätte, rät ihm dieser, »eine Hofuniform als Offizier oder Kammerherr« mitzubringen. Von einer solchen zum Tragen der richtigen Uniform war nur ein Schritt, und nachdem Kaiser Joseph II., Großfürst Paul von Rußland u. a. reisende Fürstlichkeiten das Beispiel gegeben hatten und auf ihren Reisen stets die Uniform ihrer Armeen trugen, bürgerte sich dieser Gebrauch auch in Frankreich ein. Vielleicht wurde er durch eine andere Neuerung der Mode unterstützt. Allgemein hatte bis dahin jeder Herr, der den Anspruch erhob, ein Kavalier zu sein, den Degen an der Seite getragen. Seitdem die englische bürgerliche Mode an Boden gewinnt, hört das auf. Die Pariser schleppten zich z. B. mit großen und schwerfälligen Regenschirmen. Caraccioli machte sich 1768 über sie lustig, daß sie oft 6 Monate mit dem Schirm herumlaufen, um ihn höchstens sechsmal zu brauchen. Dann verdrängt der Spazierstock den Degen. 1782 stellt Mercier fest, daß man vormittags mit dem Stock ausgehen müsse. »Die Edelleute gehen jetzt überall hin ohne Waffe«, schreibt Baronin Oberkirch 1784, »sie tragen den Degen nur noch, wenn sie Gala anlegen«. Dieser Umschwung in der Sitte war gewiß vielen, die in dem Tragen des Degens ein Vorrecht des Standes sahen, unerfreulich und so griffen sie zur Uniform, für die der Degen allerdings unerläßlich war.

Nun gab es viele Herren, die ebenfalls nicht imstande waren, den Aufwand zu bestreiten, der mit den Folgen der Mode verbunden war und die doch nicht die Möglichkeit besaßen, Uniform anzulegen. Sie wählten das geistliche Kleid oder Trauer. Es war die außerordentliche Kostspieligkeit der Herrenmode, die das Frankreich des Rokoko mit den Abbés bevölkerte. Die Mehrzahl dieser jungen Leute nahm das schwarze Gewand der Kirche mit dem schmalen schwarzen Mäntelchen aus Sparsamkeit an. Sie gehörten dem Klerus gar nicht an und legten die Abbékleidung ohne weiteres wieder ab,

wenn sie in bessere Verhältnisse kamen. So machte es Marmontel während er studierte und tausend andere haben es ihm gleichgetan. Wer das nicht wollte, der griff zu dem Hilfsmittel sich schwarz anzuziehen, was auch bei Herren damals nur dann üblich war, wenn sie um einen nahen Angehörigen trauerten. Sie ließen es eben dahingestellt, aus welcher Veranlassung sie die schwarze Farbe anlegten. So machte es u. a. Diderot, den der Graf Broglie verhöhnte: »Sie trauern wohl um Rußland?« »Die unglaubliche Unsauberkeit von Paris«, schreibt Young, »macht es für alle weniger Bemittelten (d. h. diejenigen, die keine Equipage besitzen) zur Notwendigkeit, sich schwarz zu kleiden und schwarze Strümpfe zu tragen«. Herr von Tournon bezahlte 1762 für einen vollständigen schwarzen Anzug 144 Livres, was beträchtlich hinter den Preisen seiner übrigen Garderobe zurückbleibt. 1783 kostete einem Herrn de la Condamine ein schwarzer Anzug 150 Livres.

Sicherlich erschwerten die großen Kosten, die mit der Beschaffung der Kleider verbunden waren, es vielen Herren ganz außerordentlich, ihren Verkehr in den Kreisen zu suchen, auf die ihre Bildung sie hinwies. In dieser Lage befand sich auch Rousseau, der allerdings nicht ohne eigene Schuld sein ganzes Leben lang nicht aus der Not und Sorge um das Notwendigste herausgekommen ist. Er scheint aus der Not eine Tugend, oder sagen wir vielleicht lieber, eine Absonderlichkeit gemacht zu haben. »Um die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen«, berichtet Marmontel, »versuchte Rousseau sich erst durch einen alten Mantel das Aussehen eines antiken Philosophen zu geben, dann zeigte er sich im Anzug eines Armeniers mit einer Pelzmütze in der Oper, in den Kaffeehäusern und auf der Promenade«. Eines der bekanntesten Bildnisse des Dichterphilosophen stellt ihn mit dieser armenischen Kopfbedeckung dar. Der Schlafrock, auf den sich wohl der armenische Kaftan Rousseaus reduzieren dürfte, war ein unerläßliches Kleidungsstück des Herrn im Hause. Sparsamkeit und Bequemlichkeit nötigten in gleicher Weise dazu, sich seiner zu bedienen und sich auch vor fremden Augen darin zu zeigen. Es gibt zahlreiche Bildnisse, die die Porträtierten im Schlafrock vor Augen führen. Wir wissen von vielen, daß sie auch ihre Besuche in diesem intimen Kleidungsstück empfingen. So schildert der Fürst von Ligne Voltaires Erscheinung in Ferney: »Man sah ihn immer in grauen Schuhen, eisengrauen Strümpfen, einer großen Weste von Basin, die bis auf die Knie reichte, mit einer großen und langen Perücke und kleinem Käppchen von schwarzem Sammet. Sonntags zog er manchmal einen schönen Rock von Mordoré uni an. Weste und Hose von gleichem Stoff, die Weste mit großen Schößen und mit Goldtressen à la

Bourgogne besetzt, dazu lange Spitzenmanschetten. Seit 1770 sah man ihn stets im Schlafrock von bedrucktem weißen Kattun, die Nachtmütze von Seide mit Gold und Silber bestickt und mit einer rosa seidenen Schleife geschlossen, dazu eine immense Perücke mit drei Zipfeln, rote Hosen, eine Weste von blauem Leinen mit gelben Blumen und gelbem Futter«. Die Reisenden fanden, wie Bachaumonts geheime Denkwürdigkeiten 1778 wissen wollen, den ehrwürdigen Patriarchen von Ferney »recht lächerlich« gekleidet. Dazu trug natürlich der Umstand wesentlich bei, daß Voltaire aus Geiz oder Bequemlichkeit, wie der Fürst Ligne erzählt, an der Perücke seiner Jugendjahre festhielt und den Besuchern dadurch natürlich einen Anblick bot, der dem jüngeren Geschlecht geradezu grotesk erscheinen mußte.

Die Frisur war auch für den Herrn eine der wichtigsten Angelegenheiten seiner Toilette und nicht so einfach und kurzerhand zu erledigen wie heute, wo ein Herr sich ohne weiteres, um der Pflege seines Haares überhoben zu sein, den Kopf rasieren lassen darf. Das wäre ebensowenig möglich gewesen, wie mit einem von Natur kahlen Kopf unter Fremden einherzugehen. Solange Ludwig XIV. lebte, blieb die große Allongenperücke im Gebrauch, die mit ihren hochaufgetürmten und rückwärts bis auf die Taille herabhängenden Locken das Aussehen majestätisch machen sollte. Sie war ungemein kostspielig und konnte, wenn sie etwa aus blondem Menschenhaar gefertigt war, 1000 Taler und mehr kosten. Wir lasen schon, daß César de Cadenet sich in seinem Livre de raison bitter darüber beschwert. Nach des Königs Tode kommt eine andere Frisur auf. Der jugendliche Ludwig XV. besaß ganz besonders schönes langes Haar, so daß er eine Perücke entbehren konnte, und es war wohl das von dem Monarchen gegebene Beispiel, welches Nachahmung fand. Die langen Haare am Hinterkopf wurden in einen Beutel gesteckt, den eine breite schwarze Schleife schloß. Die Haare des Vorderkopfes wurden auf der Stirn toupiert und zu beiden Seiten über den Ohren in Locken gewickelt. Das sind die Grundzüge der männlichen Frisur im 18. Jahrhundert, die im Laufe der Jahrzente aber mannigfaltig gewechselt hat. Man sieht auf Bildern, daß junge Herren ihr Haar in langen offenen Locken über den Rücken hinabfließen lassen oder es in offener Schleife zusammenbinden ohne Beutel. Besonders mannigfaltig sind die Arrangements der Lockenform. Diese Locken waren großen offenen Rollen ähnlich und wechselten in der Zahl von 2 bis zu 20. Die Frisuren der Herren hatten mit denen der Damen große Ähnlichkeit und haben sich oft genug gar nicht oder nur wenig von ihnen unterschieden. Als Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre die vorher flache

Frisur der Damen vorn anzusteigen begann, da türmte sich auch das Haar der Herren über der Stirn auf und folgte ziemlich genau den Bizarrerien, die das schöne Geschlecht sich erlaubte. Die Karikatur bemächtigte sich natürlich eines Gegenstandes, der ihr einen so willkommenen Stoff bot, aber wie das so geht, sie konnte doch nicht so stark übertreiben, daß man ihr nicht nachgefolgt wäre. Grimm berichtete 1772, daß der Besitzer eines Kaffeehauses in Paris die Mitglieder seines Orchesters täglich nach dem Muster frisieren ließ, die diese Spottbilder zeichneten. Da nicht alle Herren eigenes Haar in genügender Fülle besaßen, um die Modefrisuren mitmachen zu können, so griffen sie zu Perücken und man wird wohl ohne Übertreibung sagen dürfen, die Perücke war im 18. Jahrhundert die Regel, das eigene Haar die Ausnahme. In der Gestaltung einer Perücke hatte die Phantasie ja auch viel freieres Spiel als bei dem angewachsenen Haar, das niemals allen Ideen erfindungslüsterner Friseure wird folgen können. Es gab Leute genug, die sich eigene Perücken nach ihrem persönlichen Geschmack komponierten, wie z. B. der Herzog von Nevers, der sich eine langhaarige Perücke ausdachte, die außer ihm nur noch Bachaumont, der Redakteur der bekannten geheimen Denkwürdigkeiten, und Voltaire trugen. 1748 erfand der Herzog von Chartres sich eine, wie Luynes schreibt, sehr ungewöhnliche Art der Frisur, indem er eine große schwarze Mütze auf seine Locken setzte und sich darin sogar vor der Armee zeigte. Wie es Perücken für alle Stände gab, so auch für alle Gelegenheiten. Als Ludwig XV. am 1. Januar 1741 dem Requiem für die verstorbenen Ritter seiner Hausorden beiwohnte, trug er eine Perücke von der natürlichen Farbe des Haares. Die Varietäten nahmen immer mehr zu, die Encyclopédie perruquière von 1764 bildet 115 verschiedene Arten von Perücken für Herren ab. Sie waren teuer, heiß und unbequem. Wenn Latour malte, so liebte er es, seine Perücke abzunehmen und so konnte es geschehen, daß ihn der König, als er unversehens während einer Sitzung das Zimmer der Pompadour betrat, in der Nachtmütze antraf. Diderot erinnert 1773 den Abbé Galiani daran, daß er bei den Unterhaltungen bei Mme. Geoffrin, wenn er in Hitze kam, seine Perücke abzunehmen und auf den Kaminsims zu legen pflegte. Auch in ihren Selbstbildnissen haben sich die Künstler dieses Anhängsels gern entledigt. Latour, Chardin u. a. haben es vorgezogen, sich im Negligé mit der Nachthaube auf die Nachwelt zu bringen, während Rigaud sich noch porträtiert hatte, daß man dem Glauben zuneigt, nicht einen Kunstmaler, sondern den Herrscher zweier Welten vor sich zu haben. Die Perücke forderte zum Schabernack förmlich heraus. Wille freut sich, wenn sie dem guten Baader während

des Essens plötzlich die Perücke wegziehen lassen und erzählt auch, daß die Fackelträger, die 1761 den Leichenkondukt des Herzogs von Burgund begleiteten, sich die Langeweile ihrer Beschäftigung dadurch kürzten, daß sie die Perücken der Zuschauer in Brand steckten. Das hat wohl alles zusammengewirkt, um sie schließlich zu verdrängen. 1780 liest man in den Modejournalen: »Die Perücken beginnen aus der Mode zu kommen, sie werden bald nur noch Unterscheidungsmerkmale gewisser Berufe bilden«. Der Zopf, der außerhalb Frankreichs sich so allgemeiner Beliebtheit erfreute, hat in Frankreich nur bei der Armee Verbreitung gefunden, bei dem Zivil hat er sich nicht einbürgern können. Der Marschall Conflans hätte es gern gesehen, wenn das Militär den Zopf wieder aufgegeben hätte und er ging, um das Beispiel zu geben, selbst in rundgeschnittenem Kopfe, aber er setzte seine Absicht nicht durch, denn man fürchtete, wenn die Soldaten sich nicht mehr zöpfen und Locken wickeln müßten, würden sie überhaupt aufhören sich zu kämmen.



Boucher: Junge Dame.
Nach einer Handzeichnung.

Ob nun eigenes Haar oder Perücke, beide forderten den Puder, ohne den das Rokoko nicht zu denken ist. Die großen Allongeperücken waren anfänglich in der natürlichen Farbe des menschlichen Haares getragen worden, am liebsten blond. Als das auf den Köpfen gewachsene Material anfing seltener zu werden und dem gewaltigen Bedarf nicht mehr genügte, da begann man wohl, um den Charakter der Ersatzstoffe zu verdecken, damit, die Perücken zu pudern. Ludwig XIV. soll sich dieser Mode nur sehr widerwillig gefügt haben, aber schließlich tat er es doch. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wird der Gebrauch des Haarpuders ganz allgemein. Man könnte versucht sein, in diesem künstlichen Alter ein Geständnis der Gesellschaft zu sehen, die fühlte, daß sie alt und ihrem Ende nahe war. Das Pudern war eine große Kunst.

Vornehme und reiche Leute hatten dazu ein besonderes Zimmer. Der Kammerdiener stäubte den Puder in dicken Wolken an die Decke, von wo er wie ein feiner Regen herunterrieselte und die Frisur, was die Hauptsache war, gleichmäßig weißte. Man mußte sich dabei Augen, Nase und Mund zuhalten. Das weiße oder graue Haar verlangte nach einer künstlichen Auffrischung des Teints, Herren, die Rot auflegen, waren in jener Zeit keine Seltenheit. Der Bart war verpönt, kein Mann, weder der besseren noch der geringeren Klasse, wäre anders als glatt rasiert erschienen, nur die Mannschaften gewisser Regimenter der Kavallerie trugen einen Schnurrbart. Daß der Genfer Maler Liotard, der 1749 das erstemal in Paris war, einen langen Vollbart trug, so wie ihn sein Selbstporträt im Musée Rath in Genf zeigt, hat zu dem Aufsehen, das er in der französischen Hauptstadt erregte, sicher nicht wenig beigetragen. Er scheint auch darin, wenigstens soweit sich das heute noch feststellen läßt, in Frankreich keinen Nebenbuhler gefunden zu haben. Perücke und Puder schlossen eine Kopfbedeckung beinahe von selbst aus. Wer hätte das sorgfältige Gebäude seiner Frisur gern in Unordnung gebracht oder die Puderung geschädigt? So wird der Hut zu einem Ziergerät, das der Herr mehr unter dem Arm als auf dem Haupte trägt, es gab eigene Chapeaux postiches, die man überhaupt nicht aufsetzen konnte, sondern beständig unter dem Arm tragen mußte.

Das Charakteristikum der Damenkleidung war im Rokoko der Reifrock. Man hört erst von ihm nach dem Tode Ludwig XIV., aber es versteht sich ganz von selbst, daß er nicht mit einem Male da war, sondern sich langsam entwickelte. Schon aus Liselottes Briefen erfährt man in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts, daß die Kleiderröcke Reifen haben, was sich schon aus dem Grunde empfohlen haben dürfte, weil es nicht leicht gewesen sein würde, den weiten Kleidern aus schwerer Seide und Brokat ohne solche Halt und Fasson zu geben. Manche Modebilder aus dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts lassen die Reifen ganz deutlich erkennen. Vielleicht hat die Marquise von Maintenon sie im Auge, wenn sie 1707 an die Prinzessin Orsini in Madrid schreibt: »Die Frauen dieses Zeitalters sind mir unerträglich. Ihr unvernünftiger und unbescheidener Anzug, ihr Tabak und Wein, ihre Gefräßigkeit, ihre grobschlächtigen Manieren, alles das ist meinem Geschmack zuwider, so daß ich es nicht ausstehen kann«. Auffallend hervorgetreten sind die Reifröcke doch erst in derselben Zeit, in der die italienische Komödie wieder in Paris spielte, also 1716, ein Zusammentreffen, das sicherlich nicht bloß zufällig ist. Der Einfluß der Bühne auf die Mode beginnt um die Zeit, in der die Frau die Rollen übernimmt, die ihrem Geschlecht zustehen und die trotzdem bis dahin von

Männern gespielt worden waren. Das war in Frankreich allgemein nicht vor der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Fall. Erst in diesem Zeitpunkt spielt, singt und tanzt das weibliche Geschlecht auch die Frauenrollen und übt sofort eine starke Wirkung auf die Mode aus. Es heißt zwar, die Reif=röcke seien in London schon seit 1710 als hoop petticoat bekannt gewesen und sie seien von England aus in die allgemeine Mode übergegangen. Indessen spricht eine große Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie auf dem Theater zuerst zur Anwendung kamen als Hilfsmittel, um die prächtigen Roben der Schau=spielerinnen besser zur Geltung zu bringen. Diese Vermutung findet eine Stütze in dem Zusammenfallen des Wiederauftretens der italienischen Truppe mit dem Erscheinen des Reifrocks. Die ersten Bilder, in denen er ganz zweifel=los zu sehen ist, sind auch solche von Komödienszenen. Ihr Umfang war anfänglich bescheiden genug, nämlich zwei Ellen. Wenn er auch mit der Zeit zunahm, so scheint er doch niemals 3,60 Meter überschritten zu haben. Man nannte sie und zwar die ganzen Jahrzehnte hindurch, in denen sie sich be=haupteten, Paniers=Körbe. Gewöhnlich enthielten sie fünf Reifen, die eng=lischen acht Reifen und wurden aus Wachstuch gefertigt. Die Reifen be=standen aus Fischbein. Die Kosten schwankten zwischen 10 und 50 Livres. Zuerst hatten sie die Form der Pyramide, von der Taille zu den Füßen sich verbreiternd, dann aber bemächtigt sich die Phantasie ihrer und gibt ihnen die verschiedenartigsten Gestalten. Oval, oben abgerundet nannte man sie guéridon, Tonnen, wenn sie rund waren und in der Mitte den größten Umfang hatten, cadets, wenn sie kleiner waren als die übrigen Fassons. Die Jansenisten reichten nicht über die Knie herab und waren mit Roßhaar gepolstert, während die meisten sonst aus Wachstuch hergestellt waren, das bei jeder Bewegung ein solches Geräusch machte, daß man die Reifröcke auch die Kreischerinnen hieß. Die Kuppeln waren nur für die reichsten Käuferinnen bestimmt, die mit Stützen für die Ellenbogen hatten den größten Umfang und die sonder=barste Form. Sie waren sehr weit, aber ganz flach und überragten ihre Trägerin auf beiden Seiten ganz bedeutend. Sie trugen oben rechts und links Erhöhungen, die man als Stützen für die Ellenbogen gebrauchen konnte. Die Erfindung machte natürlich nicht Halt und so gab es schließlich paniers articulés, Reifröcke mit Gelenken, die man beim Tragen zusammenlegen konnte, etwa, wenn man sich einer Portechaise bedienen oder durch eine sehr enge Tür gehen wollte. Es ist selbstverständlich, daß eine so auffallende Mode und noch dazu eine, die sich mit der größten Schnelligkeit durch alle Klassen ver=breitete (bereits 1730 heißt es, daß sie von allen Dienstmädchen getragen

wird), lebhaftem Widerstand begegnete. Die Geistlichkeit, die doch Fragen der Toilette gar nichts angehen, war natürlich die erste, die wieder einmal, wie bei jedem Auftreten neuer Moden, die Moral in Gefahr sah. Jacques Joseph Duget, ein Mitglied der Sorbonne, machte eine Gewissensangelegenheit für Beichtväter daraus. Er bewies, daß die Mode der Reifröcke lasterhaft im Prinzip, unchristlich in ihrer Natur und infam in ihren Folgen sei. Die Kasuisten unter den Theologen waren der Meinung, daß diese Mode unter die groben Sünden gezählt werden müsse. Schon waren sie nahe daran, den Erzbischof von Paris Kardinal de Noailles zu ihrer Ansicht zu bekehren und ein kirchliches Verbot derselben durchzusetzen, als der Lustspieldichter Legrand die Situation rettete. Er komponierte eine Posse, die die neue Mode verspottete und in Paris 1722 mit großem Erfolg gegeben wurde. Sie hinderte wenigstens den hohen Kirchenfürsten daran, sich im Kampfe gegen einen Unterrock lächerlich zu machen, aber sie tat der Beliebtheit der Mode nicht den geringsten Eintrag. So leicht gab sich die Geistlichkeit auch noch nicht zufrieden. Eine der handschriftlich verbreiteten Zeitungen meldet unter dem 17. Juli 1730: Die Geistlichen von Paris haben sich zusammengetan und dem König vorgestellt, daß die Paniers der Frauen in den Kirchen großes Ärgernis verursachen. S. Maj. hat sich dadurch bewogen gesehen, einen Befehl zu erlassen, der allen Frauen das Tragen von Reifröcken in den Kirchen untersagt. Man würde in jedem Gotteshause einen Wachtmeister und zwei Gendarmen postieren, die die Anstoß erregenden Kleidungsstücke den Zuwiderhandelnden fortzunehmen und vor der Kirchtür zu verbrennen hätten. Das Gesetz, wenn es bestand, ist jedenfalls nicht zur Ausführung gekommen, die Damen haben die Reifröcke weitergetragen, wenn auch nicht immer ohne Anfechtung. Bei Hofe erregte es großen Anstoß, daß bei den feierlichen Cercles die Prinzessinnen von Geblüt, die zu beiden Seiten der Königin saßen, die Monarchin mit ihren breiten Paniers geradezu verdeckten, was die Würde der hohen Dame stark beeinträchtige. Es wurde daher die Anordnung getroffen, daß die Königin rechts und links von leeren Taburetts flankiert sein sollte. Nun verlangten auch die Prinzessinnen Herzoginnen, Marquisen, Gräfinnen ebenfalls die Einrahmung durch unbesetzte Taburetts um die Pracht ihrer Roben ungehindert ausbreiten zu können. Das wurde ihnen aber nicht bewilligt, da man doch nicht die Möglichkeit besaß, die Räume, die zur Verfügung standen, beliebig vergrößern zu können. Man half sich später damit, daß man bei Einladungen im Bedarfsfalle hinzusetze: Die Damen ohne Paniers. Als am 12. März 1776 in Versailles ein lit de justice abgehalten wurde,

waren die Plätze für die Zuschauerinnen so beschränkt, daß man von den Damen das Ablegen der Reifröcke forderte.

Schon vierzig Jahre gab der Reifrock der Gestalt der Frau die bestimmende Form, als wir zum erstenmal davon hören, daß er an einer wichtigen Stelle abgelegt worden sei. Am 15. September 1755 schreibt Grimm: »In Voltaires Tragödie ‚Die chinesische Waise' sind unsere Schauspielerinnen zum ersten Male ohne Paniers aufgetreten«. Damit war gewissermaßen das Eis gebrochen, die Damen sahen wenigstens, es ging auch ohne. Verschwunden ist er allerdings nicht so schnell, ja gerade für dieses selbe Stück zeichnete der Schneider Sarrazin 20 Jahre später neue Kostüme, in denen der Panier wieder voll zu Ehren kommt. Indessen er ändert seine Form, er wurde, was der Courrier de la Mode im April 1768 feststellt, rund und kurz, während der große breite, flache Panier zur Staats- und Zeremonienrobe wurde. Als solche hat er sich bis zum Untergang der Monarchie bei Hofe und in der Gesellschaft behauptet.

Was man immer auch gegen den Reifrock sagen mag, und vollends gegen eine Form wie diese, sicher ist, daß er Gelegenheit gibt, reiche und schöne Stoffe mit mannigfaltigem Ausputz zur Geltung zu bringen. Auf dem großen Panier wirkten die schweren geblümten Seidenstoffe, die Gold- und Silberbrokate in der ganzen Pracht ihrer köstlichen Dessins, entfaltete sich als diese Gewebe, die zu Zeiten Maria Leszczynskas bevorzugt gewesen waren, unbeliebt wurden und durch leichtere Stoffe verdrängt wurden, die Garnituren, in deren Erfindung die Damen Bertin, Motte, Eloffe und wie die Modeschneiderinnen sonst noch geheißen haben mögen, miteinander wetteiferten. Zur Fertigstellung einer solchen großen Robe bedurfte es des Zusammenwirkens dreier Faktoren. Der Schneider fertigte die Taille und den Reifrock, die Schneiderin machte das Kleid und die Putzmacherin besorgte die Garnierung, die für den Effekt den Ausschlag gab. »Die Damen waren damals weit mehr geputzt«, schreibt Frau von Genlis lange Jahre später, »als sie es heute sein können, denn der große Putz war eine blendende Aufmachung. Es ist unmöglich, einen Begriff von dem Glanz zu geben, den ein Kreis schön geschmückter Frauen hervorbrachte, die eine neben der anderen saßen. Ihre enormen Reifröcke bildeten ein künstlich zusammengestelltes Spalier von Blumen, Perlen, Silber, Gold, bunten Seidenbändern und Edelsteinen. Die Wirkung dieses brillanten Schmuckes, der so vereinigt war, läßt sich nicht beschreiben. Man trug nicht nur Blumen, sondern Früchte, Kirschen, Weintrauben, Erdbeeren mit ihren Blüten und Blättern. Die Kunst wußte diese Früchte täuschend nachzuahmen. Einige



St. Aubin: Stehende Dame.
Nach einer Handzeichnung.

Damen trugen Gemüse, und man hat solche gesehen, die Artischocken und Radieschen im Haar hatten. Aber das blieb mehr eine Laune, als daß es eine Mode gewesen wäre. Der Putz war damals ein Martyrium. Man mußte tausend Papilloten auf dem Kopfe dulden, denn das Frisieren dauerte zwei Stunden und dann erreichte die Frisur eine solche Höhe, daß sie ebenso unbequem wie lächerlich war. Man mußte sich über die Gebühr in ein Fischbeinkorsett einschnüren, sich mit einem Reifrock von drei Ellen Weite umgeben und schließlich noch auf einer Art von Stelzen gehen«.

Die Gräfin sagt nichts von den Preisen, die wir aus verschiedenen Geschäftsbüchern der Zeit ergänzen können. Der Schneider Lacoste setzt einmal für die Garnierung eines großen Hofkleides zur Vorstellung bei der Königin 3500 Livres in Rechnung. Sie bestand aus drei Reihen von Steinen und Goldfranzen auf schwarzem Sammet. Mlle. Bertin, die bevorzugte, fast sagenhaft gewordene Putzmacherin Marie Antoinettes, berechnet am 18. März 1785 der Marquise de la Terre Monsanal für ein großes Hofkostüm: 10 Ellen weißen, silber und lilagemusterten gros de Naples 1200 Livres, die Garnierung 1080 Livres. Am gleichen Tage empfängt dieselbe Dame ein einfaches Hofkleid für den Sommer. Kostenpunkt: 10 Ellen weißer Taffet 120 Livres, die Garnierung von Goldpailletten 1200 Livres, 2 Ellen Crêpe mit Goldpailletten 130 Livres, die Manschetten von Blonden 124 Livres, Reifrock von weißem Taffet 96 Livres, Korsett mit Fischbeinstäben von weißem Taffet 72 Livres, Chérusque (Kragen) in schöner Blonde 120 Livres, dazu eine Coiffure von vier Federn 300 Livres. Die Garnituren, die sie 1788 der Gräfin Sparre und der Marquise de Custine auf Rechnung setzte, beliefen sich je auf 3000 Livres. Daß der Putzmacherin der Löwenanteil der Beute zufiel, geht

aus der Nota hervor, welche Mlle. Bertin am 21. Februar 1789 der Herzogin von Württemberg überreichte. Die Kosten einer Robe française von weißem gestreiftem Sammet beliefen sich auf 1760 Livres, von denen die Kleidermacherin für die Fasson nur 24 Livres empfing.

Zu dieser großen Hofrobe gehörte eine Schleppe, die man bas de robe nannte und die so eingerichtet war, daß man sie abknöpfen konnte. Das Mißverhältnis zwischen dem breiten flachen Reifrock und dem dreieckigen Schwänzchen, das in seiner Mitte hinterher zipfelte, muß recht groß gewesen sein. Die Schleppe sah weder gut aus, noch war ihr Tragen bequem. Wenn eine Dame die drei vorgeschriebenen Verbeugungen vor der Königin hinter sich hatte und Miene machte, den Rocksaum der Monarchin zu küssen, woran diese sie hinderte, so galt es rückwärts samt Hühnerkorb und Schleppenzipfel wieder die Tür zu gewinnen, was einem Kunststück glich. Wer da mehr Geist besaß als Grazie, wie Frau von Staël, dem konnte es übel gehen. Als die geniale Tochter Neckers am 31. Januar 1786 der Königin vorgestellt wurde, trat sie sich in ihrer Ungewandtheit die Garnitur ihrer Robe ab, verwickelte sich in ihre Schleppe und wäre zum Gaudium der Anwesenden beinahe zu Fall gekommen, als sie sich bückte, um das Kleid Marie Antoinettes zu küssen.

Der Schneider fertigte das Korsett, das anfänglich kein apartes Kleidungsstück war wie heute, sondern mit der Kleidertaille in eins gearbeitet war. Es wurde auf Eisenstäbe montiert und war, verglichen mit den Schöpfungen späterer Tage, ein Marterinstrument, das kleine Mädchen oft schon mit dem siebenten Jahre angelegt wurde. Sie hatten auch darin zu schlafen. Die Form der Taille hat sich lange Jahre kaum geändert, sie schnürte spitz, war vorn tief dekolletiert und hatte Ärmel, die am Ellenbogen in breiter Spitzenmanschette abschlossen.

Der Reifrock hat das ganze Jahrhundert hindurch den Umriß der weiblichen Gestalt bestimmt, die Dame besaß aber alle Zeit die Möglichkeit, sich über demselben verschiedener Kleider zu bedienen. Als Hauskleid war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Adrienne ebenso beliebt, wie allgemein verbreitet. Sie galt als das, was man damals Déshabillé nannte, d. h. man durfte sie im Hause, auf der Straße, auf Bällen, im Theater, eigentlich überall anziehen, nur nicht bei Hofe. Mme. de Sévigné spricht schon von ihr, Dangeau und St-Simon erwähnen sie öfter. Die Adrienne war der Schnitt, bei dem Rock und Taille zusammenhängen, die breite Rückenfalte, die am Kragen beginnt, ist besonders charakteristisch für sie. Da Watteau gerade

dies Kostüm mit Vorliebe gezeichnet hat, so nennt man ja diesen Ansatz bei uns heute noch: Watteaufalte. Es ist so recht eigentlich das typische Rokokokostüm der Dame, sicher auch das, was am meisten getragen wurde. Lise-Lotte, die sehr schlecht darauf zu sprechen ist, schreibt seine Erfindung der Marquise von Montespan zu, die es als Umstandskleid benutzt habe, und macht ihrer Schwiegertochter Vorwürfe darüber, daß sie es wieder auf die Bahn gebracht. In die Mode lanzierte es die Schauspielerin Mme. Dancourt, die es 1703 zuerst auf der Bühne trug. Sie spielte in der Komödie Andrienne von Baron die Glycerie und trat dabei, der Situation ihrer Rolle entsprechend, in diesem Umstandskleide auf. Sie eroberte ihm den Platz, den es fast drei Menschenalter behauptete und gab ihm auch den Namen. Kurz ehe die Adrienne anderen Schnitten weichen mußte, erlangte sie auch noch den Hofzutritt, zwar nicht in Versailles, aber in Marly, sie wurde dort über dem großen Reifrock getragen. In der Zeit, in der der große Panier im Alltagsleben den wesentlich kleineren Formen des runden Reifrocks zu weichen beginnt, eine Neuerung, welche wieder mit dem Beispiel zweier Schauspielerinnen von Ruf, der Damen Clairon und Hus in Zusammenhang gebracht wird, wird die Adrienne allmählich vernachlässigt bzw. umgestaltet. Man behält sie zwar in ihrer Länge und Weite bei, aber da sie über dem so wesentlich verkleinerten Reifrock zusammenfallen würde, so rafft man die Stoffmasse in großen Bauschen zusammen und hebt sie über dem unteren Rock in einer gefälligen Drapierung. So entstehen schon 1756 die fußfreien sog. »Robes Tronchines«, die ihren Namen von dem Genfer Arzt Tronchin erhalten hatten, der den Damen verordnete, vormittags fleißig spazieren zu gehen. Da zogen sie kurze Röcke an, nahmen lange Stöcke und tronchinierten. Weit ausschlaggebender aber wurde ein anderer Schnitt für die Mode, den wieder eine schöne Schauspielerin kreierte. Die gefeierte Soubrette Mme. Favart trat 1761 in dem Singspiel Soliman in einer orientalischen Lévite auf, einem Kleidungsstück von hemdartiger Fasson, das von der Mode aufgegriffen und mit solcher Beharrlichkeit festgehalten wurde, daß es noch nach 50 Jahren den Kleiderschnitt bestimmte. Es hat in der Tat seinen Namen weit häufiger gewechselt, als seine Gestalt, denn es blieb immer ein ziemlich enger Sack aus einem Stück mit langen Ärmeln bis an das Handgelenk. Nacheinander hieß es Lévite, Pierrot, Polonaise, Circassienne, Robe à la turque, ja es erhält schon kurz nach 1780 den Namen Chemise, den es im Jahrzehnt der Revolution und der Republik beibehalten sollte. Mlle. Bertin liefert bereits 1783 der Baronin Benckendorff eine Chemise. Erst in der Zeit dieser Negligékostüme

kommt die Gewohnheit auf, das Korset apart als ein besonderes Kleidungsstück zu tragen.

Dieser Umschwung der Mode, der auch bei den Damen, wie in der gleichen Zeit bei den Herren eine Vereinfachung des Anzugs anbahnt, machte sich seit den 60er Jahren geltend. 1768 schreibt der Courrier de la Mode: »Die Damen verzichten auf die Falbalas und den lästigen Ausputz«. Dieser Umschwung fällt zusammen mit der Hinneigung des Geschmacks zum klassischen Stil, über die Grimm im Mai 1763 schreibt: »Man muß die Revolutionen, welche den Künstlern von Vorteil sind, ebensogut anmerken, wie diejenigen, die zu ihrem Verderb beitragen und ihren Verlust bewirken. Die Bizarrerie in der Ornamentik, in der Dekoration, in den Zeichnungen und den Formen der Schmucksachen war in Frankreich auf ihren Gipfel gediehen, man mußte jeden Augenblick damit wechseln, denn das, was unvernünftig ist, kann nur durch seine Neuheit gefallen. Seit einigen Jahren hat man den antiken Ornamenten und Formen nachgeforscht, der Geschmack hat dabei bedeutend gewonnen und die Mode ist so allgemein geworden, daß man heute alles à la grecque herstellt. Die Außen- und Innendekoration der Bauwerke, Möbel, Stoffe, Schmuckgegenstände aller Art, alles ist in Paris à la grecque. Dieser Geschmack ist von der Architektur in die Läden der Modehändler hinübergewandert, unsere Damen sind à la grecque frisiert unsere Stutzer würden sich entehrt glauben, wenn sie eine Dose trügen, die nicht à la grecque wäre. Diese Übertreibung ist ohne Zweifel lächerlich, aber was macht das? Wenn der Mißbrauch sich nicht vermeiden läßt, dann ist es doch besser, man mißbraucht eine gute Sache als eine schlechte. Wenn der griechische Geschmack erst die Manie unserer Perückenmacher und Köche sein wird (und so große Griechen wie wir müssen schließlich griechisch gepudert sein und griechisch essen), so wird es darum doch nicht weniger wahr sein, daß die Schmucksachen, die man heute in Paris macht, von sehr gutem Geschmack sind, daß ihre Formen schön, vornehm und wohlgefällig sind, während sie bisher vom Zufall diktiert wurden, bizarr und absurd waren«. »Der Zeichner Carmontelle«, erzählt Grimm an einer anderen Stelle, »machte sich daran, um die Wut des griechischen Geschmacks lächerlich zu machen, Entwürfe zu griechischen Anzügen für Herren und Damen anzufertigen. Er entlehnte die Verzierungen derselben der griechischen Architektur. Seine beiden Radierungen hätten glückliche Ideen zu einer hübschen Maskerade im Karneval gegeben. Einige Affen aber, die nichts wie nachmachen können, haben seinen guten Witz für ernst genommen und eine Folge von Kleidern à la grecque veröffentlicht, geistlos und von abscheulichem Geschmack«.

In diese Zeit des Geschmackwechsels fällt die Thronbesteigung Marie Antoinettes, die jung, hübsch und gefallsüchtig, sich mit Eifer in der Mode betätigte. Mme. Campan, die Kammerfrau der Königin, schildert in ihren Erinnerungen den Dienstbetrieb, der mit der Toilette der Monarchin zusammenhing. »Die Palastdame«, schreibt sie, »war mit der Sorge betraut, die Stoffe, die Kleider, die großen Hofroben zu bestellen, die Rechnungen zu prüfen und zu bezahlen. Alle wurden ihr vorgelegt und wurden erst beglichen, wenn sie ihre Signatur trugen, von den Schuhen bis zu den gestickten Kleidern aus Lyon. Ich glaube, daß die Summe, die dafür ausgeworfen war, 100000 Francs betrug, aber es erfolgten Zuschüsse, wenn die Fonds nicht langten. Die Palastdame hatte das Recht, die zurückgesetzten Roben und Putzartikel zu ihrem Vorteil zu verkaufen; die Spitzen für die Coiffure, die Manschetten und den Besatz des Kleides wurden von ihr geliefert und getrennt gehalten von denen, welche die Ehrendame besorgte. Es gab einen Sekretär der Garderobe, der mit der Buchhaltung, den Zahlungen und der Korrespondenz beauftragt war. Die Palastdame hatte unter ihrem Befehl eine erste Kammerfrau, welche die Instandhaltung der Kleider der Königin zu besorgen hatte, zwei Frauen, um diejenigen Stücke aufzubügeln, welche das nötig hatten, zwei Garderobendiener und einen Lakai. Dieser letztere hatte jeden Morgen die Körbe, welche mit Taffet zugedeckt waren und alles enthielten, was die Königin am Tage tragen würde, in ihre Gemächer zu verbringen, ebenso wie die großen Gestelle von grünem Taffet, in denen sich die Galaroben befanden. Der Garderobendiener vom Dienst überbrachte jeden Morgen der ersten Kammerfrau ein Buch mit Stoffproben der Kleider, Hofroben, Negligés usw. Eine verkleinerte Nachbildung des Besatzes zeigte an, von welcher Art er sei. Die erste Kammerfrau präsentierte der Königin beim Erwachen dies Buch nebst einem Nadelkissen. I. M. steckte auf alles, was sie am Tage tragen wollte, Nadeln, eine auf das Galakleid, eine auf das Déshabillé für den Nachmittag, eine auf die große Toilette, die sie beim Spiel oder beim Souper anlegen wollte. Man brachte darauf das Buch zurück und bald sah man in den Taffetbehältern alles anlangen, was für den ganzen Tag benötigt wurde. Die Garderobiere, welche der Wäsche vorstand, überbrachte ihrerseits einen Korb mit zwei oder drei Hemden, Taschentüchern, Handtüchern usw. Der Korb, der des Vormittags gebracht wurde, hieß le prêt du jour. Abends brachte sie einen anderen, mit einem Kamisol, der Nachtmütze und den Strümpfen für den anderen Morgen. Dieser Korb wurde prêt de nuit genannt. Diese beiden Gegenstände ressortierten von der Ehrendame. Die Wäsche ging die Palast-



LEGRAND

DER STUERMISCHE LIEBHABER

dame nichts an. Sobald die Toilette beendet war, kamen die Garderobendiener und Lakaien und trugen bunt durcheinander geworfen alles in die Garderobe zurück, wo jedes Stück zusammengelegt, aufgehängt, nachgesehen und gereinigt wurde, mit solcher Ordnung und so erstaunlicher Sorgfalt, daß selbst die ausgebesserten Kleider die volle Frische der Neuheit besaßen. Die Garderobe bestand aus drei großen Räumen, die mit Kleiderschränken umgeben waren, große Tische dienten dazu, die Kleider auszubreiten und zusammenzulegen. Die Königin hatte im Winter gewöhnlich 12 große Galakleider, 12 Phantasieroben und 12 sehr reiche, über den großen Reifrock, die sie bei ihren Spielpartien oder beim Souper anlegte. Ebenso viele für den Sommer. Diejenigen für den Frühling dienten auch im Herbst. Alle diese Kleider wurden am Ende jeder Saison ausrangiert, außer wenn I. M. dieses oder jenes, das sie besonders gern hatte, aufheben ließ. Von den Kleidern aus Musselin, Percal oder ähnlichen Stoffen ist hier nicht die Rede, ihr Gebrauch war ganz neu, aber sie wurden nicht in jeder Saison neu geliefert, sondern hielten mehrere Jahre vor. Den ersten Kammerfrauen lag es auch ob, die Diamanten aufzubewahren, zu reinigen und nachzusehen. Dieser Dienst war ursprünglich der Palastdame anvertraut gewesen, aber seit einigen Jahren gehörte er zu den Funktionen der ersten Kammerfrauen«.



Große Hofrobe.
Aus der Galerie des Modes. 1778.

Es ist häufig davon die Rede gewesen, daß Marie Antoinette die Mode ihrer Zeit gemacht habe und wie so oft in Dingen der Mode ist da sehr stark übertrieben worden, genau wie mit der Bedeutung, die man der Kaiserin Eugénie in der gleichen Rolle als Erfinderin der Mode zuweist. So wenig wie die Kaiserin Eugénie etwa die Krinoline erfunden hat, die schon lange da war, ehe sie

den Thron bestieg, so wenig hat auch Marie Antoinette den Lauf der Mode beeinflußt. Beide mögen in irgendwelchen Nebensächlichkeiten den Ton angegeben, auch vielleicht Putzartikel eigener Erfindung aufgebracht haben, die große Linie der Mode, die stilistische Entwicklung derselben ging vor sich, ohne daß der Einfluß dieser hohen Damen zu merken gewesen wäre. Die Mode wäre keineswegs anders ausgefallen, auch wenn die beiden Herrscherinnen den Thron Frankreichs nicht geziert hätten. Marie Antoinette wurde in den Wirbel des Modetreibens durch eine Putzmacherin hineingezogen, welche ihr die Herzogin von Chartres 1774 gelegentlich der ersten Reise des jungen Hofes nach Marly vorstellte. Rose Bertin ist zu unverdientem Ruhm gelangt, weil ihr Name mit gewissen Exzentrizitäten der damaligen Mode verknüpft ist. »Der Umstand, daß die Putzmacherin in der Intimität empfangen wurde«, schreibt Mme. Campan, »ganz gegen den Gebrauch, welcher Personen ihrer Klasse ausnahmslos aus derselben entfernte, erleichterte ihr die Möglichkeit, jeden Tag irgendeine neue Mode in Aufnahme zu bringen. Bis dahin hatte die Königin nur einen sehr einfachen Geschmack in ihrer Toilette entwickelt. Nun begann sie, eine Hauptbeschäftigung daraus zu machen und natürlich ahmten alle Damen ihr nach. Man wollte auf der Stelle den gleichen Putz haben wie die Königin, dieselben Federn und Girlanden tragen, wie sie, denn ihre Schönheit, die damals auf ihrer vollen Höhe war, lieh ihnen einen unendlichen Reiz. Die Ausgaben der jungen Damen wurden außerordentlich vermehrt, die Mütter und Gatten murrten, einige Waghalsige machten Schulden, es kam zu ärgerlichen Familienszenen, mehrere Ehen wurden unglücklich und das allgemeine Gespräch behauptete, die Königin richte die französischen Damen zugrunde«.

Die Putzsucht, die man bei einer jungen hübschen Frau unmöglich verdammen wird, führte Marie Antoinette unglücklicherweise in der Person der Mlle. Bertin eine Gehilfin zu, deren Charakter und Stellung sie in gleicher Weise ungeeignet zum Umgang mit der Monarchin machte. Sie war ungebildet, schlecht erzogen und hatte nicht einmal die Manieren der guten Gesellschaft. 1781 war sie in einen Prozeß verwickelt, weil sie in der Spiegelgalerie in Versailles eine Konkurrentin, Mlle. Picot, angespuckt hatte. Die Herablassung der Königin machte sie noch anmaßender und unverschämter. Es werden köstliche Geschichten von dem Dünkel erzählt, den sie ihren Kundinnen gegenüber an den Tag legte. Der Umgang mit dieser Putzmacherin hat dem Ruf der Königin sehr geschadet. Freilich konnte Marie Antoinette tun oder lassen was sie wollte, die Zufriedenheit des Publikums

erlangte sie doch nicht, denn als sie sich einige Jahre darauf von der Verschwendung zur Einfachheit bekehrte, war das auch nur wieder ein Vorwand zu übler Nachrede und Verdächtigung. Selbst damit wich die Königin nicht von dem ab, was allgemein Mode war. Seit der einfache Schnitt der Lévite sich durchgesetzt hatte, war die Kleidermode der Damen in der Tat sehr bescheiden geworden. »Niemals«, schreibt das Petit Tableau de Paris im Jahre 1783, »haben sich die Damen mit solcher Einfachheit gekleidet, keine reichen Roben mehr, keine Garnituren auf den Kleidern, keine Manschetten von drei Reihen Spitzen«. »Hier ist das Jahrhundert der Einfachheit«, bemerkt Frau von Rantzau, die im Jahre 1782 die Erbprinzessin Luise von Mecklenburg nach Paris begleitete, »niemals sind die Damen es in höherem Grade gewesen«. Diesem allgemeinen Geschmack konnte sich auch Marie Antoinette nicht entziehen. In einer vielleicht unnötig feierlichen Weise verkündete sie im Februar 1785, daß sie ihren Putz reformieren wolle und alles verbannen werde, was sich nur für die Jugend schicke. (Sie selbst war 30 Jahre alt.) So würde sie auf Blumen und Federn Verzicht leisten. Sie wolle weder Pierrots noch Chemisen, noch Redingotes noch Polonaisen, noch Robes à la Turque oder Circassiennes tragen, sondern ernste, faltenreiche Kleider, die auch bei Empfängen bei Hofe allein geduldet werden dürfen. Dieser Entschluß der Königin war nach Baronin Oberkirch das allgemeine Gespräch des Tages und wurde überall kommentiert. Mme. Campan macht sich zum Sprachrohr der öffentlichen Meinung, wenn sie über die Sinnesänderung Marie Antoinettes berichtet: »Der Geschmack am Putz, welchem sich die Königin während der



Dame in Caraco.
Aus der Galerie des Modes. 1778.



Dame in englischem Häubchen.
Aus der Galerie des Modes. 1778.

ersten Jahre der Regierung überlassen hatte, machte einer Liebe für die Einfachheit Platz, die zu einem beinahe unpolitischen Grade getrieben wurde, da der Glanz und die Pracht des Thrones in Frankreich nicht ganz von den Interessen der Nation getrennt werden können«. »Außer an den Tagen der großen Hoffeste«, fährt sie fort, »wie dem 1. Januar, 2. Februar, Ostern, Pfingsten, Weihnachten, trug die Königin nur noch Kleider von Percal oder weißem Florentiner Taffet. Ihre Coiffuren beschränkten sich auf einen Hut, wobei ihr die einfachsten immer die liebsten waren, und die Diamanten verließen ihre Schatullen nur noch an Galatagen«. Man sollte meinen, daß das Publikum, das kurz vorher die Verschwendung der Königin so heftig mißbilligt hatte, über die Sparsamkeit und Einfachheit, die sie sich nun angelegen sein ließ, entzückt oder mindestens befriedigt gewesen wäre, aber weit gefehlt. Sie trägt nur darum weißen Linon, sagte man, damit das französische Gold ihrem Bruder, dem Kaiser, zugute kommt. Sie will die Manufakturen der Niederlande zum Schaden der Seidenwebereien Lyons bereichern. Diese Verdächtigungen wurden so laut geäußert und so oft wiederholt, daß sich die Stadt Lyon zu einer offiziellen Klage bei der Regierung über den Geschmack der Königin veranlaßt fühlte. Als im Salon von 1783 Mme. Vigée Lebrun ein Portrait der Königin in der Lévite ausstellte, mißbilligte das Publikum dieses Kostüm, »das der Majestät zu wenig würdig sei«, so nachdrücklich, daß sich die Leiter der Ausstellung entschlossen, es zu entfernen und dafür ein anderes aufzuhängen, dessen »Kostüm der hohen Würde des Thrones mehr entspräche«. Man sieht, die Königin war es durchaus nicht, die den Ton angab, auch in diesem Falle war es wieder eine Schauspielerin Mlle.

de Saint-Val, deren elegante Lévite als Gräfin Almaviva den Erfolg des Kleidungsstückes entschied.

Das sind die Kleider, in denen die Französinnen die Revolution begrüßten. Das Magazin des Modes meldet 1787: »Die Damen kleiden sich in lange Futterale. Man macht sie von einfarbigem weißen Linon oder Musselin über Unterkleidern, in rosa, blau oder grün, aber am besten ohne Farben darunter«.

Die verschiedenen Typen der Kostüme waren im 18. Jahrhundert nicht so entwickelt wie heute, wofür, wie in allen Dingen der Hof vorbildlich war. »Ludwig XIV. dispensierte die Damen niemals von der Hofgalatracht«, berichtet der Herzog von St-Simon. »Auch die privilegiertesten Damen hatten nie anders zu erscheinen, sogar im Reisewagen. Ob sie krank oder in anderen Umständen waren, gleichgültig, kaum genesen, mußten sie in großer Toilette, geschmückt und geschnürt mit nach Flandern und weiter, reisen, tanzen, Nächte aufbleiben, Feste mitmachen, fröhlich und gesellig sein, immer rüstig und nie übler Laune, trotz Hitze, Kälte, Staub, Wind und Wetter, stets auf die Minute pünktlich«. Das blieb so unter Ludwig XV. Es wurde nur für die Damen, die den König auf die Jagd begleiteten, eine Ausnahme gemacht. Sie brauchten wenigstens nicht in dem großen Reifrock der Hofgala zu jagen. Die Jagdkleider der Damen waren nach der Beschreibung des Herzogs von Luynes keine Amazonenkostüme, sondern sogenannte Robes abattues, d. h. ohne Reifrock. Wie der gewissenhafte Berichterstatter wissen will, legten die Damen dazu eine Tournure postiche an, das »was sie einen cul nennen«, fügte er hinzu. Sehr groß scheint der Unterschied mit den sonstigen Toiletten nicht gerade gewesen zu sein, jedenfalls nicht sehr in die Augen springend, denn 1747 notiert der Herzog: »Die Damen, welche den Dauphin auf die Jagd begleiten, tragen Jagdkleider. Ich verstehe unter diesem Anzug Kleider, welche nicht wirkliche Jagdkleider sind, sondern solche, die für die Jagd bestimmt sind«. Eine Definition, die so wenig deutlich ist, läßt beinahe die Vermutung zu, daß der Unterschied dem herzoglichen Schreiber selbst nicht ganz klar gewesen zu sein scheint. Die Damen setzten dazu, wenn sie jung waren, einen Hut, wenn sie älter waren, eine Haube auf und legten, wenn man die Gemälde zu Rate zieht, eine Art Schoßjacke an, der die Verschnürung mit Brandebourgs einen halb militärischen Charakter verlieh. Mäntel kamen für Damen nicht vor 1745 in Gebrauch, sie wurden allgemein erst seit 1750 getragen. Anfänglich ziemlich kurz, wurden sie später weiter und mit einem Capuchon versehen, das die Damen bei Bedarf über den Kopf ziehen konnten.



Friseur und Dame.
Aus der Galerie des Modes. 1778.

Auch darin war die damalige Mode von derjenigen einer späteren Zeit verschieden, daß Bräute nicht in weiß vor den Altar traten. Sie trugen wohl ein festliches Kleid, aber keines, das sich durch Farbe oder Ausputz von irgend einer anderen Gesellschaftstoilette unterschieden haben würde. Bei Hofe trug man bei dieser Gelegenheit sogar schwarz, d. h. Goldbrokat auf schwarzem Grund. Als die Tochter Ludwig XV. im August 1739 den Infanten von Spanien in Versailles heiratete, trug sie das große Hofkostüm »schwarz und gold, wie es am Hochzeitstage Gebrauch ist«, bemerkt der Herzog von Luynes. Als 1737 Mlle. de Rohan ihren Vetter Rohan Montauban heiratet, sind beide in einen Stoff von verschiedener Zeichnung gekleidet, aber alle beide in einen schwarzgrundigen. »Die Etikette verlangt, daß der Stoff bei solchen Zeremonien einen schwarzen Grund habe. Der Prinz von Rohan Montauban trug grau-braun, weil man schwarz nicht hatte auftreiben können«. 1743 ehelichte Mlle. de Bouillon den Herzog von Montbazon, sie trug Goldbrokat auf schwarzem Grund, der Bräutigam aber Silberstoff mit Goldspitzen. »Montbazon fiel auf als ungehörig gekleidet«, bemerkt der strenge Luynes etwas mißmutig, »es hätte absolut schwarz und gold sein müssen«. Die Bräute aus weniger vornehmem Stande kleideten sich bunt, das erste Brautkleid, das ein französisches Modejournal 1785 zur Darstellung bringt, ist blau.

Die Vorschriften für Trauer waren genau und streng.

Man trauerte für den König sechs Monate, für den Ehemann ein Jahr, für Vater, Mutter, Ehefrau und für alle Personen, die man beerbt, sechs Monate, für Bruder und Schwester drei Monate und für alle anderen Angehörigen

einen Monat. Für Kinder war es nicht üblich, Trauer anzulegen. Eine königliche Verordnung hatte 1699 das Trauertragen genau geregelt:

»In Hinsicht auf die Trauer, welche man für königliche Personen anlegt, kann jeder Große Trauer tragen, d. h. den langen Tuchmantel, der bis auf den Boden reicht und Krepp auf dem Hute. Damen tragen Tuchkleider mit Kreppschleiern auf dem Kopf, wie man gewöhnt ist, es für Vater, Mutter und Gatten zu tun. Diese Trauer trägt man bis zum Tage der Beisetzung und darf sie dann abschwächen, je nach der Gelegenheit und Jahreszeit.

Dienstboten tragen keine Trauer, es genügt, wenn ihre Herrschaft es tut.

Was die Trauer anlangt, die man für unsere Untertanen anlegt, so darf man sie nur tragen, für Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Großvater und Großmutter und andere Verwandten in aufsteigender Linie, Mann und Frau, Schwiegervater, Schwiegermutter, ebenso darf jeder Erbe trauern, selbst wenn er mit dem Verstorbenen nicht verwandt ist.

Diese Trauer besteht in Tuchmänteln von gehöriger Länge für Aszendenten und in verkürzten für Seitenverwandte.

Man darf keine Trauer länger tragen, als höchstens sechs Monate nach dem Todestage.

Kein Dienstbote, wer immer er sei, darf Trauer tragen, außer, wenn er dem verstorbenen Herrn, seinen Kindern oder Erben gedient hat«.

Die großen Trauermäntel der zeremoniösen Trauer, die man in der Hofsprache Mante hieß, mußte man auch bei dem Kondolenzbesuche anhaben, den man den Hinterbliebenen abstattete. Gewöhnlich wurden sie im Vorzimmer des Trauerhauses bereitgehalten, man warf sie über seinen gewöhnlichen Anzug und legte sie, wenn der Pflichtbesuch erledigt war, wieder ab. Die spitze Schnebbe der Witwentrauer war seit der Hoftrauer um Anna von Österreich die Mutter Ludwig XIV. in Gebrauch. Ganz Frankreich trug, wenn es trauerte, schwarz, nur der König legte bei dieser Gelegenheit violett an, sogar das 5 Jahre alte Königskind, das Ludwig XIV. auf dem Thron folgte, wurde nach dem Tode des Monarchen violett eingekleidet. Zum letzten Mal ist dieser alte Brauch wohl befolgt worden, als der Hof 1783 offizielle Trauer anlegte. Nur die Kardinäle hatten das Recht, gleich dem König in Trauerfällen ihren Purpur abzulegen und mit den violetten Farben zu vertauschen, die Trauerfarbe der katholischen Kirche ist ja bis heute das Violett geblieben.

Die Mode des Reifrocks war insofern sehr kostspielig, als der Stoff, den das Reifengestell so glänzend zur Geltung brachte, eigentlich gar nicht schön genug sein konnte. Je prächtiger er war, je eleganter war die Toilette und man muß sagen, daß die Seidenwebereien Lyons wahre Wunder an geschmackvollen Stoffen zur Verfügung der Damenwelt hielten. Die französischen Seidenstoffe des 18. Jahrhunderts üben noch heute im Glanz ihres Gewebes, im Schimmer der Farben, in der Schönheit ihrer Muster einen Zauber aus, dem schwer zu widerstehen ist. Da gibt es Brokate mit Ripsstreifen, gewässerte Seide, Halbdamaste, mehrfarbig oder mit Chenille brochiert, sprödfaltigen Taffet und was der Kombinationen von Seiden und Baumwollfäden mehr sind. Die Musterung der Kleiderstoffe hat entsprechend dem Dekorationsstil einen großen Wechsel im 18. Jahrhundert durchgemacht. Das eigentliche Rokoko, also die Zeit bis etwa 1760 zeigt darin eine gewisse Einförmigkeit. Jahrzehnte hindurch hat es an der wellenförmigen Einteilung der Fläche festgehalten. Aber in dieser Einförmigkeit, welche Abwechslung. Bald sind die Wellen aus einfachen Linien gebildet, bald aus Spitzen oder Pelzstreifen. Hier schwingen Blütenranken in der beliebten Form der Kurve, dort flattern lose geschürzte Bänder oder Knoten schleifen sich zusammen, dazwischen und darüberhin Blumen, einzeln und in Sträußchen, in einem heiteren, man möchte sagen koketten Naturalismus. Die Webetechnik verhilft ihnen durch ausgiebige Verwendung des Brochierens zu lebhafter und leuchtender Wirkung. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts bringt dann in den von ihr bevorzugten breitstreifigen Mustern eine strengere Stilisierung, die aber trotz ihrer dünnen Linien voller Anmut ist. Sie gibt den weiten, bauschigen, schleppenden Kleidern ein leichtes und sehr gefälliges Ansehen. Ganz vorzüglich müssen auf den großen paniers die Brokate gewirkt haben, deren Steife und Schwere auch die gewünschte Form hielt und unterstützte. Man fertigte sogar ganze Kleider aus Goldbrokat ohne Naht, ihr Preis aber war von so phantastischer Höhe, daß Marie Leszczynska sich den Wunsch nach einer solchen Robe versagte. Der hohe Preis der Seidenstoffe nötigte dazu, sich für den Hausgebrauch nach billigerem Material umzusehen und da kam aus England die Indienne wie gerufen. Es war dies ein farbiges Baumwollzeug mit bunten Blumen bedruckt, das erst wirklich aus Indien eingeführt, dann aber in England fabrikmäßig hergestellt wurde. Die Indienne war gefällig, denn ihre großblumigen Muster kamen auf dem Reifrock in den weiten Falten der Adrienne vortrefflich zur Geltung und sie war billig. Diese beiden Eigenschaften machten den Stoff den Damen hoch willkommen und die Indienne ist kaum bekannt, als

sie auch schon die große Mode wird. Die französische Regierung sah allerdings mit scheelem Auge auf den ausländischen Stoff, der ganz dazu angetan war, die heimischen Seidengewebe mit ihren hohen Preisen in den Hintergrund zu drängen. Kaum erschien daher die Indienne auf dem Markte, als sie auch von Verboten getroffen wurde. Zwischen 1697 und 1715 sind sich allein 25 verschiedene Gesetze gefolgt, die die Einfuhr dieses Baumwollgewebes mit Strafe belegten. Wie schon die hohe Zahl dieser Verbote lehrt, hatten sie keinen Erfolg und die Regierung sah sich gezwungen, immer strengere Strafen anzudrohen. Kaufleuten, die englische bunte Baumwolle einführen oder feilhalten würden, standen die Galeeren bevor und dies Gesetz, das im Jahre 1717 erlassen wurde, ist, wie Grimm schreibt, noch 1755 zur Ausführung gekommen. Es hat alles nichts genützt, die Indienne behielt ihre Beliebtheit, selbst dann, als man soweit ging, Frauen und Mädchen die Kleider auf der Straße vom Leibe reißen zu lassen. 1760 gab die Regierung endlich den ungleichen Kampf auf und ließ ihre Verbote fallen, es entstanden sofort Fabriken in Paris selbst und zu den ersten, die sich auf die neue Industrie warfen, gehörte der bekannte Glücksritter Casanova. Er hat es auch dabei weder zu Vermögen noch zu Seßhaftigkeit gebracht.



Herr im Redingote.
Aus der Galerie des Modes. 1781.

Den Übergang zu den leichteren Stoffen, die mit der Lévite und den englischen Roben in Mode kommen, bilden die Spitzenkleider, die allerdings ebenso selten wie kostbar waren. Die Marquise von Pompadour besaß ein solches von Point d'Angleterre, das ihr 22500 Livres, etwa 50000 Mark nach heutigem Geldwert gekostet hatte. Die einfarbigen Leinen und Halbleinen-

zeuge, die sich in der letzten Hälfte des Jahrhunderts durchsetzen, begünstigen auch bei den Damen den Zug nach der Uniform, den wir schon bei den Herren beobachten konnten. 1778 schreibt der Abbé Barthélemy an die Marquise du Deffand, daß auf einer Hochzeit, die man im Hause des Herzogs von Choiseul feierte, nicht nur die sämtlichen Herren in der Uniform von Chanteloup erschienen, sondern die sämtlichen Damen ebenfalls. Sie hatten sich verabredet, alle in blauen Kleidern mit gelben Bändern zu kommen.

Der Wunsch nach der Einform ist nicht der einzige Berührungspunkt, den die Moden der beiden Geschlechter miteinander gemein hatten. Wie in der Frisur hatten sie auch in dem Schnitt der Kleidung manche Ähnlichkeit. Der Schoßrock der Herren z. B. stand von den Hüften so weit ab, wie der Reifrock der Damen, so daß die Kleidung zum Verkleiden förmlich herausforderte. An den kleinen deutschen und dem russischen Hofe der Kaiserin Elisabeth war das Gesellschaftsspiel der Maskerade in den Kleidern des anderen Geschlechts stark im Schwange. Aus Frankreich hören wir nichts davon. Dagegen haben auch die französischen Damen Herrenkleider in der Öffentlichkeit dann gern angelegt, wenn sie dieselben bequemer für gewisse Zwecke fanden als die eigenen. Das mag häufig genug der Fall gewesen sein, denn ob der Reifrock nun groß oder klein war, für die Fortbewegung hat er doch unter allen Umständen ein Hindernis gebildet. Wir hören von Casanova, daß die Französinnen auf Reisen oft genug der Herrenkleidung den Vorzug vor ihrer eigenen geben. Gräfin d'Houdetot besucht Rousseau in der Eremitage, wo sie zu Pferde als Mann gekleidet eintrifft und ihren verliebten Anbeter hoch entzückt. Diderot schreibt im September 1760 aus La Chevrette an Sophie Voland: »Wir hatten heute zu Tisch eine Frau in Männerkleidern, Mme. Gondoin, hübsch wie eine Rose«.

Auf die Ähnlichkeit in der Frisur der Damen haben wir schon hingewiesen, aber wenn die Herren auf die ihre großen Wert legten und viel Zeit und Sorgfalt darauf verwenden mußten, die Damen haben sie doch weit übertroffen. Die Dame betrat das 18. Jahrhundert in der Fontange, einem Aufbau, der Locken über der Stirn auftürmte und durch hineingearbeitete Stoffe ganz bedeutend erhöhte. Schriftsteller, welche die Übertreibung lieben, und wir treffen z. B. Montesquieu unter ihnen, behaupteten schon damals, das Gesicht einer Dame liege in der Mitte ihrer Figur. Ludwig XIV., der dieser Frisur, die von seiner Geliebten, der Herzogin von Fontange herrühren sollte, wahrscheinlich selbst den Namen gegeben hatte, sah sie sich bald ab und machte aus seinem Mißfallen kein Hehl. Aber es nützte ihm nichts, die

Damen legten die Mode der Fontange nicht nur nicht ab, sondern sie fuhren sogar fort, das Gebäude, das sie auf ihren Köpfen errichteten, dauernd zu erhöhen. Ein Wechsel in der Mode der Frisur trat erst kurz vor dem Tode des Königs ein. Eines Tages war eine englische Dame, die Herzogin von Shrewsbury, bei dem Diner des Königs gegenwärtig und fiel dem Monarchen dadurch auf, daß ihre Frisur weit niedriger war, als die der französischen Damen. Ludwig XIV. äußerte sich beifällig über die Erscheinung der Engländerin und diesmal war das königliche Wort zur rechten Zeit gesprochen worden, augenblicklich folgten die Französinnen und trugen ihre Fontangen um ein Stockwerk niedriger. Dieser



Dame in »Chemise«.
Aus der Galerie des Modes. 1784.

Vorgang beweist, wie wenig von dem Einfluß einzelner Persönlichkeiten auf die Mode die Rede sein kann. Ludwig XIV. hatte gebeten und befohlen, die Fontange abzulegen, wir wissen es aus dem Munde von Frau von Sévigné, ohne jeden Erfolg und wenn dann endlich sein Wunsch doch durchzudringen scheint, so hängt das damit zusammen, daß diesmal der königliche Geschmack und die Mode einander auf halbem Wege trafen. Die Mode nahm einen Wechsel in der Form des Kleides vor und zwar einen so starken, daß der ganze Umriß der Frau dadurch geändert wurde; dadurch wurde sie genötigt, auch dem Kopfe andere Linien mitzuteilen. Mit der Zunahme des Reifrocks nimmt der Umfang der Frisur ab. Wenn man sich in der Epoche, in der der Reifrock das Kleid des Alltags war, also in der Mitte des Jahrhunderts die Bildnisse hervorragender Damen ansieht, also etwa das von Maria Leszczynska oder das der Pompadour zum Vergleich heranzieht, so fallen die kleinen runden Köpfchen auf, die über den großen Ballons schweben. In der Tat war die Frisur sehr einfach

geworden, das Haar lag gelockt um den Kopf, so glatt, daß Aigretten ode andere Schmuckstücke, die darin getragen werden, immer weit abstehen. Ein Zeitlang trug man zwei lange Locken, die hinten frei herabhingen. Dies Frisuren waren kunstlos genug, so daß es Damen gab, die sich damit z Bett begaben. Von der Marquise de Mailly, der ersten offiziellen Geliebte Ludwig XV., wird erzählt, daß sie stets in voller Frisur, den Kopf mit Dia manten bedeckt, zu schlafen pflegte. In der Zeit der kleinen Köpfe wurde viel Hauben getragen, von Spitzen oder aus beiden Stoffen kombiniert. Dies Coiffuren waren beliebt, jede Dame besaß die Möglichkeit, ihrer eigene Phantasie zu folgen und wenn sie Glück hatte, Mode darin zu macher So taufte man einen Kopfputz, den die Herzogin von Orléans, die Frau de Regenten bei ihren abendlichen Promenaden im Lustschlosse Bagnolet aufsetzte Bagnolettes. Da gab es Baigneuses, welche die Haare ganz und gar ver bargen. Thérèse, auf welche Diderots kleines Töchterchen so stolz war, Häubchei und Hauben mit und ohne Flügel, mit und ohne Bindebänder unter dem Kinn Der Name der Fontange blieb länger als ihr Wesen. Wie eine unbekannt Dame Diderot am 15. April 1756 mitteilte, gab es um diese Zeit ein Negligée häubchen, das man noch Fontange nannte.

Eine neue Periode für die Frisur setzt erst wieder ein, als der kleine werdende Reifrock eine neue Umstellung der weiblichen Silhouette notwendi macht. Das ist am Anfang der 60er Jahre der Fall und von 1770 bis 179 wird die Frisur dann zu dem wesentlichsten Faktor der Damenmode. Si wird viel charakteristischer als das Kleid, das sich mehr und mehr vereinfacht Die Frisur wird eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit, über die sid Grimm herbeiläß: zu korrespondieren. In Paris hatte sich Legros zu den tonangebendem Friseur aufgeschwungen, der seine renommiertesten Vorgänge Dagé, der die Herzogin von Chateauroux und die Pompadour, Larseneur de Mesdames frisierte, weit in den Schatten stellte. Er hatte Feinde, welche große Mann hätte sie nicht, aber sie wurden zum Schweigen gebracht, wi Grimm berichtet, seit Legros 1763 während des Jahrmarktes von St-Ovid seine Kunst in einer Ausstellung von 30 von ihm frisierter Puppen zur Geltun gebracht hatte. Dieser Erfolg ermutigte den Friseur 1765 sein Handbuch de Coiffure herauszugeben, in dem er 28 verschiedene Arten Damen zu frisierei bekanntmachte, 15 davon für Hof und Stadt, 13 für Bälle und Theater be rechnet. Er eröffnete auch eine Akademie, in der wißbegierige Jünglinge i die Geheimnisse der Frisierkunst eingeweiht wurden. Als am 30. Mai 177 bei dem Feuerwerk, das die Stadt Paris zur Feier der Vermählung de

Dauphin mit Marie Antoinette veranstaltete, 80 Personen ertranken, und im ganzen 508 Menschen den Tod fanden, verunglückte auch der berühmte Legros. Nicht zu früh für seinen Ruhm. Die Zeit war über ihn hinweggeschritten. 1765 waren noch 30 verschiedene Frisuren etwas Besonderes gewesen, 1772 veröffentlichte der Courrier de la Mode in jedem seiner Hefte 96 verschiedene Frisuren, die er im Jahre auf 3744 Modelle brachte. Man zählte um diese Zeit bereits mehr als 600 Friseure in Paris. »Mr. Beaulard ist der Erfinder aller Dummheiten der Coiffure«, schreibt Grimm 1774.

»Das Kostüm änderte sich«, schreibt Mme. Campan, »und die Coiffuren wuchsen durch das Auftürmen von Gaze, Blumen und Federn zu einer solchen Höhe an, daß die Damen gar keine Wagen fanden, die hoch genug gewesen wären, um darin Platz zu nehmen und daß viele genötigt waren, den Kopf zum Fenster herauszustecken. Andere fanden es vorteilhafter, sich hinzuknien, um das lächerliche Gebäude, mit dem ihr Kopf überlastet war, auf eine sichere Weise zu schonen«. Den Coiffeuren schwoll der Kamm. »Nachdem der Kopfputz der Damen ein Gegenstand von solcher Wichtigkeit geworden ist«, schreiben die geheimen Denkwürdigkeiten Bachaumonts im Jahre 1780, »hat sich der Beruf der Coiffeure außerordentlich vervielfältigt. Sie verachten die Perrückenmacher und wünschen sich den gelehrten Berufen anzugliedern«. Die Regierung besaß nicht das nötige Verständnis für den hochfliegenden Ehrgeiz der Haarkünstler, sie beschränkte die Zahl derselben in Paris auf 600 und verbot, daß der Plan einer Akademie, die sie einrichten wollten, zur Ausführung kam. Die Frisur war zu einer Art Manie geworden, zu einem methodischen Wahnsinn, der alle Erscheinungen der bekannten Welt zu einem Kopfputz für die Damen mißbrauchte. Dabei wuchs die Höhe natürlich entsprechend an und der Vorwurf, den schon Montesquieu gegen die Fontangen erhoben hatte, wird wiederholt: das Gesicht einer nach der Mode frisierten Dame liegt in der Mitte ihrer Figur. Galiani schreibt über den Besuch der Herzogin von Chartres in Neapel am 14. Juni 1776 an seine Freundin: »Sie verursachte einen Auflauf. Man mußte die Sitzkissen des höchsten Wagens der Gesandtschaft entfernen, damit sie mit ihrer Frisur Platz hatte. Der König hat sich unglaubliche Mühe gegeben, um das Lachen zu verbeißen«. Es gab keine Extravaganz, die sich die Damen versagt hätten; Baronin Oberkirch erzählt, daß sie bei ihrer Vorstellung am Hofe eine Flasche mit frischem Wasser in das Haar frisiert bekam, um die Blumen frisch zu erhalten; die Großfürstin Paul von Rußland trug bei der gleichen Gelegenheit einen kleinen Vogel von Edelsteinen, der auf einer Rose schwebte und mit den Flügeln schlug. Frau



Dame in Straßenkleid.
Aus der Galerie des Modes. 1786.

von Matignon zahlte dem Friseur Beaulard 24000 Livres im Jahr, wofür er die Verpflichtung übernahm, ihr alle Tage eine neue Coiffure zu liefern. Marie Antoinette war durch Rücksichten auf ihre Tanten gezwungen, deren Friseur Larseneur zu beschäftigen, er war ihr aber zu alt und zu wenig erfinderisch und so zerstörte sie jedesmal, wenn er mit seiner Arbeit fertig war, die ganze Frisur und überließ sich dann der Phantasie und der Geschicklichkeit von Leonard Autier, dessen Talente sie befriedigten. Sie ging in der Tollheit voran und steigerte ihren Kopfputz zu jener phantastischen Höhe, die ihn mit den Kronleuchtern in Kollision brachte. Als Joseph II. in Versailles war, konnte er sich nicht enthalten, die Torheit der Königin zu mißbilligen. »Meine Frisur scheint dir nicht zu gefallen?« fragte Marie Antoinette eines Tages ihren Bruder. »Doch«, antwortete er, »nur scheint sie mir zu leicht, um eine Krone zu tragen«.

Diese Frisuren wurden alle gepudert, fast immer weiß, es gab aber auch einen Irispuder, der 1783 Mode war, der jedes Haar rot erscheinen ließ. Nur ganz wenige Damen konnten sich den Luxus gestatten, sich jeden Tag neu frisieren zu lassen, manche mußten ihre Frisur ein oder zwei Wochen beibehalten. Man kann sich die Folgen der mangelnden Reinlichkeit selbst denken. Ein Satiriker dieser Zeit nannte das quälende Ungeziefer »ein heimliches Heer, das die elegante Frau auf eigene Kosten ernähren müsse«. Es war erlaubt, sich mit den Fingern an die leidende Stelle zu klopfen, da man sich doch beileibe nicht kratzen durfte. Die berühmten langstieligen Kopfkratzer »Grattoirs« durften nur in der Stille der Einsamkeit in Tätigkeit treten. Die hohen Frisuren hatten noch andere Unannehmlichkeiten im Gefolge, z. B. im

Theater, wo sie den hinter ihnen Sitzenden die Aussicht auf die Bühne sperrten. 1778 entschloß sich der Direktor der Oper de Visme, den Damen mit hohen Frisuren den Zutritt zum Amphitheater zu sperren.

Durch die so viel beklagte Anglomanie der Herren kamen außer Herrenmoden auch solche für die Damen über den Kanal, darunter außer gewissen bequemen und einfachen Schnitten, den robes anglaises, auch die englischen Hüte. 1783 empfiehlt Mercier im Tableau de Paris den Französinnen die englischen Hüte. »Die Häßlichen gewinnen durch sie und die Schönen erst recht«, sagt er. Nun wechselt die Mode ihren Schauplatz. Statt die Putzartikel in das Haar selbst zu frisieren, werden sie jetzt auf die Hüte getan und die Kopfbedeckungen werden ebenso ausschweifend in Form und Ausstattung wie es bis dahin nur die Köpfe gewesen waren. Die Erfindungen waren nicht weniger gewagt und extravagant wie bei den Frisuren und wieder waren es die Schauspielerinnen, die mit dem Beispiel vorangingen und die Mode machten. Das Häubchen à la Suzanne das Mlle. Contat in der Rolle der Suzanne in Figaros Hochzeit trug, machte Furore. Es war von einer Rosenguirlande umgeben und ganz mit weisen Federn besteckt. Dieselbe damals sehr beliebte Soubrette lancierte auch das Bonnet à la Randan, das sie 1786 in der Rolle der Frau von Randan in Monvels Komödie Bayards Liebschaften getragen hatte. Auch der Chapeau à la Caravane kam von der Bühne. Er war $2^1/_2$ Fuß hoch und hatte 5 Fuß Umfang. Das Licht der Rampen hatte er 1783 in Grétrys Caravane du Caire erblickt. Ein Strohhut kam bei Mlle. Bertin auf 84 Francs, ein Stoffturban auf 96 Francs zu stehen.

Die gepuderte Frisur machte selbstverständlich das Schminken zur absoluten Notwendigkeit und man wird sich all die niedlichen Lärvchen, deren Züge uns die Zeichner und Kupferstecher aufbewahrt haben, tüchtig angestrichen vorstellen dürfen. Man darf schon sagen angestrichen, denn die Damen malten sich nicht natürliche Farben, sondern es war für anständige Frauen guter Ton, sich das Rot in abgezirkelten Flecken aufzulegen. So schreibt Lady Montague 1718: »ich muß Ihnen etwas über die französischen Damen sagen. Ich habe alle gesehen, die hier als Schönheiten bekannt sind, und wahrhaftig, ich kann mir nicht helfen, ich muß den groben Ausdruck gebrauchen, es sind widerwärtige Kreaturen. Sie sind absurd mit ihrem phantastischen Putz, monströs, unnatürlich durch das Rot, mit dem sie sich schminken und die kurz abgeschnittenen, rings um das Gesicht gebrannten und übermäßig gepuderten Locken. Sie sehen aus, als trügen sie Perrücken von Flachs. Auf ihren Wangen breitet sich ein Rot aus, so lebhaft wie das japanische, so daß



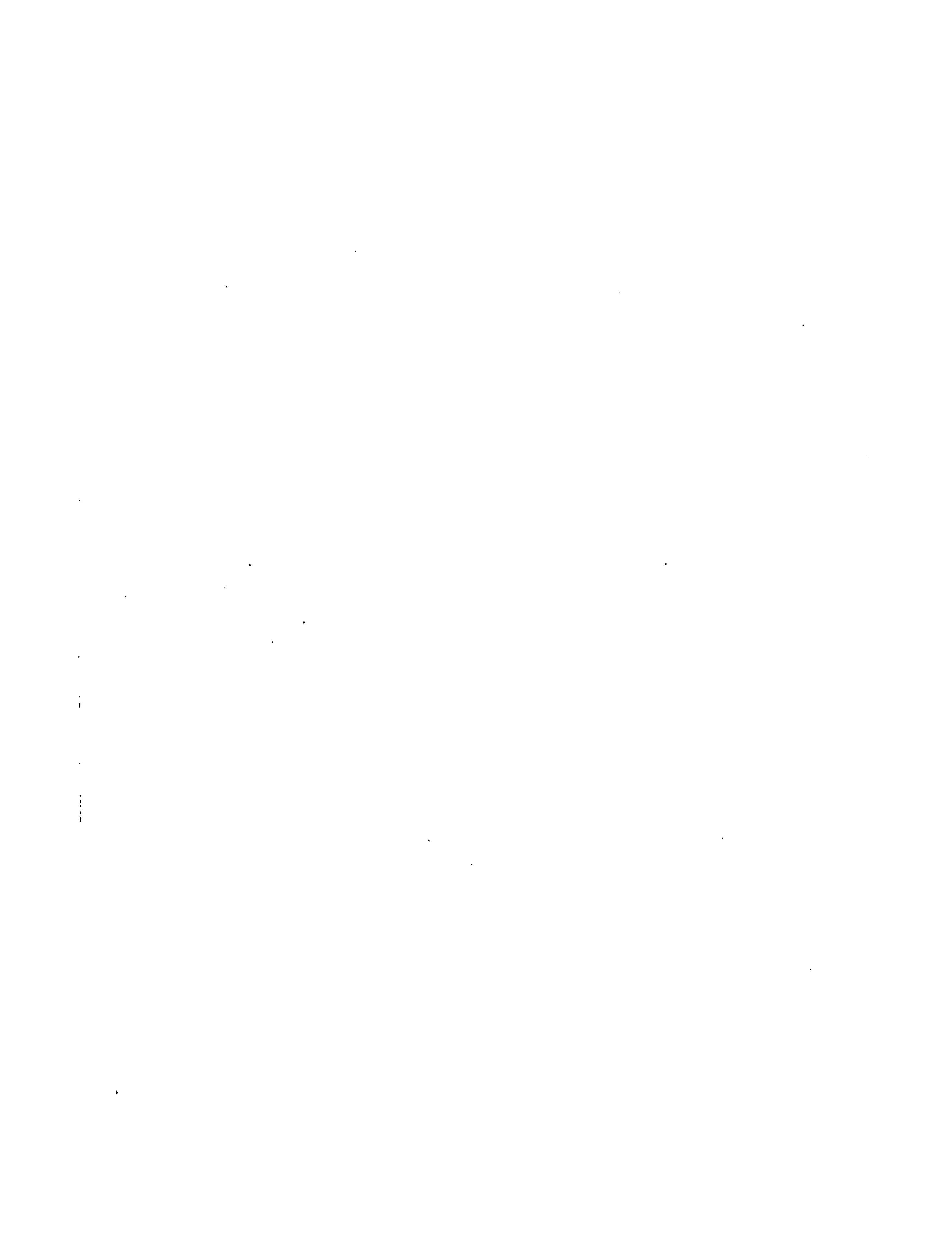
Aus der Galerie des Modes. 1787.

man glaubt, sie seien entzündet, wirklich, sie haben nichts Menschliches. Ich möchte glauben, daß die erste Idee ihrer Coiffure von dem Felle eines Schafes herstammt«. Die Französinnen waren durchaus nicht etwa blind gegen die Geschmacklosigkeiten, die ihnen die Gewohnheit vorschrieb, aber was wollten sie gegen das Herkommen machen? Mme. de Staal, die witzige Memoirenschreiberin, verfaßte für den Hof der Herzogin von Maine ein kleines Theaterstück, »die Moden«, in dem sie ein nur wenig karrikiertes Bild der Kleidung entwirft. Von der Liebhaberin wird darin im Hinblick auf ihr geschminktes Gesicht gesagt: »Wir sehen sie alle Tage und haben sie doch noch nie gesehen«. Manches Jahr später schreibt Leopold Mozart 1763 aus Paris an seine Frau: »Ob die Frauen in Paris schön sind, das ist unmöglich zu sagen, denn sie sind gemalt wie die Nürnberger Puppen und durch diese widerwärtigen Kunstgriffe derartig entstellt, daß eine von Natur schöne Frau in den Augen eines ehrlichen Deutschen völlig unkenntlich wird«. Die ausländischen Prinzessinnen, die nach Frankreich verheiratet wurden, wie Maria Leszczynska, die Infantin von Spanien, die den Dauphin ehelichte, haben ihr Entsetzen über die Art, in der die französischen Damen sich zu schminken pflegten, nie verhehlt, Maria Leszczynska ihre Abneigung dagegen nie überwunden. Sie erschien zum Erstaunen Casanovas sogar bei ihrer öffentlichen Tafel ungeschminkt. Ein Bildchen nach dem Leben zeichnet der Herzog von Lévis in seinen Erinnerungen von der Herzogin von Falari, 50 Jahre nachdem der Herzog von Orléans in ihren Armen gestorben war: »Sie war abschreckend. Die gelbe runzlige Haut



BERVIC NACH CALLET

LUDWIG XVI 1790



war mit einer dicken Schicht von weißer Schminke bedeckt, gehoben durch zwei rote Flecke. Eine blonde Perrücke bedeckte schlecht und recht die eingefallenen Schläfen«. Sie war ihm allerdings doppelt widerwärtig, weil sie sich auf alle jungen Männer stürzte und sie abküßte. Solange eine Dame sich schminkte, deutete sie an, daß sie auf die Freuden des Lebens noch nicht verzichtet habe. Das Aufgeben war ein untrügliches Zeichen dafür, daß es ihr mit der Bekehrung aufrichtiger Ernst war. »Ich gehe zur Messe«, schreibt die Marquise du Deffand einmal an Fromont, »das Rot und den Präsidenten aber gebe ich nicht auf«. Dem weiß geschminkten, rot gehöhten Gesicht verliehen die Schönheitspflästerchen eine gewisse Pikanterie. Sie waren von schwarzem Stoff, Seide oder Sammet und von den verschiedensten Formen. Es gab Sterne, Halbmonde, Tiere und dergleichen. Je nach der Stelle, an der sie angebracht waren, bedeuteten sie irgend eine seelische Nuance. Sie sprachen einen Dialekt, den nur der Eingeweihte verstand.

Die Bilder lassen nicht erkennen, daß die Damen sehr viel Schmuck getragen hätten, wenigstens ist der Halsausschnitt meist frei. Man liebte besonders die Ohrringe, Girandoles genannt, die man allerdings nicht groß genug haben konnte, wenn sie aus Diamanten bestanden. Marie Antoinette kaufte von dem Juwelier Böhmer ein Paar Ohrringe für 360000 Livres. Wille schenkte im Januar 1765 seiner Frau Ohrringe von Diamanten für 2700 Livres und 1776 eine Nadel ins Haar ebenfalls von Diamanten für 360 Livres. Dieser Haarschmuck wurde viel getragen, man erkennt ihn fast auf allen Portraits dieser Zeit. Das würde allerdings noch nicht beweisen, daß er den schönen Trägerinnen auch immer gehört hätte, denn man konnte Schmuck zu leihen nehmen. In den 30er Jahren verlieh der Juwelier Lemagnan Diamantparuren an Damen, die sich bei Hofe damit schmücken wollten. Der Herzog von Luynes wollte wissen, daß oft für 2 bis 3 Millionen davon unterwegs seien. Vielleicht waren die Damen vom Theater besser damit versehen, als die vom Hofe. Sie empfingen enorme Geschenke. Nach Bachaumonts Angaben besaß Mlle. Beauvoisin 1784 für 1800000 Francs an Schmucksachen und die Damen Hus, Deschamps, Guimard sollen nicht viel weniger ihr eigen genannt haben. Von Sophie Arnould erzählt man eine amüsante Geschichte. Sie brach mit dem Grafen Lauraguais, mit dem sie jahrelang ein Verhältnis unterhalten hatte und schickte der Gemahlin des Grafen nicht nur alle Juwelen, Spitzen und andere Geschenke zurück, die sie von ihrem Liebhaber empfangen hatte, sondern auch Pferde und Wagen, die sie seiner Freigebigkeit verdankte. In die Equipage setzte sie allerdings die zwei Kinder, die sie mit ihm gezeugt

hatte. Gräfin Lauraguais behielt die beiden Kinder und ließ sie vortrefflich erziehen, die Juwelen und alles übrige wies sie zurück. Als die Empfindsamkeit Mode wurde, kamen die Schmucksachen auf mit sinnreichen Devisen oder Haareinlagen geliebter Personen. So trug Graf Mora zwei Ringe, die Julie de Lespinasse ihm geschenkt hatte, den einen mit ihren Haaren, den anderen mit der Devise: Tout passe hormis l'amour.

Frau von Genlis empfing zu ihrem Namenstag 1789 von der ganzen Familie Orléans Ringe mit bezüglichen Devisen. Die Herzogin schenkte ihr einen von Emaille mit der Inschrift: Vous savez combien vous m'aimez, mais vous ne pouvez pas savoir, comme je vous aime.

Da eine so wortreiche Inschrift unmöglich auf einem Damenring Platz gefunden hätte, so war von jedem Wort nur der erste Buchstabe angegeben und zwar in kleinen Diamanten. Die Gräfin gab der Herzogin als Erwiderung einen Ring, der ein Band mit einem Knoten vorstellte mit der Inschrift: Impossible à dénouer.

Ihre Schüler waren nicht weniger sinnreich und gefühlvoll in den Ringen, die sie ihrer Erzieherin schenkten. Der Herzog von Chartres, als König Louis Philippe genannt, hatte auf den seinen die Inschrift setzen lassen: Q'aurais-je été sans vous?

Der Herzog von Montpensier: T'aimer est mon devoir, te plaire est mon bonheur.

Prinzessin Adelaide: Est-il rien que je puisse préférer au bonheur d'être avec vous?

Alles, was bisher über den Anzug von Herren und Damen, den Kleiderschnitt, die Frisuren, den Kopfputz gesagt wurde, bezieht sich nur auf die Angehörigen der oberen Stände. Sie waren diejenigen, die die Mode machten. Die übrigen Stände folgten ihnen und ahmten getreulich das Beispiel nach, das ihnen von oben gegeben wurde. Wenn Mlle. de Valois, die Tochter des Regenten, die 1719 den Herzog von Modena heiratete, 40 große Roben in ihrem Trousseau fand, so gab es schon bald darauf Bürgerfrauen genug, die es mit der Prinzessin hinsichtlich des Luxus ihrer Garderobe hätten aufnehmen können. Mandrin nahm mit seiner Bande am 16. Oktober 1754 Puy en Velay ein und da ihm aus dem Haus des Kommissärs der Generalsteuerpächter Widerstand geleistet wurde, so ließ er das Haus erstürmen, seine ganze Einrichtung verkaufen und alles von Grund aus verwüsten. Dabei wurde auch die Garderobe von Mme. Dupin der Frau des pflichteifrigen Beamten beschlagnahmt und öffentlich verkauft. Das Verzeichnis ist erhalten und von einem ganz

überraschenden Umfang. Neben Hemden mit und ohne Spitzen, Korsetts, Schürzen, Nachtjacken, Nachthauben, Spitzenhäubchen, Spitzenmanschetten gibt es Hauben von Musselin, gestickte, gestreifte, abgenähte, getollte Manschetten, 13 Coiffuren von Häkelei, 11 Coiffüren von Spitzen, drei große Spitzenmantillen, Häubchen von Musselin, Gaze, Taffet usw. Unter den Kleidern finden sich solche von Kreton, Indienne, Baumwolle, und die mannigfältigsten Seidenstoffe als gros de Tours, gros de Naples, Taffet, Atlas, Unterröcke von Seide, Plüsch, Flanell, Baumwolle, Musselin, Umhänge von Taffet usw. Man sieht eine Bürgerfrau des Mittelstandes in einer kleinen südfranzösischen Stadt besaß einen Reichtum von Roben und Putzartikeln, um die sie manche vornehme Dame beneidet haben dürfte.



Kleine Hofrobe.
Aus der Galerie des Modes. 1788.

Der gute Pariser Bürgerstand war weniger erpicht auf die Menge als auf den Geschmack seiner Garderobe. Von Mme. Geoffrin wissen wir, daß sie in ihrem Anzug von einer geradezu gesuchten Einfachheit war, sie liebte unansehnliche Farben und strenge Schnitte und trug immer Hauben, die unter dem Kinn gebunden waren. »Es war unmöglich, eine liebenswürdigere alte Dame zu sehen als sie«, hat Laharpe von ihr gesagt. Ihre Schneiderinnen waren erst Mlle. Brivet, dann Mlle. Jouet. Da wir auch die Maße kennen, die Mme. Geoffrin zu ihren Kleidern brauchte, wollen wir sie unseren schönen Leserinnen nicht vorenthalten. Zu einem Kleid und Unterkleid von italienischem Taffet verwandte sie 13 Ellen (die Elle ungefähr $1^1/_4$ Meter), zu einem Unterrock allein $3^1/_2$ Elle, zu einem anderen Kleid 14 Ellen, zu einem Anstandsröckchen (das die Französinnen dazumal pet en l'air nannten) $2^1/_2$ Ellen. Die

Sorgfalt, welche Mme. Geoffrin ihrem Anzuge widmete, rühmte auch Grimm Mme. d'Epinay nach. »Keinen Tag versäumte sie es«, schreibt er, »eine so sorgfältige Toilette zu machen, als es ihr Alter und der Zustand ihrer Gesundheit nur immer erlauben wollte. Sie hatte für unsere alten Gebräuche und unsere neuen Moden das Entgegenkommen und die Achtung, die ihre Herrschaft nur von einer gewöhnlichen Frau hätte erwarten können. Obgleich stets krank und auf das Haus angewiesen, sah man sie immer bestrebt, das Kleid anzulegen, das Mode war«.

Diese beiden Damen gehören den höheren Bürgerkreisen an, aber wir hören auch, daß der mittlere Bürgerstand sich von der Einfachheit, die ihn im 17. Jahrhundert noch gekennzeichnet haben soll, entfernte und der Mode zu folgen suchte. »Die Mode ist der eigentliche Dämon«, schreibt Charles Cotolendi 1700, »der diese Nation quält«. Unter Ludwig XIV. hatten die Handwerker zu einem Rock von dunkellila Serge Hosen und Strümpfe von braunem Zeug und dazu einen Mantel von grauem Tuch getragen, ihre Frauen grobes Leinen und höchstens Sonntags Serge und eine Schürze von Etamine. Die Farben dieser Stoffe waren dunkel und wenig in die Augen fallend, schwarz, violett, grau. Unter Ludwig XIV. kamen rot und gelb hinzu. Indessen muß schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein gewisser Luxus auch in diesen Kreisen um sich gegriffen haben, sonst würde es wohl nicht nötig gewesen sein, in Troyes 1693 Kaufleuten und Handwerkern und ihren Frauen das Tragen von Gold- und Silberbrokat und Sammet ausdrücklich zu verbieten. Wenn die ursprüngliche Einfachheit und Schlichtheit des Anzugs der arbeitenden Klasse bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Abnehmen begriffen war, Colletet machte schon 1666 den Frauen der Pariser Bäcker den Vorwurf, sie suchten es in ihrem Putz den Frauen der Präsidenten und Räte gleichzutun, so ist sie im Laufe des 18. Jahrhunderts jedenfalls ganz verschwunden. Die Frauen der kleinen Kaufleute und Handwerker tragen Seide auch zu Unterkleidern, helle und gemusterte Stoffe verdrängen die bescheidenen Farben. An der Hand der Nachlaßinventare, die Albert Babeau beigebracht hat, kann man diesen Umschwung genau verfolgen. 1706 besitzt die Frau eines Lichterziehers in Troyes Röcke von gemusterter gelber Seide, gelbem Taffet und Popeline. Im gleichen Jahre hinterläßt die Frau des Gastwirts Noël Himpe in Troyes Rock und Mantel von brauner Etamine und einen Rock von gestreiftem Gros de Tours. Die Frau eines Schmiedes, die 1711 in Troyes gestorben ist, besaß einen Rock von Gros de Tours im Wert von 57 Livres, Mantel und Rock von brauner Seide im Werte von 44 Livres.



LAVREINCE

IN DER GARDEROBE DES BALLETTKORPS

Die Frau des Schusters Arnoul Desalle in Troyes hatte Kleiderröcke von schwarzer Serge, von bunter bedruckter Baumwolle, roter Ratine, einen ganzen Anzug von roter Serge mit Seidenfranzen und einen Mantel von grauer Serge. Die Frau eines Buchdruckers, der 1726 Bankerott machte, hatte einen Damastmantel und einen Rock von gestreifter Seide. In St-Denis besaß die Frau eines Pastetenbäckers 1731 einen Mantel von grauer Popeline, der mit taubengrauem Taffet gefüttert war. 1776 besaß ein Webergeselle einen Anzug von rotem Wollenstoff und zehn Hemden, seine Frau Kleiderröcke von blaugestreiftem Leinen, gestreifter Rase und Flanell, dazu zwei Schürzen und vier Hemden.



Hofrobe über großem Reifrock.
Aus der Galerie des Modes. 1789.

Die Frau eines Perrückenmachers in Troyes, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, hinterließ 1779 eine Robe von weißem Taffet und Röcke von rosa und blau gestreifter Seide, ferner Kleider von braunem Taffet, Indienne, gelbem Leinen und Unterröcke von Seidencroisé. Die niederen Stände kleideten sich tunlichst in die Zeuge, die die Mode vorschrieb, sie richteten sich auch im Schnitt nach denen, welche die oberen Stände trugen. Nur in einigen Orten wollte man bemerken, daß die Angehörigen des niederen Bürgerstandes von diesem Gebrauche abwichen. So glaubte man in Montpellier beobachtet zu haben, daß die Frauen und Töchter der kleinen Bourgeoisie einen Anzug beibehielten, wie er im 17. Jahrhundert gebräuchlich gewesen war, daß man in Bordeaux und seiner weiteren Umgebung eine größere Zahl von Unterröcken trug, als es eigentlich nötig gewesen wäre. Arthur Young fiel es auf, daß in Burgund die Frauen Männerhüte mit breiter Krempe trugen, daß die Elsässerinnen ihr Haar in einer ganz ungewöhnlichen Art und Weise

frisierten, indem sie es auf dem Scheitel in einen dicken Wulst zusammenlegten, wie er boshaft hinzufügt, »um zu beweisen, daß sie es niemals kämmen«. Dafür, daß man, wenn möglich, der Mode zu folgen liebte, haben wir Beweise genug. Einmal die Bilder und Stiche, zweitens die schriftliche Überlieferung. Rétif de la Bretonne, den man so malerisch den Rousseau des Rinnsteins genannt hat, weil er der Erste war, der die niederen und niedrigsten Stände durch die sentimental gefärbte Brille beobachtete, die der Dichterphilosoph mit so großem Erfolge für die Schilderung der Höheren benutzt hatte, ist einer der Zeugen. »Jede Arbeiterin«, erzählt er, »hatte für Sonn- und Feiertage eine elegante Toilette nach der Mode, wenn sie auch aus billigem Stoff gefertigt war«. Sich selbst schildert er in seinem 1770 erschienenen Roman Monsieur Nicolas. Wenn er die ganze Woche als Buchdrucker gearbeitet hat, so zieht er Sonntags einen hübschen gutsitzenden Frack von Ratine an (einem Wollenstoff) und dazu Kniehosen von schwarzem Droguet (Halbwolle) mit weißen baumwollenen Strümpfen. An der Seite trägt er einen kleinen Galanteriedegen mit stählernem Griff, die Haare läßt er frisieren und pudern, nimmt den Hut unter den Arm und befestigt kupferne versilberte Schnallen auf seinen Lackschuhen. In diesem Putz erscheint er sich mindestens so elegant wie ein wirklicher Marquis. Die Beziehungen der Mode zwischen den oberen und niederen Ständen gingen aber weiter. Gelegentlich konnte ein Kleidungsstück der Bürgerklasse plötzlich Mode werden und sich sogar sehr lange in derselben halten. Das war z. B. der Fall mit dem Caraco. Dieses Kleidungsstück war eine Art weiter Schoßjacke, die von den Frauen des mittleren Bürgerstandes in Nantes getragen wurde. Der Herzog von Aiguillon, der sich 1768 in dieser Stadt aufhielt, hatte Gefallen daran gefunden und soll den Caraco in Paris eingeführt haben. Hier ist er das ganze Jahrhundert hindurch Mode geblieben und auch später immer wieder von Zeit zu Zeit aufgetaucht.

Eine weitere Beziehung zwischen denen, die die Mode machen und denen, die sie nachmachen, liegt darin, daß diejenigen, die die Mode machen, sie immerhin nicht anfertigen, sondern darin wieder auf die Hilfe derjenigen angewiesen sind, die zu den bloßen Nachbetern gehören. Wie weit nun auch das 18. Jahrhundert noch von der Industrialisierung entfernt war, die das bürgerliche Leben heutzutage so kompliziert, einige Schatten hat dieses kommende Unheil doch schon vorausgeworfen. Zur Zeit der Hochblüte des Lawschen Aktienhandels arbeiteten die Pariser Schneider nicht, entweder weil sie sich bereits durch Spekulation bereichert hatten, oder weil sie überzeugt waren, demnächst reich

zu werden. Der Marquis de la Cour de Balleroy, der 1719 in Paris war, konnte keinen Schneider finden, der bereit gewesen wäre, ihm einen Anzug anzufertigen, ja man sah sich gezwungen, einigen von ihnen Militärposten ins Haus zu legen, um sie zu zwingen, die Kleider zu machen, die für den König bestellt worden waren. Die Wechselwirkung zwischen Mode und Industrie trat jedenfalls schon dazumal deutlich hervor, nur glaubte man noch allen Schwankungen der Konjunktur mittelst Befehlen und Verboten begegnen zu können. In Aurillac gab es eine blühende Spitzenindustrie, die gegen 6000 Arbeitern ein gesichertes Auskommen verschaffte. Als die englischen Battiste, Tüllstoffe und Musseline die Spitzen verdrängen, wird dieser Industriezweig plötzlich stillgelegt. Die Angestellten, die ihr Brot verloren, taten sich zusammen und verlangten, der König solle den Höflingen befehlen, wieder Spitzen zu tragen. Ebenso handelte die Innung der Posamentiere in Paris. Sie besaß das Privileg, die seidenübersponnenen Knöpfe herzustellen, die so lange zum Besatz der Fracks und Westen gedient hatten. Als ein Wechsel in dieser Mode eintrat, forderten sie von der Regierung stürmisch das Verbot aller anderen Knöpfe. Niemand sollte solche von Stoff, Horn, Metall oder irgendwelchem anderen Material tragen dürfen. Man begegnet bereits im Anfang des 18. Jahrhunderts den Spuren der Konfektion. Eine Reisebeschreibung von 1716 erwähnt, daß ein Schneider in St-Denis ein Magazin fertiger Kleider besaß. Er hatte vorrätig: 12 Tuchanzüge von verschiedener Farbe für Männer, mehrere von sehr viel besserem Stoff, Hosen von Schaf- und Wildleder, dazu Kinderkleider, Röcke, Korsetts und ganze Kostüme für Frauen. Das ist soweit, wie wir es bis jetzt festzustellen vermochten, die älteste Nachricht vom Vorkommen dieses Industriezweiges, der in unseren Tagen eine so gewaltige Ausdehnung erreichte.

Was hier vom Bürgerstand gesagt ist, gilt auch von den untersten Schichten und von den Landleuten. In den großen Städten hatten die armen Leute am ersten die Möglichkeit sich nach der Mode zu kleiden, denn sie erhielten die abgelegten Kleider der Bessergestellten entweder geschenkt oder konnten sie sich für verhältnismäßig wenig Geld bei den Althändlern erstehen. »Das Volk hat die Gewohnheit«, schreibt Cotolendi, »sich seine Anzüge beim Trödler zu beschaffen«. Die Landleute haben aus dieser Lage der Dinge den geringsten Nutzen gezogen und darum haben sie auch stets am längsten an alten Moden festgehalten. Auf diese Weise entstehen ja nur die sog. Volkstrachten, die durchaus kein Ausfluß besonderer Eigenart, sondern in 99 unter 100 Fällen nichts wie Reste alter Moden sind. Das Nachlaßinventar eines



Aus Freudenberg: Monument du Costume. 1774.

herumziehenden Händlers, der 1739 auf einer seiner Geschäftsreisen unversehens vom Tode ereilt wurde, unterrichtet uns über die Stoffe, die von Landleuten besonders beliebt wurden. Da war weiß und blau gestreifter Molleton, Serge von Blicourt, blaues Tuch von Romorantin, weinrotes Tuch, brauner Bougran, blaue Tiretaine, die Elle zu 15 Sous, gestreifte Calmande, die Elle zu 30 Sous, gelblicher Droguet, die Elle 40 Sous, Etamine von Ludes, taubengrauer Pinchina, blau-weiß-rot bedruckte Baumwolle. Gerade in den unteren Ständen war aber das Gefühl für die Schicklichkeit in der Kleidung noch sehr lebhaft und man wachte mit Eifersucht darüber, daß keine Nachbarin sich etwa Putzartikel anmaßte, die einem höheren Stande gebührten. 1783 lauerten 300 Damen der Halle vor dem Portal von St-Eustache einer Neuvermählten auf, um sie körperlich dafür zu züchtigen, daß sie sich angemaßt hatte, zur Trauung die Kleider einer Bürgerfrau anzulegen.

Eine besondere Klasse nahmen natürlich die Dienstboten ein, die durch ihre Stellung in unmittelbarer Umgebung desjenigen Standes, welcher die Mode machte, am meisten dazu neigten, sich ebenfalls modisch anzuziehen. Einmal waren sie diejenigen, die die abgelegten Kleider der Herrschaften erhielten, also aus Sparsamkeit, indem sie diese auftrugen, sich ebenso kleideten, wie ihre Herren, dann spielte der Neid mit. Wir erfuhren schon früher, daß ein Curé von der Sarthe 1783 darüber Klage führt, daß die Dienstmädchen sich jetzt eleganter anzuziehen versuchten, als es noch vor 20 Jahren die Haustöchter taten. Schließlich die Prunksucht der Herren selbst. »Der grenzenlose Luxus«, schreibt Charles Cotolendi, »hat Herren und Diener gleichgemacht, die Leute aus der Hefe des Pöbels mit den Personen vom höchsten Range«.

BIEDERMEIER

Deutschland von 1815 bis 1847

Mit 20 kolorierten Lichtdrucktafeln und 220 Textillustrationen nach Originalen der Zeit. 615 S. Kleinquart. Vergriffen. Zweite Auflage im Druck.

Stimmen der Presse

Die Grenzboten, Berlin:

Dieses Werk behandelt knapp, doch ohne am Detail zu sparen, alle Seiten des politischen, öffentlichen und privaten Lebens der Biedermeierzeit. Es ist sicher nicht aus irgendeiner Vorliebe heraus entstanden, dafür sind die dunklen Seiten zu ehrlich, die lichten zu objektiv behandelt, sondern aus dem Bestreben des Historikers, eine recht komplizierte Epoche in all ihren Äußerungen anschaulich und lebendig zu schildern. Alles steht übersichtlich gruppiert an seinem Platze und ist mit der Frische des scharf Ergreifenden und verständnisvoll Nachfühlenden wiedergegeben.

Die Tagespost, Graz:

Der stattliche Band erörtert alle Zeitfragen erschöpfend, an Gründlichkeit, Vielseitigkeit und in der Wahl der Bilder hat Boehn hier sein älteres Werk über Menschen und Moden des vergangenen Jahrhunderts weit übertroffen. Er erzählt durchwegs mit der Lebhaftigkeit eines Zeitgenossen, er plaudert wie einer, den das Wissen nicht an wenige Themen bindet. Allen, die ein umfassendes Bild des täglichen und politischen Lebens aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erhalten wollen, gibt das Buch eine einzigartige Möglichkeit; mit Boehn lebt man einige Tage in der lavendelduftenden Urgroßmutterzeit.

Velhagen und Klasings Monatshefte, Berlin:

Ein großes Gemälde wird hier gleichsam in unterhaltender Weise zusammengestrichelt. Und wer überhaupt Sinn dafür hat, gerät bald in einen wahren Heißhunger des Lesens. Hier ist ein Prachtwerk im guten, neuen Sinne des Wortes geschaffen, und man möchte ihm viele Leser und Beschauer wünschen, schon weil man daraus im Hinblick auf heute so viel lernen kann oder lernen könnte.

Die Hilfe, Berlin:

Das von Leidenschaft durchglühte Drama, das sich zwischen den Vormärzliberalen und den Reaktionären aller Schattierungen entwickelt, findet in Boehn einen ebenso unbefangenen wie kenntnisreichen Deuter. Kurzweilig, vertraut mit allen Stimmen der Zeit, objektiv bei einer entschieden fortschrittlichen Gesinnung, entfaltet er die ganze Physiognomie der deutschen Krähwinkelzeit.

Süddeutsche Monatshefte, München:

Ich gestehe, daß ich das Buch mit Leidenschaft gelesen habe; das erste Kapitel wirkt auf uns Heutige furchtbar durch die Darstellung der infamen politischen Verhältnisse von damals. In dem Mosaik des Werkes, in diesem Überreichtum anekdotischen Materials, steckt eine kolossale Arbeit. In allen Werken Boehns empfand man von jeher die Divergenz zwischen Text und Bildern als reizvoll; aber diesmal ist sie pikant bis zum Revolutionären: die Bilder geben sich altmodisch und harmlos, der Text ist ein kulturpolitisches Pamphlet von solcher Eindringlichkeit, daß eine billige, nichtillustrierte Ausgabe sicher ihren Weg fände. Wenn es ein gutes Werk ist, die Legende von der guten alten Zeit zu zerstören, so ist Boehns Werk sehr gut.

Rheinisch-Westfälische Zeitung, Essen a. Ruhr:

Das ausgezeichnete Buch Boehns, das eine aus ihren wesentlichen Elementen entwickelte Darstellung der Biedermeierkultur gibt, füllt wirklich eine Lücke aus. Über seine eigentliche Bestimmung, die allzu sentimentalen Anschauungen über dieses interessante Stück deutscher Entwicklungsgeschichte zu berichtigen, hinaus wird es viele anregen, sich mit dieser oder jener Gestalt näher zu beschäftigen. Denn schließlich ist es doch der edelste Zweck solcher zusammenfassenden Darstellungen, den Leser zu eingehendster Beschäftigung mit dem behandelten Stoff gewissermaßen zu zwingen. Daß Boehns Arbeit diese schöne Wirkung hat, ist vielleicht das beste Lob, das man ihr spenden kann.

Prof. Dr. Georg Witkowski in der Zeitschrift für Bücherfreunde:

Dieses Buch ist kein Bilderbuch, sondern eine gründliche und geschmackvolle Schilderung der Werdezeit des neuen Deutschlands. Der Verfasser bringt für die Lösung seiner Aufgabe die beiden nötigsten Eigenschaften mit. Er kennt die gesamte Memoiren- und Briefliteratur und gewinnt aus ihr das beste Material zur Feststellung des Zeitgeistes und seiner Wandlungen, er vermag, was noch mehr bedeutet, aus diesen zusammengetragenen Bausteinen eine Architektur aufzurichten, in der die Richtungslinien scharf hervortreten und die stilistischen Unterschiede zu einer einheitlichen Darstellung verschmelzen. So ist ein Werk zustande gekommen, das an unterhaltender und belehrender Wirkung, an Zuverlässigkeit des Inhalts und Frische der Form unter den besten Darstellungen deutscher Kulturgeschichte eine Stelle verdient.

Prof. Dr. Georg Biermann in d. Leipziger Neuesten Nachrichten:

Ein Buch, das Dank verdient und Interesse finden muß, weil es neben dem Vorzug eines reizvollen Stoffes die Gabe anregender Unterhaltung in überreichem Maße besitzt. Es ist die erste illustrierte Geschichte der Großmuttertage, die eine falsche Dichtersehnsucht in verkehrtem Lichte sah. Der Traum vom Biedermeier ist nun wohl endgültig zerstört, aber was wir mit diesem Buche an positiver Erkenntnis gewinnen, wiegt den Verlust dreifach auf.

mitgeteilt, fest und sicher verwendet und beurteilt. Bedeutend ist die Kunst des Verfassers, mit der er gewisse Zeiterscheinungen, wie z. B. die Entwicklung des französischen Zeitungswesens oder die Beziehungen der französischen katholischen Geistlichkeit zur Politik oder die Wirksamkeit des oft so unselbständigen unfreien Parlaments, schildert, ebenso wie die Kunst, mit der er einzelne Persönlichkeiten, z. B. die Mitglieder der königlichen Familien Bourbon und Orléans, den Kaiser Napoléon III., die Kaiserin Eugénie ganz unbefangen und höchst anschaulich charakterisiert. Ebenso glänzend sind die Entwicklungsphasen der französischen Literatur und Malerei und die hervorragendsten Vertreter der Künste wie auch viele Nebenerscheinungen, die Masse der Schaffenden usw. dargestellt. Kurz, es ist dem Verfasser gelungen, den lebendigen Organismus eines Staats-, Volks- und Kulturwesens in jener Beziehung lebendig, ineinander wirkend und sich entwickelnd, mit überzeugender Wahrheit zu schildern. Ein reiches Bildermaterial, das allen den angedeuteten Kulturgebieten entnommen ist, in stets guten Reproduktionen, macht das Werk mit zu einem Kulturdokument allerersten Ranges.

Karl Lahm in den Münchener Neuesten Nachrichten, 26. Februar 1918:

Eine Kulturgeschichte des *deutschen* Volkes dürfte seit Kriegsbeginn in keinem der uns feindlichen Länder erschienen sein — der Pamphlete gegen Deutschland erschienen genug. Ob einsichtsvollen Franzosen, denen später einmal das mitten im Weltkriege vom Hyperionverlag, Berlin, herausgegebene Werk *Max von Boehns „Vom Kaiserreich zur Republik"* (Eine französische Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts), vorgelegt werden wird, nicht doch leise Zweifel aufsteigen werden, auf welcher Seite die größeren Beweise von „Zivilisation" gegeben wurden. Boehn ist aus bieneneifriger Belesenheit heraus zur wandelnden Anekdote geworden; nachdem er sich mit dem Schauplatz seiner Geschichte durch persönliche Anschauung innig vertraut gemacht und alles, was blieb und bleibt von den Gestalten und Generationen, die er schildern will, mit Kunst- und Kennerblick in sich aufgenommen hat, geht er mit Temperament, Geschmack und Takt, auch mit stark fortschrittlich-kritischem Urteil daran, sein Zeitbild zu schreiben, als wären es *seine eigenen Memoiren.* Er durchstöberte die sämtlichen Erinnerungen und den bisher veröffentlichten Briefwechsel bedeutender oder geistreicher Leute aus der Zeit, nahm dazu auch, wie ein notwendiges Übel, die Folianten mit trockenen statistischen Daten zur Hand und schrieb dann in einem Zuge dies besonders wegen seiner frischen Unterhaltsamkeit lehrreiche Buch, in dem man den Vorzug der draußen oft unangenehm empfundenen „deutschen Gründlichkeit" nicht zentnerschwer empfindet. Die schönsten Erlebnisse und vielleicht auch kleinen espritvollen Schwindeleien der Heldinnen und Helden der Restauration, der Höfe Ludwigs XVIII. und Karls X., sind funkelnd wie echte oder gute Simili-Diamanten aneinander gereiht. Boehn macht aus seinem Antiklerikalismus kein Hehl und aus dieser Parteilichkeit heraus nimmt er selbst leidenschaftlichen Anteil an den politischen Kämpfen, die das Bürgerkönigtum Louis Philipps vorbereiteten. Mit dem gleichen Drang zum Fortschritt setzt er sich gegen den Klassizismus Davids für den Romantismus Géricaults und Delacroix' ein, für Victor Hugo, um ein paar hundert Seiten weiter voll Feuer die Romantik dem Realismus Manets und Zolas zu opfern. Bildende Künste, Theater, Literatur, Musik, Gesellschaft, Parlamentarismus, Industrialisation — überall ist v. Boehn zu Hause. — So kommt aus klug zum Ausdruck gebrachtem Urteil über Land und Leute des französischen 19. Jahrhunderts ein Gesamtgemälde zustande, das wie ein Gobelin frischerer Farbe wirkt. Ist die dritte Republik in dem in bezug auf den Bilderschmuck ebenso abwechslungsreich gestalteten Werke, dem reizende Modetafeln und beißende Karikaturen Raffets, Daumiers und Léandres beigegeben sind, etwas zu kurz gekommen, so trägt daran die Schuld, daß dem modernen Kulturhistoriker seine geliebtesten Quellen, die Memoiren der Zeitgenossen, noch nicht so reichhaltig zur Verfügung standen, und daß er es sich wohl vorbehält, über das Elysée der Felix Faure und Poincaré und über den Justizpalast der Mesdames Steinheil und Caillaux später einmal Nachträgliches zu sagen.

Dr. Paul Fechter in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, 13. Februar 1919:

Vom Kaiserreich zur Republik. Diesen zeitgemäßen Titel führt ein Buch von *Max von Boehn,* das im Hyperionverlag in Berlin erschienen ist. Es ist aber nicht etwa aus schneller Betriebsamkeit und Ausnutzung der gegenwärtigen Revolutionskonjunktur entstanden, sondern lag bereits vor dem 9. November vor: es behandelt auch nicht die glorreiche deutsche Revolution, sondern die Etappen, die Frankreich brauchte, um zu seiner heutigen Lebensform zu gelangen. „Eine französische Kulturgeschichte des 19. Jahrhunders' lautet der Untertitel. Man weiß, wie Herr von Boehn, unseren Lesern aus manchem Aufsatz wohlbekannt, Geschichte betrachtet. Er kommt nicht mit der feierlichen Miene des politischen Historikers, noch mit der Ekstase des Romantikers; er sucht nicht geschichts-philosophisch die Entwicklungswege des Geistes, noch forscht er philologisch exakt die Archive auf Dokumente und Belege durch. Er steht dem bunten Wirrwarr der Vergangenheiten etwa im Sinne Theodor Fontanes gegenüber: ihn interessiert lediglich das Menschliche, das Einzelne, das sich aus dem Strom heraushebt und recht eigentlich erst sein Bild bestimmt. Er hat den Sinn für das Bezeichnende und damit für das Anekdotische. Er weiß, daß eine gute Anekdote unter Umständen über Art und Wesen einer Epoche mehr aussagt als ein ganzer Band. So geht er dem Anekdotischen im Zeitbilde nach, sucht das Besondere aus sich selbst Wichtige, Menschliches pointiert Bezeichnende und baut von diesem Material aus seine Darstellung. Er besitzt eine gründliche Kenntnis der Memoiren- und Briefliteratur, in der sich das Wesentliche der menschlichen Dinge noch immer am reinsten niederschlägt, und holt aus dieser Bibliothek des Lebens das jeweils Reizvollste. Man hat, wenn man eins seiner Bücher gelesen hat, ganz gleich, ob es von Mode oder Literatur, Tänzen oder Kriegsgeschichte handelt, das Gefühl, nicht in einem Werk über eine Zeit, sondern in dieser Zeit selbst geblättert zu haben — eben weil er in der Hauptsache die Menschen der jeweiligen Epoche sprechen läßt. Neben der Anekdote hat er den Reiz der Zahl begriffen. Nicht etwa, daß er gelehrte Statistik bringt; aber er weiß, wie witzig eine Zahlenangabe an der richtigen Stelle wirken kann, und arbeitet mit ihnen, wie mit den Pointen seiner Anekdoten. Man kann gründlicher, wissenschaftlicher, philosophischer vorgehen; *man wird die Materie kaum amüsanter und kurzweiliger behandeln können.* Neben dem Wort steht das Bild: Porträts, Modekupfer, Zeitbilder, Karikaturen mit Geschick und Geschmack gewählt und ausgezeichnet reproduziert, geben dem Reiz der Lektüre noch die unmittelbare Farbe der Anschauung. Der gleiche Instinkt, der die Anekdoten und Erlebnisse wählte und sprechen ließ, bewährt sich auch hier: die Geschichte wird in reizvolle Gegenwart zurückverwandelt. Vergangenheit wird im feinsten Sinne journalistisch behandelt, auf ihre lebendigen Gegenwartswerte hin. So blättert man in diesen 500 Seiten Kulturgeschichte mit der gleichen Spannung wie in einer Anthologie modernster Werte.



